Die Zukunft

Maximilian Harden

Digitized by Google

0902
999
Library of
Dei Sub Numine Viget
Princeton University.

49
ner 55
nant 70
-Ba u 74
er 77
. 83
mann 85
. 90
. 93

. 97
strup 101
Albert Moll 105
. 115
. 119
low 126
. 127
Nerese, Moeller-Bruck . 129
. 131
. 134

. 137
urlitt 144
. 165
. 171
. 173
ichel, Migerka, Stöcker 176
. 179
. 182

. 185
Der Utopist Rodbertus. Von Karl Jentsch 190
Die Kunst von heute und morgen. Von Hans Rosenhagen 197
Theateragenten. Von Hermann Nissen 205
Amerikanismus und Deutschthum. Von E. P. Evans 210
Selbstanzeigen. Von Steudall, Behnisch, Müller, Adelt, Jentsch . 214
Ein konservativer Sozialpolitiker. Von Paul Ernst 216
Gasindustrie. Von Pluto 221

Der zweite Kanzler 225
Vom Individuellen zum Sozialen. Von Ludwig Gumplowicz 233
Ketzereien gegen die moderne Frau. Von Lou Andreas-Salomé . . . 237
Der letzte Tag eines Verurtheilten. Von Enrico Ferri 240
Was ist Weltgeschichte? Von Hans F. Helmolt 250
Bismarck-Säulen. Vom Ausschuß der deutschen Studentenschaft . 258
3 oder 3½ Prozent? Von Pluto 259
Theater. Von M. H. 262

Fastenspeise 273
Der deutsch-böhmische Sprachenstreit. Von Karel Kramarz 280
Des Königs Ankus. Von Rudyard Kipling 290
Wissenschaft und Praxis. Von Julius Steinhügel 303
Die Saharet. Von Eugen Wolf 308
Selbstanzeigen. Von Evans, Rechert, Messer, Nerrlich, Bürck . . 313
Subskriptionfest. Von Pluto 316
Notizbuch 319

Digitized by Google

Der Präsident 321
Die soziale Bewegung in der Kulturwelt. Von Anton Menger 327
Die deutsche Schule in [illegible]lien. Von Franz Giesebrecht 329
Lippe und Koburg. Von [illegible]ay Pfizer 333
Selbstanzeige. Von Herm[illegible] Levi 337
Pathologie der jüdischen Volksseele. Von Philipp Frei 339
Die Perle. Von Antonio Fogazzaro 344
Die XI. Von Friedrich Fuchs 351
Ideale. Von Eduard von der Hellen 353
Le Père Peinard. Von Käthe Schirmacher 355
Waarenhausse. Von Pluto 358

Löbtau 361
Die Wechselbeziehungen der sozialen Gebilde. Von Ludwig Gumplowicz 366
Don Alonzo Ramirez. Von Eduard Douwes Dekker 371
Deutsche Literatur. Von Johannes Schlaf 374
Knehre. Von Emil Marriot 378
Südseebilder. Von Hans Blum 383
Selbstanzeigen. Von Bleibtreu, Schoenau, Leppmann, Julius Hart 387
Bankbilanzen. Von Pluto 392
Notizbuch 395

Lex Goethe 409
Künstlerehre und Reichstag. Von Cornelius Gurlitt 414
Napoleon. Von Maurice Maeterlinck 418
Lucian. Von Houston Stewart Chamberlain 426
Staat, Kulturkreis und Menschheit. Von Ludwig Gumplowicz . . . 434
Herr und Frau Sokrates. Von Kurt Grottewitz 439
Börsenwandlungen. Von Pluto 446
Theater. Von M. H. 449

Wie Bismarcks Buch entstand 457
Nietzsche und die Franzosen. Von Elisabeth Förster-Nietzsche . . . 462
Ein Tugendbold. Von G. von Beaulieu 472
Zarathustra. Von Michael Georg Conrad 475
Die Unterseeboote. Von Rogalla von Bieberstein 476
Jugendliche Verbrecher. Von W. D. Morrison 481
Selbstanzeigen. Von Philo vom Walde, Martens, Scholz, Meißner 485
Dunkle Werthe. Von Pluto 487
Notizbuch 490

Der Marquis de Sade. Von Albert Eulenburg 497
Konsumvereine. Von Paul Ernst 516
Von Kanffy zu Szell. Von Michael Arpad 524
Schwester Agathe. Von Jules Lemaitre 530
Ungarischer Bauernsozialismus. Von Eugen Heinrich Schmitt 534
Selbstanzeigen. Von Pauty, Krisowski, Reß, Bleibtreu, Walther . 537
Telephonirte Verträge. Von Pluto 540
Narrenstreiche 543

Digitized by Google

32101 019704350

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Sechsundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1899.

Digitized by Google

Inhalt.

1899? 29
Amerika, s. Deutschthum.
Amerikanismus und Deutschthum 210
Amt, das Arbeitstatistische, in Oesterreich 17
Anfänge moderner Kunst 144
Banffy, von, zu Szell 524
Bankbilanzen 392
Bauernsozialismus, ungarischer . 534
Bewegung, die soziale, in der Kulturwelt 327
Bismarcks Buch s. Wie.
Bismarck Posthumus 1
Bismarck-Säule, eine 127
Bismarck-Säulen 258
Börsenwandlungen 446
Brasilien, s. Schule.
Brief an Herrn Kröner, Inhaber der J. G. Cottaschen Verlagsbuchhandlung s. Notizbuch . 135
Bündniß, ein deutsch-dänisches . 101
Caprivi s. Kanzler s. a. Notizbuch 319.
Cook, John Mason s. Notizbuch 491.
Cyrano de Bergerac s. Theater 262
D. R. A.-G. 185
Delbrück, Professor s. Notizbuch 182, 395.
Deutschthum, das, in den Vereinigten Staaten 105
Die es thaten 126
3 oder $3^1/_2$ Prozent? 259
Drei Reiherfedern s. Theater . 270
Durst Christi, der 74
XI, die 351
Erlaß der Kaiserin-Wittwe von China s. Notizbuch 94.
Fastenspeise 273
Faure s. Präsident.
Festrede, eine 137
Finland s. Notizbuch 490.
Frau, die moderne s. Ketzereien.
Frauendichtung s. Männerurtheil.
Fuhrmann Henschel s. Theater 271
Gasindustrie 221
Geldpolitik 90
Gewitternacht s. Theater 271.
Goldbeck, Eduard s. Notizbuch 407
Goethe-Denkmal s. Lex Goethe.
Grobe Unfug-Paragraph, der s. Notizbuch 496.
Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts s. Lucian.
Hardens Fabeln s. Notizbuch 395
Hausse, à la 131
Heimathlosen, die s. Theater 455.
Ideale 353
Kanzler, der zweite 225
Ketzereien gegen die moderne Frau 237
Klub der Harmlosen 97
s. a. Notizbuch 496.
Koburg s. Lippe.
Königs, des, Aufgus 290
Konsumvereine 516
Kunst, die, von heute und morgen 197
Kunst, moderne s. Anfänge.
Kunstausstellung, s. XI.
Künstlerehre und Reichstag . . . 414
s. a. Notizbuch 491.
Labriola s. Sozialist.
Leute, die von Nieder-Oesterreich 77
Lex Goethe 409
Lieber, Dr. Ernst s. Notizbuch 494
Lippe und Koburg 333
Litauen, im russischen 171
Literatur, deutsche 374
Löbtau 361
Loubet s. Präsident.
Lucian 426
Lülüfü 49

(RECAP) 487785

Digitized by Google

Majestätbeleidigungprozesse s. Notizbuch 95.
Männerurtheil über Frauendichtung 26
Marianna 21
Mehring s. Notizbuch 395.
Meinung, öffentliche 83
Menzel, Adolf von s. Lülülü.
Militärvorlage, die 70
Modern-Dekorativ 85
Monaco, Fürst von s. Fastenspeise.
Monarchie, die s. Notizbuch 96.
Mozartische Opern s. Selbstanzeige 337.
Napoleon 418
Narrenstreiche 543
Nietzsche und die Franzosen . . 462
Notizbuch 93, 134, 182, 319, 395, 490
Ober-Bürgermeister s. Notizbuch 93; s. a. Fastenspeise.
Orientreise, s. Lülülü.
Pathologie der jüdischen Volksseele 339
Pauline s. Theater 449.
Père Peinard, le 355
Perle, die 344
Petschenegе, der 119
Phantasus 173
Plakatausstellung s. Modern-Dekorativ.
Podbielski, s. Fastenspeise.
Präsident, der 321
Ramirez, Don Alonzo 371
Ratzenhofer, Gustav s. Soziologie.
s. a. Vom Individuellen.
s. a. Wechselbeziehungen.
s. a. Staat.
Reichstag, der, s. Klub der Harmlosen, s. a. Künstlerehre.
Rodbertus, der Utopist 190
Rothschild, Alfred von s. Notizbuch 95.
Sade, der Marquis de 497
Saharet, die 308
Schule, die deutsche, in Brasilien 329
Schweizerpillen 179
Schwester Agathe 530
Selbstanzeigen 33, 129, 176, 214, 313, 337, 387, 485, 537
Sokrates, Herr und Frau . . . 439
Soziale Gebilde s. Wechselbeziehungen.
Soziales s. Vom Individuellen.
Sozialist, ein italienischer . . . 55
Sozialpolitiker, ein konservativer 216
Soziologie 165
Sprachenstreit, der deutsch-böhmische 280
Staat, Kulturkreis und Menschheit 434
Stadt, die schönste, der Welt . . 36
Subskriptionfest 316
Südseebilder 383
Tag, der letzte, eines Verurtheilten 240
Theater 262, 449
Theateragenten 205
Thiergarten s. Fastenspeise.
Thronrede s. Notizbuch 136.
Tugendbold, ein 472
Unehre 378
Unterseeboote, die 476
Verbrecher, jugendliche 481
Verträge, telephonirte 540
Vom Individuellen zum Sozialen 233
Waarenhausse 358
Wagner-Klatsch 115
Wechselbeziehungen, die, der sozialen Gebilde 366
Weisheimer, Wendelin, s. Wagner-Klatsch.
Weltgeschichte, was ist? 250
s. a. Notizbuch 407.
Werthe, dunkle 487
Wie Bismarcks Buch entstand . 457
Wissenschaft und Praxis 303
Zarathustra 475
Zurechnungfähigkeit, die verminderte 8

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Januar 1899.

Bismarck Posthumus.

Seiner Excellenz dem Herrn Grafen von Senk-Recht in Berlin.

Seit Ihrer Epistel aus dem sogenannten Heiligen Lande bin ich, lieber Graf, leider ohne jede Nachricht von Ihnen. Iugez de mon dépit. Was Sie mir damals über die ungünstige Wirkung der sonderbaren Pilgerfahrt auf das Befinden von J. M. andeuteten, hat mich tief betrübt. Heiter hat mich dagegen Ihre Schilderung in Sachen wider Lucanus und Senden gestimmt und ich hatte mich, namentlich nach dem verheißenden Schlußsatz Ihres Briefes, der angenehmen Hoffnung hingegeben, bald Näheres zu hören. Bedenken Sie gütigst, daß ich hier in Liliput, wohin ein aus mir immer noch undurchsichtigen Tiefen herwehender ungnädiger Wind mich verschlug, nicht viel besser als in der Ultima Thule lebe. Man erfährt buchstäblich nichts; meine berliner Bekannten habe ich, so weit sie den bei Hof Zugelassenen angehören, mit der Allerhöchsten Huld fast sämmtlich verloren und sogar die gedruckte öffentliche Meinung, aus der ein geschultes Diplomatennäschen manchmal Etwas wittern kann, geht mir mit arger Verspätung zu. Sie sind meine einzige Zuflucht und ich muß elend verschmachten, wenn Sie sich nicht herbeilassen, meinen Durst zu stillen. Was geht denn eigentlich vor? À la fin des fins scheint Ihre Cook-Expedition ja nicht gerade lustig verlaufen zu sein. Wohl trotz dem Türken allgemeine Enttäuschung und Depression? Sehr gern wüßte ich Einiges über den politischen Ertrag, falls überhaupt vorhanden. Es ist ein Jammer, von allen Quellen abgeschnitten zu sein, aus denen man früher ad libitum schlürfen durfte. Komme mir mitunter schon ganz kretinirt vor, beinahe reif für wichtigen Botschafterposten.

Digitized by Google

Scherz bei Seite: Sie dürfen mich nicht in der Wüste verdurften lassen. Ich bin froh, daß sich heute ein schicklicher Anlaß bietet, Ihnen zu schreiben. Weihnachten und Neujahr naht und ich will nicht zum ersten Male unter Ihren Gratulanten fehlen. Möge 99 Ihnen ... Aber Sie ersparen mir wohl die übliche Glückwunschformel. Sie kennen meine Gefühle nicht seit vorgestern. Und wissen deshalb auch, daß es nicht bloße Neugier ist, wenn ich frage: Was geht denn dort vor? Unheimlich still. Inzwischen müssen doch Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" herausgekommen sein. Ich hielt, offen gestanden, die Sache für Humbug und war zunächst starr vor Staunen, als das Gerücht bestätigt wurde. Habe natürlich sofort subskribirt, die Bände aber noch nicht erhalten und bin rasend gespannt. Bisher nur Bruchstücke, meist wohl apokryph, die kein rechtes Bild geben, und fabelhafte Zeitungschwätzereien. Ists wirklich wahr, daß der Alte eine Million als Honorar bekommen hat? Gewiß nicht zu viel, aber doch ein klotziger Posten Geld. Und wie ist die Wirkung im Kreise der Lieben und Getreuen? Nach Allem, was Sie mir über friedrichsruher Stimmungen im Laufe der letzten acht Jahre schrieben, denke ich mir den Effekt ungefähr so, wie wenn eine Raketenkiste — ipse dixit! — endlich geöffnet wird und der Inhalt nun losknallt. Ich wollt', ich wär' dabei gewesen, comme dit l'autre... Eine Leistung ists immerhin, mit sechsundsiebenzig Jahren und nach solchem Verbrauch aller Kräfte noch unter die Büchermacher zu gehen. Er konnte eben Alles, was er wollte. Aber ein bestimmtes Ziel muß ihn doch gelockt haben, sonst wäre mirs räthselhaft. Bitte: orientiren Sie mich so bald wie möglich über die Aufnahme. Am Ende ist es doch keine Kleinigkeit, wenn Einer von diesen Dimensionen, ehe er noch feierlich eingeurnt ist, die Hüllen sprengt und zu spuken beginnt, — Einer, der so viel weiß, so viel in der Nähe gesehen hat! Nützen kanns, schon als warnendes Beispiel, und ich wünschte, daß — bei aller Inkommensurabilität — auch Leo und Chlodwig Gedanken und Erinnerungen aus ihrer Kanzlerschaft vom Stapel ließen. Wir könnten was Schönes erleben; und sie brauchten dazu gar nicht erst noch töter zu werden.

Muß ich Ihnen ausdrücklich melden, daß hier nach wie vor nicht das Geringste passirt? Ich führe das Leben eines spartanisch Erzogenen bei den Phäaken. Müssiggang sans phrase, nicht einmal geschäftiger. Als neulich eine Anfrage wegen einer Operninszenirung kam, ertappte ich mich auf einer Regung frohen Stolzes. Doch eine Aufgabe! Daß man sich aber Jahre um die Ohren geschlagen und alles Erlernbare zu lernen versucht hat, um nun so zu enden, auf Redouten sich die Beine in den Leib zu stehen, über

Digitized by Google

einen nicht vorhandenen Handel alberne Berichte nach Hause zu schicken und beim Cercle der Majestäten Blödsinn zu schwatzen: hart ists und bleibts, auch wenn man sich zum Trost täglich sagt, wie gut es ist, aus der Schußlinie entfernt zu sein. Was macht denn das hochwohllöbliche A. A.? Holstein for ever oder neuester Kurs? Bülow wird ja jetzt riesig bekomplimentirt. Hielt ihn immer für tüchtig, aber mehr im Sinne seines Vaters, der „Heiligen Kraft", und bin erstaunt, ihn als Bismarck up to date gepriesen zu hören. Sie sehen, daß Sie mir manche Mittheilung schuldig sind. Ist die Sache mit Aribert denn ganz im Sande verlaufen? Ließ sich doch wie ein Riesenskandal an. Solche Sachen werden heutzutage wirklich sehr fein gefingert.

Empfehlen Sie mich Allen, die am Pariser Platz und bei Borchardt noch meiner gedenken, und legen Sie Frau Alix, der liebenswürdigen Gattin, meine Huldigung zu Füßen. Diese Redensart, die unser Ahnherr Polonius eine gemeine nennen würde, mag Ihnen zeigen, wie jammervoll hier die herrlichsten Intelligenzen verbauern, und Sie, Verehrtester, an die Freundespflicht mahnen, mir ein Bischen aus dem Schlamm zu helfen. Ich harre Ihres erleuchtenden Briefes und bin in alter Ergebenheit auch im neuen Jahr

Ihr armer Verbannter.

v. Yvetot,

nach Gottes und Marschalls unerforschlichem Rathschluß Gesandter allhier.

* * *

Sr. Hochwohlgeboren Herrn Freiherrn von Yvetot, Gesandten in Liliput.

Mit gewohnter Pünktlichkeit haben Sie, lieber Baron, sich mit Ihrem Glückwunsch zwischen den Jahresschlußfesten eingefunden. Ich danke Ihnen herzlich, auch in Alixens Namen, die mit mir Ihre guten Wünsche erwidert, und bitte Sie, mich wegen meiner Saumseligkeit als Berichterstatter entschuldigen zu wollen. Die leidige Reise unter dem Patronat Cooks und Abd ul Hamids, von deren üblen Folgen auch J. M., wie Sie mit Betrübniß hören werden, sich noch nicht erholt hat, lähmt bis heute meine Energie und macht mich so faul wie einen fetten Obereunuchen (sans comparaison du reste). Entgangen ist Ihnen übrigens nichts von Erheblichkeit. Wir liegen in leichtem Schlummer und lauschen mit halbem Ohr nur selig den holden Weisen, die von unserer Macht und Herrlichkeit Wunderdinge erzählen. Die Zeitungen haben wir (die paar noch ungeberdigen werden tracassirt, bis sie sich in die Zeit schicken), und da wir zufrieden sind, wenn jeder Morgen das gehörige Quantum Weihrauch bringt, kann die Geschichte noch eine hübsche Weile so weiter gehen. Bedenken Sie, wie lange der schwächere Staat Fried-

Digitized by Google

richs nach dem Tode des Königs noch von dem Prestige zehrte, ehe der große Bankbruch kam. Und wo ist heute ein korsischer Parvenu?

Diese Sätze schreibe ich am ersten neunundneunziger Tage, nach der Lecture der gedruckten Neujahrsbetrachtungen, in denen von solchem Pessimismus natürlich keine Spur zu finden ist. Eitel Wonne ringsum, trotzdem die üblen Symptome doch nur Stockblinden noch unsichtbar sein können. Habeant. Von dem Geschäft, die Menschen zu bessern und zu bekehren, habe ich mich längst zurückgezogen. Ohne Groll: was einem Bismarck in acht Jahren nicht gelang, könnte von uns Pygmäen nicht in Jahrzehnten besorgt werden. Die Dinge müssen sich ausleben. Als gestern die Silvesterglocken läuteten, dachte ich, noch bewegter als sonst: Gott schütze das Reich und den Kaiser! Amen.

Ad vocem Bismarck. Die Bücher werden inzwischen bei Ihnen angelangt sein und Sie werden selbst urtheilen. Eine Million Honorar? Unsinn. Ich kannte die Bedingungen seit 92. Bucher hatte die Sache auf fünf Bände taxirt, drei Memoiren und zwei Urkunden, Briefe und anderes Material, und die Firma Cotta hatte den Fürsten zu einem Vertrage bewogen, der für jeden Band hunderttausend Mark Honorar festsetzte. Daß unser Held nicht, wie es immer heißt, geldgierig war, geht daraus wohl deutlich hervor: er hätte mühelos das Dreifache haben können. Nun sind, nach Reklametrompetenstößen, die mir und manchem Anderen Uebelkeiten erregten, zwei Bände erschienen, an denen in Deutschland allein schon über zwei Millionen verdient sein sollen. Ein Absatz ohne Beispiel: kein Wunder nach dem Getöse und der Ueberschwemmung mit gelben Zetteln und Subskriptionlisten. Der Einband erreicht den Gipfel der Geschmacklosigkeit und auch sonst ist die Ausstattung kümmerlich. Im letzten Augenblick wandte der Verlag sich noch an Herbert mit dem Vorschlag, Alles in einen Band zu bringen. Nicht übel: dann wären laut Vertrag im Ganzen nur hunderttausend Mark zu zahlen gewesen. Der dritte Band soll, wie ich höre, fertig gedruckt sein. Er behandelt die Geschichte der Entlassung mit Allem, was drum und dran hängt, und giebt Charakteristiken und Portraits ohne Retouche. Vorläufig ist an Veröffentlichung also wohl noch nicht zu denken... Von der Spannung, mit der man hier, namentlich zwischen Linden, Lustgarten und Leipzigerstraße, der Sache entgegensah, können selbst Sie sich keinen Begriff machen. Unerhört, — trotz Büschchens Abwiegelungen, über deren Ursprung ich so meine eigenen Gedanken habe. Man hatte so ziemlich das Aeußerste erwartet, die letzten Geheimnisse des Allwissenden, dessen Rachsucht man für unersättlich hielt; besonders fürchteten Eingeweihte, ein Brief, den Kaiser Friedrich kurz vor seinem Tode

Digitized by Google

an den Kanzler schrieb, könne publici juris werden. . . Allmählich scheint Beruhigendes durchgesickert zu sein, denn die Mienen erhellten sich. Und nun muß man beinahe von einer Enttäuschung reden. Nur die Feinde von der Couleur Bamberger blasen mit vollen Backen Ruhm — der Löwe ist ja tot und kann ohne Schaden gelobt werden und „wir sind eben unparteiisch"—, während die Freunde Allerlei zu mäkeln und zu bekritteln haben. Es sei wenig Neues und fast gar nichts Pikantes; der Stil lasse an vielen Stellen zu wünschen übrig und der Reiz der Lectüre werde durch zahlreiche Wiederholungen gemindert; ein Royalist und kurbrandenburgischer Vasall hätte den alten Wilhelm nicht so rücksichtlos entkleiden dürfen; Augusta und die Konservativen kämen noch schlechter weg als in den „Glossen", die in der „Zukunft" damals so viel Aerger erregten. Und so weiter ohne Grazie in infinitum. Leider auch ohne jedes Verständniß für den Mann und sein Werk.

Sie kannten ihn und werden auch ohne Erläuterung sein schriftliches Vermächtniß zu würdigen wissen. Der Plan wuchs ursprünglich aus hygienischen Erwägungen hervor. Schweninger ist der eigentliche auctor. Er fürchtete, der an rastlose Thätigkeit gewöhnte Riese könne in der ländlichen Muße leiden, und suggerirte ihm den Gedanken, nach dem Beispiel Cäsars, Friedrichs und anderer Großen seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen. Er warb Bucher, spornte den allzu stillen Mann, der sich auch nach 90 immer noch als Geheimrath vor dem hohen Chef fühlte, und sprang, wenn es nöthig wurde, selbst in die Bresche. Sie wissen, wie leicht der Fürst auf ein Thema zu bringen war. Dann saß Bucher mit dem Bleistift bereit und stenographirte. Entdeckte er Irrthümer oder schien die Darstellung ihm nicht ganz exakt, so wurde nachgebohrt; war Lothar der Leise zu schüchtern oder lagerte Mißmuth auf dem Büchlein, dann ging Schweninger in die Höhle des Löwen und regte das Thema noch einmal an. Als Bucher ausgestöhnt hatte, trat der treffliche Chrysander beim Diktiren ein. Auf seinen Arzt deutete der Fürst, als er mir sagte: „Der will mich auf meine alten Tage noch zum Historiker machen, aber mir fehlt, außer Talent und Schulung, auch das nöthigste Handwerkszeug. Mein Büchervorrath ist hier auf dem Lande gering, ein großer Theil meiner Akten ist mir bei der Exmission nicht ausgehändigt worden, Leute, die ich nach Daten und Ziffern nachschlagen könnte, habe ich seit Buchers Tode auch nicht mehr, — und vor allen Dingen bin ich unlustig zu dem Geschäft. Wozu? Ich bin lange in der Lage gewesen, auf den Wegen der Vorsehung — oder wie Sie die Maschinerie sonst nennen wollen — die Geschichte mit in Gang zu bringen, und was ich da geleistet habe, unterliegt dem Urtheil meiner Landsleute;

Digitized by Google

auf das der Anderen lege ich keinen sehr hohen Werth. Aber schreiben, nach berüchtigtem Muster à la Beust der Herold meiner Thaten werden: dazu fehlt mir Lust und Applausbedürfniß." Trotz all diesen Hemmungen und Schwierigkeiten ist die Sache geworden. Und ich meine: wir können froh sein, daß wir sie haben. Blind bin ich nicht, wie Sie wissen, auch nicht zum Vergöttern geneigt. Man merkt, daß Manches aus einer fremden Feder stammt und erst bei der Korrektur einigermaßen individuell gefärbt wurde. Das Meiste ist diktirt; und der Diktirende spricht fast nie so persönlich wie der selbst Schreibende, — ganz abgesehen davon, daß man von einem Achtzigjährigen nicht mehr die ungetrübte Jugendfrische des Stils fordern darf. Einzelnes scheint auch mir veraltet. Die Zukunft der russischen Politik wird sich um das Bischen europäischen Südosten wohl blutwenig kümmern. Rußlands und Oesterreichs Interessen sind in den Balkanländern nicht mehr unvereinbar; und wir sehen jetzt, seit unserer hitzigen Türkenliebe, daß die Schwarzgelben viel mißtrauischer auf uns als auf die Moskowiter blicken, weil sie fürchten, wir könnten ihnen die Absatzgebiete wegschnappen. Aber was bedeuten diese nach der Krimkriegszeit schmeckenden Irrungen neben der Fülle der Anschauung und dem unvergleichlich reichen Reiz der Details? Das neue Lied von Wilhelm dem „Großen" wird allerdings kaum noch sangbar sein, wenn man vom glaubwürdigsten Zeugen erfahren hat, wie schwer es war, in den entscheidenden Stunden den König und Kaiser auf die richtige Seite zu drängen; wie entzückend liebenswürdig ist aber das Portrait des alten Herrn! Vieles wird in seiner letzten Absicht leider nur Denen ganz verständlich werden, die den Inhalt des Schlußbandes kennen; auf die Kontrastwirkung verstand sich der Einzige. In den ersten Bänden werden Sie auf die späteren tragischen Ereignisse nur hier und da eine Anspielung finden; wenn aber der dritte Streich einmal folgt: zittre, Byzanz!

So graziös und prachtvoll, wie ich ihn noch bis ins letzte Lebensjahr hinein sprechen hörte, ists freilich nicht geschrieben. Kindisch, an den Stil der Briefe an Malwine zu erinnern, als ob vierzig Jahre — und welche! — ein Pappenstiel wären. Immerhin möchte ich sehen, wer bei uns in den hohen Sphären noch so schreibt oder diktirt. Und wo er erregt war und es ihm wichtig genug schien, die seit Kullmann immer ein Bischen gelähmte Hand selbst zu rühren, da ists ganz groß und wunderbar packend. Schade, daß wir die Entlassungsgeschichte vorläufig noch nicht kriegen. Sie würden die Lippen lecken. Ein paar Portraits: zum Küssen. Aber wer weiß, was noch geschieht? Am Ende haben die Lieben und Getreuen zu früh aufgeathmet. Harry und Goltz sind famos geworden und Aehnliches könnte über Aehnliche

Digitized by Google

da oder dort noch transpiriren. Helle Wuth einſtweilen nur im engſten Cirkel und bei den ehemals Auguſtiſchen. Jedenfalls war es ein Schlag, wie ich noch keinen erlebt habe; man wird von dieſen mémoires d'outre tombe noch viel reden und allmählich auch die feinen Spitzen und Bosheiten merken, die unter der Oberfläche liegen. Es hat ſich eben wieder einmal gezeigt, was er war und wie er noch nach dem Tode ſtärker wirkt und die Schafe beſſer von den Böcken zu ſondern vermag als alles lebende Gelichter.

Im Uebrigen iſt aber, wie ich ſchon vorhin andeutete, gar nichts los. Sie fragen, was „vorgeht". Nichts, Theuerſter. Denn daß der alte Menzel den Schwarzen Adler hat — von wegen der Fritzenbilder — und daß wir künftig, ſtatt Lieutenant, Leutnant ſchreiben ſollen, wird Sie ſo wenig wie mich im Innerſten aufregen. Das vielfach erwartete Revirement iſt bisher ausgeblieben, Münſter und Hatzfeldt halten ſich noch im Sattel und auch die Oberpräſidenten wackeln erſt mehr oder minder leiſe. Aribertiade natürlich erſtickt. Dans quel monde vivez-vous donc, mon cher? Allens erſtunken, Majeſtät, hätte der Kroll-Engel geſagt. Sonſt Ruhe vor dem Sturm. Es ſieht, nach Bismarcks Wort, etwas unterköthig aus. In Oeſterreich offenbar Luſt zu Seitenſprüngen. Frankreich? Der Blödſinn unſerer Drehfuspreſſe kann dazu beitragen, einem Prätendenten oder Diktator zum Siege zu helfen, — ſo ungefähr das Schlimmſte, was uns paſſiren könnte. Daß Sie von „politiſchem Ertrag" der Pilgerfahrt ſprechen, zeigt mir: Sie ſind noch der alte Schäker. Ertrag! Reden wir überhaupt nicht mehr davon. Die Geſchichte hat genug böſes Blut gemacht. Auch verſtimmt manche ſonſt höfiſch Fromme das Aeugeln mit dem Centrum und ſeinen Patronen. Sie fragen nach dem hochwohllöblichen A. A. Ueber Bülow ſind wir Beide einig. Verherrlicht wurde ja ſogar der Herr aus Mannheim, den ſein im beſten Sinn geſchickter, aber auch in jedem Sinn bequemer Nachfolger doch um Haupteslänge überragt. Und im Uebrigen: Holſtein iſt Wirklicher Geheimer geworden. Das ſagt Alles, ſelbſt wenn er, wie Einzelne glauben, als Excellenz nun bald in die Verſenkung rutſcht. Ein Jammer, daß Bismarck es nicht mehr erlebte; vielleicht hätte er ihm ein halbes Blättchen gewidmet... Aber ich muß gen Potsdam und ſchließe. Bald mehr. Seien Sie froh, daß Sie weitab ſind.

In alter Herzlichkeit grüßt

Ihr ergebener

Chriſtian.

Digitized by Google

Die verminderte Zurechnungfähigkeit.

Unter diesen Namen bringen Juristen und Irrenärzte den Zustand, in dem ein Mensch weder geistig vollwerthig noch ganz unfähig ist, frei und vernünftig zu handeln. Man kann ihm seine Handlungen im gesetzlichen Sinne weder ganz noch gar nicht zurechnen. Da kleine Kinder für unzurechnungfähig gelten und da die Kindheit nicht plötzlich in Volljährigkeit übergeht, die vielmehr künstlich und willkürlich je nach den in verschiedenen Ländern geltenden verschiedenen Normen mit diesem oder jenem Lebensjahr gesetzlich beginnt, so ist es klar, daß zwischen Kindheit und Volljährigkeit ein allmählicher Uebergang unvollständiger Zurechnungfähigkeit vorhanden sein muß. Dies erkennen und berücksichtigen auch die meisten Gesetzgebungen.

Wenn trotzdem gewisse Autoren die verminderte Zurechnungfähigkeit nicht anerkennen wollen, so zeigt doch die einfachste Ueberlegung, daß sie vorhanden ist und ernsthaft nicht geleugnet werden kann.

Insbesondere die Geisteskrankheiten und ganz allgemein die geistigen Abnormitäten lassen die Frage nach gänzlich oder theilweise aufgehobener Zurechnungfähigkeit nicht umgehen. Ich schließe mich Denjenigen an, die allmähliche Uebergänge von der normalen bis zu der gänzlich zerrütteten geistigen Funktion nicht nur als hier oder dort vorhanden, sondern als ungemein häufig ansehen.

Das Publikum, das noch in völlig falschen Begriffen von der Geistesstörung überhaupt steckt, meint für gewöhnlich, Einer müsse konfus reden, um als geisteskrank gelten zu können. Die Rede bildet jedoch nur den geringsten Theil der geistigen Funktion. Irr urtheilen, irr fühlen, wollen und handeln: Das bedeutet ungleich mehr und greift tiefer in die sozialen Beziehungen ein als irr reden. Schlimm ist auch, daß man vielfach Geisteskrankheit und Internirung im Irrenhaus als unzertrennlich ansieht. Genau jedoch, wie es Zustände von leichtem oder von chronischem körperlichen Unwohlsein giebt, die den Uebergang zu eigentlichen Krankheiten des Körpers bilden — ich nenne leichte Verdauungbeschwerden, Benommenheit des Kopfes, leichte Blutarmuth, Fettleibigkeit und Dergleichen mehr —, giebt es auch leichte Abormitäten des Geistes, Funktionstörnngen, die noch nicht Geisteskrankheiten genannt werden können und dennoch von der Norm abweichen. Beispiele sind leicht hypochondrische Anlage, Neigung, das Leben zu schwer zu nehmen, vermehrte Impulsivität des Handelns, herabgesetzte Willensstärke, gefälschtes Urtheilsvermögen, Jähzorn, übergroße Empfindlichkeit und Argwohn, ethische Defekte, hochgradige

Digitized by Google

Beschränktheit, krankhafter Geiz, unwiderstehlicher Hang zur Lüge und zum Schwindel, äffische Eitelkeit, Selbstüberschätzung; ferner auch zeitweilig auftretende wunderliche Launen, Perioden übermäßiger Heiterkeit abwechselnd mit Traurigkeit, excentrische Verliebtheit, Grillen verschiedener Art, hysterische Zufälle u. s. w. Der moderne Ausdruck Neurastheuie bezeichnet ein konfus zusammengewürfeltes Sammelsurium solcher abnormen Zustände des Gehirnes. Alle bilden Uebergänge von der Gesundheit zu schweren Störungen.

Wie man sieht, giebt es zwei große Gruppen solcher Zustände: zuvörderst diejenigen, die erworben werden, d. h. ein bisher ungestörtes Hirnleben plötzlich oder allmählich in leichter Weise affiziren, sodann diejenigen, die angeboren sind, auf erblicher Grundlage beruhen, sich als sogenannter Charakter oder als Temperament entwickeln und als Bestandtheile der Persönlichkeit, des Ichs, angesehen werden können. Diese Charakterabnormitäten, Charakterkrankheiten, auch konstitutionelle Psychopathien oder psychopathische Minderwerthigkeiten (Koch) genannt, spielen entschieden die wichtigere Rolle. So Geartete sind in ihrem Thun und Treiben einem diesen Symptomen entsprechenden Zwang unterworfen, der ihre Handlungfreiheit und demnach ihre Zurechnungfähigkeit mehr oder weniger, bald in dieser, bald in jener Richtung beeinträchtigt: sie sind also bald mehr, bald minder unzurechnungfähig. Dies wird auch Jeder einsehen, der sie längere Zeit ruhig zu beobachten Gelegenheit hat. Man übt ihnen gegenüber instinktiv eine gewisse Nachsicht; denn man fühlt und erfährt, daß sie vorübergehend dem Zwang ihrer Abnormitäten oder Schwächen gehorchen müssen. Doch wer ist ohne Schwäche? Wo ist die feste Grenze zwischen diesen Zuständen und der nur in der Theorie vorhandenen absoluten Normalität?

Billiger Sarkasmus und abgedroschene Witze über den Psychiater, der „alle Menschen für verrückt erklären will", verfangen und nützen nicht. Im Gegentheil: der Spieß kann umgewandt und Denjenigen borurte Urtheilsschwäche vorgeworfen werden, die nicht einsehen wollen, daß der Nachweis vorhandener Uebergänge oder Zwischenstufen zwischen verschiedenen Dingen gerade die Identifizirung jener Dinge ausschließt. Auffälliger Weise beruht das arge Mißverstehen des psychiatrischen Standpunktes durch die Laien mit allen unseligen Konsequenzen, die es zeitigt, einzig und allein auf der einen groben Verwechselung. Weil wir den Nachweis liefern, daß es zwischen einem gesunden und einem ganz verfaulten Apfel verschiedene Zustände der Fäulniß, ja sogar ganz winzige, kaum sichtbarlich hervortretende Schadhaftigkeiten giebt, die kaum die Schale perforiren, behandelt man uns, als ob wir alle Aepfel für faul hielten.

Ja: das Menschenhirn ist ein äußerst subtil gebautes und kompliziertes Organ; es wird in diesen Eigenschaften durch nichts auf Erden über-

Digitized by Google

troffen. Aber Dem entspricht auch seine Gebrechlichkeit; und seine Variabilität unterwirft es den verschiedensten, verwickeltsten Normabweichungen und Schädigungen. Dies sollte man vor Allem begreifen, dann würde man schonender mit dem edlen Instrument verfahren, das wir heute von der ersten Jugenderziehung an mit marternder Pedanterie ermüden, später beliebig mit Arbeitlasten mißhandeln und obendrein systematisch durch den Alkohol und andere Gehirngifte verderben. Legt dann der Einsichtigere die Sonde an die Wunde und schlägt Abhilfen vor, so gilt er heutzutage noch als ein unpraktischer Utopist oder gar als gemeingefährlicher Prinzipienreiter.

Diese kurze Betrachtung genügt, um zu zeigen, wie dringend eine Reform der gangbaren Begriffe über geistige Anomalie und Zurechnungfähigkeit ist. Die veralteten Vorstellungen, an deren Nachwirkungen wir leiden, sind metaphysischen Ursprunges. Den stärksten und deutlichsten Thatsachen der Empirie zum Trotz, theils getäuscht durch die Illusion des naiven Selbstbewußtseins, theils durch feststehende religiöse Dogmen eingeengt, ersann man eine absolute Freiheit des menschlichen Willens. Freilich gab es Fälle — jüngstes Kindesalter, schwere Geisteskrankheit —, wo die grobe Gebundenheit des Willens zu stark in die Augen sprang, als daß nicht selbst das verblendetste Vorurtheil zu Hilfserklärungen hätte greifen müssen. Die Anspruchlosesten begnügten sich für die Geisteskranken mit Teufel- und Hexenspuk: daher Hexenprozesse und Exorzisationen. Die Klügeren nahmen an, daß der Wille zwar an sich frei sei, sich aber nur durch das Mittel eines gesunden und ganz entwickelten Gehirnes frei kund zu geben vermöge. Er könne da her „umnebelt" sein und durch Krankheiten an seinen Normaläußerungen gehindert werden. Wie man sich nun diesen im Schädel eingekerkerten, von der Geistesstörung vorübergehend unterjochten und doch an sich freien Willen vorstellen kann, muß ich Denen überlassen, die derartige Vorstellungen mit unserer heutigen Kenntniß des Gehirnes als Seelenorganes logisch zusammenzufügen im Stande sind: ich begnüge mich, zu konstatiren, daß damit logischer Weise kein rechter Platz für eine verminderte Zurechnungfähigkeit vorhanden ist. Denn das Eine oder das Andere; entweder kann sich der absolut freie und verantwortliche Wille ganz frei kund geben, dann ist der Willensträger zurechnungfähig; oder der Wille ist irgendwie daran gehindert, dann ist der Willensträger unfrei und ihm darf bei festgehaltener Hypothese der absoluten Freiheit nichts mehr zugerechnet werden.

Bevor ich meine eigene Ansicht entwickele, will ich noch weitere Vorfragen berühren.

Die Irrenanstalt ist nicht da, um alle Menschen einzusperren, die geistig abnorm sind. Das kann nicht laut und oft genug gesagt werden. Ihre Aufgabe ist dreifach:

Digitized by Google

1. Geisteskranke zu pflegen und, wenn möglich, zu heilen; Spezialaufgaben für leichtere Fälle werden von den Trinkerheilanstalten und Sanatorien für sogenannte Nervenkranke übernommen,

2. Geisteskranke vor Gefahren und Schädigungen zu schützen, die ihnen selbst durch ihre Krankheit drohen,

3. die Gesellschaft vor den gemeingefährlichen oder gemeinschädlichen Ausschreitungen der Geisteskranken zu bewahren (Gemeingefährlichkeit oder Gemeinschädlichkeit).

Nur da, wo eine oder mehrere dieser Voraussetzungen gegeben sind, gehören Geisteskranke in Anstalten. Meistens müssen sie zwangsweise internirt werden, eben weil sie willenskrank und einsichtlos sind. Selbstverständlich müssen gesetzliche Vorschriften und sachkundige Ausführungbehörden den Zeitpunkt des Einschreitens feststellen und kontroliren. In der ersten Kategorie giebt es noch manche Einsichtige, die freiwillig offene Sanatorien, gelegentlich auch geschlossene Anstalten aufsuchen. Doch ist die Grenze äußerst schwer zu ziehen und jeder einzelne Fall an sich zu prüfen. Eine sehr große Zahl leichter und auch schwerer Geisteskranker oder geistig Abnormer braucht aber keine eigentliche Behandlung; für sie genügt geringe Aufsicht und bloße Einschränkung der persönlichen Freiheit (Vormundschaft, Familienaufsicht u. Dgl.) Endlich giebt es eine gewaltige — ja, es ist die weitaus größte — Zahl leichterer geistig Abnormer, die zwar ein wissenschaftliches oder allgemein soziales Interesse bieten mögen, aber weder Behandlung noch Aufsicht oder Einschränkung nöthig haben.

Ich komme zum juristischen Begriff. der Geistesstörung. Bis heute noch stecken die Legaldefinitionen der Zurechnungfähigkeit ganz in der Zwangsjacke der alten Metaphysik: .... „derart geistig gestört, daß er die zur Erkenntniß der Strafbarkeit der That erforderliche Urtheilskraft nicht besaß" oder .... „zur Zeit der Begehung der Handlung in einem Zustande krankhafter Störung der Geisteshätigkeit, durch den seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war" u. Dgl.; ähnlich für die civilrechtliche Handlungfähigkeit. Alle solche Definitionen des heutigen Rechtes setzen die — nicht existirende — freie Willensbestimmung voraus und führen mehr oder weniger rein zur Vergeltungstrafe.

Unter solchen Umständen kann ein Kompromiß, durch das man, der Macht der Thatsachen nachgebend, eine verminderte Zurechnungfähigkeit zugesteht, juristisch nur dazu führen, sie durch den Begriff der mildernden Umstände praktisch zur Geltung zu bringen. Wenn der Wille nur halb frei ist, wenn er nur mit einem Fuß aus seinem Käfig heraus kann, dann muß man anständiger Weise seine Verfehlungen milder behandeln.

Nun zeigt sich aber hier an der Hand der Wirklichkeit die ganze Trag-

Digitized by Google

weite des Irrthumes, den ich rüge. Die Geisteskranken, die so schwer gestört sind, daß sie ganz und gar toll reden und handeln, sind eben nicht die gefährlichsten. Manche sind sogar so harmlos, daß sie ohne Gefahr frei herumlaufen könnten. Umgekehrt können gewisse scheinbar oder wirklich leichter Gestörte furchtbares Unglück über sich und Andere, Familie und Gesellschaft bringen. Ich erinnere nur an die ethisch Unzulänglichen, an gewisse geistig-geschlechtlich Perverse wie Sadisten (Lustmord und Lustmißhandlungtrieb), Exhibitionisten und konträr Sexuale; an die pathologischen Schwindler, gewisse Erscheinungen der Hysterie, des Querulantenthumes, der pathologischen Impulsivität (Anarchismus) und Dergleichen mehr.

Hat man nun einen erheblichen Grad der Anomalie festgestellt und straft man deshalb milder, d. h. sperrt man den Verurtheilten auf kürzere Dauer ein: was wird damit erreicht? Gerade diese Gruppe, die durch ihre Abnormitäten stark gebunden und meistens schlau berechnend ist, wird von Unerfahrenen nicht als geisteskrank erkannt und ist äußerst gefährlich. Außerdem vermag die Strafe an der krankhaften Disposition nichts zu ändern und kann weder belehren noch bessern; sobald der Verurtheilte freigelassen ist, nimmt er in den meisten Fällen seine unterbrochene Verbrecherlaufbahn wieder auf.

Und nun kürzt man die Strafe ab, damit der Schädiger möglichst bald wieder auf die Gesellschaft losgelassen ist. Das ist eine zu befremdliche Konsequenz der Theorie vom freien Willen, als daß man nicht mit kleinen Auskunftmittelchen darüber hinwegzukommen versuchte. Ist der Kerl gar zu schlimm, dann versetzt man ihn administrativ, je nach dem Fall, in eine Korrektion- oder Irrenanstalt. Gut! Wenn aber dadurch doch seine Gebundenheit und Unzurechnungfähigkeit stillschweigend anerkannt wird, — wo steckt die Logik der kürzeren gerichtlichen Strafe? Weshalb kurz strafen, um dann zu versorgen? Warum nicht gleich eine passende Versorgung oder Kur als Strafe anwenden?

Trotzdem liegt darin ein halber Fortschritt. Der Respekt vor der scheinbar noch immer Herrscherrecht übenden Hypothese ist eben trotz allem Fortschreiten der Erkenntniß bei den fern Stehenden noch so stark, daß ein Bischen Zurechnungfähigkeit und freier Wille vor Gericht so leicht nicht fehlen dürfen; deshalb eine geringere Strafe und erst dann die eigentliche Versorgung.

Ja! Seien wir offen: der hergebrachte Begriff der Zurechnungfähigkeit beruht so vollständig auf demjenigen der Willensfreiheit, daß er mit ihm steht und fällt. Sind die menschlichen Handlungen, nicht nur solche der Kinder und der geistig Abnormen, sondern auch die der Gesunden, an den Zustand unserer Gehirnthätigkeit gebunden, durch sie bestimmt und bedingt, dann muß auch der alte Begriff der Willensfreiheit fallen. Das gilt ohne Unterschied zwischen Gesunden und Kranken.

Digitized by Google

Ist Das nun etwa eine Ungeheuerlichkeit, ein paradoxes Hirngespinnst oder drückt es nur freimüthig aus, was die meisten besonnenen Menschen fühlen und wissen, sich aber auszusprechen scheuen?

Der vulgäre gesunde Menschenverstand wird zwar stets von Neuem den alten, hundertfach widerlegten Einwand erheben: Ich fühle mich ja frei, so oder anders zu handeln, zu liegen oder zu stehen, nach meinem Belieben rechts oder links zu gehen, morgen Dies oder Das zu thun, die Wahrheit zu reden oder zu entstellen. Sagen wir ihm, daß auch der Geisteskranke sich frei wähnt, und zeigen wir ihm mit Spinoza, daß die Illusion des freien Willens nur auf der Unkenntniß der Motive unserer Handlungen beruht, so ist er damit doch nicht zufrieden; denn er bemerkt zwar den Zwang, unter dem der Geisteskranke handelt, nicht aber das verborgene Spiel der in den Tiefen seines eigenen unterbewußten Hirnlebens waltenden Kräfte, die, ohne daß er es merkt, ohne daß er sich darüber „Rechenschaft" giebt und geben kann, ohne daß er Dessen „bewußt" wird, den feinsten Ausschlag der Wagschale seiner scheinbar freien Willensentscheidungen geben. Leise und verborgen, tausendfach sich bindend und lösend im Kampf ihrer unzähligen antagonistisch einander entgegen wirkenden Kräfte, walten jene kleinen und kleinsten Motoren in den Millionen zartester Zellen und Fäserchen des Gehirnes, ohne daß jemals etwas Anderes als die grobe Synthese oder konzentrirte Resultante ihrer Thätigkeiten in unser Bewußtsein dringt. Und diese Resultanten oder Synthesen dünken uns frei, weil wir ihre Komponenten, d. h. die verborgenen Theilkräfte, aus denen sie entstehen, nicht kennen. Wir nennen sie unseren Willen.

Doch ist noch ein Punkt unklar, dem ich näher treten will. Wie kommt es, daß wir gewisse centrale Nerventhätigkeiten ohne Weiteres als gebunden, unfrei empfinden und deshalb als triebartig, thierisch bezeichnen, wie den Hunger, den Geschlechtstrieb, Schreckbewegungen und unbewußte Gewohnheiten?

Man muß freilich wissen, daß es zwei Formen der centralen Nerventhätigkeit giebt. Die eine ist durch langsame Wiederholungen im Individuum als Gewohnheit oder durch Generationen hindurch (selektorisch oder sonstwie) als Instinkt systemartig koordinirt und fixirt, wie man sagt: „automatisirt". Diese Art von Thätigkeiten oder „Automatismen", aus Komplikationen ihrer elementarsten Form, des einfachen Reflexes, entstanden, erfolgt unfehlbar sicher und gesetzmäßig auf den sie auslösenden Reiz, und zwar immer in der selben oder fast der selben Weise. Die Nervenbahnen, die ihr dienen, sind, so zu sagen, durch sie und für sie abgeschliffen wie die Schienen einer Eisenbahn. Sie erfolgt ohne jede Anstrengung, weil die antagonistischen Kräfte im Gehirn durch die vielen Wiederholungen besiegt und beseitigt sind. Wie wenig Kraft und Nervenelemente (Neuronen) für sie nöthig sind,

Digitized by Google

kehrt die vergleichende Anatomie und Physiologie des Gehirnes der Thiere. Dann giebt es jene andere Thätigkeit der Nervenelemente, die man die plastische nennen kann. Diese ist umgekehrt stets eine frische, neue, aktuelle; sie bricht neue Bahnen an. Da sie langsamer, schwerfälliger, zweifelnd, nur mit Anstrengung vor sich geht, erfordert sie zu intensiveren Leistungen eine Konzentration der Hirnkräfte, die „Aufmerksamkeit", deren wir uns stets bewußt werden. Diese Thätigkeit ist die Resultante des Kampfes antagonistischer stärkerer Kräftekomponenten, entweder äußerlicher, durch die Sinnesthüren hereinbrechender oder innerlicher, innerer Vorstellungen, Erinnerungbilder, — oder meistens beider zusammen.

Die Resultanten jener letzten plastischen Thätigkeit erscheinen uns als freier Wille. Und doch läßt sich das Schalten und Walten beider Thätigkeiten in unserer Seele nicht trennen; denn wie sie in unserem Gehirn vereinigt sind, wirken sie auch auf einander zurück. Ferner giebt es allerlei Zwischenglieder oder Uebergänge zwischen Automatismus und plastischer Thätigkeit oder „freiem Willen", wie ich schon 1874 in meinen „Fourmis de la Suisse", auf Seite 125 bis 134, zu zeigen versuchte. Während z. B. die Herzthätigkeit ganz automatisch regulirt erscheint, die Athmung schon vielfach von „Willensimpulsen" gestört oder geändert werden kann, finden wir selbst Instinkte und Triebe, die sehr variabel sind und bei denen die plastische Thätigkeit beständig interferirt. Ich nenne nur alle Nuancen des Geschlechtstriebes. Die Gewohnheiten oder „sekundären Automatismen" geben die besten Beispiele von Uebergängen. Wo fängt beim Schreiben, Lesen, Klavierspiel, Rechnen, Reden und Diskutiren, sich An- und Ausziehen, Spazierengehen, Essen u. s. w. der Automatismus der Gewohnheit an, wo hört der plastische „freie Wille" auf? Diese Frage stellen, heißt, sie beantworten.

Daraus ergiebt sich etwas sehr Bedeutsames, nämlich: daß, wie von der einen Seite die plastischen, scheinbar freien Willensthätigkeiten durch beständige Wiederholung allmählich in Automatismen unter der Schwelle des Bewußtwerdens überzugehen geneigt sind, so auch von der anderen Seite die automatischen fortwährend unter der Schwelle des Bewußtseins unsere Willensentscheidungen beeinflussen. Wir haben nur das dumpfe Gefühl der inneren Anstrengung des durchkämpften Kräftewiderspieles, das wir als Freiheitgefühl empfinden. Wenn dagegen eine fertige, automatische Thätigkeit, stets sich gleichbleibend und dem altgewohnten Reize folgend, mechanisch und mühelos in uns selbst oder in Anderen hervortritt, dann deuten wir sie durch die Kontrastwirkung und die von dieser bestimmte Ueberlegung als „unfrei", als „bedingt", als „zwangsmäßig". Diese Taxation wird noch dadurch besonders erleichtert, daß jeder Versuch, dem Gang des Automatismus plastisch entgegenzutreten, von starker Anstrengung und nicht selten von Miß-

Digitized by Google

erfolgen begleitet ist, weil die abgeschliffenen Gleise dem Automatismus von übergroßem Vortheil sind. Auch stellt er sich mit ursprünglicher Macht und Koordination wieder ein, sobald die antagonistische plastische Konstellation aufhört, entgegenzuwirken, während antagonistische plastische Kräfte sich nach der Anstrengung zum größten Theil wieder auflösen. Kurz, es sind diverse Kontraste, die uns zu dem subjektiv-illusionistisch bedingten Fehlschluß geführt haben, als ob es in uns zwei grundverschiedene Dinge gäbe, eine freie Seele mit „freiem Willen“ und einen thierisch mechanischen (automatischen) Instinkt.

Dies führt zu einem Resultat, das sehr einfach ist und eine brauchbare, praktische, jeder metaphysischen Spekulation entzogene Definition des menschlichen Willens bietet.

Das Gefühl der Freiheit entspricht, wie man sieht, dem Grade der „Anpassungfähigkeit“ oder „Plastizität“ unserer Willensentscheidungen oder Impulse. Daraus folgt, daß diese Freiheit zwar relativ und abgestuft ist, aber eine durchaus reale Grundlage besitzt. Sie darf nur nicht mißdeutet und metaphysisch-absolut umgestempelt werden.

Unser Wille ist um so freier, je feiner, komplizirter und adäquater er allen unvorhergesehenen Umständen, vor Allem den anderen Menschen, sich anzupassen im Stande ist.

Der Zorn macht unfrei, weil er die Anpaßbarkeit stört. Der freieste Mensch ist Derjenige, der körperlich und geistig (d. h. sinnlich und abstrakt) sich an alle Verhältnisse und alle Menschen leicht anzupassen im Stande ist, der den Strapazen und der Ruhe, dem Glück und dem Unglück, gemeinen Verfolgungen, Unrecht und Entbehrungen wie hoher Gunst, äußeren Ehren und Reichthümern, mit Gleichmuth sich anpassen kann, der sportmäßig sein Gehirn in beständiger plastischer Thätigkeit zu üben versteht und der progressiven Automatisirung möglichst entgeht. Was man Willensstärke nennt, ist eben der gewaltige Trieb zu jener plastischen Thätigkeit im Allgemeinen und spezieller zu derjenigen des gut angepaßten Handelns und der Unterdrückung der instinktiven Gefühle und Triebe. Ueberall finden wir da hereditäre Anlagen mit deren Uebung im Leben kombinirt. Auch ein vortrefflich beanlagter Wille kann erlahmen, wenn die Umstände des Lebens ihn daran hindern, seine Thätigkeit zu entfalten, und umgekehrt wächst der Mensch mit der Situation. Die menschliche Willensfreiheit muß also wissenschaftlich und sollte daher auch juristisch mit dem Wort „adäquate Anpassungfähigkeit“ übersetzt werden. Dann schwinden alle Schwierigkeiten der verminderten Zurechnungfähigkeit von selbst und ergeben sich folgende Definitionen für geistig Abnorme:

1. Unzurechnungfähig im juristischen Sinn ist Derjenige, der in Folge erheblicher, erworbener oder angeborener, geistiger Krankheit oder Abnormität nicht im Stande ist, sich selbst zu leiten oder die Rechte Anderer zu achten.

Digitized by Google

2. Vermindert unzurechnungfähig ist Derjenige, der in Folge erworbener oder angeborener leichterer geistiger Abnormitäten oder Krankheiten nur unvollständig im Stande ist, sich selbst zu leiten oder die Rechte Anderer zu achten.

So geht man den metaphysischen Hypothesen aus dem Wege und bleibt auf praktischem Boden (Siehe Zeitschrift für Schweizer Strafrecht, 1893, Seite 319, wo ich diese Definitionen als Grundlage eines schweizerischen Irrengesetzes vorschlug, das leider dem föderalistischen Geiste unterlegen ist). Die Verschiedenheiten der Unfreiheit des Kindes und der geistig Gestörten erklären sich einfach. Das Kind ist naturgemäß von seinen Eltern oder Ernährern abhängig, so lange sein Gehirn noch nicht genug entwickelt ist, um allen Verhältnissen der Welt selbständig adäquat angepaßt zu sein. Beim geistig Gestörten wirken hereditäre Gebrechen des Gehirnes oder erworbene Krankheiten oder auch Gehirngifte und stören seine Reaktion. Diese wird inadäquat, verrennt sich in Zwangsbahnen und beeinträchtigt bald mehr und bald weniger die Freiheit, d. h. die Fähigkeit adäquater Anpassung. Die Strafe gestaltet sich in diesem Lichte beim Verbrecher wie beim Kinde zum Schutzmittel der Gesellschaft und zur Korrektur des Fehlgehenden. Sie wird sicher dienlicher, schützender, mehr vorbeugend für die Gesellschaft, milder, humaner für den Verurtheilten werden. Dahin gehen auch die Bestrebungen aller neueren Kriminalisten, zumal der „Internationalen Kriminalistischen Vereinigung".

Durch das Gesagte ist weder für noch gegen eine metaphysische Freiheit irgend ein Präjudiz geschaffen. Dunkel wie von je her steht vor uns die große metaphysische Frage nach dem Wesen Gottes, nach der Ursache des Weltalls, seinem Zweck und seinem Ende. Regt sich in den Kräften der Natur, deren komplizirtester Ausdruck auf Erden zweifellos das lebende menschliche Gehirn, die menschliche Seele, ist, ein Etwas, das man Freiheit nennen kann? So Etwas wie der „Wille" in Schopenhauers Sinne? Das heißt: Steht hinter den einander bedingenden und von einander bedingten sogenannten Naturkräften und Naturgesetzen, steht hinter der „Mechanik" der Welt etwas „Nichtbedingtes", „Nichtmechanisches"? Sind die Perturbationen und Abweichungen der Naturgesetze Ausdrücke dieses „Etwas"? ... Das sind Fragen, die man stellen, aber nicht beantworten kann. Und wir haben kein Recht, die Beurtheilung menschlicher Handlungen, das Straf- und Civilrecht nach Hypothesen zu gestalten. Der sichere Fortschritt unserer Erkenntniß im Bereich des Erkennbaren muß allein entscheiden; und da bleibt nichts übrig als: das Bedingtsein unseres menschlichen Willens, mit allen seinen Folgen, anzuerkennen und danach zu handeln.

Chigny. Professor Dr. August Forel.

Digitized by Google

Das Arbeitstatistische Amt in Oesterreich.

Die Vorgeschichte des Arbeitstatistischen Amtes in Oesterreich ist einstweilen noch inhaltreicher als seine Geschichte, denn die Idee der Errichtung eines solchen Amtes geht auf Jahre zurück, während es selbst, am ersten Oktober 1898 eröffnet, nur auf eine Thätigkeit von wenigen Wochen zurückblicken kann.

Schon 1892 hatte der Abgeordnete Neurwirth einen von zahlreichen Parteigenossen mitunterzeichneten Antrag eingebracht, der die Gründung eines Arbeitstatistischen Amtes bezweckte. 1894 — unter dem Koalitionministerium — machte die Angelegenheit einen bedeutenden Schritt vorwärts, da im Abgeordnetenhause eine Regirungvorlage über diesen Gegenstand eintraf. Vom Antrage Neurwirth hatte diese Vorlage die Idee übernommen, das Amt für Arbeitstatistik dem Handelsministerium anzugliedern; damit verband aber der Entwurf die ausdrückliche Beschränkung der Thätigkeit des Amtes auf die in das Ressort des Handelsministeriums fallenden Erwerbszweige, — damals Gewerbe, Handel, Verkehrswesen.

Nicht der Gedanke der Errichtung eines Arbeitstatistischen Amtes, wohl aber diese Beschränkung seines Wirkungskreises stieß sowohl innerhalb wie außerhalb des Parlamentes auf lebhaften Widerspruch: in den Kreisen der Industriellen klagte man darüber, daß wieder einmal eine einseitig gegen sie gerichtete Sozialpolitik getrieben werden solle, und auch sonst fehlte es nicht an Stimmen, die die Beiseiteschiebung von Landwirthschaft und Bergbau rügten. Die Regirung trug diesen Wünschen Rechnung und modifizirte bei den Verhandlungen des Gewerbe-Ausschusses, dem das Abgeordnetenhaus die Vorlage zugewiesen hatte, ihren Entwurf durch Ausdehnung der Arbeitstatistik auf alle Erwerbszweige, wie sie sich auch manchen anderen Anregungen nicht verschloß, die der an Stelle des verstorbenen Neurwirth zum Referenten des Ausschusses gewählte, in der nationalökonomischen Literatur namentlich durch sein Werk über die englischen Arbeiterverbände bekannte Abgeordnete Dr. Baernreither gegeben hatte. Dennoch gelangten die Verhandlungen bis zum Sessionschluß nicht zum Ende.

Als nun Dr. Baernreither im Frühjahr 98 das Handelsportefeuille übernahm, gab man sich allgemein der Erwartung hin, daß Etwas für die Arbeitstatistik geschehen werde. In der That erschien eine neue Regirungvorlage, die sich dem früheren modifizirten Regirungentwurf anschloß. Dieser

Digitized by Google

beließ in einer Art Kompromiß zwischen den betheiligten Ressorts das Arbeitstatistische Amt trotz seinem allgemeinen Wirkungskreise im Handelsministerium, setzte dafür aber eine gewisse Einflußnahme der anderen Ministerien bei den ihr Verwaltungsgebiet berührenden Erhebungen fest. Die Verhältnisse im Parlament verhinderten jedoch die Behandlung der neuen Vorlage; sie erlosch mit dem Sessionschluß im Sommer.

Die politische Situation war nicht so, daß man in der kommenden Session bei einer Wiedereinbringung bald ein besseres Resultat erwarten konnte. Außerdem war die Errichtung eines Industrie- und Landwirthschaftrathes beschlossen worden, der der Regirung in Zukunft als berathendes Organ für fachliche Fragen zur Seite stehen sollte; um so dringlicher erschien es nun, auch den mit dem Projekte eines Arbeitstatistischen Amtes in Verbindung gebrachten Arbeitbeirath ins Leben zu rufen, der, im Unterschiede von dem ersten Beirathe neben Unternehmern auch mit Arbeitern besetzt, die sozialpolitische Seite der Tagesfragen zur Geltung bringen könnte. Unter diesen Umständen blieb nichts Anderes übrig als der administrative Weg und in der That verkündete die ministerielle Kundmachung vom fünfundzwanzigsten Juli 1898 auf Grund kaiserlicher Entschließung die Errichtung des Arbeitstatistischen Amtes sammt Arbeitbeirath. Da es sich hierbei aber um einen Akt der Verordnungsgewalt, nicht der Gesetzgebung handelte, war es unmöglich, das neue Amt mit den ihm früher zugedachten Rechten — wie Auskunftpflicht des Publikums, Kontrolrechten u. s. w. — auszustatten; diese Lücke in der Organisation — nach Gelegenheit der parlamentarischen Verhältnisse — auszufüllen, beabsichtigt ein Gesetzentwurf, den der jetzige Handelsminister Freiherr Dipauli am neunundzwanzigsten November dem Abgeordnetenhause unterbreitet hat.

Bis er verfassunggemäß beschlossen sein wird, muß sich das Arbeitstatistische Amt mit den der Regirung im Allgemeinen zu Gebote stehenden Mitteln behelfen und befindet sich dabei auf einer Linie mit den arbeitstatistischen Bureaux in Washington, London, Paris und Brüssel, denen ebenfalls das Recht auf Auskunftertheilung u. s. w. fehlt. Nach seinen normalen, d. h. vom neuen Budgetjahr an geltenden Erfordernissen verfügt das Amt — abgesehen von seinem Vorstande — über etwa fünf rechts- und staatswissenschaftlich ausgebildete Hilfsarbeiter, acht technische Beamte, fünf Rechnungbeamte und eine im Voraus nicht genau begrenzte Zahl von Schreibkräften. Die technischen Beamten sind in erster Linie zur Vornahme von Erhebungen bestimmt, die nach dem Programm des Amtes sich thunlichst auf unmittelbare Wahrnehmungen eigener Organe stützen sollen. Der Sachaufwand ist mit rund 41 000 Gulden beziffert.

Das Amt ist nicht als rein statistisches Bureau gedacht. Nicht Statistik im engeren Sinn des Wortes ist seine Aufgabe, hieß es in der Begründung

Digitized by Google

der zweiten Vorlage, sondern die auf Statistik gegründete Untersuchung gesellschaftlicher Zustände, demnach auch die Erforschung von Umständen, die sich in Ziffern nicht fassen lassen und die dennoch für die Beurtheilung und Entscheidung sozialer Verhältnisse wichtig sind; nicht bei bloßen — aus Ziffern sich ergebenden — Konklusionen wird die Arbeit des Amtes stehen bleiben dürfen, sondern es wird unter Verarbeitung des thatsächlichen, legistischen und vergleichenden Materiales zu Urtheilen und Ergebnissen zu kommen haben. Dem Amt ist in Uebereinstimmung damit auch die Aufgabe zugewiesen, thatsächliche Verhältnisse, die den Gegenstand arbeitstatistischer Erhebungen gebildet haben, zu begutachten und im Anschluß hieran Anträge zu stellen. Diese Bestimmung ist freilich als die Unparteilichkeit der Statistik gefährdend kritisirt worden, es liegt aber fast in der Natur der Dinge, daß die eingehende Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, die aus der Beschäftigung mit den Erhebungen entspringt, zu einer praktische Ziele verfolgenden Berichterstattung nutzbar gemacht wird.

Diese Seite der dem Amt zugewiesenen Thätigkeit tritt noch stärker hervor durch die schon erwähnte Angliederung eines Arbeitbeirathes, der zunächst aus Vertretern der an dem arbeitstatistischen Dienst interessirten amtlichen Stellen, ferner aus Unternehmern, Arbeitern und fachmännischen Sachverständigen in gleicher Anzahl besteht. Die letzte Kategorie rekrutirt sich zum überwiegenden Theil aus Universitätslehrern. Unter den acht Arbeitermitgliedern sind sechs Sozialdemokraten, deren Partei außerdem in der fachmännischen Kurie durch einen ihr angehörigen Reichstagsabgeordneten vertreten ist. Dieser Beirath soll, wie in der Regirungvorlage gesagt worden war, die Gelegenheit für eine Verständigung der an der Thätigkeit des Amtes betheiligten Ministerien unter einander auf kurze, wenig zeitraubende Weise abgeben und außerdem das Mittel bieten, Angehörige der verschiedenen, für die arbeitstatistischen Erhebungen in Betracht kommenden Berufsklassen und Fachmänner zur Mitwirkung an den Arbeiten des Amtes heranzuziehen. Es ist zu erwarten, daß die mit praktischen Vorschlägen zusammenhängenden Angelegenheiten im Beirath hinter den statistisch-technischen Fragen an Interesse für diesen nicht zurückstehen werden.

Im November hat dieser Beirath bereits zum ersten Male getagt. Obwohl es sich der Natur der Sache nach bei den meisten Verhandlungsgegenständen nur um eine Art vorläufiger Debatte über die Behandlung drehte und die Beschlüsse vornehmlich auf Einsetzung vorberathender Ausschüsse hinausliefen, weist doch schon der Umstand, daß sich die Sitzung auf zwei Tage erstreckte, auf die Reichhaltigkeit des Arbeitprogrammes und die Geneigtheit der Mitglieder hin, ihre Aufgabe ernst und gründlich durchzuführen. Unter den Gegenständen der Berathung seien besonders hervorgehoben gewisse Reformen der bereits früher im Handelsministerium be-

Digitized by Google

arbeiteten Strikestatistik und eine organisirte Berichterstattung über die Lage des Arbeitmarktes zur Vorbereitung für eine vom Amt in Zukunft herauszugebende Zeitschrift. Nicht statistischen Charakters ist ein Gesetzentwurf über die Dienst- und Stellenvermittelung, der dazu bestimmt ist, die Aktion fortzuführen, die durch Einleitung und Publizirung von Erhebungen über den Stand der Arbeitvermittelung in Oesterreich begonnen wurde und dem Arbeitstatistischen Amt gewissermaßen als ein Vermächtniß des Statistischen Departements des Handelsministeriums, das diese Erhebungen besorgt hat, hinterlassen worden ist. Da auch in Oesterreich der öffentliche Arbeitnachweis sich auszubreiten beginnt, verdient diese Angelegenheit alles Interesse; zu einem abschließenden Votum kam es im Arbeitbeirathe vorläufig nicht. Eine weitere Berathung betraf Erhebungen über die Lage der Eisenbahnangestellten, womit einer Anregung des Vereins für Sozialpolitik entsprochen werden soll. Die sozialdemokratischen Arbeitermitglieder brachten zwei Initiativanträge ein, um das Amt zu Untersuchungen über die Heimarbeit und die Lage der Bergbauarbeiter zu veranlassen. Ueber die Heimarbeit werden aber jetzt schon eingehende Feststellungen durch die Gewerbeinspektoren gepflogen und der Arbeitbeirath begnügte sich damit, eine ergänzende Enquete zu diesen Arbeiten in Aussicht zu nehmen. Der Antrag endlich, der die Bergbauarbeiter betrifft, fand bei der obersten Bergbehörde, dem Ackerbauministerium, freundliches Entgegenkommen und wurde einem Ausschuß zur näheren Abgrenzung zugewiesen; voraussichtlich wird sich daraus eine fruchtbare und dankenswerthe Aufgabe für das Arbeitstatistische Amt ergeben. Auch die große Frage der Reform der Arbeiterversicherung tauchte sofort in den ersten Berathungen des Arbeitbeirathes auf, die allerdings zunächst nur auf die formale Seite der Behandlung beschränkt erschienen. Es muß natürlich der Zukunft überlassen bleiben, zu beurtheilen, welche Stellung der Arbeitbeirath im öffentlichen Leben einnehmen und welcher Art der von ihm ausgeübte Einfluß sein wird. Heute kann man mit Freude die kräftige Inangriffnahme seiner Arbeiten feststellen und dem Arbeitstatistischen Amte daraus eine reichhaltige Thätigkeit voraussagen.

Wien. Ministerialrath Dr. Victor Mataja,
Direktor des Arbeitstatistischen Amtes.

Digitized by Google

Marianna.

Eins aus dem Leben.

Wüthend war sie. Man hatte sie noch nie so gesehen, die gutmüthige Person. Ihr Bruder, der Pfarrprovisor, meinte bei sich: „Wenn der Zorn größer ist als die Liebe, — um so besser: so wird sies leichter verwinden."

„Jetzt geh ich!" rief sie, raffte das kastanienbraune Umhängetuch zusammen und warf es sich unordentlich um die Schultern.

„Wohin willst Du doch?" fragte der Pfarrer.

„Wohin denn sonst? Zu ihm."

„Zum Lehendorfer? Du? Und jetzt? . . . Marianna, Das thäte ich nicht an Deiner Stelle. Ihm nachgehen, dem Lumpen."

„Ihm nachgehen! Na, Bruder, Das hab' ich, Gott sei Dank, nicht vonnöthen."

„Das meine ich auch. Mein liebes, feines Schwesterl bekommt Zehn für Einen."

„Ich mag Keinen! Gar Keinen. Lauter schlechte, falsche Kanaillen!" Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Wänglein waren fahl wie eine Kirchenmauer, ihre sonst so rothen Lippen hatten die Farbe der Zähne, die sie zusammenbiß, daß es knackte. Aber das Auge! Zu diesen großen, runden Augen loderten die Flammen heraus, wie zu den Fenstern eines Hauses, dessen Inneres in hellem Brande steht.

„Und doch willst Du zu ihm?"

„Weil ich ihn züchtigen muß!"

„Gezüchtigt ist er ja schon."

„Aber von mir nicht! . . . Wart', Bübel, die Anderen haben Dir ihre Meinung beigebracht. Jetzt sollst noch die meinige erfahren . . ." Sie riß Etwas vom Wandnagel.

„Was, die Hundepeitsche, Marianna?!"

Sie war schon zur Thür hinaus.

Der Pfarrer ging mit raschen Schritten die Stube auf und ab. . . Diese Liebeshändel! Diese verdammten Liebeshändel! So haßerfüllt, so rachgierig! Und Das heißt man Liebe. . . Wie die Leute erzählen, bin ich ja nicht einen Augenblick sicher, auf den Versehgang zu müssen! Und ich werde in die Lage kommen, dem Mann, der meine arme Schwester hintergangen hat, die Sünden zu vergeben. Daß man dann die Hölle wieder löscht, die man ihnen heiß gemacht, solchen Gesellen, dazu fehlt gewöhnlich schon die Zeit. Schade um ihn. Was hilfts, falls der Geselle sonst ein sogenannter anständiger Kerl ist, wenn ihm das Wichtigste fehlt? Sind wir denn Bigamisten, wie die Hunde? Pfui Teufel!

Durch die hellen Fenster sah er draußen den Arzt vorübergehen.

Der Pfarrer riß den Flügel auf: „Guten Morgen, Herr Nachbar! Wie stehts?"

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Wir können läuten lassen."

„Aber nein! Doch?! Das ist ja schrecklich! Der hats einmal hart gebüßt."

„Gebe uns Gott Allen ein so sanftes Ende. Nach so hohem Alter!" sagte der Arzt.

Digitized by Google

„Sie meinen am Ende den alten Zinnstauber!“

„Er hat Feierabend gemacht.“

„Ich meinte aber doch den Adjunkten.“

„Ach den Lehendorfer. Na, mit Dem stehts allerdings schlimmer.“

„Ich höre . . . ein Raufhandel. Die Leute reden allerhand.“

„Der wird lange nicht mehr zum Nachbarsmädel gehen!“

„Hat auch wahrlich nichts bei ihm zu thun, der Loter, der Spitzbub, der —! Sakrament, jetzt hätt' ich bald geflucht.“

„Die Beine haben sie ihm abgeschlagen — alle zwei“, berichtete der Arzt. „Ihrer ein Schock Bauernburschen. Vor dem Fenster der Grillbaumerischen. Zuerst — heißts — haben sie ihn gedroschen, nachher hat er mit dem Messer gestochen, alsdann hat er sein Theil halt bekommen. Zerbrochen wie eine Kinderpuppe. Na, Mahlzeit, Herr Pfarrer!‘

„Na, prost Mahlzeit! Armes Dirndel. Jetzt hast einen Bräutigam, der nicht stehen kann. Richtig, Du gehst ihn ja karabatschen. Dünkt mich also doch, daß Du ihn noch behalten willst . . . .“ So sprach der Pfarrer mit sich selber, weil der Arzt schon davon war.

Nach längerer Zeit wurde es zwölf Uhr. Auf dem Thurm läutete die Glocke. Der Pfarrer stand am Fenster und betete das Ave Maria. Er konnte es heute nach Belieben wiederholen, ohne daß die Suppe kalt wurde. Denn sie stand noch gar nicht auf dem Tisch. In der Pfarrhofsküche brannte kein Feuer und die junge Köchin war noch nicht zurückgekommen.

Sie war mit sehr raschen und fast mannbar großen Schritten hinaufgeeilt gegen das Haus des Gerbermeisters. Dort hatte der Mensch sein Zimmer. Auf der Gasse standen die Weibsleute still und schauten ihr boshaft nach. Sie hätte sie mit den Augen totstechen mögen. Den Blick etwa zu Boden schlagen? Just nicht! Mehr werth ist sie als die Anderen alle. Stolz macht das Unglück. . . Die Peitsche ließ sie in der Luft schwirren über schnatternden Gänsen. So heiß war in ihr der Zorn, daß sie nicht einmal Herzweh spürte. . . Sechs Wochen vorher hatten sie sich verlobt. Der Adjunkt erwartete eine Beförderung, dann wärs zum Heirathen gewesen. Ein so lieber Kerl! Und so falsch! So falsch! . . . Aber jetzt soll ers sehen! Sie wird ihn mit ihrer Verachtung in den Abgrund werfen! Dann soll ihn nur die Grillbaumerische auflesen, — diese Schlange! Diese Giftschlange! Gott, wenn sie nur heute all die Schmachworte zur Hand hätte, die diesem Beest gebühren! Sie hat ihn verführt, anders ists nicht!

Als die Marianna in das Gerberhaus kam, mußte sie erst seinem Zimmer nachfragen. In der hofseitigen Stiege begegnete ihr ein altes, unsauberes Weib. Vor lauter Vergnügen über den Besuch zog die Alte den Mund auseinander, daß man alle drei Spitzzähne sah. Sie war die Wärterin, wollte aber die beiden Leutchen jetzt bereitwillig allein lassen.

„Ist nicht nothwendig!“ rief das Mädel. Die Alte blieb aber doch draußen. Die Thür ist ja ganz dünn. Aus dem Hof grunzten die Schweine herauf und aus einer Bretterkammer, die so weit offen stand, daß die Gesellen zu sehen waren, wie sie die Haare sezenweise von den gebrühten Häuten schabten, kam ein widerlicher Geruch. Das Zimmer war dumpfig, das Fenster geschlossen, auf dem Bette lag ein junger Mann, dessen Beine wulstig in Tücher eingewunden

Digitized by Google

waren, wie ein Riesenfatschkind. So weit ein hübscher Mensch. Auf der feuchten Stirn klebten ein paar braune Locken. Ein mäßiges Schnurrbärtchen war da, aber ganz ungepflegt, die Haare kamen ihm zum Mund hinein, wenn er sprach.

Sie hatte gedacht, er würde sehr erschrecken, wenn sie nun auf einmal vor ihm stand. Nicht annähernd. Mit einem gutmüthigen Blick schaute er sie an und hielt ihr die weißärmlige Hand entgegen.

Sie war ganz an der Thür stehen geblieben, verblüfft.

„Ah, Das ist gut!" sagte sie. „Wie freundlich er mich grüßt! Mir scheint, daß er gar nicht bös ist auf mich!" Der ganze Hohn, den sie vorläufig aufgebracht. Dann schlenderte sie das braune Tuch von sich und das Unwetter brach los: „Du Schandfleck! Du Schandfleck! Recht geschieht Dir! Alles hätten sie Dir zerschlagen sollen! Die Hände und den Schädel!"

Er antwortete nicht. Merkte jetzt, wo Das hinaus wollte. Abzuleiten suchte er und verlangte heiser nach der alten Wärterin, daß sie ihm Wasser reiche.

„Ja, ich bitt' Dich gar schön!" sagte die Marianna. „Ist denn Deine Herzliebste nicht da, daß sie Dich pflegen könnt'? Weil Du so viel für sie leiden mußt!" ... Daß diese Worte in ihrer eigenen Brust wie Messer wühlten, wer merkte es ihr an?

„Marianna!" sprach endlich der Kranke. „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Habe groß gefehlt. Aber so weit nicht, wie Du meinst. So weit hätte ich mich nicht vergessen, nie und nimmer ..."

„Lüg nicht!" rief sie grell aus. „Umsonst schlägt man Einen aus Eifersucht nicht zum Krüppel, der Du jetzt bist!"

Nach einigem Schweigen sagte er trotzig: „Wer hats denn zu leiden als ich selber! Wenn Du mir so kommst! Wen gehts denn noch was an?"

„Wens was angeht, fragst Du?" sprach sie ganz sänftiglich. „Wem hast Du Dich denn versprochen, Hans? Am Peter- und Paul-Tag. Weißt Du noch? Wirst mir wohl treu sein, habe ich Dich gefragt. Und Du: Was denkst Du von mir? Ein Mann, der sein Ehrenwort bricht! Seiner Braut Treu versprochen, hast Du gesagt, ist so gut ein Ehrenwort wie jedes andere. Ein Schurke, wers bricht! Und heute, nach sechs Wochen? Ich brauch' Dich nicht zu nennen, wer Du bist, Du hast es schon selber gethan."

Er richtete sich rasch mit dem Ellbogen auf und sagte scharf: „Kannst Du mir was Schlechtes vorwerfen? Hast Dus gesehen?"

Jetzt fuhr sie los: „Leugnen! Leugnen! Hautschlechter Lump Du! Weil ich es nicht gesehen hab', willst Du mirs abstreiten. Das möchte mir eine saubere Ehe werden, wo Du denkst: Wenn sies nur nicht sieht! Wenn sies nur nicht sieht! Wo hat denn die Treue zu stehen, vor oder hinter dem Rücken? Wofür heirathe ich denn, als daß ich einen treuen Menschen hab'! Ich kann ledig bleiben auch. Bei meinem Bruder fehlt mir nichts. Und tausendmal lieber ein Dienstbot sein Lebtag, als eine Rathsfrau sein — wenn Dus mit Deiner Treu und Gewissenhaftigkeit so weit bringst — und alle Tag betrogen werden hinter einer jeden Küchenschürze! Schandbub, Du!"

„Marianna!"

„Mir grauft vor Dir! Ich kanns nicht sagen, welchen Abscheu! Zigeunerzobel, schlechter!"

Digitized by Google

„So laß mich doch reden!“

„Kannst sagen, was Du willst: das Vertrauen ist hin. Kannst brav sein, wie Du willst — wenn Dus zusammenbringst —: mir wird der Tag nimmer aus dem Kopf gehen! Er kann betrügen, er kanns! Schon in der ersten Brautzeit, wo sonst die Lieb' am Größten ist, hat er mich betrogen. Ist zwar halb totgeprügelt worden und das ganze Dorf hats erfahren. So wird er ein anderes Mal vorsichtiger sein und man hätt' den ausgemachten Spitzbuben im Haus, vor dem man sich selber zusperren muß, wenn man schon die Kisten und Kasten offen läßt!“

„Du! Marianna!“ Er wäre am Liebsten aus dem Bett gesprungen. Da krachten die Beine. Die Zähne biß er in einander, auf der Stirn standen große Tropfen.

Sie schaute ihn einen Augenblick schweigend an.

Er sagte aus zusammengepreßter Kehle: „Und wenn ich mich vergangen hätte! Was Du für ein steinhartes Herz hast! Jetzt, wo ich so verlassen bin, — so verlassen . . .“

Sie war mit raschen Schritten durch das Stübchen gegangen, hin und her, hin und her. Zum Aufschreien war ihr vor schrecklicher Pein, die ihre eigenen Worte in ihr angerichtet hatten. . . Und wie sie unten im Winkel stand, vom Bett fast fern, da wandte sie sich hin und sprach ruhig: „Also, wenn Du unschuldig bist, wie ists denn zugegangen?“

Er ballte mit der Faust das Leintuch zusammen und sagte: „Mein Gott, wie ist es zugegangen! Der Chef feierte seinen Geburtstag. In der Nacht auf dem Heimweg bin ich lustig; und wie das Grillbaumerhaus kommt, fällts mir ein, da schläft auch ein Mädel drin, das man foppen könnte. Und klopfe ans Fenster.“

„Daß Du aber das Fenster so genau gewußt hast!“

„Weil ich früher mit den Burschen gaffeln gegangen bin bei der Nacht. Der Gregelmeier hat sie gehabt, — und wie es die jungen Leute schon treiben! Wir sind Wacht gestanden vor dem Haus und ists mir halt eingefallen, wie ich in der selbigen Nacht am Fenster vorbei geh.“

„Und sonst nichts? Aber . . . diese Unschuld! Zu rührend! Nur necken hast wollen am Fenster? Nur Das? . . . Hans! Wenn ich Dich jetzt bei Deinem heiligen Ehrenwort frag'! Du hältst ja so viel aufs Ehrenwort! Wenn ich Dich frag', obs wahr ist! Da! Schau mich an!“

Er schaute ihr ganz offen ins Gesicht; auf einmal aber zuckte er mit den Wimpern, als wäre ein grelles Licht. Dann blickte er, wie Hilfe suchend, umher. Ganz stumm.

„Nun also! Heraus mit dem Ehrenwort!“ Starr wie eine Bildsäule stand sie vor ihm. Er schob sich gegen die Wand um, verdeckte sein Gesicht mit der Hand und — weinte.

Sie ging wieder auf und ab. Die Peitsche hatte sie längst nicht mehr in der Hand. Das Fenster öffnete sie, um mit dem Taschentuch die Fliegen hinauszujagen. Der starke Geruch aus der Häutekammer drang herein, sie schloß wieder. Sie that, als wollte sie aufräumen, warf Kleider und Bücher hin und her, aber Alles nur, um ihre Bewegung zu unterdrücken. . . Dieser schlechte Mensch,

Digitized by Google

wie furchtbar arm er jetzt ist! Ein Krüppel, und so Schmerzen, und muß dahier liegen, und hat Niemanden mehr . . .

Jetzt trat sie sacht, ganz sacht wieder an sein Lager, legte ihm die Hand leicht auf die Stirn und strich ein wenig das Haar zurück. Er schluchzte, daß die Achseln heftig auf- und niederstießen. Vom Ehrenwort sagte sie nichts mehr. . . Ganz jäh beugte sie sich auf ihn nieder, riß seinen Kopf an ihre Brust, küßte seine Stirn, seine feuchten Wangen, seinen Mund, so heftig, daß es ihm den Athem fast verschlug. Er ließ es blos geschehen, dann, als sie müde geworden war, stöhnte er: „Ich bin Deiner nicht werth . . .?"

„In Gottesnamen!" stieß sie hervor. Ihre Stimme war heiser, halb gebrochen. Und nach einer Weile, da sie sich aufgerichtet hatte und ziemlich ruhig geworden war: „So kanns nicht bleiben da. Du mußt eine ordentliche Wartung haben. Was sagt der Arzt?"

„Einen Verband hat er mir gemacht. Alle zwei sind ab."

„Ich will Dir doch einen Beinbrucharzt kommen lassen."

„Unserer hat gute Hoffnung. Aber Geduld, — sagte er."

„Ist Dir die alte Wärterin recht? Sonst bestelle ich die Spital-Nandl. Weißt, die kann umgehen und ist lieb mit den Kranken. Ich werde täglich ein paar Mal heraufschauen, ob Dir was fehlt. Und bring' Dir das Essen mit, wenns Dir recht ist. Aber schau, liegen wirst schlecht. Wart, ich schiebe Dir die Kissen besser. Du kannst Dich nicht bewegen. Thuts Dir arg weh?" fragte sie ihn voller Innigkeit.

„Jetzt nicht mehr, Marianna, jetzt nicht mehr."

„Schau, Du bist ja mein guter Haus!" Mit beiden Händen streichelte sie sein Gesicht. Feuchte Augen. Und selig, so selig! . . . Das Mitleid war schier noch süßer als die Liebe. Oder —: war Das erst die rechte Liebe? Seitdem sie ihm Etwas zu verzeihen hatte! Jetzt erst hatte sie aus Freiem ihn angenommen, jetzt erst konnte sie zeigen, wie gut sie ihm ist. Und jetzt erst wußte sie es auch für sich, daß kein Zerstören des Bundes mehr möglich ist, daß ihr aller Schmerz und alles Glück von diesem einen Mann bestimmt sein muß.

„Was hast Du denn? Aber was hast Du denn, Haus?" fragte sie, lebhaft bestrebt, mit den Händen sein Haupt zu rücken, daß er sie anblicken mußte. Er verdeckte immer wieder sein Gesicht, dann murmelte er ein einziges Mal: „So viel schämen!"

Sie begann zu plaudern von allerhand heiteren Dingen, berührte aber die Ursache des Vorgefallenen mit keiner Silbe mehr. Da hob der Adjunkt ganz plötzlich die Hand in die Luft und schnalzte mit den Fingern.

„Was heißt denn Das?" fragte sie lachend.

„Weil ich jetzt anders nicht jauchzen kann!"

. . . Gegen zwei Uhr nachmittags knisterte in der Pfarrhofsküche das Feuer. Der Pfarrprovisor schlich zur Thür, um durch das Guckloch zu erfahren, ob es ihm auch schmecken werde, das Mittagsmahl. Sie schaffte flink und hatte ein hochgerötetes, munteres Gesicht.

Treues Bruderherz: freilich wirds Dir schmecken!

Graz. Peter Rosegger.

Digitized by Google

Männerurtheil über Frauendichtung.

Es kommt darauf an, daß Jeder seinen Zustand ergreife und nach Würden behandle. Goethe.

Goethe sagt einmal: „Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von Seinesgleichen beurtheilt". Dieses große Menschenrecht hat die dichtende Frau, so weit es sich um eine öffentliche Kritik handelt, noch nie besessen. Das ist eine Thatsache, die sich jeder Frau aufdrängen muß, wenn sie die landläufigen Kritiken über Frauenbücher liest. Der Maßstab, den der männliche Durchschnitts-Rezensent an die heute lebhaft blühende weibliche Dicht- und Erzählkunst legt, macht den Eindruck, als befinde sich die Kritik im Irrthum über Das, worauf es bei der von Frauen hervorgebrachten Literatur am Meisten ankommt.

Die Herren Kritiker bemessen fast durchweg den Werth eines Frauenbuches danach, wie nah es einer tüchtigen Männerarbeit kommt, und so selbstverständlich erscheint ihnen dieser Maßstab, daß Bezeichnungen wie „stark frauenhaft", echt weibliche Auffassung" schlechthin als Tadel gebraucht werden. Und umgekehrt: wenn die Autorin sich möglichst auf den Standpunkt eines Mannes zu stellen gewußt hat und also nicht von ihrem weiblichen, sondern von einem angenommenen männlichen Standpunkt aus ihren Lebensausschnitt vorführt, so wird ihr Das zum Verdienst angerechnet. Literaturgeschichtlich läßt sich ja diese Art der Abschätzung verstehen, denn die Männer sind in der Dichtkunst lange unsere Vorbilder und Meister gewesen und die nicht zahlreichen schriftstellernden Frauen haben als schüchterne Schüler nichts Anderes versucht als Nachahmung der Meister. Sie haben deshalb selten etwas Anderes erreicht als mehr oder minder gute Nachahmungen. Daß solche Leistungen von den aus dem Eigenen schöpfenden Männern nicht sehr geschätzt wurden, liegt auf der Hand. Es waren eben Schülerarbeiten; und diejenigen, die den Werken der Meister am Treuesten glichen, erhielten die beste Censur.

Wir Frauen sind heute noch eigene Wege suchende, tastende Anfänger im Vergleich zu der alten, reifen Schulung der Männer. Die Männer sind heute noch unsere Lehrer und Meister. Doch kommt in jedem Schüler- und Lehrer-Verhältniß der Zeitpunkt, da der Schüler fühlt, daß er sich von dem Meister entfernen muß, um er selbst zu werden. Er ist noch immer mit den empfangenen Lehren angefüllt, sucht sich aber von unselbständiger Nachahmung frei zu machen. Der mittelmäßige und darum empfindliche Lehrer ärgert sich an diesem Abfall und nennt des Entlaufenen Arbeiten um so schlechter, je entschiedener sie von des Meisters eigener Manier abweichen. Der echte Künstler dagegen schätzt den selbständig gewordenen Kunstgenossen um so freudiger, je mehr sich der frühere Schüler in eigener Linie weiter entwickelt. Dieser Wendepunkt dürfte für die heutige Frau eingetreten sein.

Digitized by Google

Der Frau Laura Marholm — deren bedauerliche Monomanie sonst leider mehr verdunkelnd als aufklärend wirkt — gebührt die Ehre, mit Nachdruck und Geist auf diese sehr interessante Thatsache hingewiesen zu haben. Die Emanzipation der Frau ist das gerade Gegentheil einer Vermännlichung. Sie ist das Besinnen der Frau auf ihre vollwerthige und vollkommene Weib-Eigenthümlichkeit; und daraus folgt, daß die weibliche Besonderheit in der Literatur bewußt hervorzutreten wagt. Denn die Frau ist nicht ein Mensch von Männerart, sondern der anders geartete, der andere Mensch. Und diese Unterschiedenheit, die das Leben so sehr bereichert, daß man es ohne sie gar nicht denken mag, durchdringt das ganze Geistesleben. Neben dem gemeinsamen Menschenthum giebt es immer das besondere Mann- und Weibthum. Instinkte, Neigungen, Schwächen, Kräfte, Anschauungen: Alles ist in zweierlei Gestalt vorhanden.

Das sind Trivialitäten, die ich mich schämen würde wiederzukäuen, wenn ich nicht täglich von Neuem wahrnehmen müßte, wie überraschend wenig die Thatsache bei der Beurtheilung von Frauenwerken in Betracht gezogen wird. Neulich erst las ich in den „Internationalen Literaturberichten“ das Lob eines Novellenbandes der Frau Maria Janitschek, „Aus der Schmiede des Lebens“, das in den Worten gipfelte: „Wenn es der Titel nicht sagte, würde man nicht glauben, daß ein Weib die Dichtungen geschrieben habe.“ Darauf sagt der Kritiker weiter: „Man lese einmal das stilistisch echt frauenhafte, auch sonst viel zu sehr überschätzte Buch der Gabriele Reuter ‚Aus guter Familie‘ und danach den erwähnten Novellenband der Janitschek, dann wird Einem dessen Werth recht offenbar werden. Er steht thurmhoch über dem Buch der Reuter.“ Den Novellenband Maria Janitscheks kenne ich nicht; er ist gewiß schön. Verhält es sich jedoch in der That so, daß man, ohne durch den Titel aufgeklärt zu sein, nicht glauben würde, diese Novellen habe ein Weib geschrieben, so würde ich folgern, daß das echt frauenhafte Buch der Gabriele Reuter, das nie ein Mann geschrieben haben könnte, an literarischem Werth „thurmhoch“ über dem anderen stehe. Ich habe dieses mir frisch im Gedächtniß haftende Beispiel nur als eins von sehr vielen herausgegriffen. Es ist der gebräuchliche Männer-Maßstab.

Diese Werthbemessung hat zur Voraussetzung, daß die künstlerische Befähigung von Mann und Weib quantitativ verschieden, und zwar zu Gunsten des Mannes sei, qualitativ dagegen gleich. Oder: daß die Lebensauffassung des Mannes, auch in künstlerischer Verbildlichung, die unbedingt werthvollere sei, so daß also das Weib um so Besseres zu Tage fördere, je mehr es sich von seiner besonderen weiblichen Auffassung entferne und der männlichen nähere. Ueber das Mehr oder Weniger der geistigen Fähigkeiten bei den zwei Geschlechtern herrscht Uneinigkeit der Meinungen. Die Mehrheit neigt wohl zu

Digitized by Google

der Ansicht, daß das Mehr auf der Seite des Mannes ist. Das läßt sich aber schwer feststellen und kommt auch hier kaum in Betracht. Es handelt sich um den anderen Punkt: die qualitative Verschiedenheit. An dieser zweifelt Niemand. Vielleicht ist die Verschiedenheit weniger umfassend, als die meisten Männer meinen, aber sie ist da; und daß sie da ist, ist schön und giebt unserem armen Leben eine Fülle von Nuancen, die wir um alle Schätze Indiens nicht hergeben möchten. Deshalb geht auch der Instinkt des lebensfreudigen Menschen im Allgemeinen darauf aus, die von der ewig schenkenden Natur gestifteten charakteristischen Unterschiede zwischen den zwei Menschentypen eher zu verschärfen als zu verwischen. Das entspricht der Naturlehre von der Entwickelung der organischen Wesen, die sie vom ganz Einfachen zum Komplizirteren und Differenzirteren fortschreiten läßt, so daß ein Unterschied von Männlich und Weiblich ursprünglich ganz fehlt, im Lauf der Jahrmillionen aber immer deutlicher in die Erscheinung tritt. Das Nivelliren bedeutet naturgeschichtlich Stillstand, — also das Ende einer Entwickelungreihe, das Differenziren dagegen ein Fortschreiten der Entwickelung. Darum will das triebhafte Streben den Mann möglichst männlich und das Weib möglichst weiblich, Beide aber nicht in einem bestimmten erreichten Typus erstarrend, sondern die eigene Art kräftig fortentwickelnd. Das bedarf keines Beweises.

Angenommen, der Mann mit seinen besonders männlichen Anlagen: dem Sinn für Gesetzmäßigkeit und Formenstrenge, der Neigung zum Verallgemeinern, zum Typischen, der Konzentrationfähigkeit, der Fähigkeit, aus der Fülle der Erscheinungen die Idee zu extrahiren u. s. w. sei als Künstler dem Weibe mit seinen anderen Eigenthümlichkeiten, dem Sinn für das Intime, für die Einzelerscheinung, das Sinnenfällige, Empfindsame, Regellose, Spielende u. s. w. thatsächlich überlegen. Angenommen, es sei so und also wirklich Ursache vorhanden, die weiblichen Leistungen auf dem Gebiete künstlerischen Schaffens als den männlichen nicht ebenbürtig anzusehen: wäre es dann berechtigt, weibliche Arbeiten um so höher einzuschätzen, je mehr sie sich von der weiblichen Art entfernen und der männlichen nähern? Ich antworte: Nein. Selbst die Inferiorität der weiblichen Künstlerfähigkeit vorausgesetzt, würde die ausgeprägteste Frauenart immer doch Werthvolleres bedeuten als anempfundene und nachgeahmte Männerart.

Wenn sich das Wunder von Bileams Eselin wiederholte und plötzlich einem intelligenten Thier, meinetwegen einem Fuchs, die Fähigkeit würde, in Menschensprache sich ausdrücken zu können, seine Gedanken und Empfindungen zu Papier zu bringen, so würde dieser Fuchsbeitrag zur Literatur doch ohne Zweifel um so interessanter sein, je treuer sich die von der menschlichen abweichende Fuchs-Auffassung darin spiegelte. Könnten dagegen die Kritiker sagen: man sollte nicht glauben, daß das Werk von einem Füchslein ersonnen sei, so wäre die Kuriosität größer, das Dokument aber werthloser.

Digitized by Google

Ich habe eine hohe Meinung von Dem, was die Kritik für das Geistesleben leisten soll und kann. Aber sie muß diese hohe Meinung auch selbst haben und nicht, um ein unliebes Pensum zu erledigen, bis zur Erschöpfung auf abgestandenen Redensarten herumreiten. Wenn ich immer wieder lesen muß, wie die Bezeichnungen „weiblich“ und „echt frauenhaft“ u. s. w. einfach als Tadel gebraucht werden, so empfinde ich Das als eine mit der Zeit unerträglich werdende Gedankenlosigkeit und als Anachronismus. Man nenne stümperhaft stümperhaft, aber nicht frauenhaft. Die beiden Begriffe decken sich absolut nicht. Und statt die schriftstellernden Frauen mit Gewalt an sich irr zu machen durch zur Schau getragene Geringachtung des Frauenzimmerhaften in ihren Werken, sollte sie eine ernsthafte Kritik vielmehr eindringlich mahnen: „Seid vor allen Dingen Ihr selbst! Nur wenn Ihr Das seit, seid Ihr etwas Rechtes.“

Es giebt, Gott sei Dank, auch ernste, denkende Kritiker-Künstler, die über einen einseitigen Männerstandpunkt hinaus sind und in den Dichtungen der Zeitgenossinnen gerade das von dem ihren unterschiedene weibliche Element als eine werthvolle Bereicherung der Literatur erkennen. Diesen hochstehenden Einzelnen gilt meine Predigt nicht. Sie wendet sich an die Vielen, die besser könnten, wenn sie besser wüßten und wollten.

Meiningen. Frieda Freiin von Bülow.

1899?

Jahre gehen zu Ende — hier sei nur des Jahres 1873 gedacht —, deren Nachlaß wirthschaftlich sub beneficio inventarii angetreten wird. Das Erbe des Jahres 1898 kann auch dem ängstlichsten Schwarzseher keine Bedenken einflößen. Selbst da, wo es gesündigt hat, handelte es sich weniger um schwindelhafte Auswüchse als um gewisse Uebertreibungen im Gefolge der hochgesteigerten Konkurrenz. Die wirklich produktive Arbeit hat der parasitären Scheinthätigkeit unaufhaltsam weiteres Terrain abgewonnen. Das geadelte und mit Orden geschmückte Kapital muß sich bereits zur Livree der Industrie bequemen; und wenn die Fabrikherren sich gegen das Feudaljunkerthum sammeln, so wissen sie wohl selbst nicht, wie viel „aktueller“ das von Hermann Wagener geprägte Wort vom Schlotjunkerthum heute schon ist. Als die Agrarier Sturm bliesen, waren sie längst die kapitalistisch Besiegten; dagegen sind unsere industriellen Scharfmacher, wie es scheint, entschlossen, dem Hauptangriff der heranrückenden Arbeiterbataillone zuvorzukommen. So kämpft das besitzende Bürgerthum mit zwei Fronten. Zwar: die Wortführer der Doppelwährung und der Börsenreform werden ihm wohl nur gelegentlich einen kleinen Aerger bereiten können; viel ernsthafter ist es, daß die

Digitized by Google

schwielige Faust stärker und stärker auf die Rentabilität des deutschen Großgewerbes drückt und daß die Arbeiter auch da gesteigerte Gegenleistungen verlangen, wo sie, statt entsprechend höherer Qualität ihrer eigenen Leistungen, nichts als ihre ziffernmäßige Unersetzlichkeit in die Wagschale werfen. Die List der Geschichte aber bringt bei Alledem noch Unerwartetes zu Wege. Die agrarischen Feinde des Großkapitals haben die Börse geknebelt, — und siehe da: die Hochfinanz ist mächtiger denn je geworden. Zugleich fiel durch diese Knebelung jene alte rastlose Spekulation zu Boden, die einen so lange andauernden Industrieaufschwung sicher schon durch Herabdrücken der Kurse gedämpft hätte. Endlich besorgen unsere Konservativen durch ihre Arbeiterfeindlichkeit vielfach die Geschäfte des Bürgerthumes. Ihre eigenen wirthschaftlichen Interessen sind dabei nicht das hauptsächlich Antreibende, da ihre Erntearbeiter ihnen in jedem Fall von den mehr Bietenden weggenommen werden, aber das politische Schiboleth gestattet es einmal nicht anders. Unter diesen Umständen dürfte auch im neuen Jahre der mächtigste Träger unseres Bürgerthumes, die Industrie, weiter prosperiren. Sie rechtfertigt — was ja dem Bankwesen keineswegs so direkt als Aushängeschild dienen kann — ihren Zuwachs an Macht und Reichthum mit der etwas sophistischen Moral, daß sie die Arbeit ermöglicht und neue Werthe schafft, und sie wird sich vielleicht der Hilfe ihrer Feudalgegner bedienen können, um das Proletariat, so weit es eben möglich ist, fester einzuschnüren. Dafür wird sie auch nicht anstehen, der Regirung ab und zu ein kleines Vergnügen zu machen, z. B. bei Fabrikexperimenten in den Ostmarken. Was liegt Krupp daran, Terrain für ein Gewehretablissement in Posen mit hunderttausend Mark zu bezahlen, da doch ein einziger Auftrag auf Geschütze alle Unkosten reichlich einbringt? Dreierlei Erscheinungen auf dem deutschen Arbeitmarkt darf man für die nächsten 365 Tage gespannt entgegensehen: ob der Mangel an Händen überhaupt — von geschulten ist ja schon lange keine Rede mehr — unseren Unternehmern bald Verlegenheiten bereiten wird; ob die preußische Regirung die Anhäufung der Hunderttausende von polnischen Fabrikarbeitern in Rheinland Westfalen als politische Frage begreifen wird; ob eine neue Industrie in Westpreußen die dortigen slavischen Elemente nicht sofort unter der Fahne des Lohninteresses zusammenführen wird. Mit allen diesen für unser Wirthschaftleben wichtigen Fragen werden wir über kurz oder lang vermuthlich sehr ernsthaft zu rechnen haben.

Die schier unendliche Erwägung, wie lange die heutige Ueberproduktion bei uns noch andauern wird, hat sich die berliner Börse sehr leicht gemacht; sie begann gegen Silvester hin plötzlich, Banken zu haussiren: und daß das Niveau der Bankenkurse mit dem Aufschwung und Niedergang der Industrie steigt und fällt, weiß nachgerade wohl Jedermann. Da unser größtes und modernstes Institut die Deutsche Bank ist, so ist der Kurs ihrer Aktien der Prototyp der allgemeinen Lage. Auch solide Bankiers halten den jetzigen Kursstand von 208 für niedrig, weil der innere Werth angeblich 190 deckt; ganz Eingeweihte geben Das zwar zu, glauben aber eben deshalb, daß Deutsche Bank-Aktien unter 200 immer preiswürdig, über 200 immer bezahlt seien.

Alle Finanzleute glauben an die Fortdauer der Emissionen, — nicht etwa wegen einer baldigen Abundanz des Marktes, sondern, weil zu viele Geldbedürfnisse in der Schwebe sind. Müßten diese nicht endlich befriedigt werden, so würde man sich auch mit dem Agiogewinn noch gern gedulden. Scheinbar wird die jetzige

Digitized by Google

Knappheit auf kurze Zeit weichen, da die Banken zum Zweck einer flüssigen Bilanz gewöhnlich um die Jahreswende ihre leicht realisirbaren Werthe vermehren. Ist dann vorsorglich der weisen Zeitungskritik genügt, so wird schon am dritten Januar wieder ganz so gewirthschaftet wie im alten Jahr. In Folge Dessen pflegt dann die Reichsbank einige Erleichterungen zu erfahren, aber die entscheidende Probe wird diesmal am Privatdiskont zu machen sein, der möglicher Weise hoch bleibt. Das würde zeigen, wie stark die weiteren Ansprüche an unser Kapital — vielleicht auch an das nur geborgte — sind.

Eine besondere Aufnahmefähigkeit des Publikums wird selbst aus einem vielleicht glänzenden Erfolge der Subskription auf die Siemens & Halske-Aktien nicht gefolgert werden können. Der Kurs von, wie ich höre, etwa 175 ist zwar bei zehn Prozent Dividende ohne größere Rückstellungen gewiß nicht niedrig, aber unsere Aktionäre rechnen anders. Ihnen genügt, daß im Jahre 1887 Allgemeine Elektrizität zu 122 aufgelegt wurden und schon 300 erreicht haben, daß Schuckert im Jahre 1894 zu 140 herauskamen und schon 280 notiren konnten, daß Helios 1886 zu pari aufgelegt wurden und jetzt noch 69 Prozent höher stehen u. s. w. Also müssen, wenn man konsequent denken will, die neuen Siemens & Halske-Aktien bald ebenfalls auf 240 oder 250 stehen. Nur ist zu bedenken, daß der Medaille die Kehrseite nicht fehlt und Elektrizität-Aktien im letzten Halbjahr beträchtlich zurückgegangen sind. Uebrigens darf nach dem Testament Werners des Großen angeblich die Gründung vor dem Jahre 1900 gar nicht erfolgen. Er selbst erörtert ja in seinen Lebenserinnerungen die Frage sehr eingehend: „ob es überhaupt dem allgemeinen Interesse dienlich ist, daß sich in einem Staat große Geschäftshäuser bilden, die sich dauernd im Besitz der Familie des Begründers erhalten." Er glaubte, daß in vielen Fällen „solche großen Häuser dem Emporkommen von vielen kleineren Unternehmungen hinderlich sind und deshalb schädlich wirken". Ja, dieser erfahrene Mann ging so weit, zu erklären: „Ueberall, wo der Handwerksbetrieb ausreicht, die Fabrikation exportfähig zu erhalten, wirken große konkurrirende Fabriken nachtheilig." Nach seiner Ansicht eignen sich Aktiengesellschaften überhaupt nur zur Ausbeutung von bereits vorhandenen und erprobten Arbeitmethoden und Einrichtungen.

Was den jetzigen Ueberfluß an elektrischen Geschäften betrifft, so kann es wohl noch eine Weile so weiter gehen, doch der Stillstand kann auch einmal ganz unversehens eintreten, wie Dies andere Industrien schon wiederholt erlebt haben. Der Umstand allein, daß Deutschland auf diesem Gebiet heute unentbehrlich ist, kann nicht entscheidend sein. Wer freilich die französischen Fachblätter mit ihren veralteten Mittheilungen und Rathschlägen liest, kann leicht in ruchlosem Optimismus unsere technische Großmachtstellung überschätzen.

Die wirklich große Zukunft der Elektrizität Unternehmungen liegt in der elektrischen Vollbahn, deren Einführung aber Anforderungen an Arbeitkraft und vor Allem an Kapital stellen würde, die alle bisherige Thätigkeit auf diesem Felde weit hinter sich zurücklassen müßte. Die Berlin-Hamburger Bahn soll durchgerechnet sein und bei zahlreichen Tages- und Nachtzügen fünf Prozent netto abwerfen können. Um diese preußische Staatsbahn aber als erste umzubauen, müßte Herr Thielen ein Mann von ganz anderen Dimensionen sein. Gilt er auch mit Recht als ein Beamter von exemplarischem Fleiß, so genügt diese Eigen-

Digitized by Google

schaft für solche Entschlüsse allein doch nicht. Es wäre eine frischere Kraft erforderlich, und zwar eine solche, die auch den Kampf mit dem Finanzminister durchzuführen in der Lage wäre. Schon die Vorarbeiten erfordern Summen, die von keiner bestehenden Aktiengesellschaft so einfach verantwortet werden können. Es scheint, als ob zunächst über die Bildung einer Studiengesellschaft Verhandlungen zwischen der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, Siemens & Halske und Krupp eingeleitet worden sind. Das Unternehmen selbst würde um einige Jahre zurückgeschoben werden, zumal mindestens 80 Millionen dazu erforderlich sind. Mit Recht hofft man auf eine große Verkehrssteigerung, schon weil die Fahrzeit um die Hälfte verringert und in Folge Dessen in sehr kurzen Zwischenräumen, wie auf der Trambahn, gefahren werden kann. Der Versuch wird auch nicht aufgegeben werden, falls unsere Behörden sich zurückhalten sollten. Dann würde ihn die deutsche Elektrotechnik eben zuerst im Auslande machen und die Frostigkeit des Reichseisenbahnamtes und des preußischen Eisenbahnministers könnte leicht eine unwillkommene Illustrirung erfahren.

Eine ganz neue Agitation verlangt jetzt für die Pfandbriefe der preußischen Hypothekenbanken die Erklärung der Mündelsicherheit, nachdem die süddeutschen Staaten den Pfandbriefen der nicht preußischen Hypothekenbanken ohne Weiteres diese Eigenschaft zugestanden haben, trotzdem die Mehrzahl dieser Banken ihre zahlreichsten Hypothekengeschäfte gerade in Preußen abschließt. Bei Gelegenheit dieser Agitation wurden die preußischen Pfandbriefe mit ihrer unheimlichen Summe von zwei Milliarden Mark „unbedingt sicher und zuverlässig“ genannt. Gut wäre es, wenn die Regirung einmal darüber eine Enquete veranlaßte. Es könnte dann leicht geschehen, daß Experten des Bankfaches die vielen Pfandbriefemissionen überhaupt als Unfug bezeichneten und daß gewissenhafte Bauinteressenten der Illusion, als ob die Taxen des Bodens durchweg zuverlässig seien und als ob die betheiligten Direktionen die wünschenswerthe Unparteilichkeit besäßen, kurzer Hand ein Ende bereiteten. Zum Schluß würde man dann wahrscheinlich dahin kommen, eine strenge behördliche Aufsicht zu fordern. Weil aber das preußische Beamtenthum zu gewissenhaft — und zu schwerfällig — ist, um sich leichthin eine Last aufladen zu lassen, der es jedenfalls im Handumdrehen nicht gewachsen ist, deshalb ist mit der Zulassung der Pfandbriefe zu pupillarischer Anlage bisher gezögert worden. Alle Schätzungen der Grundwerthe sollten behördlich gesichert sein; daß man noch nicht dahin gekommen ist, muß, noch dazu, da einzelne Banken Häuser bis zum Schornstein beleihen, als ein offener Schaden bezeichnet werden, der vielleicht eines Tages zu schwären beginnt. Auch der Schutz der Bauhandwerker könnte und müßte energischer angegriffen werden. Wie gut wäre es für diese so vielfach geprellten Leute, wenn die Grundstücke vor Ertheilung des Baukonsenses geschätzt würden und nur der wirkliche Baustellenwerth als erste Hypothek eingetragen werden könnte! Dahinter käme dann gleich die Bauhypothek für die Handwerker.

Herr von Miquel hat gegen die Mündelsicherheit der Pfandbriefe natürlich noch andere Bedenken. In wenigen Wochen kommt er mit neuen Konsols heraus, an deren dreiprozentigen Typus er nicht „tippen“ läßt. Der Rückgang um sechs Prozent in wenigen Jahren genirt ihn nicht. 1890 hat er dieses Papier zu 87 emittirt, 1891 zu 84,40 und 1892 gar zu 83,60. Heute aber sind 93 Prozent zu erhalten. Es droht ja auch von anderer Seite keine Konkurrenz. Die Schweiz wird ihre dreiunddreihalbprozentigen Eisenbahnanleihen wohl 1899 noch nicht auf den Markt bringen. Jenseits der Berge arbeitet die Staatsmaschine langsam.

Digitized by Google

Die nächste Kombination von Finanz und Politik werden wir in der Delagoa- und Transvaal-Angelegenheit erleben. Die Angst der berliner Börse, England könne nächstens gegen die Buren Krieg führen, scheint mir unbegründet. Die Briten würden wohl leichter mit den Buren fertig werden, wenn sie nicht mit Recht die Sympathien fürchteten, die in der Capkolonie selbst bei den Stammesgenossen für die Transvaalleute vorhanden sind. Diese Sympathien werden die Buren aber bald verlieren, wenn in Prätoria nach dem jetzt beliebten System weiterregirt wird. Auch rechnet man in London mit dem hohen Alter des Herrn Paul Krüger: ist dieser Feind Englands einmal sicher beigesetzt, dann werden, mit Hilfe guter Pfunde Sterling, die Minengesetze schnell in einem der Goldindustrie günstigeren Sinn geändert werden. Das ist im Grunde aber das einzige Ziel der Briten; romantische Phrasen sind ihnen sehr gleichgiltig: sie wollen die wirkliche Macht und werden sie früher oder später trotz unserer Presse erreichen.

Pluto.

Selbstanzeigen.

Eignet sich der Unterricht im Sprechen und Schreiben fremder Sprachen für die Schule? Marburg 1898, N. G. Elwert.

Das Fragezeichen bedeutet: „Nein!" Das Schriftchen versicht die Ansicht, daß die Schule sich im fremdsprachlichen Unterricht auf die Erlernung der rezeptiven Sprachfertigkeiten, d. h. des Lesens und hörenden Verstehens, beschränken und die produktiven, d. h. Schreiben und Sprechen, nur vorbereiten sollte. Für die alten Sprachen wird man Das gelten lassen, aber kaum für die neueren. Hier kollidirt dieser Standpunkt mit der bei Publikum und Methodikern geltenden Meinung. Vielleicht findet man ihn weniger paradox, wenn man sich ernsthaft die folgenden Fragen beantwortet: 1. Wer eine Sprache so weit versteht, daß er sie liest, erlangt auch die Sprechfähigkeit, besonders durch Aufenthalt im Auslande, in wenigen Wochen. Die Schule, die den einzelnen Schüler in jeder Unterrichtsstunde durchschnittlich doch nicht mehr als eine halbe Minute lang sprechen lassen kann, verbraucht für den selben Zweck die intensive Arbeit von Jahren. Ist Das nicht zwecklose Zeitverschwendung? 2. Wer eine fremde Sprache im Auslande reden muß, sieht mehr darauf, sich verständlich zu machen, als auf unbedingte Korrektheit; die Hauptregeln der Grammatik reichen für seine Zwecke aus. Der Klassen- und Massenunterricht dagegen muß, wenn nicht die größte Verwirrung entstehen soll, auf absolute Korrektheit halten, bedarf also jenes komplizirten grammatischen Apparates, dessen leidiger Ballast allgemein empfunden wird. Ist es denn nothwendig, das Reden der fremden Sprachen gerade unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen zu erlernen, und muß die Schule durchaus eine Aufgabe übernehmen, die ihr so wenig „liegt"? 3. Wie viele Schüler

Digitized by Google

eines Gymnasiums oder Realgymnasiums werden später einmal die fremde Sprache zu schreiben haben? Wie Wenige dagegen, die ein humanistisches Gymnasium absolvirt haben, kommen später nach Frankreich und wie Wenige gar, die den Unterricht eines Realgymnasiums genossen haben, nach Frankreich und England oder Amerika? Wie Wenige kommen also mit der Mühe und Arbeit, die sie als Schüler auf den Erwerb produktiver Sprachfertigkeit verwendet haben, voll auf die Kosten? 4. Das Sprechen wird am Schnellsten wieder verlernt, das Schreiben schon weniger schnell; am Dauerhaftesten ist die einmal erlangte Fertigkeit des Lesens. Dezimirt dieser Umstand nicht noch die Zahl der Wenigen, die überhaupt später in die Lage kommen, von Sprechen und Schreiben Gebrauch zu machen? 5. Jede fremde Sprache soll uns in eine neue Welt einführen. Das Gymnasium verspricht uns eine geistige Bildungreise nach Rom und Athen, das Realgymnasium eine nach Paris und London. Ist aber jenem durch beständiges Lexikonblättern und Satzkonstruiren gehemmten Präpariren, das bis in die Obertlassen hinein vorzuherrschen pflegt, wirklich ein solcher Bildungwerth eigen? 6. Giebt es einen anderen Ausweg, als daß man von den allzu vielen Absichten des Schulsprachunterrichtes, die einander Licht und Luft rauben, die unfruchtbareren und aussichtloseren beseitigt?

Dr. Richard Baerwald.

Amethysta. Ein Versuch zur Lösung der Alkoholfrage. Chr. G. Tienken, Leipzig.

Meine Schrift bezweckt die Bekämpfung des Alkoholismus in unserem Volk. Schon Tacitus behauptete vom Deutschen, man könne ihn zu Grunde richten, wenn man ihm so viel zu trinken gebe, wie er begehre. Heute bewahrheitet sich dieses Wort immer mehr, seit die Vervollkommnung der Verkehrsmittel und der Fortschritt der Alkoholtechnik das Massentrinken so leicht machen. Zur Durchführung eines glücklichen Lebensganges bedarf es inmitten des überwuchernden Alkoholismus für das einzelne Individuum unbedingt der größten Selbstzucht. Die Mittel zu dieser Selbstzucht will ihm meine Schrift geben und dadurch ihm Leib und Seele erhalten. Ferner versucht meine Schrift, unser Volk im Ganzen durch Eindämmung des Alkoholismus auf eine höhere Stufe zu heben; sie will den Weg zeigen, den es einzuschlagen hat, um bei sich einen höheren Stand der allgemeinen körperlichen (militärischen) Brauchbarkeit und geistigen Kraft nebst einer wirthschaftlichen Hebung zu erzielen.

Wiesbaden. Wilhelm Ueberhorst.

Nackte Wahrheit. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1899.

Versucht Jemand, seinen lieben Mitmenschen in erzählender Form die Wahrheit zu sagen, so wird er kaum vermeiden können, daß sein Werk als Satire angesehen und bezeichnet wird. Solcher Auffassung möchte ich von vorn herein entgegentreten. Schon mein Titel weist darauf hin, daß es sich hier nicht um Phantasiegebilde im Dienst einer Idee handelt und eben so wenig um vereinzelte und merkwürdige Begebenheiten. Die handelnden Personen haben nicht die Prä-

Digitized by Google

tention, als Typen gelten zu wollen, sie sind Alltags- und Durchschnittsmenschen: Produkte ihrer Verhältnisse, wie man sie überall findet, wenn man sich nur die Mühe giebt, darauf zu achten. Vielleicht sind sie um so mehr beachtenswerth, weil sie Alltagsmenschen sind.

Vieles um uns herum könnte uns zu ernstem Nachdenken stimmen, hätte nicht die Gewohnheit des täglichen Anblickes unsere Aufmerksamkeit abgestumpft. Der Automatismus des menschlichen Gehirnes ist so stark, daß wir selbst Ungeheuerliches wie ein Alltägliches hinnehmen, wenn es nur allmählich und leise sich für uns entwickelt hat. Aus dem selben Grunde, d. h. nur in Folge der geistigen Trägheit, ist es möglich, daß auch die brutale Willkür mit der Zeit von der Gewohnheit sanktionirt und scheinbar Unerträgliches und Widernatürliches ertragen und zur zweiten Natur wird. Ueberall und immer lernen wir die Moral als Ausfluß des thatsächlich Bestehenden kennen. Und mit dieser Wahrheit giebt man sich zufrieden. Ist doch die weit überwiegende Mehrheit der Menschen konservativ, sei es bewußt oder unbewußt. Wie ließen sich sonst die bestehenden Staats- und Verfassungzustände erklären? Wo offenbart sich jener gerühmte stetige Fortschritt, an den die Optimisten glauben? Wohl sah auch ich fortschrittliche Bewegung, leider nur dort nicht, wo sie mir am Wichtigsten und Erfreulichsten wäre. Ein Bischen politisches Kannegießern, noch weniger Philosophie und ein Wenig Kunstgenuß: ist damit, abgesehen vom Beruf, das Geistesleben der sogenannten Gebildeten nicht meist schon erschöpft? Im Allgemeinen dominirt die Magenfrage von ihrer gröbsten Form bis zu dem Streben nach Bequemlichkeiten, Annehmlichkeiten und Genüssen, die fast immer auch nur dem Körper zu Gute kommen und je nach Charakter und Anspruch verschieden sind.

Nicht mit amusantem Spott oder satirischen Witzeleien habe ich versucht, zu wirken, sondern durch den Hinweis auf die nackte Wahrheit, die mit ihrer ehernen Moral überall Dem sich enthüllt, der sehen kann und will. Mein Buch will nicht als Satire aufgefaßt sein, sondern als Aeußerung eines ob der unnützen und zwecklosen Ungerechtigkeiten unserer Gesellschaft betrübten Herzens.

Paris. R. M. Orlow.

Quickborn. Heft 1: Otto Julius Bierbaum — Hans Thoma; Heft 2: Max Kretzer — Franz Skarbina; Heft 3: Juliane Déry — Walter Leistikow; Heft 4: August Strindberg — Edvard Munch. Oktober 1898 bis Januar 1899, Deutscher Kunst-Verlag A. G., Berlin.

Die Monatsschrift „Quickborn" bringt in jedem ihrer Hefte einen Dichter und einen Künstler, Jeden in seinem Schaffen, Beide in enger Vereinigung.

Für eine Mark kann sich hier Jeder zwei Menschen kaufen, mit nach Hause nehmen, angucken, lesen, studiren, wie er will, fortstellen und zu jeder Zeit wieder hervorholen: zwei Menschen, von denen der Eine Schriftsteller, Dichter, der Andere Maler, Bildner ist. Von der Schaffenskraft der Natur hat der Dichter den einen Theil, der Bildner den anderen. Hier ist Beides zu doppelter Kraft vereinigt. Die Schriftstellerei spricht und ist blind, die Bildnerei sieht und ist

Digitized by Google

stumm: hier spricht die Schriftstellerei und die Bildnerei sieht dazu, hier sieht die Bildnerei und die Schriftstellerei spricht dazu.

Das ist der „Quickborn“. Emil Schering.

Die Bücher Kains vom ewigen Leben. Eine Dichtung. Karl Henckell & Co., Zürich und Leipzig.

Wir leben — leider — in einer Welt, die unter pseudoklassischer Verbrämung ein festes jüdisch-christliches Gerüst verbirgt. Daher sind gewisse große Typen der Menschheit für uns mit den mythologischen Gestalten der Bibel eng verknüpft und ich durfte den „Mörder“ Kain zum Träger meiner Gedanken wählen und in seiner Entwickelung nach dem Brudermorde ein Stück Seelenleben der Menschheit oder doch einzelner Menschen wiederzugeben versuchen.

Was 1. Mos. 4, 1—16 berichtet wird, habe ich, dichterisch erweitert, übernommen. Aber kein Wort sagt uns, warum Jahwe das eine Opfer verworfen, das andere angenommen hat. Hier setzt mein Grundgedanke ein, hier schildere ich Kains Charakter, aus dem sich seine ganze spätere Entwickelung einheitlich und nothwendig ergiebt. Kain ist mir der Mann der eigenen Kraft, der jeden Gottesdienst als Selbsterniedrigung empfindet. Ein halbes, durch Furcht verursachtes Eingehen auf Jahwes Wünsche muß mißlingen; es kommt zum Morde, zum Fluche und damit zum endgiltigen Bruch zwischen Kain und der Welt, in der Gott herrscht. In der Ausgestoßenheit beginnt die wirkliche Befreiung Kains. Die erste Verzweiflung treibt ihn zur Reue, aber er erkennt seine That in dem ganzen Dasein wieder und sein Entsetzen über diese Welt des Uebels wird zu einem Fluche über Jahwe, den Schöpfer des Lebens. Seine vergeblichen Bemühungen, die Menschen von der Gottesknechtschaft zu erlösen, lassen ihn Gott als unausrottbare Ausgeburt der menschlichen Ohnmacht erkennen. Er selbst löst sich von Gott, wird seiner Eigenart bewußt und aus seinen Leiden erwächst ihm ein neues Menschheitideal, dessen Verwirklichung er aber bei seiner tausendjährigen Wanderung vergeblich sucht. Doch verheißt ihm seine Hoffnung, daß einst das Leben auf Erden zu ewiger, schaffender Selbstherrlichkeit gelangen werde.

Da der Stoff der Bibel entlehnt ist, habe ich mich berechtigt gefühlt, die Sprache und Spruchform des Alten Testamentes zu benutzen.

Eduard von Mayer.

Die schönste Stadt der Welt.

Momentbilder.

Einen Blick in meinen Guckkasten, lieber Leser. Es kostet nichts. Was siehst Du?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein breiter Strom wälzt seine grauen Wasser durch ein Bett von Quadersteinen. Hoch oben, über die Bogen der weißen Sandsteinbrücke, zieht

Digitized by Google

die dunkle Karawane der Menschen und Wagen; auf weiter Terrasse reiht sich Palast an Palast. Wie eine Degenspitze schneidet der Obelisk in die silberne Luft und fern, im Nebel, erscheint ein stolz gezackter Bau mit ragenden Thürmen. Das ist London.

Ein neues Bild!

Der fürstliche Hof des Louvreschlosses ist von blendendem Sonnenschein erfüllt. Eine Stadt von Arkaden und mit Kuppeln gekrönten Pavillonen umgiebt Dich. Im tiefsten Grün der Kastanien blinken weiße Marmorgruppen. Und zwischen den massigen Wipfeln ein breiter Ausblick: der riesige Konkordienplatz zeigt sich mit seinen Kandelabern und weißen Fontainen. Dahinter aber, durch die Baumreihen der elysäischen Felder, wird Dein Auge zu den Höhen des fernen Triumphbogens emporgetragen. Das ist Paris.

Weiter! Es ist Nacht. Um Dich herum brandet die See. Ein ehernes Riesenbild steigt aus dem schwarzen Wasser, so hoch, daß die Maste der Segelschiffe kaum die Kniee der Freiheitgöttin berühren, die mit ausgestreckten Armen die Fackel emporhält. Noch erkennst Du die feinen Linien der Hängebrücke, die den östlichen Meeresarm überspannt. Und vor Dir, von sprühenden Lichterketten durchzogen, erhebt sich der gigantische Schatten der Riesenstadt mit ihren himmelhohen Häusern und Thürmen. Das ist New-York.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie gern möchte ich, freundlichster Leser, Dir ein Bild von Berlin geben, meiner Vaterstadt, die ich mehr liebe als alle Großstädte der Welt zusammen. Aber ich wage es nicht. Der Lustgarten hat durch den Dombau im Weltausstellungstil seinen Charakter verloren. Auf dem Pariser Platz ist der Palast des schwarzen Diamantenkönigs eben erst zur Noth fertig geworden und die Reitende Artilleriekaserne ist, so viel ich weiß, abgerissen. Es ist besser, Du gehst hin und kaufst Dir Ansichtpostkarten.

* * *

Anerkennung.

Daß Berlin der Parvenu der Großstädte und die Großstadt der Parvenus ist, Dessen brauchen wir uns nicht zu schämen, denn Parvenu heißt auf deutsch: self made man. Natürlich haben wir keine Tischzeit und keinen Korso, kein Villenviertel und keine City. Kommst Du am Sonntag nachmittags in die Geschäftsviertel von London und New-York, so ergreift Dich der Schauder einer ausgestorbenen Stadt: straßenweit kein Mensch zu blicken und die Hauskatzen laufen über den Fahrweg. In Berlin wohnt man in der Jerusalemerstraße und macht Geschäfte auf dem Kurfürstendamm. Equipagen rollen, wenn die Börse gut steht, und die ältesten Paläste reichen nicht weiter zurück als bis in die Gründerzeit. Genau genommen, ist die

Digitized by Google

Großstadt Berlin gar nicht vorhanden. Was uns den Namen giebt, ist die Fabrikstadt, die im Westen Niemand kennt und die vielleicht die größte der Welt ist. Nach Norden, Süden und Osten streckt die Arbeiterstadt ihre schwarzen Polypenarme; sie umklammert das schmächtige Westviertel mit Eisensehnen, und wer weiß, was dereinst .... Nein, davon will ich heute nicht sprechen.

Was die Berliner betrifft, so weiß ich nicht genau, ob es keine mehr oder noch keine giebt. Nicht die Fruchtbarkeit des Bodens allein hat die Einwohnerzahl in drei Menschenaltern verzehnfacht. Ich glaube, die meisten Berliner sind aus Posen und die übrigen aus Breslau. Das Alles hindert nicht, daß die Stadt Anerkennung findet. Der Engländer schätzt unsere breiten, freundlichen Straßen mit den sauber getünchten Häusern; dem Franzosen gefallen die bunten Ketten der Trambahnwagen und die reisigen Schutzleute; der Russe liebt die anmuthigen Gemüsegärtlein, in die wir alle öffentlichen Plätze zu gestalten wissen. Ein Mann aus Chicago nahm eine Probe unseres Straßenpflasters mit und erklärte Berlin für einen reizenden Sommeraufenthalt. Und ein großer amerikanischer Erfinder sagte: „I didn't stop at Cologne, for I don't care for old things“ und fügte hinzu, wir seien im Begriff, Philadelphia zu überflügeln.

Wir sind Menschen, also Lobeserhebungen nicht unzugänglich. Darum weitet sich unser Herz und unsere Kehlen stimmen in den Kehrreim ein, der von der Stätte der edelsten Kunst zu uns herniederklingt:

„Berlin wird doch noch ein—mal
Die schönste Stadt der Welt.“

Wir sehen im Geiste Paris entvölkert und London verarmt; die Millionen der Welt ergießen sich in den geöffneten Schoß Berlins; unter den Schalmeienklängen des Völkerfriedens ziehen die Nabobs und Silberfürsten die Linden entlang und die Sonne des Erdkreises strahlt über Parvenupolis.

Ehemals.

Nicht immer wehten die Standarten unserer Zuversicht so siegesfreudig. Es gab eine Zeit, da reichte die Stadt bis zum Pariser Platz und vor den Thoren versteckten sich weiße Landhäuser mit hohen Ziegelhauben unter blühendem Fliedergebüsch. Alle Droschken waren zweiter, das Pflaster war dritter Klasse und auf den Straßen standen hölzerne Pumpen und Schilderhäuser. An der Stelle der Bierkirchen und Würstelpaläste gab es Konditoreien von Stehéli und Spargnapani; dort lasen die Bürger ihre politischen Blätter und stritten, ob der göttlichen Sonntag oder der himmlischen Crelinger der Vorrang gebühre. Die Schulzes und Krauses, die heute mit ihren Frauen zum Rennen fahren, um auf „Blumenfee“, „Stockbroker“ oder „Verbrechersohn“ zu setzen, sie lagen in ihren Fenstern auf geblümten Kissen oder saßen auf Strohstühlen

Digitized by Google

vor der Hausthür und diskutirten, ob demnächst ein Prinz oder eine Prinzessin zu erwarten sei. Anmuthige Zopfstilhäuser aus der Zeit Meister Gontards, nicht höher als zwei Stockwerke, säumten die breiten Straßen und auf dem Bürgersteig schritten Damen mit farbigen Shawls und Federhüten und nachdenkliche Herren, die aus Büchern mit marmorirten Deckeln und grünem Schnitt die Nahrung ihres Geistes sogen.

Damals hatte Berlin einen Charakter: den der bescheidenen Residenz eines schöngeistigen Hofes, einer Heimstätte akademischer Kultur. Inmitten der niederen Wohnhäuser, die in Ehrfurcht vor den königlichen und prinzlichen Palais erstarben, ließen klassische Bauwerke ihre vornehme, schön gemessene Sprache vernehmen, die heute im Tamtam der Gipsorgien und der Stucktrompeten verhallt. Was einst der Stolz und die Schönheit der Stadt war, Das ist heute erdrückt, veraltet, deplacirt. Es ist, wie wenn eine kleine Beamtenfamilie das große Loos gewinnt und „sich neu einrichtet": da wandern die soliden Mahagonimöbel zum Trödler, weil sie zu Madames goldenen Rococoengelchen nicht mehr passen wollen. Berlin ist nicht gewachsen, es ist verwandelt. Schinkel und Wertheim, Schlüter und Begas vertragen sich einfach nicht. Das königlich preußische findet im kaiserlichen Reichsberlin keinen Platz mehr. Spreeathen ist tot und Spreechicago wächst heran.

Heute.

„Berlin wird doch noch ein — mal,
Die schönste Stadt der Welt ..."

Ohne dem Versmaß und der lockenden Melodie Gewalt anzuthun, konnte der Dichter die zuversichtlichere Version wählen:

„Berlin ist doch nun einmal" u. s. w.

Daß er der Zukunft den Vorzug einräumte, — giebt Das nicht dem Philologen und Literaturforscher zu denken?

Eine Stadt kann schön sein ohne durchweg schöne Bauten, ja selbst ohne eine eigentlich schöne Bauart. Berlin macht von diesem Vorrecht Gebrauch. Gut gebaut wurde hier unter dem Alten Fritzen und später im Zeitalter Schinkels, der ein größerer Meister war, als wir heute zugeben. Seine Nachfolger, bescheiden und geschmackskundig, wußten den Verfall hinauszuschieben, so lange sie sich auf die Schultern des Ahnherrn stützten. Zum letzten Male haben sie beim Bau des Kunstgewerbemuseums, das eine geistvolle Paraphrase der Bauakademie darstellt, Erhebliches zu Wege gebracht. In den Jahren der letzten großen Kriege wies der herrschende Geschmack, den Zeitverhältnissen angemessen, auf das alte Rom zurück. Antike Säulenordnungen mit Rundbogen und Adlerornamenten fanden Geltung und Bahn-

Digitized by Google

hofsvorhallen drapirten sich als römische Thermen. Eine Katastrophe erlebten wir erst, als die Nachahmung deutscher Spätrenaissancekunst über uns hereinbrach. In Bayern hatten Pilotyschüler aus Dachspeichern und Bauernhäusern geschnitzte Schränke ans Licht gezogen und in ihren Ateliers aufgestellt; und ein geistvoller Meister mit Namen Gedon setzte es sich in den Kopf, dem Grafen Schack ein Haus in der neuentdeckten Stilart zu erbauen. Den Münchnern schien der witzige Versuch unterhaltsam; in Berlin aber begab man sich mit dem geschäftigen Ernst des Unternehmers an die Exploitation im Großen. Kaum hatte man in der Leipziger Straße mit starrer Bewunderung die ersten Renaissancemonstrositäten aus der Erde wachsen sehen, da ward auch schon die ganze Stadt vom neuen Geist befallen. Ueberall klopfte man die harmlosen Reliefmedaillons und Blumenornamentchen von den Fassaden und klebte bauchige Pilaster, gebrochene Giebel, Löwenköpfe und Cartouchen zwischen die öden Fensterreihen. Schnell schlug die Renaissance dann auch nach innen — es war die Zeit des neuerstandenen Kunstgewerbes — und alsbald langte und bangte jede berliner Hausfrau und Mutter nach einem Erker mit Butzenscheiben, einem Spinnrad und einem Paneelsofa.

Dann kam der Schlüterstil und die Schilderhebung des Barock, denn schließlich konnten münchener Anregungen einheimische Motive und Lokalkolorit nicht ersetzen. Nachdem dann auch Rococo und Klassizismus abgethan waren, erkannte man, daß für ein richtiges Thiergartenhaus nur eine geläuterte Gothik den wahren Geistesausdruck der Bewohner vermitteln könne, und zugleich ward dem gesteigerten Bedürfniß nach Kirchenbauten mit einer Auffrischung des romanischen Sakralstils Rechnung getragen. Für die Zukunft läßt sich durch Subtraktion ermitteln, daß Empire und Biedermaierzeit uns aufgespart sind, während der byzantinische Stil voraussichtlich das Monopol anderer Gebiete bleiben wird.

Man fühlt sich wie im Fiebertraum, wenn man eine der großen Hauptstraßen des Westens zu durcheilen gezwungen ist. Hier ein assyrischer Tempelbau, daneben ein Patrizierhaus aus Nürnberg, weiter ein Stück Versailles, dann Reminiszenzen vom Broadway, von Italien, von Egypten, — entsetzliche Frühgeburten polytechnischer Vierphantasien. Tausend mißverstandene Formen quellen aus den Mauern dieser kleinbürgerlichen Behausungen. In Nudeln, Kringeln, Zöpfen und Locken bläht und ballt sich die erliehene Herrlichkeit aus Gips, Stuck, Kunstmörtel und Cement. Und was birgt sich hinter diesem kunsthistorischen Fassadenbabel mit allen seinen Erkern, Thürmen, Säulenstellungen, Balkonen und Giebeln? Ists eine Weltmesse in der Art von Nishnij-Nowgorod, die aus allen Himmelsstrichen die sagenhaftesten Stämme und die fremdartigsten Ansprüche zusammenströmen läßt? Ach, lieber Gott, nein: Das ist es nicht. Hier wohnen ein

Digitized by Google

paar hundert Kanzleibeamte, Ladenbesitzer und Agenten; Einer von ihnen hat die selben Gewohnheiten, Ansprüche und Einkünfte wie der Andere, — und natürlich auch die selbe Wohnung: elf Fuß hoch, Berliner Zimmer und zwei Vorderstuben, Majolikaöfen und Goldtapete, dünne Thüren mit schlechten Schlössern und Parquetfußböden mit klaffenden Fugen. Dafür ratrappirt man sich an der märchenhaften Fassade. Alles „fürs Auge".

* * *

Stadt- und Straßenbild.

Ich will auf die Mängel unserer Architektur, insbesondere der öffentlichen, hier nicht eingehen. Daß wir den Sinn für Proportion und den Sinn für Ornamentik verloren haben, ist bedauerlich und erklärt sich vielleicht daraus, daß nur noch auf dem Zeichenbrett gebaut wird, wo jedes Bild sich auf die selbe Größe reduzirt und alle Ausschmückungen, um dem Auge des Bauherrn deutlich zu werden, einen bestimmten Umfang erfordern. Auch sei nur im Vorübergehen erwähnt, daß keins unserer Bauwerke in dem Boden der Mark Wurzeln geschlagen hat. Es sind Topfpflanzen, wie die „zugezogene" Einwohnerschaft, ohne klimatische Ansprüche und ohne Wechselwirkung mit der Umgebung. Die Reichshauptstadt würde sich, da sie nicht international, sondern nationlos geartet ist, an die Newa oder an die Donau versetzt, eben so heimisch oder unheimisch fühlen wie an der Spree. Eine nationale Baukunst wird uns nicht erstehen, so lange diese freieste aller Künste auf technischen Schulen gelehrt wird, so lange Kommissionen ihre Aufgaben prüfen und so lange der offizielle Kurialstil aller öffentlichen Bauten die erlernten Floskeln einer fremden Kunstsprache stammelt. Der Baumeister braucht einen Künstler als Lehrer, einen Maecenas als Bauherrn und eine eigensinnige Nationalität als Baugrund. Sonst ist alle Baukunst nichts als polytechnisches Handwerk.

Doch, wie gesagt: eine Stadt bedarf nicht nothwendig schöner Bauten. Wenn sie aber obendrein ohne landschaftliche Schönheit, ohne befreienden Meeresausblick, ohne breitströmenden Flußlauf, ja selbst ohne malerischen Reiz des Himmels und der Atmosphäre ihr Leben fristen muß, so entsteht ihr die Pflicht, sich ein bedeutendes und groß angelegtes Straßenbild zu schaffen. Der Ausdruck „Straßenbild" befriedigt mich nicht; lieber sagte ich noch „Straßenlandschaft" oder „Stadtbild"; denn Das, worauf es ankommt, ist das eigentlich landschaftliche Gesammtbild, das durch Anordnung und Gestaltung der Massen in der selben Weise erzeugt wird, wie die natürliche Landschaft aus der Gruppirung der Gebirgsmassen und Vegetationen hervorgeht. Wer einmal Trafalgar Square oder den Konkordienplatz, Piccadilly oder die Piazza della Signoria betreten hat, Der mag ermessen, welchen ergreifenden

Digitized by Google

Eindruck städtische Szenerie rein als Gesammtbild, nicht als Wirkung einzelner Werke, zu erzeugen berufen ist. Zu sagen, daß Berlin solcher Effekte völlig baar sei, wäre wohl hart geurtheilt. Von der Kunstakademie bis zum Museum zieht sich eine stolze Reihe schöner Bauten; aber ihr grenadiermäßiger Aufmarsch, ihre breiten, kastenähnlichen Formen, die coulissenartig uninteressante Vertheilung der Raumflächen mindert die Wirkung, die nächstens durch die überlaute Phraseologie der Domarchitektur gänzlich aufgehoben sein wird. Das kindliche Behagen an symmetrisch geordneten Formen beherrscht unseren militärfrommen Geschmack so sehr, daß jedes Gesammtbild sich in uninteressant harmonische Reihen mit Mittelstück und Pendants auflöst und schließlich immer wieder etwas Aehnliches entsteht wie eine Kamingarnitur.

Hygiene und Bequemlichkeit sind die Grundsätze, unter deren Kontrole Berlin sich entwickelt. Gewiß sind sie lobenswerth: aber für den Bau von Rom hätten sie nicht ausgereicht. Ihnen verdanken wir gutes Pflaster, breite Straßen und niedrige Häuser, — und vor Allem diese Häuser behaften die aufstrebende Weltstadt mit einem gewissen ländlichen Ridicule. Es mag gesünder sein, in der Mainzer Landstraße in Frankfurt zu wohnen als in der Via Nuova in Genua; aber äußerlich erscheint diese als ein Bild fürstlicher Vornehmheit, jene als Ausdruck bourgeoisen Banausenthumes, — obwohl ihre Börsen-Fixsterne den Glanz der Häuser Doria und Fiesco längst überstrahlen.

Die Kunst, großartige Straßenzüge zu schaffen, gehört Paris. Eine Eigenthümlichkeit der alten, planlos aufgewachsenen Stadt wirkt hier günstig, die mit der strammen Ausrichtung unserer Häuserbataillone kontrastirt: die Straßen schneiden sich meist in spitzen und stumpfen Winkeln, selten rechteckig. Daher die zahlreichen sternförmigen Kreuzungen, die dem Auge nach allen Richtungen der Windrose gleichartig einen tiefen Blick in das steinerne Labyrinth öffnen und den überwältigenden Eindruck einer fast unermeßlichen Ausdehnung gewähren. Der Blick durcheilt diese ungeheuren Steinschluchten voll Erstaunen über die Einfachheit und Harmonie des architektonischen Bildes. Die gleichmäßige Höhe der Bauten steht zu der Breite der Straße in glücklichem Verhältniß. Die hohen, leicht zurückweichenden Mansardendächer geben in ihrer grauen Färbung einen ruhigen Abschluß gegen die heiteren Töne der Luft. Die horizontalen Hauptlinien, versinnlicht durch schmiedeiserne Balkongitter, sind in fortlaufender Länge beibehalten, so daß die Massen der Carrés zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt erscheinen. Die französischen Architektenschulen, deren Geheimniß es ist, den Charakter eines Bauwerkes allein durch die Ordnung der wagrechten und senkrechten Linien so plastisch zu verkörpern, daß allem Ornament nur noch die Bestimmung bleibt, die letzte, feinste Nuance auszudrücken, diese Schulen, die sich ihrer Kontinuität und Tradition nicht schämen, haben das Problem der bürgerlichen und zu-

Digitized by Google

gleich großstädtischen Fassade sehr glücklich gelöst. Parterre und Zwischengeschoß, in Form und Färbung zusammengefaßt, dienen dem geschäftlichen Leben. Hier finden Schaufenster, Reklameschilder, Anzeigen, — kurz, Alles, was das Straßentreiben angeht, ihren Platz. Auf dieser mannichfachen, im Gesammteindruck dunkler wirkenden Grundlage erheben sich, von einer Pilasterordnung gehalten, die beiden Hauptgeschosse. Darüber, als Bekrönung, das dritte, reicher gestaltete Stockwerk; und endlich die Welt der Mansarden, die Wolkenstadt der Poeten und Modistinnen, die Region der beschränkten Mittel und des freien Ausblickes.

Die ganze Straßenarchitektur beherrscht der Gedanke, daß, ungeachtet aller Eigenthums- und Grundbuchsrechte, jedes Häuserviereck eine Gruppe und jede Straße ein Ganzes bildet; sehr im Gegensatz zu unserer Auffassung, die es Hinz zur Pflicht macht, seine sechs Fensterbreiten romanisch zu empfinden, weil Nachbar Kunz die seinen gothisch umrahmt hat, und die den Architekten zwingt, in das Stückchen Mauerwall, das ihm als „Fassade" zu bearbeiten obliegt, seine ganze Seele zu legen. Es ist ungefähr, wie wenn ein Zahnkünstler ein prächtiges Gebiß anfertigt und sich rühmt, er habe jedem einzelnen Zahn besonderen Charakter, Ausdruck und Farbenton geliehen.

* * *

City.

Gesundheitpflege und Schönheit lassen sich nicht vermählen. Das Schöne ist selten heilsam und das Heilsame oft widerwärtig. Aphrodite trägt keine jägersche Normalkleidung. Ist es aber wahr, daß Städte nur dann bewohnbar bleiben, wenn sie dem Kodex der Bauordnungen entsprechen, und hemmen diese Gesetzsammlungen die Schönheit und Zweckmäßigkeit einer Großstadt, so bleibt nur der Ausweg, Städte zu bauen, die nicht bewohnbar sind. Es entsteht dann das Gebilde, das man in England City nennt.

Wer es liebt, in seinem Schlafzimmer zu rauchen, in seinem Arbeitzimmer zu speisen und in seinen Pantoffeln zu spaziren, Dem wird es Vergnügen machen, mit Weib und Kind in seinem oder anderer Leute Geschäftshause zu wohnen. Du, lieber Leser — ich will es annehmen —, hast hierzu keine Neigung. Du hast, wenn Du erwachst, gern ein Fleckchen Grün vor Deinem Fenster, Du liebst einen Morgenspazirgang und bist gewöhnt, nach der Arbeit Dir die Hände zu waschen, ehe Du Dich an den Tisch setzest. Wenn Du von Friedenau morgens in Dein Geschäft kommst, so ist es Dir dagegen sehr gleichgiltig, ob das Haus, in dem Du arbeitest, vier Stock hoch ist oder achtzehn (denke Dir, in diesem Falle gäbe es einen Aufzug!), ob der Hof ein Drittel der bebauten Fläche einnimmt oder weniger — und was sonst noch derartige Lehrsätze sind. Je dichter die Tagesbevölkerung

Digitized by Google

der City ist, desto leichter finden sich die Menschen, die an die Kette gemeinsamer Geschäftsthätigkeit geschmiedet sind; je höher und gedrängter hier die Geschäftshäuser sich thürmen, desto freier und luftiger können draußen die Wohnhäuser sich ausdehnen. Jede aufgesetzte Etage öffnet in den Gegenden bürgerlicher Behausung den Platz für ein kleines Gärtchen und ein paar grüne Bäume.

Arbeit, wird mir häufig gesagt, ist ein Vergnügen; dieses Vergnügen mehr intensiv als extensiv zu genießen, hätte uns eine City zu lehren.

Ich denke mir in der Gegend zwischen Alexanderplatz und Potsdamerplatz jede Baubeschränkung aufgehoben. Hier entstehen mächtige Bautenreihen, aus Glas, Stein und Eisen, so hoch, wie das Bedürfniß es verlangt und der Baugrund es zuläßt. Längs der Hauptwege des Verkehres ziehen sich die Straßengeschäfte und Läden, in den Nebenstraßen hausen die Großhändler und Gewerbetreibenden. Nach Art der alten italienischen Handelsstädte finden sich die gleichen Gewerbe in gemeinsamen Vierteln zusammen, wie schon die Bankanstalten und die Arbeithäuser der Konfektion es heutzutage pflegen. Familienwohnungen werden in dieser nur am Tage belebten Arbeitstadt nicht geduldet, denn sie dient nichts Anderem als der Kasernirung des Erwerbes. In dieser Beschränkung aber gestaltet sie sich zu einem lebendigen Denkmal menschlichen Fleißes und großstädtischer Energie. Den Bedürfnissen des Wohnens, des Lebens und Athmens zu dienen, sind die äußeren Zonen bestimmt. Hier sind Miethhäuser, Villen, Gärten, wissenschaftliche und künstlerische Institutionen unter gesundere Lebensbedingungen gestellt; wieder erwacht die Hoffnung, junge Generationen ohne den Keim körperlicher und geistiger Großstadtvergiftung heranwachsen zu sehen, und die fortschreitende Expatriirung nach immer entfernteren Vorortstädten, diese neuere secessio plebis in montem sacrum, wird gehemmt.

* * *

Perspektiven.

Ich weiß, daß angesichts so mancher psychologischen und Besitzes Fragen es verfrüht erscheinen muß, so ausschweifende Projekte zu schildern. Immerhin wage ich es, einen Schritt weiter zu gehen und zu behaupten: selbst mit dem Bau einer City haben wir noch längst nicht einen unserer gern ausgesprochenen Bedeutung würdigen Schauplatz geschaffen; das Wichtigste fehlt noch. Verstand ich Sie recht, mein Fräulein, nannten Sie: „Statuen und Denkmäler?“ Nein, um Gottes willen, nur Das nicht! Denkmäler sind die Juwelen der Städte: sie müssen echt, gut gefaßt und vereinzelt sein. Wir haben leider zu viele böhmische Steine in Talmifassung. Ich will die billige Gelegenheit nicht ausnützen, um die vier toten Löwen des neuen Kaiserdenkmals zu insultiren. Eine Randbemerkung über neuartige

Digitized by Google

Bildungen des Monumentalstils kann ich jedoch nicht unterdrücken. In den Wärmehallen unserer Konkurrenzausschreibungen — Kunstwerke sollten nie anders als meistbietend oder mindestfordernd vergeben werden — finden sich Entwürfe in einer merkwürdigen reckenhaften Stilart. Es wird auf ein gewisses frühgermanisches, waffentrutziges Feudalthum hingearbeitet. Riesenhafte Quadernmassen als Unterbau markiren die Festigkeit des Bestehenden. Verzicht auf Umrißwirkung und klotzige Linienführung bedeuten germanische Gradheit und Biederkeit. Runenschrift und Mauerruinen geben das Lokalkolorit und romanische Kapitäle mit dicken Säulchen erinnern an kirchliche Motive. Hoch auf der Plattform steht der Recke mit gespreizten Beinen und gepanzerten Waden, die Hand am Schwertknauf. Mit vorgestrecktem Kinn und hochgezogenen Brauen blickt er herausfordernd und verächtlich herab auf das verhaßte Civil und die noch verhaßtere Civilisation. Die Herren Verfasser, die ihre Kenntniß der Frühzeit aus Wagnerdekorationen schöpfen und die uns die Vergangenheit vom Standpunkte der Brutalität menschlich zu nähern gedenken, verkennen, daß das Mittelalter in seinen Kunstäußerungen tief, bescheiden, gläubig und naiv war und daß es in Deutschland nie einen überragenden Geist gab, der nicht zugleich human war. Pomphafte Deklamationen sind nicht deutsch, auch dann nicht, wenn sie über Biederkeit deklamiren ... Wir haben in Kunstevolutionen schon manches Betrübsame erlebt. Vor dieser Richtung aber, lieber Gott, bewahre uns in Gnaden. Wenn Du Mitleid hast mit dem letzten Rest unseres ästhetischen Verständnisses: laß die Herren Monumentalkonstrukteure zu Bezirks- und Kriegervereinsvorständen avanciren, denn sie haben die tiefe Ueberzeugung und das Bedürfniß, sich vernehmlich zu machen, und enthebe sie der lästigen und wenig standesgemäßen Aufgabe, uns eine neue Kunstepoche schaffen zu müssen.

Nein: nicht um Aufbauen handelt es sich. Niederreißen und zerstören, frei legen und Raum schaffen: Das ist das Wichtigste. Aber auch das Schwierigste. Denn wer da baut — was es auch sei: Paläste, Thürme, Brunnen, Denkmäler —, Der häuft seine Mühen, Aufwendungen und Verantwortlichkeiten auf ein sichtbares Objekt, das gleichsam als Hypothekenpfand für alle diese Leistungen haftbar bleibt. Das Niederreißen schafft nichts als kahle Lücken, lediglich ideelle Werthe. Der König, der einen halben Wald niederlegt, um von seiner Terrasse meilenweit ins Land zu blicken, oder, um moderner zu sein: der Bankier, der eine Villa entfernt, um sich einen Tennisplatz zu schaffen, handelt ideeller als der Maccen, der eine Wohnung mit Bibelots, einen Park mit Tempelchen, eine Stadt mit Kunstdenkmälern vollstopft, in der Meinung, daß gehäufte Schönheiten zur Schönheit führen. Ich will von vorn herein zu bemerken nicht verfehlen, daß ich des total Ungeschäftlichen meiner Ausführungen mir klar bewußt bin. Denn eine städtische Be-

Digitized by Google

hörde müßte nicht im Kern aus kaufmännisch gesinnten Männern und und Hausvätern bestehen, sollte es ihr nicht zehnmal leichter fallen, für eine Brücke die sonderbarlichsten Auszierungen zu bewilligen, als ein einziges Gebäude von seinem Platz zu rücken, um Licht und Luft zu schaffen. Dieses aber fehlt uns: Luft, freier Ausblick, Perspektive. Solche Wirkungen lassen sich in Spandau, Magdeburg oder Frankfurt an der Oder nicht studiren; dazu müßte man nach dem Sündenbabel Paris oder nach der Verbrecherstadt London gehen, wo die Völker sich in Zungen unterhalten. Daß solches Deplacement uns nicht leicht wird, beweist unser Erstaunen über das unerwartete Aussehen der fertigen Hochbahn: wir kannten sie vorher aus den sauberen Aufrißzeichnungen der Projektenmappen; aber Niemand konnte uns über das Bild in natura berichten, da es nur in der ungeheuren Distanz der Stadt New-York, so jenseits des großen Wassers liegt, zu studiren gewesen wäre.

* * *

Wer aus dem Gewühl und Lärm der volkreichsten Gassen heraustrat und auf der Höhe des Thames Embankment oder an den Ufern des Seinestromes Athem schöpfte und die ermüdeten Augen in weiten Fernsichten Ruhe finden ließ, Dem wird es in unseren Straßen eng und beklommen zu Muth. Straßen, nichts als Straßen; aus Lärm, Geräusch und Getümmel nirgends weder Ausweg noch Ausblick. Wer kann sich rühmen, er habe in Berlin die Sonne untergehen oder ein Wetter heraufziehen sehen? Wir kennen den Himmel über unserem Kopf, das Pflaster unter unseren Füßen, — der Rest ist durch Mauern versperrt und verriegelt. Wohl giebt es etliche Märkte und Plätze, aber man wird ihrer befreienden Wirkung nicht froh. Die Aerzte erzählen, daß es Leute giebt, die von Angst und Schwindel befallen werden, sobald sie gezwungen sind, über eine ausgedehnte freie Fläche zu schreiten, und nennen diese Krankheit oder Schwäche „Platzangst". Diese armen Patienten müssen sich bei uns wohl fühlen, denn hier beeilt man sich, jeden freien Quadratmeter Bodenfläche mit Gras, Kräutern, Strauchwerk und Knieholz zu bepflanzen. Es ist die krankhafte Neigung des nördlichen Großstädters für „was Grünes", die ihn veranlaßt, drei dürre Kiefern mit Frühstückspapier als Wald und einen Asphalthof mit zwei Oleandertöpfen als Garten hinzunehmen. Gewiß wäre es erfreulich, wenn wir außer dem Thiergarten inmitten der Stadt ein paar schöne Stadtgärten halten könnten; über den Mangel werden uns aber die als Dorfkirchhof verkleideten öffentlichen Plätze, wo zwischen zwei Droschkenhaltestellen etliche Fliedersträucher siechen, nicht hinwegtäuschen. Der Königsplatz könnte ein herrliches und wahrhaft monumentales Rondell abgeben, wäre er nicht labyrinthartig mit Baumreihen und Gartenanlagen so bewuchert, daß selbst das Reichstagsgebäude wie ein Dornröschenschloß dem Blick sich entzieht.

Digitized by Google

Kaiser Nero muß mit seiner Leidenschaft für pyrotechnische Künste die Vorliebe für freie Aussicht und architektonische Verkürzung verbunden haben, die ich uns Allen wünschen möchte. Es ist nicht so unverständlich, wie die alten Historiker es hinstellen möchten, daß er, von dem Gewinkel in der Nachbarschaft des kaiserlichen Palatin degoutirt, einst eine heitere Nacht wählte, um sich ein Feuerwerk ohne Gleichen und der Stadt Rom die letzte Freiheit zu verschaffen, die sie zu tragen vermochte: die Freiheit der Aussicht. Das Strafgesetz verbietet uns heute diesen vereinfachten Weg; aber in der harmlosen Verdünnung unserer gemilderten Sitten dürfte ein Tropfen neronischen Blutes willkommen sein.

Wenn ich Bürgermeister von Berlin wäre mit unbeschränkter Machtvollkommenheit — und schriebe ich nicht Artikel für die „Zukunft", so möchte ich wohl Bürgermeister sein —, dann finge ich ein Regiment an, daran der alte Römerfürst seine Freude haben sollte. Sofort beriefe ich meinen Senat. „Hütet Euch, Versammelte Väter", so redete ich, „vor politischen Parteiungen. Wohl weiß ich, daß übel denkende Bürger Eure Kurie zu einem Kampfplatz der Parteien, zu einem Parlament der Refusirten erniedrigen wollen. Es entgeht mir nicht, daß etwelche ehrgeizige Negozianten nichts lieber hätten, als ihre des Landtags nicht fähigen Söhne und Schwiegersöhne auf Eure geheiligten Sitze sich drängen zu sehen, um Zwiespalt und Unfrieden zu stiften oder, wie sie selbst es nennen, zu neuen ‚Gesichtspunkten' sich durchzuringen. Ich aber habe die Ueberzeugung, daß Ihr unbehelligt von allen außen Stehenden und Mißvergnügten die höchsten Aufgaben Eures Amtes erfüllen werdet. Aus der großen Stadt werdet Ihr die Großstadt, aus der neuen Stadt der reichen Welt die Weltstadt des neuen Reiches schaffen. Darum, Versammelte Väter, bewilligt mir einen Kredit von einer Milliarde, dazu das unbarmherzige Recht der Expropriation, — und seid gewiß, daß Euer Geld besser angelegt sein wird als in Pfandbriefen und Konsols. Denn die Völker von Morgen und von Abend werden sich bei Euch zu Gast laden und Haufen von Gold und Edelsteinen vor Euch ausschütten; und die Enkel werden Euer Andenken eben so dankbar segnen, als ob Ihr Ihnen zehntausend Suppenanstalten hinterlassen hättet."

Und alsbald beginnt das Werk planmäßiger Zerstörung. Der Gendarmenmarkt wird auf der einen Seite bis zur Leipziger Straße, auf der anderen Seite über die Linden und das Terrain der niedergelegten Kunstakademie bis zur Spree verlängert. Diese neue und kolossale Via Triumphalis übernimmt den Verkehr der Friedrichstraße, denn sie ist durch einen breiten Straßenzug mit dem Oranienburger Thor verbunden. In ihrer Mitte, rechts und links von den Linden, erheben sich die künftigen Kaisermonumente, nach der Spree hin bildet die Fassade des neuen großen Opernhauses den

Digitized by Google

Abschluß. Der Leipziger wird mit dem Potsdamer Platz vereinigt. Die Front der Josty-Ecke wird zu einer monumentalen Kaskade in der Art der Fontana Trevi gestaltet. An der Stelle des Potsdamer Bahnhofes führt ein Südboulevard hinab nach dem Feldherrnring und weiter nach dem neuen Centralbahnhof. Das jetzige Bahnterrain, das der Fiskus mit freundlichem Lächeln abtritt, bildet das eleganteste Stadtviertel von Berlin.

Ein Westboulevard, breiter als die Linden, führt von der Potsdamerbrücke geraden Weges bis an die Gedächtnißkirche. Von dort, mitten durch den Zoologischen Garten, eine vierfache Parkallee zum Großen Stern. So entsteht mit Zuziehung der Charlottenburger Chaussee und der Siegesallee, die ebenfalls auf die Potsdamer Brücke mündet, ein Ringkorso, wie ihn keine Weltstadt besitzt.

Der Königsplatz wird freigelegt; die Siegessäule wird mit verlängertem Schaft und vereinfachtem Unterbau auf die Mitte des Alsenplatzes zurückgeschoben. Die Stelle von Kroll nimmt ein neues Akademiegebäude ein; im Mittelpunkt des Platzes, der bis zur Charlottenburger Chaussee reicht, erhebt sich das Denkmal der Heroen des neuen Reiches. Den Abschluß bilden in riesigem Bogen zwei Kolonnadenzüge, die an der Einmündung der Siegesallee sich in einem Triumphbogen vereinigen ....

* * *

... Verzeihe mir, lieber Leser: Alles ist nur Scherz. Ich wollte kein Preisausschreiben über die Verschönerung Berlins mit „sachgemäßen Vorschlägen" beantworten. Wir hatten uns darüber unterhalten, wie man Weltstadt wird, — und ich meinte nur, daß Dies mit Trottoirverbreiterungen und Uraniasäulen nicht gethan ist.

Sei unbesorgt! Ich will nicht Bürgermeister werden und unsere städtischen Machthaber sind bekanntlich keineswegs unbeschränkt, sind sogar sehr beschränkt. Auch lassen die Körperschaften sich keinerlei Vorschriften machen und Milliarden sind leichter gefordert als bewilligt. Nein, es wird weder Kaskaden noch Triumphstraßen geben; und draußen, vor dem Brandenburger Thor, wird sich eben so wenig ändern, wie sich seit fünfundzwanzig Jahren geändert hat. Ich glaube, selbst der blinde Leiermann steht noch dort, dem ich als Kind manches runde Dreierstück in die Blechbüchse stecken durfte, wenn meine Großmutter mich vor das Brandenburger Thor führte, um den alten Kaiser ausfahren zu sehen. Damals spielte er „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien"; und wenn er inzwischen mit der Zeit fortgeschritten ist, so hat er wohl heute den neueren und fröhlicheren Refrain auf der Walze:

„Berlin wird doch noch ein—mal
Die schönste Stadt der Welt."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Januar 1899.

Lülülü.

Der fromme Freiherr von Mirbach, der Oberhofmeister der Kaiserin, hat sich um seine minder hoch betitelten Landsleute ein beträchtliches Verdienst erworben, — gewiß nicht das erste, denn durch seine Rührigkeit, die selbst zum Herrn Singer den weiten Weg nicht scheute, ist für zahllose Kirchen das nöthige Geld zusammengebracht worden, diesmal aber eins, das nach langer Fastenzeit endlich auch den Politiker wieder einmal erfreuen kann. Der Freiherr, der schon früher literarische Dilettantenneigungen enthüllte, hat den Zeitunglesern von dem sogenannten Kreuzzug ins Heilige Land eine Schilderung geliefert, die zwar nicht die Zufriedenheit des Kreuzfahrtmanagers Cook erregen wird, alle patriotisch und also gut türkisch Empfindenden aber im Innersten froh stimmen muß. Wie ein im Hofdienst sacht herangereiftes, in den Antichambres ein Bischen verstaubtes Mannesgemüth ein Stück großer Natur sieht, wie das tüchtig gedrillte Temperament eines preußischen Kirchenfrommen im Heimathlande des Erlösers vergebens Kommißwunder sucht und, weil es sie nicht findet, in beinahe unfrommem Zorn erglüht: Das ist ein gar liebliches Schauspiel und verräth wohl eher noch ein Kollektivgefühl als einen persönlichen Eindruck. Außer der türkischen Polizei, die mit eisernem Besen alles Elend aus den Feststraßen in die dunkelsten Winkel gekehrt hatte, auf daß es dem Auge der unter dem Schirm des Sultans gen Golgatha Wandelnden nicht etwa widrig sei, hat dem Freiherrn von Mirbach im Judäerlande nicht viel einen frommen Schauder erregt. Sogar während des „Einzuges" — das früher fast immer nur bei der Heimkehr glücklicher Sieger gebrauchte Wort wird jetzt ja gern für allerlei leere Festtagsvergnüglichkeit

Digitized by Google

verwandt — in Jerusalem, der in eines Christen Sinn doch die stillste Stunde innerer Sammlung bedeuten sollte, denkt der höfisch erzogene und gewöhnte Herr zunächst an die „fröhlichen, jubelnden Menschenmassen", die auf Befehl des Großherrn in den Straßen und am Jaffathor Begeisterung für den Gast des Padischahs mimen, und seine sonst nüchterne Rede färbt sich beinahe hymnisch, da er berichten darf: „Als die Majestäten den Einwohnern freundlich zuwinkten, erscholl von den Dächern her von den Frauen ein ununterbrochen lang anhaltender hoher metallischer Jubelton: Lülülü! Es soll der alte Ursprung des Halleluja sein, den wir vereinzelt wohl, aber noch niemals von einer solchen Menge von Frauen gehört hatten." Für einen gelehrten Etymologen will der Oberhofmeister wohl nicht gehalten sein und wir brauchen ihm auf das nächtige Gebiet der semitischen Sprachen deshalb nicht zu folgen. Daß er aber ein feiner, ein im nietzschischen Sinn zeitgemäßer Politiker ist, muß Jeder merken, der in des Busens Tiefe jemals erwägen konnte, welche Bedeutung der Anblick „fröhlicher, jubelnder Menschenmassen" und das „ununterbrochen lang anhaltende" Lülülü der Dachgaffer für die neueste Epoche deutscher Geschichte seit ein paar Jahren gewonnen hat. Nur ist es, um diese Bedeutung zu würdigen, nicht unbedingt nöthig, bis nach Jerusalem zu reisen; solche Kenntniß kann man auch mit geringeren Kosten erwerben. Wenn der Freiherr von Mirbach sich zu einem Gang durch die unheiligen Stätten der Reichshauptstadt entschließen will, wird er an dem Lülülü, das ihm im Orient so sehr gefiel, auch im lieben Vaterlande von früh bis spät das Patriotenohr und das Höflingsherz laben können.

Ein Kaffeehaus. Viele Zeitungen mit vielen Artikeln über den Bundesrathsbeschluß in der lippischen Sache. Warum nicht? Fleischnoth, Militärvorlage und Ausweisungen langweilen, Dreyfus und Kirschner können allein auf die Länge die Spalten nicht füllen und mit den ewigen Wahrheiten des Liberalismus kann man nach Neujahr den Lesern nicht mehr kommen. Also wieder einmal Lippe. Der Bundesrath hat einen Beschluß gefaßt, der im Oesterreich Rechbergs und Prokeschs vielleicht bewundert worden wäre, der im Lande Bismarcks aber zu trübsäliger Erinnerung an verklungene Herrlichkeit stimmen sollte, — einen Beschluß, der bedenklich nach der Schwarzen Küche der ältesten und impotentesten Diplomatie schmeckt. Er soll den Rückzug Preußens decken, aber seine ärmliche Phraseologie kann die beschämende Chamade nicht übertönen und die Thatsache, daß der zweitgrößte deutsche Bundesstaat trotz allem Mühen nicht dazu gebracht werden konnte, an dem Orakelspruch mitzuwirken, ist wichtiger als der Blick auf den tastend ge-

Digitized by Google

fundenen Nothausgang. In den meisten Zeitungen steht davon kein Wort. Auch die Frage sucht man vergebens, ob es nöthig war, den Regenten von Lippe zu brüskiren und die Bewohner des teutoburger Landes zu ärgern, da doch jeder nicht ganz Kurzsichtige längst merken mußte, daß für die reichen Schaumburger das Spiel verloren war. Manchen mag es ja gefreut haben, daß den dem deutschen Heer angehörigen Lippern die Erlaubniß, eine Erinnerungmedaille zu tragen, vorenthalten blieb und daß der Biesterfelder im vorigen Sommer den Rennplatz verlassen mußte, weil die anwesenden Offiziere ihn nicht beachteten. Solches Amusement ist aber mit einer unverhüllbaren Niederlage Preußens und mit der Verstimmung Bayerns doch ein Bischen theuer erkauft, — so theuer, daß der dem flüchtigen Blick winzig scheinende Vorgang genügt hätte, einen Bismarck zum Verzicht auf sein Amt zu treiben. Die Presse müßte über dieses Verfallssymptom sehr deutlich sprechen und sich mit dem Briefwechsel zwischen dem Regenten von Lippe und dem Deutschen Kaiser gerade jetzt sehr ernsthaft beschäftigen... Der Oberhofmeister mag ruhig sein: kein anstößiges Wörtchen wird seinen Seelenfrieden stören. „Der Kaiser hat, getreu seinem Grundsatz, daß Recht doch Recht bleiben muß, in bekannter Großmuth seinen berechtigten Groll unterdrückt und im Interesse des Reiches nachgegeben. Dieser an Augustus und Marc Aurel erinnernde Zug erhabener Geistesgröße zeigt von Neuem ..." Das Jaffathor thut sich auf: Lülülü!

Ein anderes Bild. In der berliner Bellevuestraße sind Künstler zu einem Festmahl vereint, um Seine Excellenz Herrn Dr. h. c. Adolf von Menzel, den neuen Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, zu feiern. Der chemnitzer Kellner, der am siebenundzwanzigsten Januar die Geburtstagstafel im Kaiserschloß mit einer aus Servietten geformten Portraitbüste Wilhelms des Zweiten schmücken soll, ist leider nicht geladen. Wohl aber ist Herr von Boetticher erschienen, der einst zum Ehrenmitgliede des Vereins Berliner Künstler ernannt ward, — wahrscheinlich, weil er in einer Schicksalsstunde das charakteristische, jedem Künstler schmeichelnd ins Ohr klingende Wort gesprochen hatte, zwischen Stuck und echtem Material vermöge er keinen Unterschied zu entdecken. Auch Herr Anton von Werner ist anwesend, den Excellenz von Menzel für einen Meister der Kunst zu halten die gnädige Nachsicht hat, und irgendwo raunt sicher der heisere Antikünstler und Professor Pietsch gesalzene Witze. An tönenden Reden fehlt es nicht. Wir sind unter Künstlern. Wartet nur: gleich wird Einer aufstehen, an den Champagnerkelch klopfen und also sprechen: „Es ist sehr freundlich von dem Kaiser, daß er unserem Menzel den höchsten preußischen Orden verliehen

Digitized by Google

hat. Er hat damit im Sinn seines Großonkels, Friedrich Wilhelms des Vierten, gehandelt, der, um Künstler und Gelehrte würdig ehren zu können, die Friedensklasse des Ordens pour le mérite schuf, und er hat diesen Beweis freundlicher Anerkennung einem Meister gewährt, der uns klarer als vor ihm irgend ein Anderer gezeigt hat, wie Großes man durch Verstand, Selbstdisziplinirung, Fleiß und technische Sicherheit auch ohne starke Empfindung erreichen kann. Ich bin weder ein Schmeichler noch ein Narr und will deshalb den im edelsten Wortsinn tüchtigen Menzel nicht dem Titanen Goethe vergleichen. Das nur möchte ich sagen: wir sind in Preußen nun glücklich dahin gelangt, wo man vor etwa hundertundzwanzig Jahren in Weimar stand. Als Goethe damals vom Herzog das Adelspatent erhielt, schrieb er an Frau von Stein: ‚Ich bin so wunderlich gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann.' Und ungefähr um die selbe Zeit pries Schiller den Mann, dem das Herz höher schlagen dürfe, weil er selbst sich den Werth schuf, und sang den Ruhm der freien Kunst, die ihre Blüthe nicht am Strahl der Fürstengunst entfalte. Sollen wir heute jubeln, weil ein vierundachtzigjähriger Künstler, der seine Stoffe merkwürdig oft der Hohenzollerngeschichte entnahm und den man auch an der Farbe als Preußen erkennt, einer Auszeichnung werth gefunden wird, die Minister, Generale, Oberpräsidenten und andere Eintagsmachthaber sich thatenlos ersitzen und die halbwüchsigen Prinzen und Zufallsbegleitern reisender Potentaten, ohne daß sie je Etwas geleistet haben, bewilligt wird? Sollen wir uns geehrt fühlen oder gar vom Anbruch eines neuen augustischen Alters träumen, weil Einer von uns künftig das Orangeband tragen darf, das die Brust des Herrn von Boetticher und der Rudini oder Giolitti schmückt? Oder sollen wir etwa glauben, der alte Menzel werde sich Excellenz nennen lassen und das veraltete Wörtlein ‚von' vor seinen weltberühmten Künstlernamen setzen? Nein: unser greiser Meister denkt sicher über diese Dinge wie der wackere Jakob Grimm, der in der berliner Akademie einst sagte: ‚Nicht einmal drei volle Jahre vor seinem Tode wurde Schillern der Adel zu Theil und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinn nach Glanz streuende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobenes ‚von' verderbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Dem unerbittlichen Zeitgeist erscheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja, ohne Sinn. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend, stolz sein. Das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edlen gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde über-

Digitized by Google

geht, wodurch dem Stand seines Ursprunges Schmach und Beeinträchtigung widerfährt. Oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Goethe und Schiller entsprangen, aufhören, sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald dieser Mittelstand stolz und entschlossen sein wird, sie jedesmal auszuschlagen'. Seit dem Tage, da in Berlin diese Rede gehalten ward, sind abermals vierzig Jahre verstrichen und ich bin gewiß, daß Menzel, der, trotzdem ihm im Wappen die Lyra fehlt und er neben Rembrandt und Boecklin erbleichen muß, doch ein starker, eines pergamentenen Adelsbriefes nicht bedürftiger Könner ist, heute mit nicht geringerem Stolz als damals Grimm fragen wird: Kann denn ein Künstler geadelt werden? Er wird mit uns Allen dem Kaiser für die gute Absicht danken, die Auszeichnung aber ehrerbietig ablehnen und sich nicht dazu bequemen, in seinen letzten Lebensjahren das feierliche Gewand einer verschollenen Prunkzeit mit sich herumzuschleppen, das ihn kleiden würde wie einen modernen Elektrotechniker das Fell und die Keule des Herkules. Wir wollen, ohne dem Geheul der Demagogen zu lauschen, dem Militäradel und der Bureaukratie ihre überlieferten Sitten gern gönnen: in unseren Reihen vollzieht die Auslese sich nach Gesetzen, die nicht vom Thron herab dekretirt werden können, und unsere feinsten Meister werden in den Kapitelsälen der Feudaltage niemals heimisch sein. Die ‚Republik der Geister' hat gegen Talleyrand selbst Bonaparte vertheidigt. Soll der amusische Korse deutsche Künstler beschämen?"

Der Oberhofmeister wird auf seinem Sitz unruhig; am Jaffathor wars ihm behaglicher. Er mag sich trösten: in der berliner Bellevuestraße ward so schlimme Rede nicht vernommen. Von der „unerhörten Ehrung" des Künstlers und von dem großartigen Edelsinn des Kaisers wurde viel gesprochen, Excellenz von Menzel hielt allen läppischen Verhimmelungen Stand und meinte, der ihm gewährten Auszeichnung müsse die ganze Gilde sich nun capable zeigen, in den Toasten hatte das Kaiserhaus stets, wie sichs gehört, den ersten, die Kunst den zweiten Platz und schließlich wurde in einem Danktelegramm dem Kaiser, „dem hohen Beschützer deutscher Kunst, der Ausdruck jubelnder Huldigung zu Füßen gelegt." Die jubelnden jerusalemitischen Menschenmassen waren ersetzt und durch die Prachträume des Künstlerhauses tönte, dem Schwerhörigen selbst vernehmlich, die süße Sultanatsweise: Lülülü!

Ein helles Gehör kann sie heutzutage in allen Gassen der Reichshauptstadt vernehmen. Wenn der Kaiser den französischen Botschafter besucht, liest man, sein genialer Blick habe rechtzeitig die Stunde erkannt, wo eine Verständigung mit Frankreich auf Englands Kosten möglich werden

Digitized by Google

könne, — als ob der Erste unter den deutschen Fürsten daran denken dürfte, allein, ohne Mitwirkung der verantwortlichen Berather, nach plötzlichen Eingebungen im heikelsten Gelände Politik zu treiben. Wenn er in den Haufen preußischer Gardisten oder potsdamer Schulknaben Geldstücke wirft und sich an der daraus entstehenden Balgerei ergötzt, wird in den höchsten Tönen seine Leutseligkeit und die unvergleichliche Frische seines Humors gerühmt. Und wenn ein Monarch, dem von früh bis spät so der Wonnechor von seiner Gottähnlichkeit vorgesungen wird, auf einsamer Höhe schließlich wähnte, die Weise dringe aus dem tiefsten Fühlen der Volkheit ans Licht: wer wollte im Ernst mit ihm hadern? Jede Regung seines beweglichen Temperamentes wird wie ein Heilandswunder bestaunt, jedes Zufallswörtchen als eine Aeußerung genialischen Tiefsinnes gefeiert; und es ist sterblicher Menschen, auch der gekrönten, Art, daß sie dem Beifall gläubiger als dem Tadel lauschen. In einem Lande von der politischen Reife Großbritanniens wundert kein mündiger Mensch sich darüber, daß sogar einem Histrionen und Thespiskärrner wie Henry Irving der Titel „Sir" bewilligt wird; man gönnt der Mimeneitelkeit solche Labung und spricht von ernsthaften Dingen. Bei uns entsteht ein Jubelgetöse, weil ein unlyrischer, aber kräftiger Künstler, weil der Exponent der durch die Namen Schadow und Chodowiecki bezeichneten Kunstepoche, die hinter uns liegt, an seinem Lebensabend so „hoch geehrt" wird wie irgend ein Herr von Hahnke. Das geschieht am grünen Holz, im Kreise schaffender Künstler. Wir müssen dem Kaiser wirklich noch dankbar dafür sein, daß er sich von dem übel duftenden Weihrauch, der aus der Tiefe steigt, den Sinn nicht völlig umnebeln läßt. Und wir dürfen nicht hochmüthig auf das braune Gesindel herabsehen, das, sobald der Sultan winkt, sein Halleluja stammelt.

... Der fromme Freiherr von Mirbach wird vor den Rundgang durch die unheiligen Stätten der Reichshauptstadt befriedigt heimkehren. Was ihn im Lande des Erlösers so innig rührte, war, daß die Menschenmassen einen Unbekannten, von dessen Wesen und Wollen sie nicht das Geringste wußten, jubelnd begrüßten, — nur, weil er ein Kaiser ist. Er braucht, um solche Freude zu erleben, künftig nicht mehr über das Wasser zu reisen, sondern nur die höfisch geschulten Ohren zu spitzen: dann kann er, so oft die Gestalt des Monarchen sichtbar wird, auch von deutschen Dächern herab, und sogar von Männerstimmen, sein Lieblingsgeräusch Lülülü hören.

Digitized by Google

Ein italienischer Sozialist.

Es kann nicht nur als Einleitung des nachfolgenden Referates, sondern auch als eine Antizipirung der geschichtlichen Belege für das Grundthema dienen, wenn ich darauf hinweise, daß es natürlich mit den wirthschaftlichen Zuständen Italiens zusammenhängt, wenn hier die sozialistische Bewegung noch nicht über die Anfänge hinausgekommen ist, die Organisation der Arbeiterklasse noch in den Kinderschuhen steckt und sowohl über Grund und Wesen wie über Mittel und Ziele der proletarischen Agitation noch große Unklarheit herrscht. So lange Italien ein weit überwiegend ackerbautreibendes Land bleibt, so lange die Industrie sich nicht weiter entwickelt und die beträchtlicheren Ansammlungen gewerblicher Arbeitermassen sich auf wenige Orte beschränken, wird selbstverständlich die Organisirung dieser Arbeiter als Klassenpartei nicht erheblich vorschreiten und der Sozialismus wenig praktische Bedeutung erreichen können. Der Verlauf der von gänzlich unerfahrenen und visionären Sozialaposteln geschürten Bewegung des Landvolkes und einzelner Arbeitergruppen in Sizilien und die leichte Lahmlegung der noch gebrechlichen Vereins-Organisation und -Thätigkeit in Ober- und Mittelitalien durch die crispinischen Sozialistengesetze haben den Beweis geliefert, daß für jetzt der bürgerlichen Staats- und Gesellschaftordnung in Italien von der Arbeiterklasse keine Gefahr droht.

Um so lebhafter ist die kritisirende und negirende Thätigkeit auf dem geistigen Gebiete. Die sozialistische Presse hat einen, namentlich in Anbetracht der äußerst geringen materiellen Mittel sehr beachtenswerthen Umfang und Einfluß erreicht; die binnen wenigen Jahren auf die dreifache Zahl — jetzt fünfzehn — angewachsenen sozialistischen Deputirten lassen es in der Kammer, in Versammlungen, in der Presse und Literatur nicht an rücksichtloser und volltönender Verkündung des neuen Evangeliums, auch nicht an Aufstellung weitgehender Forderungen zu Gunsten der Enterbten fehlen, für die sich auch die Stimmen Vieler erheben, die nicht direkt zu der sozialistischen Fahne geschworen haben. Unter der studirenden Jugend der Universitäten hat der Sozialismus zahlreiche begeisterte oder doch laute und ungestüme Anhänger gefunden und auf den Lehrstühlen wird er durch Männer vertreten, die an Begabung, sittlichem Ernst, Ueberzeugungtreue und Eifer nicht die Letzten sind. Ist es im Allgemeinen am Platze, den bedeutenden geistigen

Digitized by Google

und moralischen Strömungen, mag man sie billigen oder nicht, Aufmerksamkeit zu schenken, so wird Das um so mehr zur Pflicht, wo es sich um die wichtigsten Fragen der staatlichen und gesellschaftlichen Zukunft, die schwierigsten Kulturprobleme und die ernstesten Lösungversuche hervorragender Köpfe handelt.

Zu den ernstesten Vorkämpfern des „wissenschaftlichen Sozialismus" in Italien gehört der den Lesern der „Zukunft" bekannte Neapolitaner Antonio Labriola, der seit Jahren an der römischen Universität über Philosophie der Geschichte, Staats- und Gesellschaftwissenschaft liest und neben dem sozialistischen Juristen Enrico Ferri zu den beliebtesten Lehrern gehört, bisher aber nur Weniges veröffentlicht hat. Seit dem vorigen Jahr liegen die beiden ersten Sammlungen einer Reihe von Essays „über die materialistische Geschichtauffassung" vor, von denen der erste sich mit dem marx-engelsschen „Kommunistischen Manifest" vom Februar 1848 beschäftigt, der zweite die materialistische Erklärung der Geschichte als die einzig richtige und fruchtbare zu erweisen sucht. Zwischen beiden Essays besteht ein engerer Zusammenhang, als es scheinen könnte; denn das „Kommunistische Manifest" ist, wie unser Autor nicht müde wird, zu betonen, weder ein Aufruf zur sozialen Revolution, noch der Entwurf einer neuen Staats- und Gesellschaftordnung, noch eine Uebersicht über die Entwickelung des Sozialismus, noch ein Versuch der Ausföhnung der Klasseninteressen, sondern „sein Kern besteht in der neuen Auffassung der geschichtlichen Entwickelung", nach welcher der Kommunismus als das nothwendige und unabweisbare Ergebniß der durch die bisherigen Formen der Produktion hervorgerufenen Klassenkämpfe erscheint. Das Manifest stellt sich nur die eine Aufgabe: an der Hand der geschichtlichen Thatsachen und der herrschenden Zustände nachzuweisen, daß „aus der unabweisbar revolutionären Thätigkeit des modernen Proletariates mit Nothwendigkeit der Kommunismus hervorgehen müsse". Das Mittel zu diesem Nachweise lieferte den beiden Führern des londoner „Bundes der Kommunisten" die Verbindung des von Feuerbach erneuerten wissenschaftlichen Materialismus mit der deutschen historischen Philosophie und Dialektik, wodurch es möglich wurde, „die geschichtliche Bewegung in ihren tiefsten, bis dahin unerforschten, weil latenten und schwer entwirrbaren Ursachen zu begreifen." Es war im Beginn der vierziger Jahre begriffen worden, daß der Sozialismus ein nothwendiges Ergebniß der vorangegangenen und fortschreitenden wirthschaftlichen Entwickelung sei; die Sozialisten schöpften aus dem Einblick in die Art und Richtung dieser Entwickelung die Ueberzeugung, der Marx und Engels im „Kommunistischen Manifest" den klassischen Ausdruck gaben, daß das moderne Proletariat ein nothwendiges Produkt der Gesellschaft sei und die Mission habe, an die Stelle der Bourgeoisie zu treten und neue Formen des gesellschaftlichen

Digitized by Google

Zusammenlebens heraufzuführen, die den Klassengegensätzen ein Ende machen sollten. Das abstrakte hegelsche Gesetz vom historischen Werden auf dem Wege der Antithesen wurde durch Marx und Engels auf die Klassenkämpfe angewandt, in denen sie das eigentlich Bewegende, vielleicht die Essenz aller Geschichte, erkannten; sie bestand ihnen nicht mehr, wie dem Hegelianismus, im Uebergange aus der einen in eine andere Ideenform, sondern im Wechsel der sozialen Struktur, mit anderen Worten: im Uebergange aus einer in die andere Produktion- und Wirthschaftform, — einem der Uebergänge, für die wegen der Erschütterungen und gewaltsamen Operationen, mit denen sie stets verbunden waren, der Name Revolutionen nicht unpassend ist, ohne daß dabei nothwendig an politische Umwälzungen zu denken wäre. So ist auch die kommunistische Revolution, die das „Manifest" als nothwendig und bevorstehend ansieht, nicht als Das aufzufassen, was im Jahre 1870 in Paris verwirklicht werden sollte, sondern als das Ergebniß einer durch die inneren Entwickelungsgesetze beherrschten wirthschaftlichen Politik, die weder von der Bourgeoisie noch vom Proletariat mehr geändert oder gehemmt werden kann, sondern mit Naturnothwendigkeit der Erneuerung der ganzen Gesellschaft durch das Proletariat zustrebt. Denn „die kapitalistische Gesellschaft muß sich von selbst auflösen und als Produktionform hinfällig werden, weil sich in ihrem eigenen Schoß fortwährend die Rebellion der Produktivkräfte gegen die rechtlichen und politischen Beziehungen der Produktion neu erzeugt und weil sie nicht bestehen kann, ohne durch die Konkurrenz, welche die Krisen erzeugt, und durch die Schwindel erregende Ausdehnung ihrer Aktionsphäre die inneren Bedingungen ihres unvermeidlichen Unterganges zu vermehren, so daß der Tod auch hier einfach ein physiologischer Fall wird."

In dem 1859 in Berlin erschienenen, als Vorläufer zum „Kapital" zu betrachtenden Buche: „Zur Kritik der politischen Oekonomie" hat Marx schon mit großer Klarheit und Schärfe den Kern der materialistischen Geschichtauffassung dargelegt, deren Richtigkeit und Fruchtbarkeit Labriola im zweiten seiner Essays nachzuweisen unternimmt. Deshalb, und weil die Grunddogmen des wissenschaftlichen Sozialismus nirgends knapper und bestimmter ausgesprochen worden sind, mag eine kurze Wiedergabe der Betrachtung von Labriolas Ausführungen vorangestellt werden.

Nach Marxens Ansicht, dem der gesammt ernsthafte Sozialismus hierin folgt, können die rechtlichen Beziehungen und die politischen Formen des Staates überhaupt nicht verstanden werden, wenn man sie nur aus sich selbst oder aus der Annahme der sogenannten allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes erklären will; sie haben vielmehr ihre Wurzeln in den materiellen Lebensbeziehungen, so daß die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der Volkswirthschaft zu suchen ist. Wenn sie erst in irgend welche sozialen

Digitized by Google

Beziehungen zu einander getreten sind, werden die Menschen, unabhängig von Wahl und Willen, durch die Formen ihrer Produktion, die sich nach dem Grade der Entwickelung der vorhandenen Produktivkräfte richten und den thatsächlichen Unterbau der Gesellschaft bilden, zur allmählichen Errichtung eines Oberbaues von rechtlichen und staatlichen Formen geführt, dem dann auch bestimmte Anschauungsformen entsprechen. Die Art der Erhaltung des physischen Lebens, d. h. der modernen Produktion, bestimmt in erster Linie den sozialen, politischen und intellektuellen Lebensprozeß. Nicht das Bewußtsein des Menschen bestimmt sein Sein, sondern gerade umgekehrt: das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewußtsein. Im Lauf der Fortentwickelung gerathen die sich ändernden Produktionformen immer mehr in Widerspruch zu den festgelegten und sanktionirten rechtlichen Beziehungen — dem Eigenthumsrecht — und den Sitten und Anschauungen, die nun aus Schutz- und Fortbildungmitteln zu Hemmnissen der Entwickelung der Produktivkräfte werden. Erreicht die Spannung einen gewissen Grad, so suchen die gebundenen Kräfte sich dadurch frei zu machen, daß sie die veralteten hemmenden Formen sprengen. Es kommt zu Revolutionen und Bürgerkriegen, wenn nicht die vorher mit der Veränderung der Produktion eingetretene langsame Wandlung des politischen, philosophischen, religiösen, ästhetischen, moralischen Bewußtseins ihnen vorbeugt. Die politischen und die Ideen-Revolutionen lassen sich stets aus dem bezeichneten Gegensatz erklären. Ein soziales Gebilde geht nicht unter, bevor es in seinem Schoße alle produktiven Kräfte, für die es Raum hat, entwickelt hat; neue Produktion-Beziehungen treten nicht auf, wenn nicht vorher die materiellen Vorbedingungen gezeitigt worden sind. Die Produktionformen Asiens, der klassischen Welt, der Feudalzeit und der modernen Bourgeoisie können als Epochen der Wirthschaftgeschichte betrachtet werden; die bürgerliche Produktion ist die letzte Form des Antagonismus zwischen den Produktivkräften und ihrer rechtlichen und staatlichen Regelung. Aber schon sind die Kräfte so mächtig geworden, daß sie die herrschenden Formen zersprengen müssen und eine neue Gesellschaft im Werden ist, mit deren Auftreten „die Prähistorie des Menschengeschlechtes abschließen wird".

Das durch die bürgerliche und kapitalistische Wirthschaftweise großgezogene, zur Umwälzung der herrschenden Produktion- und Gesellschaftformen gedrängte und sich rüstende Proletariat ist in dem zu einer Wissenschaft gewordenen „kritischen Kommunismus" seines Ursprunges, seiner Kräfte und Ziele sich bewußt geworden. Seine Demokratisirung und Organisirung, sein reißend schnell gewachsener politischer Einfluß, der den anderen Klassen eine Konzession nach der anderen abgerungen hat, rücken seinen unvermeidlichen Sieg immer näher. „Der kritische Kommunismus", Das

Digitized by Google

betont Labriola gegenüber den auf der Stufe der Putsche und des Revolutionglaubens zurückgebliebenen Elementen, „fabrizirt nicht die Revolutionen, bereitet nicht die Erhebungen vor, liefert nicht die Waffen für die Aufstände“. Aber freilich wird die proletarische Revolution unvermeidlich kommen, ohne daß man heute sagen kann oder zu fragen braucht, wie sie vor sich gehen werde; denn die proletarische Demokratie kann auf die Dauer sich bei den heutigen staatlichen Formen nicht beruhigen, da diese „als Organe der Gesellschaft der Ausbeutung auf eine bureaukratische Hierarchie, eine Richter-Bureaukratie, eine Kapitalisten-Vereinigung zu gegenseitiger Unterstützung und auf den Militarismus hinauslaufen, der die Schutzzölle, die Staatsschuldzinsen, die Bodenrente und jedes Interesse des Kapitals zu vertheidigen hat“. An Putsche und Aufstände, wie den der pariser Kommunisten, ist heute nicht mehr zu denken; die von Marx und Engels als Ziel hingestellte Diktatur des Proletariates, die eine Vergesellschaftung der Produktionmittel einleiten muß, kann nur das Ergebniß der systematisch sich ausdehnenden und vervollkommnenden politischen Organisirung der Proletarier sein, die in dem reißend schnell fortschreitenden Antagonismus der Produktivkräfte und gesellschaftlichen, rechtlichen und staatlichen Formen einen beständig steigenden Antrieb findet. Die soziale Frage ragt bereits heute an Wichtigkeit und Dringlichkeit über alle anderen hinaus. Sozialisten nnd Gegner beschäftigen sich gleichermaßen mit Lösungversuchen. Als bloße Spiegelfechterei, Mißverstand oder Palliativ ist Alles anzusehen, was nicht auf Abschaffung des Lohnes, Aufhebung der Klassen in einer Gesellschaft, die keine „Waaren“ mehr produzirt, und auf Ersetzung des Staates durch ein Arbeit- und Erziehung-Selfgovernment abzielt. Auch der gesammte heutige Sozialismus kann, sofern er sich dieses Ziel nicht klar gemacht und aufrichtig vorgesteckt hat, nur als ein Stadium der Unreife und Halbheit in der Entwickelungsgeschichte des Proletariates gelten. Sehr bezeichnend findet es Labriola, daß in Italien, wo man nach der Renaissance von dem großen Fortschritt der Geschichte abgedrängt worden ist, wo trotz der geistigen Begabung und Routine der Italiener die Entstehung eines modernen Staates in einer ganz unmodern produzirenden Gesellschaft zur Ursache der schwersten Nothstände und Hemmnisse geworden ist, wo endlich der Sozialismus erst spät und sporadisch aufgetreten ist und es nur zu einem verwaschenen Abbilde des allgemeinen Sozialismus gebracht hat, die ersten Klassenregungen des Proletariates Bauernaufstände waren. Vermuthlich hat es ihm besonderen Eindruck gemacht, daß die in anderen Ländern den sozialistischen Zielen ein starkes Hinderniß entgegenstellenden Massen des Landvolkes, die Schaeffle gar nicht mit Unrecht als an sich konservativ bezeichnet, in Italien für den Sozialismus zu gewinnen waren. Immerhin könnte hier eine Täuschung über den wahren

Digitized by Google

Charakter der sizilischen Aufstände vorliegen, die zwar von sozialistischen Agitatoren für ihre Zwecke entfacht worden sind, im Sinne der aufständischen Bauern aber, wie zahlreiche Zeugnisse beweisen, keineswegs auf Beseitigung der privatkapitalistischen Wirthschaft und Vergesellschaftung des Bodens abzielten.

* * *

Unternahm Labriola in dieser Arbeit eine Darlegung der Entstehung der materialistischen Geschichtauffassung und ihres Ergebnisses, des kritischen Kommunismus, an der Hand des „Kommunistischen Manifestes", so geht er in einer zweiten Schrift zur Begründung dieser Geschichtauffassung über.

Er beginnt, wie billig, mit der Zurückweisung des kurzsichtigen Einwandes, daß sie das ganze menschliche Dasein aus materiellen Interessen und Berechnungen zu erklären versuche und damit alle idealen Faktoren leugne, und definirt die materialistische Geschichtauffassung dahin, daß sie im Gegensatze zu den „Ideologien" jeder Art nicht von einer prästabilirten Idee zu den Dingen herab, sondern umgekehrt von den Dingen zu den Ideen hinaufsteige.

Die Menschheitgeschichte beginnt damit, daß die Menschen die ersten und unentbehrlichsten — d. h. die materiellen — Bedürfnisse befriedigen; diese vermehren, entwickeln, verfeinern sich allmählich und führen in dem selben Maße zum Auftreten von Bedürfnissen höherer Ordnung, in dem die Mittel und Werkzeuge zur materiellen Befriedigung sich vervollkommnen und ihrerseits Maßregeln der Erhaltung und des Schutzes verlangen; die natürliche Familien- und Geschlechtsgenossenschaft erweitert sich zu umfangreichen Assoziirungen behufs Erhöhung der Individualkräfte, der Sicherheit und des Fortschrittes; gesellschaftliche Einrichtungen, Gewohnheitrechte und Gesetze entstehen: kurz, die komplizirteren Gesellschaftgebilde treten auf. Die materialistische Geschichterklärung will und soll, nach Labriola, nichts Anderes als: die Wegstrecke, die von den Urzuständen bis zu den heutigen Rechts-, Staats- und Religionzuständen führt, zurückdurchmessen und sie will nachweisen, daß sämmtliche höheren Kultur-Ergebnisse: Gesellschaft, Volkswirthschaft, Recht, Staat, Kunst, Religion, Philosophie im letzten Grunde auf den materiellen Bedürfnissen und Zuständen beruhen, sich stets mit diesen gewandelt haben und auch ferner mit ihnen wandeln müssen. Nicht der herodotische „Neid der Götter", der „Zufall", das „Fatum" oder die „Fortuna", nicht die „Vorsehung", die „Logik der Dinge", die „innere Nothwendigkeit", das „Entwickelungsgesetz", der „Geist der Zeit" oder, wie die zur Erklärung des Geschehens zu Hilfe gerufenen dei ex machina der Geschichtschreiber sonst heißen, haben der Entwickelung ihren Lauf vorgeschrieben, sondern „die positiv wirkenden Kräfte, d. h. die Menschen in ihren verschiedenartigen und besonderen

Digitized by Google

sozialen Verhältnissen" müssen ins Auge gefaßt werden, wenn man die Quellen des Geschehens sucht. Die Geschichte des Volkes hängt ab von dem Boden, den es bewohnt, von seiner Lebensweise, seinen Verwandtschafts- und Nachbarschaftverhältnissen, von seiner Produktion, seinen Werkzeugen und Waffen, seinen Eigenthums-, Arbeits- und Klassenzuständen, von der Art, wie es in Gesellschaft, Staat, Recht und Religion alle jene Zuständlichkeiten festzuhalten, zu sanktioniren und zu erhalten oder fortzubilden sucht, wie die Konflikte zwischen erstarrenden Formen und neuen Bedürfnissen gelöst werden, ob die Revolutionen friedliche oder gewaltsame sind, ob sie zu Fortschritten oder zu Rückschritten führen. „Diese realistische Doktrin ist nicht die Auflehnung des Materialisten gegen den Idealisten. Sie ist die Lehre, daß die wahren Ursachen und Gründe jeder menschlichen Entwickelung einschließlich alles Dessen, was wir ideal nennen, in bestimmten thatsächlichen Zuständen zu finden sind, die die Gründe, das Gesetz und den Rhythmus alles Geschehens in sich tragen."

Die Akteurs der Weltgeschichte waren sich der thatsächlichen Ursachen der Ereignisse, in denen sie selbst mitwirkten und vielleicht eine entscheidende Rolle spielten, durchaus nicht immer bewußt und die geschichtlichen Dokumente spiegeln häufig solche Täuschungen des Bewußtseins wieder. Die neue Lehre muß daher die Quellen der Geschichte revidiren. Sie sondert die in der Persönlichkeit liegenden Kräfte, seien es geniale Auffassungen und Pläne, Illusionen, Irrthümer, Leidenschaften, selbstsüchtige Regungen oder was immer, von den im Zusammenhang der Verhältnisse liegenden Kräftepotenzen. Für Luther war die Reformation eine Glaubens- und Herzenssache; er wußte nicht, was wir jetzt wissen, daß sie auch ein Stadium in dem durch materielle Verhältnisse bedingten Aufstieg des Dritten Standes, eine wirthschaftliche Auflehnung gegen die römische Ausbeutung war und daß der kirchliche Reformversuch ohne diese Hilfe wahrscheinlich, wie andere vorher, gescheitert wäre. Wir kennen jetzt die dem Reformator unbekannten wirthschaftlichen, d. h. materiellen Ursachen der Reformation: den Gegensatz der erstarkten Städter gegen das Ritterthum, das Anwachsen der territorialen Fürstengewalt gegenüber dem Kaiser und Papst, die Erhebungen der Bauern und der Wiedertäufer, das Aufeinanderstoßen der allermaterriellsten Herrschafts- und Erwerbsinteressen, das in Frankreich, in den Niederlanden mit ihrem Kampf gegen Spanien und in England noch klarer hervortritt als im Vaterlande Luthers. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß das Wie der auf jenen materiellen Ursachen beruhenden Ereignisse in der mannichfachsten Weise durch persönliche Ideen, Ziele, Leidenschaften, durch Enthusiasmus, Glauben und Aberglauben, Mitgefühl und die moralischen und geistigen Eigenschaften der Führer und Geführten bestimmt worden ist. Aber diese immateriellen und idealen Kräfte würden nicht in Bewegung gerathen sein oder sich in andere Wirkungen um-

Digitized by Google

gesetzt haben, wenn jene materiellen, wirthschaftlichen Ursachen gefehlt hätten. Ohne Aussaugung Deutschlands durch die katholische Hierarchie, ohne den Gegensatz der weltlichen Interessen des Kaisers und der Territorialfürsten, ohne den Gegensatz zwischen Adel und Städten hätte es keine Kirchenreformation gegeben! Die Aufgabe der Geschichte, wie Labriola sie versteht, würde also sein: von den gewöhnlich auf der Oberfläche erscheinenden religiösen, politischen, ästhetischen Erregungmomenten zu den tiefer liegenden sozialen und wirthschaftlichen Ursachen hinabzusteigen und überdies, wo es noch möglich ist, die Entstehung jener Momente aus diesen Ursachen zu erklären, so daß jedes Ereigniß in allerletzter Instanz seine Erklärung in dem derzeitigen wirthschaftlichen Unterbau der Gesellschaft und in den dort wirkenden Kräften findet. Der römische Plebejer des fünften Jahrhunderts v. Chr., der florentiner Handwerker des dreizehnten Jahrhunderts, der Bauer zur Zeit der französischen Revolution: sie Alle hatten eine ökonomisch bestimmte, moralische und geistige Physiognomie und veränderten dieser entsprechend die bisherige Gesellschaftform, weil die materielle Lage sie dazu trieb, was nicht ausschließt, daß sie, einmal in Bewegung gesetzt, auch noch mannichfachen Antrieben, Hemmnissen und Ablenkungen nicht materieller Art gehorchten.

Labriola protestirt gegen die Auffassung der Menschheitgeschichte lediglich als eines Falles des Kampfes ums Dasein. So weit wir zurückzuschauen vermögen, sehen wir den Menschen in Zuständen, die sich aus dem Kampf ums Dasein allein nicht erklären: wir sehen ihn begabt mit Sprache, auf einem künstlich veränderten Boden, in Vereinigung mit anderen Menschen, unter weit über das Thierische hinaus entwickelten Formen der Werkzeugbenutzung, der Arbeitstheilung, der Gesellschaftordnung, der Gütervertheilung. Mit der fortschreitenden Technik ist die Theilung der Arbeit, der Produktion und der Güter, mit ihr die Unterscheidung der Klassen, die Unterordnung des Einen unter die Anderen, damit die gesellschaftliche und rechtliche Gliederung, d. h. die Ausgestaltung der Gesellschaft, fortgeschritten und Hand in Hand damit hat sich das Fühlen und Denken, haben sich die Anschauungen entwickelt und gewandelt, so daß der geistige und moralische Mensch ein Produkt seiner äußeren Bedingungen — im weitesten Umfange des Wortes — ist. Alles geschichtliche Werden ist Werk des Menschen; aber es war und ist nicht, oder doch nur äußerst selten, das Ergebniß kritischer Auswahl und planvoll erwägender Bestimmung, sondern fast immer der Nothwendigkeit, die auf den äußerlichen Bedürfnissen und Anlässen beruht und die Entwickelung innerer und äußerer Organe mit sich bringt; hierzu gehören auch Verstand und Vernunft als Ergebnisse immer wiederholter und angesammelter Erfahrung. Auch ist dadurch allein erklärlich, daß die Weiterentwickelung der Menschheit und ihre künftige Geschichte in gewissen Grenzen vorausgesehen werden können.

Digitized by Google

Der Determinismus Labriolas, d. h. die Bedingtheit der Geschichte durch äußere Thatsachen, will keineswegs einen Automatismus an die Stelle der Willenskräfte setzen. Aus dem Nährboden der technischen, wirthschaftlichen und sozialen Zustände sind stets und überall die sozialen und politischen Absichten, die Ziele der Gesetzgeber, die religiösen Dogmen, dann aber auch Künste, Wissenschaften und Philosophie hervorgewachsen. Nicht sie erklären im Grunde die thatsächlichen Zustände einer Zeit, eines Volkes, einer Klasse, sondern sie bedürfen gerade der Erklärung.

Als besonders geeignet, Licht zu verbreiten, betrachtet Labriola die großen Umwälzungen, die ihm nicht, wie der schulmäßigen Geschichtschreibung, durch neu auftretende Ideen, sondern regelmäßig durch den Zusammenprall materieller Interessen, und zwar, so weit es sich um soziale Revolutionen oder Revolutionversuche handelt, durch widerstreitende Klasseninteressen veranlaßt erscheinen.

Aus der allgemeinen Wirthschaftgeschichte unseres Jahrhunderts, die er mit wenigen meisterhaften Strichen skizzirt, zieht er den Schluß, daß ein Land und ein Erdtheil früher, ein anderer später mit unabweislicher Nothwendigkeit zur kapitalistischen Produktionweise, daher zur Bildung einer herrschenden Bourgeoisklasse, zur Proletarisirung der Massen, zur proletarischen Revolution und zum Aufbau einer kommunistischen Gesellschaft gedrängt werden wird.

Die Ursachen der Ungleichmäßigkeit des Fortschrittes, der zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten auch dem Rückschritte Platz macht, sind nur zum geringen Theil „natürliche", d. h. auf Klima-, Boden-, Rassenverhältnisse und Aehnliches zurückzuführen; sie liegen zum größten Theil in der Art der sozialen Struktur und den auf ihr beruhenden politischen Formen, die „in dem Versuch gipfeln, den wirthschaftlichen Ungleichheiten das Gegengewicht zu halten, weshalb die politische Organisation fortwährend auf unsicheren Füßen steht". Der Staat ist der äußere Ausdruck und das Instrument jenes beständig gestörten Ausgleichsversuches, daher ein Kampf im Inneren und nach außen. In jedem Staat versucht eine herrschende Klasse durch Ordnungen und Gesetze, durch Sitten und Kulte, durch Verträge und Kriege ihre Herrschaft über die wirthschaftlich ausgebeuteten übrigen Klassen der Gesellschaft zu erhalten. Sklaverei, Leibeigenschaft, Lohnarbeit sind Mittel dieser Herrschaft; die Gegensätze und Kämpfe zwischen Stadt und Land, zwischen Landwirthschaft und Gewerbe, zwischen Herren und Knechten, Kapitalisten und Lohnarbeitern sind nothwendige Resultate der auf Gegensätzen beruhenden Gesellschaftordnung; nur wenn diese Gegensätze beseitigt werden, ist ein dauerhaftes, einträchtiges, beständig fortschreitendes Staats- und Gesellschaftwesen möglich, kann die Kultur wieder Allen zugänglich werden, die Proletarisirung der

Digitized by Google

Massen aufhören, die ganze Gesellschaft wieder zur Einheitlichkeit gelangen, der Abgrund zwischen Gebildeten, Wohlhabenden und Ungebildeten, Nothleidenden ausgefüllt werden.

Die Erkenntniß, daß die wirthschaftlichen Thatsachen das Prius, die Ideen und Institutionen das Posterius in der Gesellschaft sind, und die darauf begründete Lehre der materialistischen Geschichtauffassung sind nach Labriola erst möglich geworden, nachdem die kapitalistische Bourgeoisie entstanden war. Die moderne Technik mußte sich entwickelt, die Waarenproduktion und die Konkurrenz mußten sich maßlos ausgedehnt, die Kapitalien in privaten Händen angehäuft haben, die Proletarisirung eines großen Theiles der Gesellschaft mußte erfolgt und die Nothwendigkeit beständiger Revolutionirung der Produktionformen vor Augen getreten sein, um erkennen zu lassen, daß aus den im höchsten Maße gegensätzlichen Gesellschaftzuständen nothwendig ein neuer Zustand hervorgehen müsse, in dem diese unerträglichen Gegensätze einander aufheben.

Labriola sieht die Ursache, die dazu führte, daß die Hoffnungen des achtzehnten Jahrhunderts auf die heilsamen Wirkungen der freiheitlichen Institutionen nicht erfüllt wurden, in der Verkennung des wahren Wesens der Gesellschaft. Das neunzehnte Jahrhundert sei durch die Erkenntniß, daß nicht die Menschheitidee, nicht Freiheit und Gleichheit, sondern Bedürfnisse und Begierden die Gesellschaft regiren, zum Jahrhundert der Geschichtwissenschaft und der Soziologie geworden. Die politische Revolution in Frankreich und die industrielle in England ließen neben einander keinen Zweifel mehr, daß die wirthschaftlichen Thatsachen stärker sind als die Ideen und daß die gesellschaftlichen Klassen sich mit Nothwendigkeit auf dem Boden gewisser Produktionformen entwickeln. Das unaufhaltsame Anwachsen des Proletariates in unserer Zeit zeigt, daß unsere wirthschaftlichen Zustände mit Nothwendigkeit die Gesellschaft proletarisiren müssen. Von der Entstehung der englischen Großindustrie, der Expropriirung des französischen Adels und Klerus, der Schaffung der Assignaten und der Verwandlung des Grundbesitzes in eine Waare bis zur Aufstellung des Code civil, „des goldenen Buches der Gesellschaft, die Waaren produzirt und verkauft", bis zu der Kontinentalsperre, den napoleonischen Kriegen, den Verfassungen des Jahres 1849 und der Einigung Italiens hat Alles dahin gearbeitet, einer Klasse Reichthum und Herrschaft zu sichern und die übrigen in ein Joch zu schmieden.

Die Geschichte ist bisher mehr Geschichte der Formen und Mittel gewesen, durch die eine Klassenherrschaft aufrecht erhalten wurde, mehr eine Geschichte des Staates und des Rechtes als eine solche der Gesellschaft. Zuerst waren von je die widerstreitenden ökonomischen Interessen, dann erst kamen die Staatsformen, die das Mittel bieten mußten, herrschende und besitzende Klassen in Besitz und Herrschaft zu erhalten, sei es durch Gewalt

Digitized by Google

der Trug, Privilegien oder Konzessionen. Natürlich wurden die Staatsordnungen selbst Ursachen neuer Interessen an eben diesen Ordnungen und der Staat mußte als nothwendig und unentbehrlich hingestellt werden, um die Interessen, die er schützte, keinem Angriff preiszugeben. Da er einmal entstanden war, konnte der Staat nie wieder aus der Geschichte verschwinden, weil bisher nie wieder die wirthschaftlichen Ungleichheiten und damit das Interesse am Staat verschwunden sind. Aber er ist im Grunde nie etwas Anderes gewesen als eine Organisation zum Zweck der Erhaltung derjenigen Produktion- und Eigenthumsverhältnisse, von denen herrschende Personen, Geschlechter, Klassen Vortheile zogen, wie auch staatlichen Umwälzungen immer das Bestreben nach Aenderung der ökonomischen Zustände zu Grunde lag, so daß die ganze Geschichte organisch nur in der wirthschaftlichen Entwickelung erscheint.

Nach Labriola kommt der wissenschaftliche Sozialismus bei Betrachtung des immanenten historischen Prozesses mit Nothwendigkeit zu dem Endziel einer Gesellschaft ohne Herrschaft, ohne Klassen, ohne wirthschaftliche Ungleichheiten, ohne Staat. Eine kommunistische Gesellschaft, Besitzform und Produktion wird das unvermeidliche Ergebniß der Vereinigung des Kapitals und der Produktionmittel in wenigen Händen und der fortschreitenden Klassenorganisation sein. Die Gesellschaft regirt sich dann selbst und der Staat ist überflüssig geworden.

Das wissenschaftliche Studium des römischen Rechtes und der griechischen Rechtsphilosophie hatte zu dem Glauben verführt, daß es ein Recht gebe, das eins sei mit der Vernunft, ein Recht, das nur als für Alle gleich verbindlich zu proklamiren sei, um die Gesellschaft vollkommen zu machen. Heute weiß Jeder, daß dieses Recht die Gesellschaft weder gleich, noch frei, noch glücklich gemacht, daß es im Gegentheil durch Entfesselung des Wettbewerbes die Starken noch stärker, die Schwachen noch schwächer gemacht hat.

Das Recht beherrscht nicht die Thatsachen, sondern wird von ihnen beherrscht. Daher seine Verschiedenheit und Wandelbarkeit. Aus der Rechtsphilosophie ist heute die philosophische Behandlung der Rechtsgeschichte geworden; die staatliche Gesetzgebung befragt bei Feststellung des Rechtes keine „Idee", sondern die Bedürfnisse und den möglichen Nutzen; die politischen Parteien verlangen als Recht Dasjenige, was den Interessen ihrer Klasse entspricht. „Dem Recht ist die Maske abgerissen", sagt Labriola, ... „jedes Recht war und ist die gewohnheitgemäße oder behördliche oder gerichtliche Vertheidigung eines bestimmten Interesses". Das geltende bürgerliche Recht bezweckt die Vertheidigung der bürgerlichen Klasseninteressen. Das Proletariat sieht sich bei diesem Rechte rechtlos. Daher kommt sein Streben, an die Stelle des bürgerlichen Rechtes ein anderes zu setzen. „Das Recht ist nur die Betonung der Autorität des Siegers": damit schließt Labriola diesen Abschnitt.

Digitized by Google

Die folgenden Abschnitte haben es mit der Moral, der Kunst, der Religion und der Wissenschaft zu thun, die nicht unmittelbar, aber nicht minder bestimmt wie Staat und Recht, aus der wirthschaftlichen Struktur der Gesellschaft abzuleiten sind.

Dem vorurtheillosen und wahrheitliebenden Erforscher der Menschheitgeschichte wird es nicht paradox scheinen, daß auch Moral, Kunst und Wissenschaft Ergebnisse der wirthschaftlichen Zustände, der Erwerbs- und Klasseninteressen sind, — natürlich nicht so, wie bloßer Unverstand gelegentlich unterstellt, als ob „die Entstehung der Göttlichen Komoedie aus dem Handelsprofit der florentiner Tuchkrämer" erklärt werden solle.

Die Moral, nicht als Lehre, sondern als Vehikel für das praktische Verhalten, beruht nicht auf dem „Gewissen", dem „Moralbewußtsein", dem eingeborenen Sinn für Gut und Böse, sondern auf einem Willensdrange, der durch die gegenseitigen Beziehungen der Menschen bestimmt wird und mit der Aenderung dieser Beziehungen sich wandelt. Daher verschiedenes Moralbewußtsein, verschiedenene Sittengesetze in verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Völkern, Klassen, Individuen. Werden die Beziehungen der Menschen, ihre Bedürfnisse und Bestrebungen, wie nachgewiesen, im letzten Grunde durch die wirthschaftliche Lage bestimmt, so ist klar, daß mangels des absolut freien Willens und des eingeborenen Moralgesetzes auch alle Sittlichkeit durch materielle Interessen bestimmt wird, — gleichviel, welche Anzahl von Zwischenstufen kultureller, psychologischer, pädagogischer, gewohnheitgemäßer, ideeller Natur den moralischen Akt von seiner Wurzel trennen. Die Gütererzeugung und -vertheilung erzeugt soziale Klassen; diese erzeugen Staats- und Rechtsformen mit Gesetzen; diese wieder erzeugen Anschauungen von Gut und Böse, die demnach nur da im Großen und Ganzen übereinstimmen können, wo das ökonomische Substrat das selbe ist. Das Gewissen ist der unmittelbare Ausgangspunkt des moralischen Handelns; aber das Gewissen formt sich auf Wegen, die ausnahmelos vom wirthschaftlichen Untergrunde ausgehen. Nie hätte es als sittliche That betrachtet werden können, im Kriege einen Feind zu töten, wenn nicht die Vernichtung der Feinde nöthig gewesen wäre, um den eigenen Besitz zu schützen. Die Moral ändern zu wollen, ohne die sozialen Bedingungen, auf denen sie beruht, zu ändern, ist ein Unding. Statt zu predigen „Seid gut!", muß man die Menschen in die Bedingungen zu versetzen suchen, in denen sie gut sein können und müssen.

Noch leichter ist einzusehen, daß auch die Wissenschaft sich nicht aus einem unerklärlichen Drange oder Triebe, sondern aus den Bedürfnissen des materiellen Daseins entwickelt hat, und zwar von der Geometrie der Egypter bis zu der Bazillenkunde und der Folklore. Alle moderne Aufklärung, Technik und Wissenschaft wird doch durch den Trieb bestimmt, den Menschen

Digitized by Google

von Hemmnissen zu befreien und seine Herrschaft über die Naturkräfte zum Zweck der Erhöhung der Lebensfreuden auszudehnen.

Das Selbe gilt von Religion und Kunst, die auch nichts Anderes als Erzeugnisse der natürlichen, gesellschaftlichen und Kulturzustände sind. Zeus konnte nicht zum Vater der Götter und Menschen werden, bevor die väterliche Gewalt in Sitte und Recht feststand; und das Christenthum konnte nur im römischen Weltreich und als Forderung der geknechteten, enterbten, heilsuchenden Klassen auftreten, wie die atheistische Gesellschaft erst möglich wurde, als Wissenschaft und Naturbeherrschung der Metaphysik und Transszendenz den Boden entzogen hatten.

Die großen Schwierigkeiten einer Zurückführung aller ideellen Erscheinungen, insbesondere der Wissenschaften, Künste und Religionen, auf die sozialen Zustände sollen damit nicht geleugnet werden. Abgesehen davon, daß die neue Geschichtbetrachtung noch in ihren Anfängen steht, haben die Faktoren der Vererbung und Anpassung in den unendlich langen Zeiträumen, die das Menschengeschlecht schon durchlaufen hat, so viele und starke ideale Momente ausgeprägt, daß z. B. in der wissenschaftlichen Polemik, der Literatur, der Kunst, den religiösen Kämpfen fast allein die Ideen als das Bestimmende und Wirksame erscheinen. Ueberlieferung und Gewöhnung hemmen die Wirkungen der Umwandlung ökonomischer und sozialer Bedingungen oft auf lange Zeit hinaus und die Natur, die den Menschen geformt hatte, lange bevor das gesellschaftliche Zusammenleben ihn umzuformen begann, läßt sich „auch mit der Heugabel“ nicht austreiben.

Labriola zweifelt um so weniger an der Möglichkeit, die ganze Menschheitgeschichte von den entwickelten materialistischen Gesichtspunkten aus in ein neues Licht zu rücken und zu einer ungleich besser begründeten und belehrenderen Disziplin zu machen, als Marx und Engels, besonders Marx in seinem „Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte“, an Einzelerscheinungen bereits die Leistungfähigkeit der neuen Methode erprobt haben. Noch ist es nicht Zeit, wie Labriola bereitwillig zugiebt, den Gesammtbau der Kulturgeschichte auf ökonomischen Grundlagen aufzuführen; denn es fehlt noch an Einzelarbeiten. Aber es wird dahin kommen.

Es bedarf kaum der Versicherung, daß nicht der Anspruch erhoben wird, die Physiologie durch Embryologie zu ersetzen, oder, mit anderen Worten: durch die ökonomischen Unterlagen die Geschichte ganz zu erklären, da sie doch von den zahllosen Kombinationen bestimmt wird, in die die ökonomischen Verhältnisse mit Rassebedingungen, Gewöhnungen, Begierden, Leidenschaften, Einsichten, Phantasien u. s. w. treten. Also wird auch den Biographien der Helden stets ihr Platz in der Geschichte bleiben. Der französischen Revolution mußte ein Ziel gesetzt werden, damit eine bestimmte Klasse

Digitized by Google

die in der Revolution gewonnenen materiellen Güter dauernd festhalten konnte. Daß der achtzehnte Brumaire und die Aufrichtung eines die neue besitzende Klasse schützenden bureaukratisch-militärischen Regimentes gerade so sich vollzog, wie sie sich vollzogen hat, erklärt sich aus den persönlichen Eigenschaften Bonapartes, dessen Erscheinen mit dem Auftreten jenes Bedürfnisses zusammentraf. Napoleon hätte nicht thun können, was er that, wenn er an der Stelle des neuen noch das alte wirthschaftliche Frankreich vorgefunden hätte, und die neuen Klassen würden in ganz anderer Weise ihre Bestrebungen verfolgt haben, wenn sie keinen Bonaparte zur Verfügung gehabt hätten. Nur ist nicht zu vergessen, daß auch Bonaparte in seinen Ideen und Velleitäten das Resultat einer von ganz bestimmten wirthschaftlichen Bedingungen beherrschten Zeit und ein der nach der Herrschaft strebenden Klasse Angehöriger war.

Die Geschichte ist also nicht zu schematisiren. Weder die wirthschaftlichen Zustände allein noch die „großen Männer" allein machen die Geschichte, die beständig neue Lagen, Gegensätze, Spannungen, Gleichgewichtsbedingungen schafft, in denen ein individueller Anstoß den Ausschlag geben muß und je nach seiner Natur eine Hemmung, einen Rückschritt, einen Fortschritt bewirkt.

Hiermit ist schon gesagt, daß vom „Fortschritt" als allgemeinem Gesetz der geschichtlichen Entwickelung nicht die Rede sein kann. Weder einzelne Völker noch die Menschheit im Ganzen haben die Gewähr dafür, beständig fortzuschreiten, wenn auch bisher der größte Theil der Errungenschaften, namentlich auf dem technischen und dem wissenschaftlichen Gebiete, von den niedergehenden Völkern meist auf die emporkommenden übergegangen ist, wodurch der unbestreitbare zusammenhängende und fortlaufende Charakter der Menschengeschichte begründet wird. Die Lehre vom ununterbrochenen „Fortschritt" als bestimmendem Prinzip in der Geschichte ist nicht besser fundirt als die Meinung, daß die kapitalistische Wirthschaftordnung die einzige für das ganze Menschengeschlecht bestimmte sei, wenn auch richtig ist, daß sie eine ungleich großartigere, tiefergehende und ausgedehntere Unifizirung der Völker der Erde und Verstärkung ihres Solidaritätbewußtseins herbeigeführt hat als je eine politische Herrschaft oder ein Glaube.

Aber die Ironie der Geschichte hat gewollt, daß diese Unifizirung nur in der Allgemeinheit der stärksten wirthschaftlichen Klassengegensätze, diese Solidarität nur in dem übereinstimmenden wirthschaftlichen Interesse des internationalen Proletariates auf der einen und des kapitalistischen Bürgerthumes auf der anderen Seite besteht und daß eine rücksichtlose Konkurrenz der Nationen, der Klassen und Individuen das ökonomische Gebiet beherrscht.

Der kritische Kommunismus erkennt in dieser Thatsache den stärksten Beweis für die Nothwendigkeit einer wirklichen „Humanisirung" der ganzen

Digitized by Google

menschlichen Gesellschaft. Er ist überzeugt, daß der Kampf nur mit dem Untergange der sich selber vernichtenden kapitalistischen Produktionform enden kann und zum Siege der kommunistischen Gütererzeugung führen wird, in der der Mensch nicht von den anarchisch gewordenen wirthschaftlichen Kräften beherrscht wird, sondern sie beherrscht, — und zwar dank einer Organisation, die alle Einzelkräfte für ein gemeinsames Ziel, das Wohl Aller und jedes Einzelnen, wirken läßt.

* * *

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, den Lesern ein deutliches und lückenloses Bild von dem Gedankengange in den beiden Schriften des sozialistischen Theoretikers zu geben. Leicht war die Aufgabe nicht, die schon äußerst gedrängten Ausführungen, die den Stoff der Vorlesungen eines ganzen Semesters enthalten, noch weiter zusammenzudrängen und zu extrahiren. An der Berechtigung und Fruchtbarkeit der materialistischen oder ökonomischen Geschichtbetrachtung in den dargelegten Grenzen und mit den zugestandenen Einschränkungen dürfte kaum zu zweifeln sein. Die neue Geschichtschreibung wird sich der Nothwendigkeit nicht entziehen können, auf die Wurzeln der wechselnden religiösen, ästhetischen, ethischen, rechtlichen Gebilde, Begriffe und Anschauungen zurückzugehen, und sie hat sie bereits, theils in natürlichen, theils in sozialen und ökonomischen Bedingungen, gefunden. Eine Gegenprobe wird durch das Uebergewicht geliefert, das in immer steigendem Maß die wirthschaftlichen und sozialen Fragen in der modernen Staatenpolitik gewinnen.

Nur ein Vorbehalt muß, wie mir scheint gemacht werden. Die Sicherheit, mit der Labriola die privatkapitalistische Produktionweise in den proletarischen Kommunismus ausmünden läßt, werden nicht Alle theilen. Historische Prophezeiungen sind mißlich; selbst dem Erfahrensten, Unparteiischsten und Klügsten ist es nicht gegeben, alle Elemente vorher zu erkennen und abzuschätzen, die in näherer oder fernerer Zukunft auftreten und ablenkend, aufhaltend oder gar zurückdämmend wirken können.

Wenn man sich erinnert, wie die bestimmte Voraussage eines so scharfsinnigen Mannes, wie Marx es war, von einem nahen Sieg des Kommunismus sich als ein Irrthum erwiesen hat, so wird man keiner eindringlicheren Warnung vor Prophezeiungen auf diesem Gebiet bedürfen.

Rom. Dr. Reinhold Schoener.

Digitized by Google

Die Militärvorlage.

Während fast alle Mächte sich an der vom Zaren angeregten Abrüstungs- und Friedenskonferenz zu betheiligen anschicken und die Aufforderung entgegenkommend beantwortet haben, wird der deutsche Reichstag vor die Forderung einer starken Heeresvermehrung gestellt. Dabei handelt es sich nicht nur um sehr beträchtliche neue Forderungen für die vorhandene Landmacht, sondern auch um eine dauernde Erhöhung der Friedenspräsenzstärke. Die geforderten Mehrausgaben betragen einmalig ca. 132, fortdauernd ca. 27 Millionen. Und dies Alles scheint gewissen Anzeichen zu Folge noch keineswegs den Abschluß zu bedeuten.

Gegenüber den neuen Heeresausgaben der Jahre 93, 97 und 98, die sich zusammen auf weit über eine halbe Milliarde belaufen, der Erhöhung der Friedenspräsenzstärke im Jahre 93 um 70 000 Mann, der Verstärkung der 1897 geschaffenen 80 Vollbataillone um 11 800 Mann und gegenüber den gewaltigen Ausgaben für die Flotte fragt man endlich mit Recht, wohin eigentlich dieses unabläßige Anziehen der Militärschraube führen soll, namentlich in einer Periode des ganz überwiegend wirthschaftlichen Wettbewerbes und des Auftauchens neuer kolonialen und maritimen Aufgaben. Wir haben qualitativ das unbestritten beste Landheer der Welt, quantitativ das zweitstärkste, wir verfügen über eine völlig neue, an Leistungfähigkeit mustergiltige Bewaffnung der Infanterie und Artillerie, die Manöver ergeben von Jahr zu Jahr, daß die Ausbildung des Heeres mit der Zeit Schritt hält; endlich verfügen wir, wie gesagt wird, über starke, allen Kriegseventualitäten genügende Bündnisse. Zugleich treten ganz neue Bedürfnisse für maritime, koloniale und wissenschaftliche Zwecke an uns heran; ich weise nur auf die 400 Millionen für Kanalbauten hin. Bei dieser Sachlage ist es unbedingt nöthig, einer weiteren Steigerung der Militärausgaben entgegenzutreten. Die Geduld der Nation sollte nicht länger dadurch auf die Probe gestellt werden, daß die leitenden Militärkreise, ohne Sinn für die allgemeineren Aufgaben des Staates, hypnotisirt von den rein militaristischen Interessen, Jahr um Jahr dem Lande ein Mehr von Produktivkräften entziehen, das, fruchtbringend angewandt, genügen würde, um nach kurzer Zeit bereits Ueberschüsse aus den Reichseinnahmen für spätere Mehrforderungen in Bereitschaft zu stellen.

Nachdem eben erst die schwere Opfer erheischende Flottenvermehrung vom Reichstag bewilligt worden ist, müssen die neuen Militärforderungen das Volk doppelt überraschen. Die Durchschnittspräsenzstärke des französischen Heeres betrug 1897: 561 000 Mann, die des deutschen 1898: 557 446 Mann Unteroffiziere und Mannschaften. Die Formation des Armeecorps VIbis, des

Digitized by Google

zwanzigsten in der Reihe der französischen Armeecorps, war bekanntlich schon lange geplant und verschafft Frankreich lediglich die gleiche Anzahl von Corps, die Deutschland einschließlich des Gardecorps und des bayerischen Kontingentes bereits besitzt. An Infanteriedivisionen ist die deutsche Armee mit 43 der französischen mit 43, abgesehen von der aus abkommandirten Truppentheilen zusammengestellten tunesischen Division, schon heute gleich. Dabei ist außerdem zu berücksichtigen, daß Frankreich im Kriegsfall Algerien, Tunis, Madagaskar, Tonkin und seinen ganzen sonstigen weit ausgedehnten Kolonialbesitz zu schützen hat, wozu kaum weniger als zwei Divisionen erforderlich sind. Was Rußland betrifft, so hat es im vorigen Jahre seine Heeres-Organisation nach lange bekanntem Plan abgeschlossen und verfügt heute über 52 Infanteriedivisionen. Auch hat es, entsprechend seiner Bevölkerung von 129¼ Millionen, ein jährliches Rekrutenkontingent von 40000 bis 68000 mehr als Deutschland (264000 Mann; 1897 wurden sogar 282900 eingestellt); dafür fällt seinen 24 Armeecorps aber auch die Aufgabe zu, den ungeheuren Länderkomplex in Europa, Transkaukasien und Transkaspien, in Centralasien und Turkestan, am Amur und in der Mandschurei zu vertheidigen. Seine angebliche Friedensstärke von 860000 Mann, ohne Offiziere, jedoch einschließlich der Kosaken, der finischen und eingeborenen kaukasischen Truppen, braucht uns daher eben so wenig wie der französische Heeresstand zu beunruhigen. Die geforderte Errichtung dreier neuen Armeecorps, des XIX., des zweiten sächsischen XVIII. und des dritten bayerischen, durch Zusammenstellung der dritten Divisionen und fünften Brigaden nebst Ergänzungformationen, kann deshalb wohl als wünschenswerth, keineswegs jedoch als nothwendig anerkannt werden, zumal für eine Errichtung im Kriegsfall Alles genügend vorbereitet ist. Wenn auch die Infanteriebestandtheile für die neuen Corps in den dritten Divisionen, ihren fünften Brigaden und anderweitig bereits vorhanden sind, so werden — wenn auch nicht gleich gefordert, so doch — später Neubildungen von Truppentheilen der anderen Waffen unerläßlich sein. Ferner kommen künftig noch hinzu: 3 neue Generalkommandos, 18 Feldartillerie-Brigadestäbe, 37 Feldartillerie Regimentsstäbe, 4 neue Divisionstäbe, 14 Feldartillerie-Abtheilungstäbe u. s. w. allein für das preußische Kontingent. Etwas besser begründet erscheint die beabsichtigte Reorganisation der Feldartillerie. Die Stärke der einzelnen Feldartillerie Regimenter und -Batterien und auch die Etats der Batterien sind so verschieden, daß eine Ausgleichung entsprechend den administrativen und taktischen Bedürfnissen normaler Armeecorps unter Berücksichtigung des stärkeren Etatsanspruches an den Grenzen wünschenswerth sein mag. Ferner bewirkt die Bildung des Corpsartillerie-Regimentes im Mobilmachungfalle aus den beiden Feldartillerie-Regimentern des Armeecorps, daß drei neue Regimenter entstehen, von denen das eine in seiner Zusammensetzung völlig unorganisch

Digitized by Google

ist. Ueberdies erhalten die Infanteriedivisionen im Mobilmachungfall die entsprechende Batteriezahl mit dem mobilen Divisionartillerie-Regiment zugetheilt und damit einen dem Divisionkommandeur bisher nicht unterstellten und insofern fremden, sehr beträchtlichen Truppenkörper. Die Vorlage will deshalb die Zerreißung der beiden Feldartillerie-Regimenter durch die Bildung des Corps-artillerie-Regimentes beseitigen und beide Regimenter von vorn herein unter die Kommandos der beiden Infanteriedivisionen stellen. Hierbei ist jedoch zu beachten, daß die Führer und die Herren des Generalstabes trotzdem bisher überwiegend für die Erhaltung des Corpsartillerie-Regimentes im Mobilmachungfall eingetreten sind, weil der Kommandirende General des Armeecorps durch die zu seiner alleinigen Verfügung gestellte Artillerie-Reserve in den Stand gesetzt wird, zur Herbeiführung der Entscheidung im Gefecht mit der Hauptmacht seiner Artillerie einzugreifen, und weil die Kämpfe des deutschen Heeres altbewährter Ueberlieferung zufolge fast ausnahmelos offensiv geführt werden. Auch ist der Nachtheil der Zerreißung der beiden Feldartillerie-Regimenter keineswegs so groß, wie gelegentlich behauptet wird. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Wäre die bestehende Organisation in der That so bedenklich, so hätte offenbar die „dringende Nothwendigkeit" ihrer Umgestaltung schon seit zwei Jahrzehnten vorgelegen und es wäre schwer verständlich, weshalb sie nicht schon früher gefordert und durchgeführt worden sein sollte. Also auch hier kann von einer absolut gebieterischen Nothwendigkeit der Veränderung kaum die Rede sein, — wenn sie immerhin auch als wünschenswerth gelten mag.

Die Armee ist im letzten Jahrzehnt in Bezug auf Präsenzstärke, Organisation, Bewaffnung, Ausrüstung, Ausbildung, Armeemanöver und Dauer der Dienstzeit einem tief einschneidenden, einem leider beständigen Wechsel unterworfen gewesen und, wie es scheint, soll es auch ferner so fortgehen. Vieles, wie namentlich die Bewaffnung der Infanterie und Artillerie (die Neubewaffnung der Kavallerie ist bekanntlich von zweifelhaftem Werth), die Erhöhung der Präsenzstärke und die Einführung der Armeemanöver war zur gedeihlichen Entwickelung der Wehrmacht in einem gewissen Maß wohl unerläßlich. Jedoch hat das kaleidoskopische Durcheinanderschütteln heute einen Umfang erreicht, daß die ruhige Kontinuität einer nicht in unvermittelten Sprüngen, sondern stetig fortschreitenden Ausgestaltung des Heeres unbedingt gelitten hat und empfindliche Unsicherheit auf vielen Gebieten für die Führer aller Grade, aber auch für die Mannschaft eingetreten ist. Mag ein den unablässig wachsenden Anforderungen des Heerwesens und der Kriegskunst entsprechender rationeller, an bewährte Traditionen anknüpfender Fortschritt für jedes Heer, auch für das deutsche, geboten sein, so muß doch die Ueberschreitung gewisser Grenzen und die Ueberstürzung von Reformen, namentlich für ein in Krieg und Frieden wohlerprobtes Heerwesen wie das deutsche, vermieden

Digitized by Google

werden. Sie erzeugt Unsicherheit und Ueberbürdung in fast allen Schichten der Armee und schließlich auch berechtigte Zweifel an den Neuschöpfungen und der Urtheilsfähigkeit ihrer Urheber. Sowohl mit den Halbbataillonen wie mit der veränderten Dienstzeit sind von der Heeresverwaltung Experimente gemacht worden, die sich nur zu bald als völlig verfehlt gezeigt haben.

Zwischen dem gebotenen Fortschritt und dem heutigen Uebermaß von Neuerungen liegt ein breiter Raum. Es wäre nicht uninteressant, einmal die sämmtlichen Heeresorganisation-, Ausbildung-, Bewaffnung-, Ausrüstung-, Bekleidung- und Administrativvorschriften, die seit zehn Jahren erlassen worden sind, zusammenzustellen und in ihren Wirkungen auf unser Heerwesen kritisch zu untersuchen. Die Frage ist thatsächlich nicht von der Hand zu weisen, ob noch irgend Jemand in der Armee der Fülle dieses Stoffes gegenüber überhaupt sicher ist, die erforderlichen Kenntnisse zu besitzen. Da erscheint es denn als die Aufgabe Derjenigen, die dem aufreibenden Dienstgetriebe mit seinen alle geistigen und körperlichen Kräfte absorbirenden Anforderungen entzogen sind, aus langjähriger, gereifter Erfahrung ihre warnenden Stimmen gegen den ruhe- und nicht selten auch planlosen Wechsel (Halbbataillone und Vollbataillone, Zweidrittel-Regimenter u. s. w.) in seiner Gesammtwirkung zu erheben.

Was die Kavallerie betrifft, so ergiebt sich aus dem Etatsentwurf, daß — höchst wahrscheinlich nur vorläufig — von der in der Tages- und Militärpresse ventilirten Neubildung von 23 Kavallerie-Regimentern aus den vorhandenen 93 fünften Schwadronen der Regimenter Abstand genommen worden ist; denn in dem Etatsentwurf ist nur eine Verstärkung um zehn Eskadrons vorgesehen. Demnach würde das neu zu bildende XIX. und zweite sächsische XVIII. Armeecorps einstweilen nur auf die zur Zeit beim XI. und XII. Armeecorps vorhandenen dritten Kavallerie-Brigaden angewiesen sein, — ein Verhältniß, das voraussichtlich sehr bald nach dem normalen von zwei Kavallerie-Brigaden für das Armeecorps „schreien" wird.

Da die Vorlage beim I. und XIV. Armeecorps „zunächst" mit der Bildung der dortigen beiden neuen Divisionen beginnt, so ist die neue Militärvorlage unzweifelhaft auch nur als eine erste Etappe zu künftigen sehr beträchtlichen weiteren Heeresverstärkungen zu betrachten. Gegenüber dem Hinweis, daß sie im Großen und Ganzen eigentlich nur einige fehlende höhere Verbände, eine zweckmäßige Organisation der Feldartillerie und die längst entbehrten Telegraphentruppen schaffe, ist zu wiederholen, daß sie nicht nur 93 zum Theil sehr kostspielige höhere Stäbe, zwei neue Inspektionen — die der Verkehrstruppen und der Telegraphentruppen — und eine neue Betriebsabtheilung der Eisenbahnbrigade, sondern auch sehr zahlreiche Etatserhöhungen bei 39 Infanterie-Regimentern und nicht weniger als 80 neue Batterien mit

Digitized by Google

sich bringt. Sie erhöht die Friedenspräsenzstärke um 1135 Offiziere, Aerzte und Beamte, 26576 Unteroffiziere und Mannschaften: also um 27711 Köpfe; ferner vermehrt sie die Zahl der Dienstpferde um 7202, die der Geschütze um 320 bis 480.

Die Behauptung der münchener Allgemeinen Zeitung, daß von der Bewilligung der neuen Vorlage „die Sicherheit des Reiches, basirt auf eine leistungfähige, zweckmäßig organisirte Armee“ abhinge, wird übrigens schon dadurch widerlegt, daß die Vorlage erst jetzt eingebracht wird, während sie längst hätte eingebracht sein müssen, wenn Das in Wirklichkeit der Fall wäre.

Es handelt sich um eine nicht einmal rein militärisch unbedingt einwandfreie, im besten Falle wünschenswerthe, immerhin aber entbehrliche Verstärkung unserer den möglichen Eventualitäten bereits genügend Rechnung tragenden Militärrüstung und der Reichstag würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er das weitere zwecklose Anwachsen der Wehrlast hinderte und dem Volk damit endlich ermöglichte, im vollen Umfang die Früchte der deutschen Einheit zu ernten.

Ein Oberstlieutenant.

Der Durst Christi.

Als Christus am Kreuze seine verschmachtenden Lippen öffnete und die angstvollste der sieben Bitten sprach, da umklammerte Maria Magdalena, sinnlos vor Schmerz, das Holz des Kreuzes und erbebte. Dann sammelte sie in dem Mitleid, das sie durchströmte, ihre ganze Kraft und eilte fort, — nach Wasser, um den Durst des sterbenden Heilands zu stillen.

Magdalena kannte unfern von Golgatha in dem schluchtenreichen Hügel einen reinen Quell, der kristallhell floß. Sie erbat sich von einem jüdischen Manne, der mit anderen Leuten aus Jerusalem bei dem Kreuze stand, seinen Krug und wandte sich nach der Gegend des verborgenen Quells. Bald fand sie ihn auch und sie war innerlich froh in dem Gedanken, daß die kühle Flüssigkeit die Qualen des Leidenden wohl auf kurze Zeit lindern könne. Heller als Silber sprudelte das schimmernde Wasser aus einer von Moos und feinen Gräsern überzogenen Felsenspalte und sein Murmeln klang lieblich für Ohr und Herz. Als Magdalena den Strahl in ihrem irdenen Gefäß auffing, fand sie, daß das Wasser frisch, beinahe eisig war; und wiederum war sie froh bei dem Gedanken, daß Jesus, wenn er es tränke, sich erlaben würde. Sie bedeckte den Krug mit ihrem Mantel, begab sich schnellen Laufes nach der Richtstätte zurück und erreichte durch vieles Bitten von den Knechten des Henkers, daß sie auf einen Stein steigen und sich weit genug in die Höhe recken durfte, um den Krug an die farblosen Lippen

Digitized by Google

des Gekreuzigten zu bringen. Doch da sie hoffte, er werde sich mit dem kühlenden Tranke netzen, — siehe: da stieß Christus den Krug zurück, bewegte das Haupt und hauchte kaum hörbar: „Mich dürstet!"

Mit dem Scharfblick der Liebe — denn wahrlich: nichts schärft den Blick des Weibes mehr als viel und wahrhaft lieben — erkannte Magdalena, daß Christus einen anderen, besseren Trank begehre als Wasser, und sie war entschlossen, ihm solchen um jeden Preis zu verschaffen. Während sie fürbaß schritt, um Jerusalem zu erreichen, erinnerte sie sich, daß der Kämmerer und Schatzverwalter des Vierfürsten Herodes im vorigen Jahr um ihre Gunst geworben und ihr einen alten Falerner vorgesetzt hatte, der heiß wie Feuer und süß wie hybläischer Honig war und von dem ein einziger Tropfen genügen mochte, selbst einen erstarrenden Körper wieder neu zu beleben. Mit Bitten und Flehen ging die reuige Sünderin ihren früheren Liebhaber an, bis er ihrem Wunsch willfahrte. Dann kehrte sie strahlenden Angesichtes nach Golgatha zurück und näherte, ungesehen von den Knechten, den kostbaren Inhalt der Amphora Jesu lechzendem Munde. Eine heftige Bewegung des Widerwillens und ein schwaches Stöhnen, das in ersterbendem, kaum hörbarem Tone das herzzerreißende „Mich dürstet!" wiederholte, bewiesen Magdalena, daß sie auch diesmal nicht das Heilmittel gefunden hatte, das die Leiden des heiligen Opfers verringern konnte.

. . . In ihrer Erregung und Angst fühlte Magdalena Erinnerungen aus ihrem früheren Genußleben aufsteigen. Sie gedachte eines römischen Patriziers, eines prunkliebenden Epikuräers und eifrigen Verehres des Horaz, der — selbst ein Wenig Dichter — mit ihr in Ueppigkeit geschwelgt und ihr zu Liebe tausend Thorheiten begangen hatte. Dann fiel ihr plötzlich ein, wie er von den Gastmählern der Götter und dem den Sterblichen unerreichbaren Götternektar erzählt hatte, der wundersame Wonnen und ewige Jugend verleiht. Und als ob eine geheime Macht — vielleicht diejenige Satans, der bis zur letzten Stunde den Erlöser in Versuchung geführt hatte, um seine göttliche Sendung zu erproben — dem wahnwitzigen Vorsatz Hilfe und Beistand leistete, fühlte sie sich sofort mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Luft getragen, bis sie sanft auf der Höhe eines Berges landete, dessen blühende Lorber- und Orangenbäume ihre köstlichen Gerüche mit dem berauschenden Duft von Myrthen und Rosen vermischten. Hoheitvoll stieg ein schöner junger Mann mit dunkellockigem Haar und großen, glänzenden Augen die Stufen eines anmuthigen kleinen Tempels aus weißem Marmor hernieder und reichte ihr lächelnd eine sonderbar geformte Phiole. Das Gefäß war von künstlich ciselirtem Golde und darin glitzerte eine rubinfarbige Flüssigkeit von bezaubernder Helle, deren starker Duft die Sinne sanft betäubte. Glückselig preßte Magdalena die Gabe an ihre Brust und ihr einziger Gedanke war, im Fluge zu Jesus zurückzukehren; denn das herrliche Getränk, das Ganymed den Unsterblichen kredenzte, mußte — Dessen glaubte sie sicher zu sein — auch die Seele des Märtyrers erquicken. Und obwohl sie jetzt doch nur die Nektarschale in ihren Händen trug, erschien ihr die Natur schöner, die Sonne heller, die Luft leichter und weicher. . . Grausame Enttäuschung! Kaum hatte sie Christi Lippen berührt, da verzerrten sich seine Muskeln krampfhaft und der Sterbende machte eine Bewegung des Abscheus. Die Schale entfiel ihrer Hand und der Trank der Heidengötter versickerte im Erdreich.

Digitized by Google

Da fühlte Magdalena, daß Bitterkeit und Haß, wie ein im Munde zurückgebliebener unangenehmer Geschmack, in ihr stark wurden und ihre schändlichen, zuchtlosen Jahre gewannen wieder Macht über sie; denn die Sünde läßt in der Seele einen Bodensatz zurück, der an die Oberfläche steigt, wenn die Leidenschaft sie erschüttert. Obwohl die Lehre Christi das Herz dieses Weibes ergriffen hatte, fehlte ihr noch die Läuterung der vollen Selbsteinkehr, die die alte Hefe zerstört. So geschah es denn, daß sie, getäuscht durch ihre eigenen Gefühle, sich einbildete, das gemarterte Lamm könne, wenn es auch den Falerner zurückwies, der dem Gaumen schmeichelt, und den Nektar, der das Hirn mit glühenden Phantasien erfüllt, doch vielleicht den Wein der Rache und des Zornes annehmen; vielleicht würden Jesu Schmerzen nachlassen, wenn er das Blut des Feindes kostete, der ihn an das Schandkreuz genagelt hatte. Unter dem Einfluß solcher Gedanken näherte sich Magdalena dem Henker, der über dem Haupte Christi das hohnvolle Zeichen J N R J angebracht hatte, täuschte den Arglosen durch herausforderndes Lächeln und führte ihn abseits von Golgatha nach einem einsamen Ort. Dort durchbohrte sie ihm mit seinem eigenen Schwerte den Hals und tränkte einen Schwamm mit heißem Blut, — in dem Wahn, daß der Erlöser dies Blut trinken würde. Diesmal jedoch war es, als ob Christus auf den von Nägeln durchbohrten Füßen sich aufrichtete, um dem Gräuel zu wehren. Und er rief, diesmal mit lauter Stimme, wiederum: „Mich dürstet!"

Maria Magdalena warf sich in Scham und Verzweiflung am Kreuze nieder, sie rang die Hände und ihr blondes Haar floß gelöst über ihren Nacken hin. Ihre Ohnmacht hatte sie zu Boden geworfen und sie begann, sich innerlich selbst anzuklagen, die Scham über ihre Unreinheit stieg ihr auf die Stirn und in ihrem Herzen breitete sich die Reue über ihre Ausschweifungen und die Trägheit ihres Gewissens aus, in dem für das Mitleid kein Platz gewesen war. Viele Nächte hindurch hatten die Armen, während sie mit ihren Buhlgästen auf syrischen Teppichen und persischen Kissen schwelgte, an ihrer Thür auf die Brosamen des festlichen Mahles wie Hunde gewartet und die ehrbaren Frauen hatten sich züchtig verhüllt und ihre Schritte beschleunigt, um das schamlose Lachen und die zuchtlosen Lieder der Dirnen nicht zu vernehmen. Darum sicherlich durfte sie jetzt den Durst Christi nicht löschen, dem sie in ihrer Verworfenheit den Wein der Sinnlichkeit, den Nektar des Genusses und das Blut der Rache hatte reichen wollen. Und das Herz der Sünderin zerschmolz ganz in gewaltiger Reue, ihre Augen füllten sich mit dem Wasser der Demuth und ihre Thränen rannen unaufhaltsam, ohne ihr doch Trost zu bringen, nieder, bis sie ihre Kleider tränkten und ihr schönes Haar. Da schlug sie die Augen auf und sah in Christi Antlitz eine Bitte und liebevolle Angst, daß sie wie unbewußt die Hände faltete und die Thränen darin auffing; dann richtete sie sich empor und brachte ihre Thränen an Christi Mund. Jesus aber antwortete nicht mehr: „Mich dürstet!", sondern öffnete die Lippen und trank, während seine Leidenszüge sich himmlisch verklärten.

Die alte Sage, die ich hier wiedergebe, verstößt in keiner Weise gegen die Lehren der Kirche. Es ist eine poetische Legende, die man in den Papieren eines alten Rabbiners fand. Er war freiwillig zum Christenthum übergetreten.

Madrid. Gräfin Emilie Pardo-Bazan.

Digitized by Google

Die Leute von Niederösterreich.

Wiens Umgebungen sind längst gewürdigt und allgemeiner Kenntniß erschlossen. Da giebt es absolut nichts mehr zu entdecken. Die Bäume des Wienerwaldes grüßen uns wie unsere persönlichen Bekannten und in das sanfte Gefühl, das uns ein Ausflug in seine Laubhallen weckt, mischt sich zugleich die beruhigende Gewißheit, in einer Gegend zu wandeln, über die so leicht nichts geschrieben werden kann. Die verschiedenartigen Leute, die sie zur Sommerzeit besuchen, wissen genau, wo sie finden, was sie suchen, — den besten Tropfen, die schönsten Blumen, die lauschigsten Zusammenkünfte und die sichersten Lotterienummern. Sie wissen sogar, daß man in Carnuntum römische Denkmäler und in Breitenfurth den berühmten „Milchrahmstrudel" antrifft. . . .

Immerhin ist vor wenigen Jahren ein umfangreiches Werk erschienen, das uns in die bekanntesten Oertlichkeiten der engeren Heimath versetzt und doch manchem Kenner neu erscheinen dürfte. In einer Reihe stattlicher Bände giebt die wiener Akademie der Wissenschaften die alten Rechtssatzungen, genannt Weisthümer oder Taidinge, heraus, wie sie in Oesterreich einst gehandhabt wurden. Der zuletzt erschienene Band enthält die niederösterreichischen Weisthümer und verdient auch außerhalb unserer Gauen das Interesse der Gebildeten. Uns freilich weht der Zauber der Heimath aus den schlichten Rechtsaufzeichnungen entgegen; Grinzing, Nußdorf, Weidling, Dornbach: vertraute Namen klingen in unser Ohr; wie einst die „Leute zu Salmannsdorf" das Recht „wiesen", erfahren wir.

Unmöglich wäre es, aus den abstrakten Gesetzbüchern der Gegenwart ein anschauliches Lebensbild zu gewinnen. Hell spiegelt sich dagegen in jenen alten, mit liebevoller Breite in alle Einzelheiten eingehenden Rechten früheres Treiben des Volkes von Niederösterreich. Sein heutiges Thun und Lassen findet manchen scharfsichtigen Schilderer, — ein Bilderbuch der Vergangenheit sind die Weisthümer. Seltsam muthen uns, die wir, an Rechtseinheit für große Staaten gewöhnt, der Epoche eines allumfassenden „Weltrechtes" zuschreiten, diese Denkmäler einer Zeit an, da für Unter- und Ober-Döbling verschiedenes Recht galt.

So mannichfach aber der Inhalt dieser Quellen ist, so findet sich doch in vielen Punkten Uebereinstimmung. Ein solcher Punkt ist die scharfe Betonung der Unantastbarkeit des Hauses, die Scheu vor dem „Frieden", den sein Inneres genießt. Der bekannte Satz „Mein Haus ist meine Burg", den wir gern in englischer Sprache anführen, scheint auch auf österreichischem Boden

Digitized by Google

gewachsen zu sein; sagt doch schon das alte hainburger Stadtrecht: „Wir wollen auch, daß einem jeglichen Purger sein Haus seine Veste sei.“ Dieser Satz ist heute freilich nur eine Redensart, — heute, wo das Haus keine Veste, sondern höchstens eine Zinskaserne ist. Das mittelalterliche Haus glich mit seinen starken Mauern, mit Schießscharten und Ausbauten zur Vertheidigung der Eingänge schon von außen einer Festung. Aber sein bester Schutz waren doch nicht Thurm und Graben: es war die Rechtsidee des Hausfriedens. In seinem Hause soll Jeder Frieden haben, wäre es auch nur mit einem Seidenfaden umschlossen oder, wie es an anderen Stellen mit Anwendung eines österreichischen Lieblingswortes heißt: „Wär' es halt nur mit einem Zwirnsfaden umbfangen“. So zartsinnig sprachen die Rechtsquellen einer Zeit, die die Menschen rauh und kriegerisch forderte; denn noch hausten in den Wäldern Niederösterreichs Wolf und Bär, wie aus den Anordnungen der Weisthümer über ihre Erlegung hervorgeht. Unerschöpflich sind die Strafsatzungen gegen Den, der in den Frieden des Hauses eindringt, und als Friedbrecher galt schon, wer am Fenster oder innerhalb der Dachtraufe lauscht, „was man im Hause redet“. Wer so beim „Losen“ vom Hauswirth ertappt wird, darf straflos getötet werden. Uns fällt Polonius, der Lauscher, ein. Höchstens hat der Rächer seiner Hauskehre auf des Erschlagenen Leib zur scheinbaren Buße drei Pfennige zu legen, „alsdann hat er ihn gegen die Welt gebüßt“. Zuweilen wird noch aufgetragen, den Leichnam in das nächste Wagengleis zu schleppen und dort liegen zu lassen. Das ist nicht etwa eine Antizipation des nestroyschen Wortes: „Räumts die Toten weg, ich kann die Schlamperei nicht leiden“, sondern eine jener Förmlichkeiten, an denen das germanische Recht so viel Gefallen findet.

Wie der Friede im Hause, so soll auf der Straße Ruhe und Ordnung gehalten werden. Dem raufluſtigen Charakter der Bevölkerung entsprechen zahlreiche Strafdrohungen gegen Rumor oder Fechthandel. Das Tragen gewisser Waffen, wie Dolche, Bleikugeln, an manchem Ort auch von Armbrüsten, ist verboten. Wilhelm Tell wäre hier nicht möglich gewesen. Andere Weisthümer, wie das von Perchtoldsdorf, verbieten jegliche Waffe, mit Ausnahme eines spannenlangen Messers, die ganz klugen aber untersagen nur, „zum Wein“ in Waffen zu gehen. Nach dem Taidinge von Mauer darf, wer um eines Pfennigs Werth trinkt, seine Hacke behalten; wer aber länger sitzen bleibt, soll sie dem Wirth in Bewahrung geben. Man sieht, daß die Taidinge keine Narren-Taidinge waren, sondern mit praktischem Blick den Nagel auf den Kopf zu treffen wußten. Sehr weit geht das Recht von Liesing, das jeden Nachbarn bei Strafe verpflichtete, Raufhändel nach Kräften zu verhindern. Nur steigt uns die Befürchtung auf, daß dieses „Friedbieten“ erst recht zu Raufereien geführt haben mag. Wird Einer im Rauf-

Digitized by Google

handel beschädigt, so soll ihm dafür „genugsamer Abtrag und Ergötzlichkeit“ geleistet werden, was an die mittelhochdeutsche Bedeutung von ergetzen (vergessenmachen, entschädigen) erinnert. Wer nicht zahlen kann, wird am Leibe gestraft, „damit Andere sich hieran spiegeln können.“

Bei den Maßregeln gegen Scheltworte — manchmal findet sich dafür der charakteristische Ausdruck „wörteln“ — ist das schöne Geschlecht besonders berücksichtigt, da leider oft genug „ein unbescheidenes Weib einen Mann oder anders Weib mit verboten ehrenrührigen Worten antastet und verletzet“. Regelmäßig wird dafür die Strafe der „Fiedel“, einer Art von Block, angedroht.

Ich möchte beinahe behaupten, daß der Mensch von Natur dazu neigt, seine Mitmenschen zu hänseln. Sicher ist, daß der Nachtwächter solchen Ausschreitungen leicht zum Opfer fällt. Dieser Erkenntniß haben sich auch die Weisthümer nicht verschlossen und das von Grillenberg bei Pottenstein verfügt eine originelle Anwendung der Talion, der Wiedervergeltung. „Wer einen Gemeindiener, Nachtwächter, Hueter oder Halter unbilliger Weis beleidiget und vertreibet“, verwirkt außer der Geldbuße, daß er selbst so lange Wacht halten, dienen und hüten muß, bis ein Anderer an die Reihe kommt. Das selbe „Bannbuch“ nennt unter den Ordnungwidrigkeiten auch das „ungebührend in Häuser einsteigen“. Ob Das mit dem bekannten „Fensteln“ zusammenhängt, mögen uns die Gelehrten sagen.

Nicht nur die Schlechtigkeit der Menschen: auch die Tücke der Elemente bedenkt der Gesetzgeber. Alte Gebräuche, verflochten mit Erinnerungen an das Heidenthum, werden wegen der Feuersgefahr verboten, wie das Schießen in den Rauchnächten und die Sonnwendfeuer. Sollte trotz den zahlreichen Verhütungmaßregeln eine Feuerbrunst entstehen — nie wird davon gesprochen ohne die fromme Floskel „Da Gott vor sei“ oder „Das Gott gnädiglich verhieten wolle“ —, so ist Jedermann bei Strafe zur Hilfe verpflichtet. Wie auch nach unseren Strafgesetzen, wurde schon damals ein bei einer solchen gemeinen Bedrängniß verübtes Verbrechen besonders streng geahndet.

In einem einzigen Weisthum finden wir Maßregeln der Seuchenpolizei. „Im Fall Gott der Allmächtige das Land mit einer abscheulichen Krankheit strafen möchte (welches er uns gnädiglich verschonen wolle)“, soll kein Unterthan Fremde beherbergen; eben so dürfen diese Fremden keine Wirthshäuser betreten, sondern sollen auf einem freien Platz abladen.

Während man dem heutigen bürgerlichen Recht den Vorwurf macht, daß es den besitzlosen Volksklassen fremd, ja feindlich gegenüberstehe, gedenken die alten Satzungen oft genug der Armen. Mit patriarchalischem Wohlwollen ordnet Götzendorf an, „wann ein armer, durstiger Mann zur Zeit der Aernte nichts zu essen hat“, möge er den Richter bitten, „daß er ihm

Digitized by Google

einen Schober oder zween abzuschneiden erlaubt." Nicht minder bezeichnend ist die Freigebigkeit, mit der das sonst so genaue Recht dem landfahrenden Mann gestattet, drei Trauben zu brechen, der kranken Frau, die danach gelüstet, drei Fische zu fangen, was rechtssprichwörtlich durch den Satz „Drei sind frei" bezeichnet wird. Das Bergtaiding von Froschdorf bestimmt mit gemüthlicher Ausführlichkeit, daß, wer „Weinper" essen will, zunächst dem Hüter dreimal rufen soll. „Kumbt er nit, so soll er drei Weinper nehmen, in jede Hand eins und in das Maul das dritt Weinper und nit mehr. Nimbt er aber mehr, so soll man ihn anfallen als ain schändlichen Mann." Dieses Froschdorf hieß einst Krotendorf und heißt heute Frohsdorf: eine im Naturreiche einzig dastehende Metamorphose, — aus Anstandsrücksichten.

Geselligkeit und Gefälligkeit — wie Ihering sich ausdrückt — gehören nicht der Rechtssphäre an. Aber das deutsche Recht zieht mit Vorliebe auch Familienereignisse und Feste, Trinkgelage, Schmausereien, Spiel und Tanz in seinen Kreis. Jeder Gerichtstag endet mit Schmaus und Umtrunk: wir werden an die doppelte Bedeutung des Wortes „Gericht" erinnert. Die Bußen werden vertrunken. Zubereitung der Speisen, Helligkeit des Feuers, die freundliche Miene, die Beistellung der Musik wird mit unfreiwilligem und darum liebenswürdigem Humor bis ins Kleinste geregelt. In einem der deutschen Weisthümer — deren Sammlung Jakob Grimm unternommen hat und als deren Fortsetzung das Werk der wiener Akademie erscheint — wird sogar das Abgeben des Dritten beim Kartenspiel zu einer Rechtsverbindlichkeit gestempelt. Ein Seitenstück ist die Anordnung des Rechtes von Saubersdorf auf dem Steinfelde über die Behandlung eines Gastes, der beim Spiel verloren hat und „wollte anfangen zu murren und zu greinen". So kommt Etwas von der Schalkhaftigkeit des Volksschlages auch in seinem Recht zum Vorschein.

Die Thierfabel ist das liebste Kind des deutschen Waldes. Unsere Vorfahren betrachteten die Thiere nicht mit überlegenem Blick wie wir. Sie sahen in ihnen eher brüderliche Wesen, deren Sprache dem begabten Menschenkinde sogar verständlich werden konnte, wie in Märchen berichtet wird. Deshalb ward den Thieren auch im Rechte ihre Stelle, rechtliche Persönlichkeit, während sie heutzutage höchstens als Rechtsobjekte vorkommen. In den Weisthümern, aus denen der Volksglaube so frisch hervorquillt wie aus den Märchen, ist von Freiheiten und Rechten der Hausthiere die Rede. Einzelne davon haben das Vorrecht, ungestraft Schaden zu thun, andere werden bestraft. Es war eine seltsame Zeit, die einem Menschen unter bestimmten Voraussetzungen alles Recht absprach, dem Hengst und dem Stier aber dieses kostbarste Gut verlieh. Die höheren Hausthiere sollen, auch wenn sie auswärts Schaden anrichten, nicht gepfändet oder getötet werden; der Stier darf

Digitized by Google

frei bis ins neunte Gericht oder in die neunte Pfarre gehen, eine schneeweiße Sau mit ihren sieben schneeweißen Jungen soll sogar „Recht haben, wohin sie kommt."

Nach dem simmeringer Banntaiding darf man einen Stier, der einer Kuh ins fremde Haus folgt, nicht einmal austreiben. Das Geflügel erfährt dagegen minder wohlwollende Behandlung. „Gänse, Enten, Hühner auf Jemandes Gras haben keinen Frieden", nach deutschen Bauernrechten erleiden sie in der Regel die Todesstrafe. Gerade in Niederösterreich, wo man so raffinirt in der Behandlung des toten Geflügels ist, wo das „Backhendel" (wenn man älteren Satirikern glauben will) gewissermaßen zum Nationalcharakter gehört, gerade hier soll nach den Weisthümern frevelndes Federvolk nicht allzu streng behandelt werden. Will Einer durch fremde Hennen keinen Schaden leiden, heißt es in Breitenau bei Neunkirchen, so soll er sie „nit erschlagen, sondern durch den Rauchfang hinein treiben". Nur in Hochwolkersdorf scheint solcher zarte Sinn nicht heimisch gewesen zu sein. Hier darf der Bauer ein fremdes, über seinen Zaun geflogenes Huhn grausam ermorden und ist weiter nichts schuldig, als „seinen Nachbarn dazu zu Gast laden".

Doch verweilen wir nicht länger bei blutigen Schauspielen. Der Friede des Landbaues, der die Bevölkerung nährt, weht auch durch die Weisthümer. Zahllos sind die Anordnungen über Ackerwerkzeuge, Baumfrevel, Erhaltung und Ausbesserung der Wege und Brücken, über Grenzen und Gräben, über Kauf und Verkauf der liegenden Güter. Und weil wir in einem gesegneten Weinlande sind, ist auch an Bestimmungen über Weingärten und Lese, Weinhüter und Weinzeiger kein Mangel. Zu Weinzeigern — gemeint sind offenbar die heute „Buschen" genannten Naturwirthshausschilder aus Laub — sollen die Wirthe, heißt es im Taiding von Mauer, keine Wipfel von jungen Bäumen nehmen, „als wodurch den Wäldern sehr geschadet wird", sondern nur Gräser oder Aeste. Man ermesse, was es heißt, wenn die Wirthshaustechnik der Forstkultur schädlich zu werden beginnt. Ein alter Weinbeißer mag sich den Gedanken weiter ausmalen und darin schwelgen: ein dichter Wald von stolzen Bäumen und jeder Wipfel zu einem künftigen „Buschen" bestimmt. Uebrigens wird die Sperrstunde für die Wirthshäuser nach heutigen Begriffen sehr früh angesetzt, meist „soll zu Winterszeit bis neun Uhr, Sommer aber bis zehn Uhr alle Unruhe abgeschaffet werden". Wegen nicht bezahlter Zechschuld wird der Wirth oder „Leitgeb" mit dem Pfändungrecht ausgestattet. „Herrenlos schweifende und sonsten berüchtigte Personen" dürfen nicht beherbergt werden. Unter diesen zählt das Banntaiding zu Ober-Döbling Bettler, Wahrsager, Lanzknechte, Spieler und Winkelschreiber auf. Unter den Bergtaidingen, wie die Rechte der weinbautreibenden Gegenden genannt werden, interessirt uns das von Gumpoldskirchen am Meisten. Dieser glück-

Digitized by Google

liche Ort gehörte eben so wie Pfafftätten dem Kloster Mauerbach. Statt, wie es heute öfter geschieht, die einfältigen Reime herauszugeben, die Fremdenbücher und Wände alter Gasthäuser verunzieren, sollte man wirklich das Bergrecht von Gumpoldskirchen allen Liebhabern seines Tropfens zu Ehren in einer würdigen Ausgabe erscheinen lassen. Es ist ein weinseliges Zwölftafelgesetz; und an den lapidaren Ton der Zwölf Tafeln gemahnt auch die Bestimmung über die Weinhüter: „Item, wann die Hüter in die Hüt treten, so sulln sie darnach stetlich hüten Tag und Nacht, ob es in der Nachthüt ist, und in der Taghut pei dem Tag. Und sulln auch nicht hauen weder in selbs (sich selbst) noch andere Leute." Wenn nach dem Dichterworte das Ewig-Weibliche uns hinanzieht, so mußten doch die Nachthüter von Gumpoldskirchen einer strengeren Regel folgen, die ihnen nachdrücklich verbot, sich während der Dienstzeit „hinanziehen" zu lassen.

Nach einer vielleicht verwerflichen, aber jedenfalls landläufigen Ansicht ist der Bauer grob. Gröber wird er, wenn ihm Jemand in seinen Acker hineintritt, am Gröbsten aber beim Versuch einer Grenzverrückung zu seinen Ungunsten. In diesem Fall waren die Bauern der früheren Zeiten nicht nur grob, sondern grausam, von wilder, schier unbegreiflicher Grausamkeit. Wir begreifen sie nur, wenn wir bedenken, daß das liegende Gut des Bauern Heiligthum ist; Grenz- oder Markfrevel ist das bäuerliche Majestätverbrechen. Mit einem gewissen unmenschlichen Humor sind die Strafen für jene Delikte in den Weisthümern gestaltet, so über jenes Maß hinaus, das ein verständiger Richter auch in der Strafe beobachtet, daß man geneigt wäre, sie eher für bloße Androhungen zu halten, die nicht vollzogen, sondern stets durch Geld abgelöst wurden. Darauf deutet auch der häufige Zusatz: Wer Das und Das thut, „Dem wäre Gnade besser denn Recht". Ein schauerliches Beispiel, das wir nur für die Ausgeburt wilder Phantasie halten möchten, stammt aus deutschen Satzungen. Wer einem Baum die Rinde abschält, Dem wird dafür der Darm herausgeschält, um den Baum geschlungen und angenagelt. Eine seltsam schreckliche Anwendung des Gedankens der Talion. Wer einen Grenzstein auspflügt, soll nach dem Recht von Hochwolkersdorf — dem selben, das die Hühner so grausam behandelt — selbst an dessen Statt bis unter die Achseln eingegraben und dreimal überpflügt werden. Dazu die ironische Bemerkung: „Kombt er davon, so ists guet, wo aber nit, so ist er mit billichen Recht bezahlt." Das Volksrecht der Sachsen wurde als lex crudelissima, als grausamstes Gesetz, bezeichnet. Das Recht von Hochwolkersdorf ist unter den niederösterreichischen Bauernrechten das grausamste. Der Waldbrenner, heißt es an anderer Stelle darin, soll dreimal mit Stroh umwickelt und angezündet werden.

Der Bauer beschäftigt zahlreiches Gesinde und reichliche Bestimmungen

Digitized by Google

regeln den Arbeitlohn. Als eine Vorahnung der modernen Gewerbegesetze erscheinen Strafsätze gegen Solche, die dem Anderen seine Arbeiter und Dienstleute abreden oder sonst den „allgemeinen Lohn ohne Noth mehren“. Ueberhaupt begegnet man manchem alten Vorläufer von allerneuesten Rechtsgedanken. Erst in der neuesten Gesetzgebung hat man den Bruch des Arbeitvertrages unter Strafe gestellt, während schon das liesinger Weisthum aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts den Verrichter von „untreuer, falscher Arbeit“ bedroht. Auffallend durch ihre Frömmigkeit sind die Statuten von Bockenhaus, einem Marktflecken auf ungarischem Boden. Sie beginnen gleich mit ausführlichen, durch Strafandrohungen gewürzten Vorschriften über Kirchenbesuch und Beichtgang, verpönen das gotteslästerliche Fluchen, befehlen Ehrfurcht gegen das Alter und unterlassen nichts, „damit die gemain Leut auf gottseliges Leben und alles Gutes gerichtet werden mögen“. Allein wie reimt es sich, daß dieses frömmste Weisthum zugleich bemüht ist, die umfassendsten Anordnungen gegen lüderlichen Lebenswandel zu treffen?

So farbenreich das Bild gesunden Lebens ist, das wir aus den Weisthümern gewinnen: ein dunkler Schatten fällt doch darauf. Dieser wackere Bauernstand, dessen tüchtiger Sinn noch heute durch seine Rechtsdenkmäler zu uns spricht, lebte in Unfreiheit. Wenn auch sein Loos nur Abhängigkeit, nicht Knechtschaft sein mochte, so nehmen die Vorschriften über den Robot dennoch breiten Raum in unserer Sammlung ein. Mannichfach waren die Abgaben, mannichfach die Dienste. Die freudigen Feste des Jahres erinnerten zugleich an den Tribut, der stets der Herrschaft gesteuert werden mußte, an Fastnachthühner, Pfingsthühner, Martinshühner und manches Andere. Wir denken an des römischen Dichters Virgilius Worte: So baut Ihr Nester, Vögel, nicht für Euch; so tragt Ihr Wolle, Schafe, nicht für Euch; so macht Ihr Honig, Bienen, nicht für Euch; sic vos, non vobis fertis aratra, boves.

Wien. Dr. Emil Rechert.

Oeffentliche Meinung.

Aus dem Jerusalemitischen Talmud.

Um diese Zeit geschah es, daß der König von Juda mächtig wurde über viele Völker. Und seine Macht verblendete ihn also, daß der Geist Gottes von seinem Haupte wich;

Digitized by Google

2. und er ward wahnsinnig und deuchte sich einen Sohn Gottes und einen Gott auf Erden. Und befahl seinen Knechten, daß sie ihn anbeteten, und seinen Priestern, daß sie ihm opferten Zehnten, Erstlinge und Weihrauch.

3. Und wenn er sich auf seinem Throne wälzte in schamloser Nacktheit, so sprachen seine Knechte: Siehe, er ist bekleidet mit dem Lichte der Sonne; und wenn er auf dem Dache seines Hauses tanzte, so redeten sie: Siehe, er steiget auf und fährt gen Himmel.

4. Er aber verließ seinen Palast nimmer bei Tage noch bei Nacht und verwahrte die Thore mit ehernen Riegeln. Und war Keiner, der sich der Burg nahete denn mit Zittern und Zagen.

5. Und befahl die Schriftgelehrten zu sich, daß er sie lehrte das Wort deuten; und die Saitenspieler hieß er spielen und die Flötenbläser blasen nach seiner Weise und Willkür.

6. Aber das Volk seufzte und sprach: Wehe uns und unseren Kindern! Auf dem Stuhle Davids sitzt ein reißender Löwe, seine Lefzen triefen vom Blut unserer Söhne und die Wände seines Hauses gellen von dem Geschrei unserer Töchter. Raben und Geier nisten auf dem Berge des Herrn und der Engel des Todes schreitet bei Nacht durch die Gassen.

7. Da jammerte den Propheten Malcachi das Geschrei des Volkes;

8. Und er machte sich auf, begab sich nach der Stadt Jerusalem und schritt zum Palast. Und die ehernen Thore sprangen auf vor dem Propheten und die Knechte wichen zur Seite.

9. Und er trat vor den König, erhob seine Augen zu seinem Angesicht und blickte ihn an; und beschwor ihn im Namen Gottes, des Herrn (gepriesen sei er).

10. Und alsbald verließ den König der böse Geist und es ward ihm Friede. Und er schämte sich seines Wahnsinns, verschloß sich in seine Kammer und weinte in Schmerzen.

11. Die Knechte aber rissen die Thore auf, daß das Volk hereinströmte, und schrien:

12. Sehet, zuvor war der König guten Muthes und stolz und voll Freudigkeit, jetzt ist er zerbrochen und will verzagen. Er hat sein Antlitz von uns gewendet und wir werden das Licht seiner Augen nicht mehr schauen.

13. Sehet, der König weinet in seiner Kammer, denn Dieser hat ihn angefahren und ihn beschworen als wie einen Wahnsinnigen. Die Wahrheit aber ist, daß ihn gelüstet nach dem Stabe und Diadem. Nun richtet Ihr, welcher von Beiden wahnsinnig sei, der gesalbte Sohn Davids oder Dieser, der sich einen Propheten nennet.

14. Da rief das Volk: Wahnsinnig ist der Prophet! Und sie ergriffen ihn, schleppten ihn vor die Thore und steinigten ihn.

15. Da aber der Prophet tot war, verdüsterte sich des Königs Geist zum zweiten Male und er wüthete ärger denn zuvor; und sein Wahnsinn ward nicht mehr von ihm genommen bis an sein Ende.

Er herrschte aber über Juda sechsundsiebenzig Jahre.

Digitized by Google

Modern-Dekorativ.

Noch wichtiger als die „Deutsche Plakatausstellung", die wir neulich in Berlin sahen, ist die Aufnahme, die sie in der Oeffentlichkeit gefunden hat. Da nämlich die gedeihliche Entwickelung der Plakatkunst und der dekorativen Kunst überhaupt, ihrer praktischen Verwerthungen wegen, mehr als die jeder anderen Kunst davon abhängt, inwieweit der geschäftliche Theil des Publikums zur Erkenntniß des Gediegenen erzogen wird, müßte die öffentliche Kritik, der dieses Amt der Erziehung anvertraut ist, auch mit ganz besonderer Gewissenhaftigkeit dem Gediegenen seinen Platz anweisen. Man muß nach Dem, was über künstlerische Erzeugnisse dekorativer Art gewöhnlich geschrieben wird, freilich zu dem Schluß kommen, daß entweder die betreffenden Schriftsteller der Meinung sind, sie brauchten dem Publikum nicht einen deutlich erkennbaren Maßstab für die Beurtheilung von Talenten zu geben, oder daß sie selbst nicht über ein klares Urtheil in Kunstfragen verfügen. Wer die Aufsätze in populären Kunstzeitschriften und Tageszeitungen mit einem durch Selbstschaffen gebildeten selbständigen Urtheil verfolgt, wird mehr der letzten Alternative zuneigen. Er wird kein ordnendes Prinzip in der Beurtheilung finden und in Folge Dessen tief unter der Mittelmäßigkeit Stehendes in einem Athem mit Talentvollem genannt oder gar über das Talentvolle gestellt sehen. Bekanntlich ist aber das subjektive Gefühl ohne wichtige prinzipielle Stützen nicht ausreichend für ein richtiges Urtheil; es kann von Haus aus krankhaft, durch Erziehung in falsche Bahnen gelenkt oder durch die der jeweiligen Individualität gezogenen Grenzen auch in seiner gesunden Beschaffenheit alterirt sein. Da das Publikum aus den öffentlichen Besprechungen von Plakatausstellungen bisher solche prinzipiellen Stützen kaum gewonnen haben wird, ist es nothwendig, einige Grundsätze für die künstlerische Lösung des Plakatproblems vorauszuschicken.

Wenn man verlangt, daß Künstler sich mit dem Plakat befassen, so muß von ihnen auch streng Künstlerisches gefordert werden. Von dem richtigen, den Zwecken der Reklame entsprechenden Gedanken einer weithin wirksamen Fleckwirkung ist die moderne Bewegung ausgegangen. Eine solche Fleckwirkung ist aber an sich noch nicht künstlerisch. Hinzukommen muß geschmackvolle Farbengebung, originelle Formenerfindung und vor Allem, daß sowohl der Gegenstand der Reklame als auch die Schrift in logischer Verbindung mit der Idee und zeichnerischer und malerischer Darstellungweise organisch wirkt. Ist das Plakat ornamental, so muß natürlich zugleich auch der Gegenstand der Reklame und womöglich die Schrift der selben Darstellungart unterworfen werden. Zu das Gebiet des Organischen gehört auch, daß man die gewählte Stimmung nicht verletzt; so verträgt eine Abendlandschaft keinen weißen Fleck. Wie verhält man sich nun gegenüber dieser künstlerischen Hauptbedingung? Willkürlichkeiten beleidigendster Art sind die Regel, namentlich in Bezug auf die Schrift. Abgesehen davon, daß sich selten Jemand die Mühe künstlerischer Schriftbehandlung giebt, wird die Schrift über das Bild oder ganz unmotivirt irgendwohin auf einen weißen oder bunten Fleck gedruckt. Das Gesagte konnte Jeder in der „Deutschen Plakatausstellung" in der Leipzigerstraße zu Berlin bestätigt finden. Der Prospekt, zum Theil von klangvollen

Digitized by Google

Namen begleitet, ließ Alles hoffen. Mit Spannung ging man zur Besichtigung, — und nach Durchwanderung des Saales mit seinen mehr als 400 Arbeiten fragte man enttäuscht: „Das also ist ‚Deutsche Plakatkunst'? Das die Frucht der vielen Vorträge und Ausstellungen zu Gunsten der Bewegung?" Freilich ist zuzugeben, daß einige Künstler, namentlich ein Künstler von Bedeutung, fern geblieben sind, aber auch Diese würden die Trostlosigkeit des Ganzen nicht verändert haben und vor Allem der berliner Plakatkunst nicht zuzurechnen gewesen sein. Auch hätte allerdings die Ausstellung etwas erfreulicher wirken können, wenn nicht die gediegeneren Arbeiten auf allen Wänden von talentlosen Machwerken so dicht umgeben gewesen wären, daß sie an Wirkung stark einbüßen mußten. Ein ehrliches und originelles Wollen kann man sieben oder acht Arbeiten zusprechen, die in der organischen Gesammterscheinung eine gewisse Vollkommenheit anstrebten. Dann folgten etliche Künstler, die nach bewährten Mustern arbeiten — mitunter anerkennenswerth geschmackvoll —, der Rest war werthlose Nachahmung, Kompromißkunst zwischen Stil und Stillosigkeit, und Dilettantismus. Nun ist zu wünschen, daß gerade in Berlin, wo die Anschlagsäulen noch immer kein einziges Plakat von künstlerischem Werth aufweisen, wenn es nicht von außen her kommt, endlich ein erfolgreicher Impuls gelänge. Ausstellungen, selbst solche, in denen sich in Folge des an sich richtigen individualistischen Prinzips zahlreiche Mittelmäßigkeiten ausbreiten können, würden unter einer Bedingung helfen: wenn der Mittelmäßigkeit und dem geradezu Schlechten in der schärfsten Weise durch die öffentliche Kritik entgegengetreten würde. Das geschieht nun aber keineswegs. Zum Theil herrscht die Beschönigungsucht, die immer nur Schaden anrichtet, dann wieder die Routine, die alle ehrlich einen eigenen Weg Suchenden stets ignorirt, um an ihrer Stelle nur die Mittelmäßigkeit, die Altes höchstens in neuer Auflage bringt, als mustergiltig vorzuführen. Wie soll da das Publikum, wie sollen namentlich Geschäftsleute sich ein Urtheil bilden? Wie können ehrliche Talente zur Geltung kommen?

Eben so wenig, wie das Publikum durch die offizielle Kritik zu ernsthaften Gedanken über die Plakatkunst angeregt wird, kann es darüber im Klaren sein, was es von moderner dekorativer Kunst überhaupt zu halten hat. Ueber das künftige Wesen der dekorativen Kunst läßt sich natürlich nichts Bestimmtes sagen, weil ihr erst die einzelnen Individualitäten den Stempel aufdrücken werden. Da die Beurtheilung in diesem Sinne einen ungeheuren Spielraum hat, kann es sich nur um eine Festhaltung von Grundzügen handeln, die gestatten, das Kunsturtheil nicht nur auf ein tastendes Gefühl zu gründen.

Dekorative Kunst ist Zierkunst. Aus dieser wörtlichen Bedeutung ergiebt sich von selbst der Charakter ihrer Abhängigkeit. Was ist „moderne dekorative Kunst?" Diese Frage ist um so schwerer zu beantworten, als erst die Anfänge zu einer solchen da sind. Jeder, der sich mit Kunst beschäftigt, frage sich, ob er sich ein einheitliches Bild von der modernen Bewegung in dieser Richtung annähernd so machen kann, wie es in ihm vom antiken, Renaissance-, gothischen und romanischen Kunstzeitalter oder von der modernen Kunst im Allgemeinen lebt. Er wird es ehrlicher Weise nicht behaupten können. Ihm werden, wenn er besser unterrichtet ist, eine Anzahl von Einzelerscheinungen einfallen, die ihm charakteristische Eindrücke hinterlassen haben; sonst herrscht ein Chaos von Ansätzen und verständnißloser Nachahmung bewährter Muster. Die Erweckung des deko-

Digitized by Google

rativen Geistes bei uns ist durch die Bekanntschaft mit dem japanischen Kunstgewerbe bewirkt worden und ferner hat der englische Geist einen starken Einfluß gewonnen. Das japanische Kunstgewerbe ist vorbildlich, weil es zeigt, wie die Grundgesetze des Dekorativen in unendlich mannichfacher Weise anzuwenden sind, ohne daß es unvornehm wird. Es darf uns aber nicht verleiten, zum Schaden des eigenen Volkscharakters dunkle Anleihen bei einer fremden Kultur zu machen. Eine „moderne dekorative Kunst" wird entstehen, wenn sich die „dekorative Kunst" mit Hilfe des Naturstudiums ohne fremden kulturellen Einfluß entwickelt. Mit Hilfe des besonderen Geistesinhaltes der Zeit und ihrer Bedürfnissen wird dann auch von selbst eine eigene Formgebung ans Licht treten. Daher bedeuten die sogenannten Archaisten, Gothiker und sonstigen Kunsterneuerer nichts für die „moderne dekorative Kunst". Sie würden mehr bedeuten, wenn sie wenigstens die historischen Formen modernen Gedanken dienstbar machen wollten. Anstatt Dessen bewegen sich auch ihre Gedanken in einer modernem Empfinden fremden Richtung. Die beanspruchte Modernität liegt bei diesen Erscheinungen dort, wo die Bezeichnung „Mode" hingehört. Aus der Abhängigkeit der dekorativen Kunst von Lebensbedürfnissen ergiebt sich auch die Bedeutung der engeren dekorativen Begriffe, deren klare Anwendung in den meisten Fällen vermißt wird. Die Bethätigung der dekorativen Kunst ist malerisch oder plastisch. Hier handelt es sich um die malerische Bethätigung. Künstlerisch schmücken und gestalten soll man Alles. Aus der Bestimmung für die Fläche ergiebt sich die Abgrenzung, damit nicht die Gegenstände der malerischen Darstellung zur Vorstellung ihrer Verlängerung in einen unbestimmten Raum zwingen. Das „Ornament" oder das „Ornamentale" verlangt den Verzicht auf absoluten Naturalismus, da es ohne eine absichtliche, in den Hauptsachen sich rhythmisch wiederholende Fleckwirkung nicht denkbar ist. „Ornamental" bezeichnet auch eine Fleckwirkung nach Art des Ornamentes, ohne rhythmische Wiederholung der selben Flecke zu beanspruchen. Ein platter Naturalismus ist, wie die Entwickelung der modernen Kunst häufig gezeigt hat, nur eine Reaktion, die, durch überhastetes, urtheilloses, übertreibendes Vorwärtsdrängen verursacht, je nach der Bedeutung des Schöpfers in längerer oder kürzerer Zeit wieder verschwindet und im besten Falle ein historisches Interesse hinterläßt. Immer bleibt das Erforderniß, die Wirklichkeit zu transponiren, das Unwesentliche vom Wesentlichen zu entfernen, mit einem Worte: zu „stilisiren". Stilisiren ist wesentlich: Vereinfachung der Erscheinungen in der Darstellung, und zwar dadurch, daß man die Konstruktion des Organismus vereinfacht und eben dadurch deutlicher macht. Innerhalb dieses Prozesses giebt es zahllose Abstufungen, vom einfachsten Linienornament bis zum komplizirten ornamentalen Gebilde. Doch ist Stilisiren noch nicht Stil. „Stil" hat Der allein, der durch die Ausdrucksweise, die Art, wie er die Natur sieht, beweist, daß er eine der Umwelt gegenüber eigenartige Persönlichkeit besitzt. Er wird ihn in jedem seiner Werke — auch unabsichtlich — zeigen. Im „Stilisiren" liegt dagegen die bewußte Absicht. Eben so also, wie Einer, der Stil hat, nicht zu stilisiren braucht, kann Einem, der stilisirt, der wirkliche Stil fehlen. Er hat sich dann einfach den Stil einer anderen Persönlichkeit oder Kunstepoche angeeignet oder, wenn er von der Natur ausgegangen ist, nicht vermocht, in das Wesen der Dinge einzudringen, so daß nicht ein vereinfachter Organismus entstanden ist, sondern Einzelheiten zusammengesetzt erscheinen.

Digitized by Google

Für die sinnliche Beschaffenheit des „Ornamentes“ und des „Ornamentalen“ ergeben sich zwei Hauptarten: das „reine Flächenornament“ und das „plastisch erscheinende“. Wie diese beiden Arten, um ästhetisch zu befriedigen, angewendet werden müssen: dagegen wird viel gesündigt. Es giebt zweierlei Flächen zur Bedeckung mit Zierrath; erstens solche, die reine Flächen bleiben müssen, weil sie dazu dienen, daß man Etwas auf sie stellt, an sie anlehnt, sich auf sie setzt u. s. w., und solche, die, frei von derartiger Bestimmung, über eine größere Selbständigkeit verfügen. In dieser Unterscheidung liegt das Kriterium für die Anwendung des „reinen Flächenornamentes“ oder des „plastisch erscheinenden“. Für die erste Art von Flächen kann nur das reine Flachornament ästhetisch befriedigen, für die zweite ist die bildmäßig ornamentale Bedeckung durchaus am Platze. Will Jemand eine Tapete für eine Zimmerwand entwerfen, dann muß er sich also darüber klar sein, daß die Wand den Raum abschließt und von diesem Charakter nichts verlieren darf, da die Möbel zum Theil so gearbeitet sind, daß sie an die Wand gestellt werden und angelehnt erscheinen, manches Möbelstück sogar mit Haken an ihr befestigt wird. Entwirft er daher ein plastisch erscheinendes Muster, das den Schein erweckt, als ob die dargestellten Gegenstände in die Tiefe gingen, so verliert die Wand, künstlerisch betrachtet, die Idee des festen Abschlusses und die Möbel werden ohne Halt dastehen oder hängen. Dagegen können freie Theile der Wand sehr wohl eine andere Bemalung erhalten oder mit herumterhängenden Gobelins, die dann bis zu einem gewissen Grade selbständig existiren, bedeckt werden.

Bezog sich das bisher Gesagte mehr oder weniger auf die äußerlichen ästhetischen Bedingungen, so ist die große innerliche Voraussetzung die, daß das dekorative Kunstwerk organisch wirkt: eine Bedingung, die nicht nur für jedes Kunstwerk, sondern für jedes geistige Hervorbringen gilt, da Alles, was ist, doch mit einander in einheitlicher Verbindung steht. Organisch ist also ein dekoratives Kunstwerk, wenn bei seinem Aufbau die Naturgesetze und die Gesetze der Harmonie im Anschluß an die Verwendung des zu schmückenden Gegenstandes beobachtet sind. Zahllos sind die Abstufungen vom einfachsten Linienornament, bei dem hauptsächlich die Gesetze der Schwere und des Gleichgewichtes berücksichtigt werden müssen, bis zur reichsten Komposition, in der mit Licht und Schatten, Farbe und Luftwirkungen operirt wird. Für das „plastisch erscheinende Ornament“ in der Architektur im weitesten Sinne, also auch im Möbelbau, in der künstlerischen Herstellung der Gebrauchsgegenstände, gelten im Wesentlichen die selben Gesichtspunkte, nur wird hier das Material noch eine besondere ästhetische Rolle spielen. Ein Ornament, das eine Eisenkonstruktion zu tragen scheint, darf nicht den Anschein erwecken, als ob es aus Holz wäre.

Es bleiben noch zwei Begriffe zu erörtern übrig, die von Kennern und Nichtkennern bei jeder Gelegenheit im Munde geführt werden. Es sind die Begriffe „schön“ und „originell“. Auch hier kann es sich nur darum handeln, einen allgemeinen Anhalt zu geben, der dem Beurtheiler in der Hauptsache einen festen Stand verleiht. „Schön“ im modernen Sinne wird man Etwas nennen können, wenn sich in seiner Erscheinung der Organismus besonders klar und in seinen Verhältnissen harmonisch und individuell ausgeprägt darstellt. Es würde natürlich zu weit führen, im Einzelnen hierüber Rechenschaft zu geben; die gesammte exakte Wissenschaft, besonders die Mathematik, müßte herangezogen

Digitized by Google

werden. Zur Beurtheilung des „dekorativ Schönen“ kommt noch die Anpassung der künstlerischen Auffassung an die praktische Verwerthung des Gegenstandes hinzu. „Originell“, „ursprünglich“ ist, was aus der eigenen Individualität heraus ohne wesentliche Anlehnung an Andere geboren ist. Ein Künstler kann originell in seinen abstrakten Gedanken, in der Technik und in der Form sein, der er sich zur Aeußerung bedient. Die Originalität der Gedanken ist für den bildenden Künstler, der auf die Sinnlichkeit wirkt, natürlich das Unwesentlichste. Eine originelle Technik erhebt zwar über das Niveau des ganz Gewöhnlichen, kann auch viele Anregungen geben, bleibt aber doch immer nur Mittel zum Zweck. Die Originalität der Form, der darstellerischen Auffassung des Zusammenhanges der Erscheinungen in der Natur, wird immer den ersten Platz einnehmen und einen Maßstab für die Werthdauer des Kunstwerkes bilden. Tritt zu dieser Originalität nun noch origineller Gedankenreichthum, so werden die zahlreich möglichen Abstufungen durch die Weite des Geistes und durch die Größe des Charakters der künstlerischen Individualität bestimmt. Auch im dekorativen Fach geht der Weg zur Originalität, wie in jeder schöpferischen Arbeit, vom im Wesentlichen ohne Autoritäten beeinflußten Studium der Natur aus, wenn nur die Grundbedingung, ein in die Tiefen der Natur schauendes Auge, vorhanden ist. Demnach werden immer nur die wenigen Kunstbetrachter Kunst beurtheilen können, die den Blick für das Wesentliche besitzen. Ja, es giebt sogar unter produzirenden Künstlern selbst nur sehr wenige: Das sind die eigentlichen Künstler von Gottes Gnaden, die über diesen Blick verfügen. Aber auch nach dieser Richtung kann man die Anfänger bis zu einem gewissen Grade erziehen. Uebrigens ist Originalität nicht unbedingt anerkennenswerth. Entspringt sie einem kranken Geist, einem Defekt im Organismus, so muß sie Krankes und Verkehrtes hervorbringen und mag immerhin historisch und pathologisch interessant sein, — weiter aber auch nichts.

Vor Jahresfrist sah man im berliner Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung von dekorativen Naturstudien, die das größte Aufsehen hätten erregen sollen. Zwar wurde hier und da auf sie aufmerksam gemacht, aber durchaus nicht in so wirksamer Weise, wie es der tiefe Geist des Schöpfers dieser Studien verdient hätte. Es war die Ausstellung von Arbeiten des kurz vorher verstorbenen Professors Albrecht Bräuer in Breslau. Eine Fülle der genialsten Anregungen war in diesen Arbeiten gegeben. Leider hatte der geistreiche Meister, der sich für den Unterricht seiner Schüler opferte, keine Zeit zu einer Verwerthung der eigenen Studien gefunden; vielleicht auch war er seiner Zeit zu weit voraus und hatte keine Unterstützung zu hoffen. In diesen bis ins Feinste eines Organismus eindringenden Studien war der Weg zu einer vornehmen dekorativen Kunst gewiesen. Ihre Ausstellung hätte der Mittelmäßigkeit ein- für allemal den gebührenden Platz anweisen müssen. Nichts von Alledem geschah. In Berlin versteht man noch nicht, was München längst gelernt hat. So lange schwächste Machwerke dekorativer Art, sogar auch von angeblich autoritativer Seite ungerügt, den öffentlichen Markt füllen, wird noch Vieles in der Reichshauptstadt nachzuholen sein.

Karl Holleck-Weithmann.

Digitized by Google

Geldpolitik.

Die Seehandlung gab kürzlich zum ersten Male seit längerer Zeit wieder Ultimogeld an der Börse ab. Wer diese Meldung las, konnte beinahe auf den Gedanken kommen, sich die Herren der Seehandlung mitten im Gewirr der Börse und der auf sie eindringenden Geldsucher vorzustellen. In Wirklichkeit verläuft so Etwas aber ungleich glatter und geräuschloser. Der kleine Ring von bestimmten Firmen, denen diese Millionen zur Verfügung gestellt werden, nimmt sie auf, — und ehe die Börse überhaupt noch von der Ausschüttung des königlich preußischen Füllhorns erfährt, ist schon Alles vorüber. Auf den ersten Blick muß es befremden, wenn ein staatliches Geldinstitut wie die Seehandlung dem Spekulationsverkehr zu Hilfe eilt, der keiner Hilfe bedarf, anstatt das volle Wechselportefeuille der Reichsbank wenigstens für eine Weile zu entlasten. Immerhin können hierbei Verhältnisse des inneren Bankbetriebes bestimmend sein, die sich der Kenntniß der außen Stehenden entziehen. Das trifft aber nicht zu, wenn, wie es im Dezember geschah, die Seehandlung auf nicht weniger als sechs Monate viele Millionen ausleiht. Da wäre es eben so möglich gewesen, als Diskonteur auf den Markt zu treten und der noch immer übermäßig beschäftigten Industrie bedeutende Dienste zu leisten. „Darauf ist eine solche Kasse nicht eingerichtet!“ lautet die bureaukratische Antwort. Nun, so schaffe man den erforderlichen Apparat; einige Vertrauensmänner, die die Wechsel prüfen, einige Kommis für die Buchungen: weiter ist nichts dazu nöthig. Oder man könnte sich darauf beschränken, von der Reichsbank, an deren Bereitwilligkeit unter den vorliegenden außerordentlichen Umständen kaum zu zweifeln wäre, oder auch von einigen ersten Banken, deren Indossamente unbedingte Sicherheit gewähren, Wechsel zu nehmen. Auf sechs Monate würde Das ein zweimaliges Diskontiren von Dreimonat-Papier bedeutet haben, das unserem Wechselmarkt sehr erwünscht gewesen wäre. Schwer faßlich ist, daß auf der anderen Seite auch die Reichsbank Alles thut, um eine rasche Erleichterung ihrer eigenen Position zu verhindern. So ist erst neulich angeordnet worden, daß Lombard-Darlehen, die am Ende des Monats zurückzuzahlen sind, nicht früher eingelöst werden können. Bisher hatte man stillschweigend gestattet, daß die lombardirenden Bankiers, sobald sie wieder Geld flüssig hatten, die aufgenommenen Darlehen ganz oder theilweise zurückzahlten. Dadurch sparten die Bankiers Zinsen und der Reichsbank war auch gedient. Vielleicht hat der Präsident des Reichsbank-Direktoriums nur wieder einmal seinen agrarischen Gegnern zeigen wollen, wie börsenfeindlich er unter Umständen sein kann. Es handelte sich um Gelder, die zum Ultimo entnommen waren. Das Wort „Ultimo“ riecht bekanntlich nach Spekulation, und wenn Herr W. G. R. Dr. Koch diese Darlehnssucher verhindert, Zinsen zu sparen, so mag er sie überhaupt verscheuchen wollen. So weit nimmt sich die Sache harmlos aus und wird Denen sogar verdienstlich scheinen, die jegliche Kränkung der Börse für eine moralische Heldenthat halten. Aber die Leitung der Reichsbank sollte den wirthschaftlichen Schaden berücksichtigen, den sie anrichtet. Unsere Bankiers haben nämlich, sobald Geld bei ihnen frei wird, die löbliche Gepflogenheit, Konsols oder Reichsanleihe zu kaufen. Das ist bei dem heutigen Kurs auf kurze Zeit nicht gefährlich und bisher konnten sie bei Geldbedarf diese Anlagen bei der Reichsbank lombardiren und stets wieder auslösen. Und diese Umsätze, Zug um Zug, hatten den Vor-

Digitized by Google

theil, daß dem beträchtlich geschwächten Markte in Konsols die indirekten Interventionkäufe der Bankiers zu Gute kamen. Als die Reichsbank aufhörte, die ersten Anlagepapiere um ein halbes Prozent unter dem allgemeinen Lombardzinsfuß zu beleihen, wurde der erste Schlag geführt. Gewissen Pfandbriefen sollte die gleiche Bevorzugung nicht eingeräumt werden; wollte man sie trotzdem den preußischen Konsols gleichstellen, so blieb also nichts Anderes übrig, als auch den Konsols jede Bevorzugung zu versagen. Der zweite Schlag ist, wie gesagt, jetzt gegen die Ultimobarleiher erfolgt. Ist es wichtiger, Modeschlagwörtern zu Liebe die Bankwelt zu ärgern, oder, unsere Anlagepapiere vor Schaden zu bewahren? Seit Jahr und Tag sinkt das Kursniveau unserer solidesten und dem Staatskredit unentbehrlichsten Werthe fast ohne Unterlaß, zum sichtlichen Befremden sogar der ausländischen Kapitalistenkreise. Da sollte man doch jeden Faktor, der auf dieses Marktgebiet günstig einwirken kann, ängstlich zu erhalten bestrebt sein. Der Nutzen, den man sich auf Kosten der Bankiers und Banken verschaffen zu können glaubt, wiegt jedenfalls den Verlust nicht entfernt auf, den bei Alledem das Publikum erleidet. Denn das Zurückgehen des Kursniveaus kann kühnlich als die größte Kalamität in unserem bürgerlichen Wirthschaftleben bezeichnet werden, — schon deshalb, weil sich in Folge Dessen die Sparer immer mehr von den fest verzinslichen ab- und den Dividendenpapieren zuwenden. Wenn sich der Reichsbankpräsident für berufen und verpflichtet hält, die Auswüchse der Spekulation zu bekämpfen, so sollte er vor Allem doch auch das solide deutsche Kapital schützen. Ist das preußische Beamtenthum bereits so verknöchert, daß selbst in wichtigen Angelegenheiten die verschiedenen Ressorts, die betheiligt sind, nichts mehr von einander wissen? Es wäre lehrreich, Etwas über den Eindruck zu erfahren, den die Anordnung der Reichsbank auf den Finanzminister in Preußen und den Staatssekretär des Reichsschatzamtes gemacht hat. Die Reichsbank beleiht noch dazu dreiprozentige Konsols nicht zwanzig Prozent unter dem nominellen, sondern zwanzig Prozent unter dem Kurswerth; und Das sind noch sechs Prozent weniger. Nun können diesmal die Bankiers ihr Geld nicht zur zwischenzeitigen Einlösung benutzen und so schwimmt es mit der Zufallsströmung an der Börse. Die Tagesberichte notiren dann eben so bequem wie oberflächlich: „Geld reichlich offerirt". Sobald Medio und Ultimo vorüber sind, wird sich zeigen, wie knapp die Börse ist.

Die Banken werden auf lange Zeit hinaus sicher nicht abundant sein. Hätten sie z. B. die Zeche Centrum mit der harpener Gesellschaft glücklich fusionirt, so würden junge harpener Aktien sofort auf den Markt gebracht worden sein. Allein nach der selbständigen Gründung von Centrum müssen die 24 Millionen Mark an Aktien nach der Novelle zum Aktiengesetz noch ein Jahr im Portefeuille bleiben. Manchmal gelingt es ja, bei Umwandlung von Privatunternehmungen die Gründung etwas zurückzudatiren; so geschah es einst bei Siemens & Halske. Wenn von Siemens & Halske-Aktien zunächst nur fünf Millionen Mark auf den Markt geworfen worden sind, so hat Das weniger seinen Grund darin, daß der Rest von 40 Millionen in den Händen der Familie ist, obgleich eine Zeitung der anderen Das gedankenlos nachdruckt, als darin, daß man auf höhere Kurse bei den folgenden Emissionen rechnet. An sich macht es einem so großen Hause alle Ehre, daß es seine reichen Mittel immer wieder in den Dienst der Industrie gestellt hat, statt sie, nach schlechtem Beispiel, ängstlich im Kassenschrank zu verschließen.

Digitized by Google

Auf Paris hatten wir eine Zeit lang keine Geldhoffnungen zu setzen; war doch die Liquidation dort so schwierig, daß selbst die Rente in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die französische Industrie betreibt noch immer seltsame Finanzmanöver, die bei uns keine Aussicht auf Erraffen von Reichthümern bieten würden. Bereits im September habe ich in dem Artikel: „Pariser Börsenleben" auf Bernard Carpentier und seine Gründung, die „Banque Spéciale des Valeurs Industrielles", hingewiesen, deren zehn Millionen Francs Aktien nach den ersten fünf Monaten ein Agio von 85 Prozent erzielt hatten. Das „Petit Journal" war stiller Sozius. Jetzt höre ich, daß Carpentier als Direktor und einziger Administrator in einem Jahre einen Nutzen von zehn Millionen Francs einstreichen konnte. Er hat im Dezember die 2000 „parts" verkauft, die er für die Uebertragung seines Geschäftes, für die Leitung und für seinen Kontrakt bekommen hatte, und die 2000 „parts" mit je 5000 Francs, also im Ganzen mit zehn Millionen, realisirt.

Höchst bemerkenswerth war, daß Paris sich neulich wieder ernsthaften Kriegsbefürchtungen hingab. Zwei verschiedene Meinungen scheinen in Frankreich über eine militärische Auseinandersetzung mit England zu bestehen. Die Regirungskreise fürchten einen solchen Kampf, und zwar besonders im Hinblick auf den Zustand der französischen Flotte. Presse und Hochfinanz aber haben eine unbegrenzte Hochachtung vor der französischen Flotte und glauben, daß die Engländer sofort nachgegeben haben würden, wenn die Franzosen auf die Drohungen wegen Faschoda dreist geantwortet hätten: „Nun, wenn Ihr wollt, habt Ihr den Krieg!" Schließlich hat aber die pariser Bankwelt, deren politische Erwägungen wegen der daraus hervorgehenden Beeinflussung des Geldmarktes stets zu beachten sind, sich rechtzeitig darauf besonnen, daß Rußland nicht zum Kriege bereit ist und daß die Beziehungen zwischen dem russischen und dem britischen Kabinet jetzt freundliche sind.

Auch die berliner Finanzkreise haben, wohl nicht ohne Einfluß des Auswärtigen Amtes, die Spannung zwischen London und Paris schwer genug genommen. Allein weniger wegen des französischen Eintagslärmes als vielmehr wegen der nachhaltigeren Verärgerung der britischen Politiker. So unbedingt die öffentliche Meinung Englands sonst gegen Krieg ist: der Faschoda-Fall hatte die Franzosen so entschieden ins Unrecht gesetzt, daß ein Kampf dem gesammten Volke des Inselreiches als etwas Selbstverständliches gegolten haben würde. Diese schöne Gelegenheit ist der Partei Chamberlains und den Radikalen, die nachgerade zu leidenschaftlichen Chauvinisten geworden sind, durch die friedliche Beilegung nun einstweilen entgangen. Schon der Rücktritt Harcourts von der Führerschaft der Liberalen deutete die kriegerische Stimmung der Jüngeren an. Einerlei, ob Alles richtig ist, was gemeldet wird: unsere für den Gang der Geschäfte ausschlaggebenden Finanzleute halten vielfach an der Befürchtung fest, daß bald gerade die Elemente in England an das Staatsruder gelangen könnten, die lieber heute als morgen die französische Flotte zusammenschießen lassen möchten.

Zu welchem Zweck? Um eine Demüthigung der unruhigen und unbequemen Nachbarn und die Eroberung der hinterindischen Besitzungen herbeizuführen. Denn die Erweiterung ihres Absatzgebietes, das ihnen jetzt immer mehr eingeengt wird, bildet ein neues und unverrückbares Ziel auch für die englischen Radikalen. Eine Frage, die zunächst die Politiker zu beantworten haben, ist, ob Deutschland wirklich an einer Stärkung der britischen Macht auf Kosten Frankreichs interessirt ist.

Pluto.

Digitized by Google

Notizbuch.

Auf dem herrlichen Gebiete der seit Jahrzehnten in Zungen gerühmten „Selbstverwaltung“ erleben die Berliner jetzt ein allerliebstes Schauspiel. Herr Kirschner, ein früherer Rechtsanwalt, der im Kommunaldienst eine achtbare Durchschnittsbegabung gezeigt hat, ist im Mai 1898 zum Oberbürgermeister der Haupt- und Residenzstadt des preußischen Staates erkürt worden. Diese Thatsache schien der Erwähnung kaum werth; denn wie das Amt des Reichskanzlers hat auch der Posten des berliner Oberbürgermeisters im Lauf der Jahre fast jede Bedeutung verloren. Der berliner Kommunaltyrann ist heute ein Tschinownik wie jeder andere und deshalb konnte selbst eine behende Winzigkeit vom Schlage des Herrn Robert Zelle diese Stelle „mit Ehren“ ausfüllen und nach seinem Scheiden gefeiert werden. Nun bedarf der Inhaber dieser entwertheten Würde aber der königlichen Bestätigung — daher der Name Selbstverwaltung — und diese Bestätigung ist seit sieben Monaten ausgeblieben, trotzdem Herr Kirschner, als ein echter Rickertmann, es für passend hielt, dekorativ und rednerisch bei dem sogenannten „Einzuge“ mitzuwirken, der am Brandenburger Thor in Szene gesetzt wurde, als der Kaiser von einer politisch höchst bedauerlichen Privatvergnügungsfahrt aus den türkischen Ländern heimkehrte. Anfangs glaubte man, es handle sich um eine der jetzt nicht mehr ungewöhnlichen Verzögerungen, deren Ursache ja nicht schwer zu entdecken ist, und man beachtete die Sache kaum, da es im Grunde gleichgiltig ist, ob Herr Kirschner oder ein anderer strebsamer und gefügiger Mann im Rothen Hause thront. Auch das Gewinsel darüber, daß, bis die Bestätigung eingetroffen sei, die Stelle des zweiten Bürgermeisters, die bisher Herr Kirschner einnahm, nicht besetzt werden könne, verhallte echolos; denn es ist nicht minder gleichgiltig, ob die Geschäfte des zweiten Bürgermeisters von einem mit dem Dezernat beauftragten Stadtrath oder von einem definitiv angestellten Beamten versehen werden, und wer die berliner Verhältnisse einigermaßen kennt, weiß auch, daß die Personalfrage im entscheidenden Klüngel wohl längst erledigt sein wird. Jetzt aber erfährt man, die königliche Bestätigung sei noch nicht erfolgt, weil Herr Kirschner an dem Entschluß der Kommunalverwaltung mitgewirkt habe, die Gräber der achtundvierziger Märzopfer, vor denen Friedrich Wilhelm der Vierte bekanntlich recht tief den Hut zog, mit einem neuen Gitter zu umgeben und durch eine Inschrift zu verrathen, wer dort begraben sei. Diese Inschrift soll dem Herrn von Lucanus nicht gefallen haben. Sie lautet nach dem Beschluß: „Den Märzgefallenen“. Das Wort ist abscheulich und undeutsch; aber vom berliner Magistrat kann kein Verständiger Stilgefühl fordern und einfacher und tendenzloser konnten die Unentwegten die Inschrift nicht fassen. Die unhaltbaren Zustände, unter denen wir leiden, konnten nicht deutlicher, nicht grausamer illustrirt werden als dadurch, daß in einer solchen kommunalpolitischen Angelegenheit der Name eines unverantwortlichen und unbeträchtlichen Hofbediensteten, wie es Herr von Lucanus ist, überhaupt genannt, seine „Ansicht“ als irgendwie wichtig erwähnt werden kann. Vielleicht wird der gute Herr Kirschner nächstens doch noch bestätigt. Daß diese Dinge aber als so selbstverständlich, als eine Art nordischen Kismets, hingenommen werden, daß solchen Enthüllungen nicht aus dem Kreis der stolzen „Bürger“ ein empörter Aufschrei als Echo folgt: Das zeigt, auf welchem betrübenden Niveau in der preußischen Geistesmetropole sich noch immer das politische Urtheil bewegt und wie wenig die radikalen Volkshelden, die so gern als Enkel der Barrikadenkämpfer posiren, im Ernst daran denken, vor Königsthronen den Mannesmuth in der Brust seine Spannkraft üben zu lassen.

* * *

Digitized by Google

Im Kölner Tageblatt, dem „Amtlichen Kreisblatt für Köln", das wundervoll gouvernemental und über jeden Verdacht der Satire und Ironie erhaben ist, konnten die Leser am letzten Dezembertage des vorigen Jahres ohne jeden weiteren Kommentar die folgenden Nachrichten lesen: I. „Ueber das Recht der direkten Berichterstattung an den Thron. Bei der Regirung eines Staates kommt es sehr darauf an, gute Rathschläge zu haben. Zu den jüngsten Reformen gehörte auch das Bestreben unserer Regirung, die Geheimthuerei zu unterdrücken, um über Alles aufgeklärt zu werden. Hierbei ließ sich aber nicht vermeiden, daß unter den zahlreichen Reformvorschlägen, die aus allen Beamtenkreisen eingingen, auch viele waren, die unsinniges und konfuses Zeug enthielten. Trotzdem sollte Das, was in den inzwischen eingegangenen Berichten Brauchbares enthalten war, in Erwägung gezogen werden. Bei den jetzigen schwierigen Verhältnissen harren tausenderlei Dinge der Erledigung. Es ist deshalb in Zukunft Pflicht aller zuständigen Beamten, uns in ihren Berichten die sorgfältigsten Vorschläge zu machen. Bei wichtigen Fragen der großen Politik müssen sie sich einfach über die Vortheile und Nachtheile einer Maßregel äußern und können es nicht in ihr eigenes Belieben stellen, ob sie etwa darüber schweigen sollen. Wenn Einer über Uns oder die Regirung im Allgemeinen ein aufrichtiges Wort spricht, so will Ich ihm gern in seinen Gedankengängen nach jeder Richtung hin folgen und Nachsicht üben. Unwahre Berichterstattung aber und das gegenseitige Denunziren werden unweigerlich bestraft. Wir erkennen in jedem Berichte sofort ganz genau, wie weit dabei öffentliche und wie weit lediglich private Interessen im Spiele sind." II. „Die Unterdrückung der Zeitungen. Haltloses Gerede über politische Dinge verwirrt nur das Volk und bringt Schaden. Vor Kurzem sind deshalb durch Edikt zwei Blätter verboten worden. Neuerdings verlautet, daß Zeitungen wieder wie Pilze aus der Erde schießen. Sie schmähen, wie es ihnen gerade einfällt, die Regirung, beunruhigen das Volk durch Verbreitung unwahrer Gerüchte und fürchten sich vor Niemand. Es ist höchste Zeit, daß man ihnen das Handwerk legt. Wir befehlen deshalb sämtlichen maßgebenden Behörden, daß sie die Unterthanen anweisen, streng dagegen vorzugehen. Unter den Zeitungschreibern befindet sich der Auswurf des Literatenstandes, der jedes Ehrgefühl verloren hat. Es muß diesen Leuten von den Lokalbehörden der Prozeß gemacht werden und die ganze Strenge des Gesetzes gegen sie zur Anwendung kommen, damit die falschen Gerüchte aufhören und das Volk wieder beruhigt wird." Die nächste Morgenausgabe des Blattes brachte dann die folgende Berichtigung: „In der gestrigen Abendausgabe befinden sich zwei Artikelchen, ‚Ueber das Recht der Berichterstattung an den Thron' und ‚Die Unterdrückung der Zeitungen', die zu dem in Nr. 194 des Erzählers am Rhein veröffentlichten ‚Erlaß der Kaiserin-Wittwe von China' gehören und durch ein technisches Versehen an dieser Stelle untergebracht worden sind. Daß damit nicht deutsche Zustände gemeint sein konnten, wird sich der Leser allerdings wohl schon selbst gesagt haben." Es ist erfreulich, daß sogar die Redakteure amtlicher Kreisblätter in die Urtheilsfähigkeit ihrer Leser schon ein so felsenfestes Vertrauen setzen dürfen. Nein: von deutschen Zuständen konnte in den beiden Notizen wirklich nicht die Rede sein. Das mußte jeder geduldige und gehorsame Patriot merken und selbst im Scherz konnte nur der arge Sinn eines sozialistisch verseuchten Setzers mit so frevlen Gedanken spielen.

* * *

Digitized by Google

Der treffliche Türkenſultan, der zu Neujahr wieder werthvolle Geſchenke nach Berlin geſandt hat, wird in der nicht minder trefflichen deutſchen Preſſe noch immer geprieſen. In einer „gutgeſinnten" Zeitung las man neulich die folgenden Sätze: „Abd ul Hamid arbeitet früh und ſpät, ohne ſich Ruhe zu gönnen. Seine einzige Erholung findet er in ſeiner Familie. Die koloſſale Arbeitlaſt und ſo manche Enttäuſchung hat ihn ernſt geſtimmt. Scheinbar kalt und reſervirt, iſt der Sultan bei näherem Verkehr ſanft, freundlich, ſympathiſch. Seine ganze Erſcheinung wirkt, wie Schreiber Dieſes aus eigener Erfahrung empfunden, ſehr ſympathiſch. Das von einem ſchwarzen Bart umrahmte Geſicht hat einen milden, durchgeiſtigten Ausdruck und unter der Denkerſtirn blitzen Augen, die von innerer Gluth zeugen. Abd ul Hamid beſitzt ungewöhnlichen Verſtand, hervorragenden Scharfſinn und iſt ein geborener Diplomat, dabei wohlwollend, tolerant, eine grundgütige Natur, großmüthig und freigebig, impulſiv, eine Arbeitkraft erſten Ranges und tief durchdrungen von ſeiner Herrſcherpflicht. So hat Abd ul Hamid II. in Geiſt und Charakter nicht wenige Berührungpunkte mit Kaiſer Wilhelm dem Zweiten." Wohlwollende Aerzte, die den Schlächtermeiſter am Bosporus behandelt haben, fanden, ſeine Intelligenz ſei auf der einem normal begabten zwölfjährigen Knaben zukommenden Entwickelungſtufe ſtehen geblieben. Trotzdem hat man bisher nicht vernommen, daß gegen die Verbreiter der frechen und dummen Parallele von preußiſchen Staatsanwälten eine Anklage erhoben worden iſt. Dem „Schreiber Dieſes" dürfte übrigens, wie manchem anderen Yildizbeſucher, unter den unzähligen edlen Eigenſchaften des Sultans am Meiſten wohl die „großmüthige Freigebigkeit" imponirt haben. Schmock iſt an ſolche Aufwendungen nicht gewöhnt und geräth in irre Verzückung, wenn er, ſtatt eines Lachsbrötchens oder zweier Freibillets für ſeinen Schneider, einen verkäuflichen Türkenteppich oder ein paar Goldſtücke erhält.

* * *

Dem in London lebenden Herrn Alfred von Rothſchild iſt vom König von Preußen der Kronenorden erſter Klaſſe verliehen worden. Es wäre recht intereſſant, zu erfahren, welche bisher nicht bekannt gewordene Leiſtung des Finanzmonarchen zu dieſer ungewöhnlich hohen Auszeichnung den Anlaß geboten hat.

* * *

Von einem anderen Alfred, dem unſeligen Dreyfus, wird natürlich noch immer geredet. Die undurchſichtige Sache iſt, ſeit Herr Quesnay de Beaurepaire das Wort ergriffen hat, noch dunkler geworden und jeder neuer Tag kann neue Ueberraſchungen bringen. Heute iſt nur die Meldung des Kleinen Journals zu verzeichnen, das Publikum des berliner Opernhauſes habe in nie erſchauter Spannung der Handlung von Beethovens „Fidelio" gelauſcht, weil ihm die verblüffende Aehnlichkeit mit dem Fall Dreyfus aufgefallen ſei. Vielleicht veröffentlich die Aurore nächſtens das Libretto der auch ſonſt nicht ganz reizloſen Oper.

* * *

Wie die im Auslande lebenden Deutſchen über die mit jedem Monat in ihrer Heimath zunehmende Häufung der Majeſtätbeleidigungprozeſſe denken, mag einer von vielen Briefen lehren, die der Herausgeber der „Zukunft" erhalten hat. Der Brief ſtammt aus der Capkolonie und lautet: „Hochgeehrter Herr Harden, in den letzten Tagen erhielten wir den Bericht über die Verhandlung wegen Majeſtätbeleidigung gegen Sie. Ich handle im Einverſtändniß mit allen deutſchen Landsleuten hier am

Digitized by Google

Ort (großer Flecken, Centrum des Capweinbaues, 40 englische Meilen von Capstadt), wenn ich Sie unserer wärmsten Sympathien versichere in jedem einzelnen Wort, das Sie zur Ehrung unseres Fürsten Bismarck und in Zurückweisung offizieller Lakaienheuchelei an der Bahre des Einzigen sowohl in Ihrer ‚Zukunft' wie in den Prozeßverhandlungen sprachen. Wollte Gott, es gäbe daheim nur ein halbes Dutzend Männer..., dem miserablen Strebergeschmeiß auf die Hühneraugen zu treten! Ich gedenke zweier Menschen, die ich hierzulande traf: No. 1 war ein Kapitänlieutenant eines deutschen Kanonenbootes, der 1893 in Capstadt an offener table d'hôte aussprach, es sei Zeit gewesen, Bismarck kalt zu stellen, der für die hochfliegenden Pläne des neuen Herrn zu alt gewesen sei; No. 2 war ein Engländer, der an der Bar des eleganten Clubs in Kimberley in meiner Gegenwart, als Jemand Bismarck und Gladstone vergleichen wollte, lächelnd sagte: ‚O nein, Bismarck überragte ihn um Haupteslänge!' Und dabei war der Mann ein Whig! Ich denke, Sie erhalten wohl sehr viele Sympathiekundgebungen jetzt von uns Deutschen im Auslande; darum Schluß. Wir sind sicher, Sie werden den selben Faden weiterspinnen, lieber noch um eine Nummer gröber; und sollte man Ihnen, statt Festung, dafür einmal einige tausend Mark aufbrummen, dann sollen Sie Ihre Freunde draußen kennen lernen und ich selbst will für den armen Fiskus das ...Geld zusammenkassiren." Ich wäre natürlich nicht in der Lage, Geldspenden in irgend einer Form anzunehmen, danke aber den fernen Landsleuten aufrichtig für ihre liebenswürdige und tröstende Theilnahme und möchte die deutschen Behörden durch die Veröffentlichung dieses einen Probebriefes veranlassen, sich selbst und ihren hohen und höchsten Vorgesetzten einmal die Frage vorzulegen, ob sie durch ihr eifriges Verfolgen jedes offenen Wortes wirklich das Ansehen des deutschen Namens im Auslande stärken.

* * *

Bei Hirzel in Leipzig ist eben der zweite Band von Treitschkes „Politik" erschienen. In dem lesenswerthen Buch des starren Royalisten wird man staunend die folgenden Sätze finden: „Friedrich der Große hat gesagt: Die Monarchie ist die beste oder schlechteste aller Staatsformen, je nach der Person ihres Trägers... Von Monarchien gilt im höchsten Maße, daß die Könige selbst ihre schlimmsten Feinde werden können. Denn darin, daß ein einziger Mann so hoch gestellt ist über alle Sterblichen, liegt eine ganz ungeheure Verführung zu Hochmuth aller Art; es liegt die Gefahr nah, daß die Persönlichkeit des augenblicklichen Königs mit ihren Launen und ihrer menschlichen Beschränktheit verwechselt wird mit der Krone selber und daß so eine Selbstvergötterung entsteht, welche entsittlichend wirkt. Wenn Alles, was einem solchen Fürsten durch den Sinn geht, sofort Gesetz werden soll, so wird die Monarchie ein Zerrbild und es entsteht eine Erregung unter allen edlen, freien Geistern; und solche Monarchen müssen sich dann auf ihre Feinde stützen, weil ihre Freunde sie verlassen... Selbstlob stinkt immer, wie das uralte Sprichwort bei allen Nationen sagt. Selbstlob aber an der Stelle, von der Niemand hoffen kann, noch höher zu steigen, hat etwas Empörendes. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Ausstattung eines Mannes mit einer so ungeheuren Macht geeignet ist, das Gefühl zu kitzeln und zu verwirren; wenn Das aber geradezu in Muthwillen ausartet, wenn der Nation immer wieder ins Gedächtniß gerufen wird, daß der eine Mann die Sonne sei und sie ohne ihn im Schatten stünde, so muß Das schließlich in einem denkenden Volk zu einem revolutionären Rückschlage führen." So urtheilte der preußische Hofhistoriograph.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Januar 1899.

Der Klub der Harmlosen.

Fürchterliche Mären werden seit ein paar Wochen von Mund zu Mund gewispert. Einstweilen nur gewispert; denn noch weiß man, wie der Berliner sagt, nichts Gewisses und es wäre nicht ganz ungefährlich, als Geschichtenträger sich allzu weit vorzuwagen. Sicher ist nur, daß es sich um fürchterliche Dinge handelt. Im Berliner Tageblatt kam das Gerücht auf, sickerte dann in allerlei kleinere Kanäle und befruchtet nun die Unterhaltung in getäfelten Salons und an fettigen Stammtischen. Zuerst hielt mans für eine Erfindung, die über die leere Zeit hinweghelfen und vor dem Quartalsschluß den Lesern zeigen sollte, daß sensationelle Sachen nicht immer nur im Lokalanzeiger zu finden sind. Als aber aus der Jerusalemerstraße in der Lülülü-Tonart die Botschaft kam, der Kaiser habe sich über die Vorgänge Bericht erstatten lassen und Hahnke den Befehl gegeben, „völlige Klarheit zu schaffen", da mußten selbst die Zweifler wohl an den Ernst der Angelegenheit glauben. Und seitdem gehts, wie es immer geht: fama vires acquirit eundo; der gute Vergil konnte nicht ahnen, wie schnell die geschwätzige Göttin, die sich jetzt natürlich der modernsten Verkehrsmittel bedient, zu wachsen vermag. Zuerst hieß es nur, in einem berliner Hotel sei gespielt worden, zu hohen Sätzen, und unter den Spielern seien auch Offiziere gewesen. Entsetzlich; wer hätte je gedacht, daß Lieutenants und Rittmeister nach beendetem Dienst nicht sittig zu Hause sitzen, mit ihren Burschen die Abendandacht halten, das Militärwochenblatt oder die Flugschriften des Herrn Hülle lesen und, wenn sie überhaupt eine Karte berühren, zur Abwechselung höchstens eine Patience legen?... Kaum war das Staunen darüber gewichen, daß solche Ruchlosig-

Digitized by Google

keiten in der Hauptstadt des Deutschen Reiches möglich seien, da erfuhr man auch schon neue gräßliche Einzelheiten. Zwei Prinzen waren dabei gewesen, leibhaftige Prinzen von rosigem Fleisch und blauem Blut — die Namen wurden und werden nur hinter verriegelten Thüren genannt —, nächstens wird man von Verhaftungen hören, „die auf die öffentliche Meinung einen geradezu verblüffenden Eindruck machen werden", die verspielten Summen steigen hoch in die Hunderttausende, ganze Adelsgeschlechter sind ruinirt und schlimme Weiber waren auch an dem Unfug betheiligt. Von Alledem war freilich nichts erwiesen; eine Weile konnte man damit aber immerhin wirthschaften. Offiziere mit Animirdamen beim Hazardspiel: Das giebt eine angenehm kitzelnde Mischung von Stallgestank und weichlich kosenden Boudoirdüften. Der gute Bürger verhüllt züchtig das Haupt, sorgt aber dafür, daß er das reizend Verruchte, das gruselig Orgiastische, das da zu erwittern ist, mit gespitzten Ohren und geblähten Nüstern einschlürfen kann. Sektpfropfen knallen, halbnackte Huldinnen schmiegen den mit Korylopsis parfumirten Hals an die Brust schmucker Krieger, ganze Haufen grauer Scheine werden mit einem hastigen Griff weggerafft und Prinzen von Geblüt pumpen, um weiterspielen zu können, im Korridor den Oberkellner an. Wenn sich das Laster so schamlos erbricht, kann sich die Tugend behaglich zu Tische setzen.

Da sitzt sie nun und freut sich, nach alter Pharisäersitte; denn wieder einmal hat sich gezeigt, daß die Bourgeoisie doch bessere Menschen hervorbringt als die böse Aristokratie. Waren in Frankreich die Arton, Reinach, Clémenceau und Cornelius Herz auch nur halb so schädlich wie die Generale Boisdeffre und Mercier und Herr Quesnay de Beaurepaire? Und soll man noch lange von den Gebrüdern Sommerfeld und den Herren Wolff und Leipziger reden, da in den hazardirenden Lieutenants und Junkern doch viel schwärzere Missethäter zur Strecke geliefert sind? Zwar werden die Dreißigtausendmarkpartien, die manchmal über das Schicksal eines angeblich Apollo und den Musen geweihten Hauses entscheiden, in bourgeoisen Klubs gespielt und der frühere Direktor des Hotels „Der Kaiserhof" könnte vielleicht interessante Geschichten von verschwiegenen Festen erzählen, die nicht von blaublütigen Rittern, sondern von ehrbaren Kaufleuten gerüstet waren. Wozu sich aber bei solchem Geträtsch aufhalten, mit dem politisch doch nichts zu machen ist? Jetzt konnte man sagen: Seht her, — so sind diese Junker. Erst verspielen und verprassen sie in unsauberer Gesellschaft ihr Vätererbe, und wenn sie dann nichts mehr zu verjubeln haben, treten sie in den Bund der Landwirthe, beschimpfen den ruhig seinem redlichen Geschäft nachgehenden Terminhändler, leugnen

Digitized by Google

mit eiserner Stirn die Fleischnoth und fordern vom Staat die Ablösung der Grundschulden oder gar ein Getreidemonopol. Ein herrliches Karnevalsthema, eins, das auch nach dem Aschermittwoch noch wirken wird. Ists nicht schon ein gefundenes Fressen, daß die Spielergenossenschaft unter dem Namen eines Klubs der Harmlosen tagte? Für harmlos gaben die hochbetitelten Leute sich aus, die im Dunkel der Nacht ihr noch dunkleres Wesen trieben! Daran erkennt der Bürger in Stadt und Land die satanische Junkertücke.

...Aber ist die ganze schöne Geschichte nicht am Ende doch nur ein Märchen? Merkwürdig, daß man noch immer nichts Gewisses weiß; so langsam pflegt die Enthüllungmaschine sonst nicht zu arbeiten. Schon der Name „Klub der Harmlosen" klingt recht sonderbar. Um endlich Licht zu verbreiten, haben wir — ein Redakteur ist bekanntlich stets: wir — unseren diplomatischen Recherchеur mit Ermittelungen beauftragt und unterbreiten seinen Bericht, für den wir ihm natürlich die volle Verantwortung überlassen müssen, dem Urtheil unserer Leser.

In Berlin besteht wirklich ein Klub der Harmlosen. Er tagt seit Jahren in einem prächtigen Palast, dessen Fassade mit Wappen, Gipspuppen und Sinnsprüchen reich geschmückt ist und der riesige, luxuriös ausgestattete Restaurationräume enthält. Auch Schreib-, Lese- und Rauchzimmer sind vorhanden und jedes Mitglied kann nach Belieben Besuche empfangen und Briefbogen und Couverts benutzen. Dieses glänzende Klubhaus ist ungefähr acht Monate in jedem Jahr geöffnet. Ueber die Aufnahme wird durch Stimmenmehrheit entschieden. Damen dürfen nicht aufgenommen werden und müssen sich begnügen, insgeheim auf die Sinne der Mitglieder zu wirken. Es ist ein Diskutirklub. In den Nebenräumen wird freilich mancher Flasche der Hals gebrochen — sie werden von den Klubmen scherzhaft deshalb Fraktionzimmer genannt — und auch ein Spielchen soll schon mitunter gewagt worden sein; im Hauptsaal geht es aber höchst ernst und sittsam zu. Da wird nur geredet, um die heiligsten Güter der Menschheit gestritten und abgestimmt; alle Reden und Zwischenrufe werden, nebst dem Ergebniß der Abstimmungen, in den Klubprotokollen verewigt, die für die Mitglieder sauber gedruckt werden. Richtig ist, daß unter den Mitgliedern viele Adelige und einige Herren sind, die Uniform tragen; aber auch das bürgerliche Element ist in der Stärke, die seine Bedeutung fordert, vertreten. Richtig ist ferner, daß schon ungeheure Summen — man spricht von vielen Millionen — im Klubpalast verloren gegangen sind; die Verluste trafen aber nie die Mitglieder, sondern stets die misera contribuens plebs draußen im Lande; darauf sind wohl auch die Gerüchte vom Ruin ganzer Adelsgeschlechter zurückzuführen. Die Versammlungen sind öffentlich,

Digitized by Google

und wer zum ersten Male den Reden lauscht, muß glauben, daß er einem Vorgange beiwohnt, der für die Wohlfahrt des deutschen Volkes von größter Wichtigkeit ist; erst später merkt er, daß es sich um einen in feierliche Gewänder gekleideten Schlaraffenspaß handelt. Die Formen werden mit äußerster Strenge gewahrt; eine nie verletzte Bestimmung der Geschäftsordnung verpflichtet den Klubpräsidenten, jedes offene Wort eines Redners zu rügen. Die Sprecher sind beschränkt, aber die Wahl der Themata ist unbeschränkt und es ist nicht gestattet, die Sachverständigkeit eines einmal Aufgenommenen anzuzweifeln; neulich sprach der Vater der unselig entschlummerten Halbbataillone über Fragen der militärischen Organisation und das Haus hörte ihm so aufmerksam zu, als kündete er tiefe delphische Weisheit. Der heilige Ernst beim heiteren Spiel ist das charakteristische Merkmal dieses Klubs, der fast vierhundert Mitglieder zählt. Daß der große Aufwand aber nur einem harmlosen Vergnügen gilt, lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die Verhandlung vom letzten Dienstag. Weil gerade nichts Anderes zur Verfügung war, wurde über den lippischen Streit geredet. Die Erregung schien groß und heftige Worte fielen; sogar ein adeliger Landwehroffizier verstieg sich zu der kecken Behauptung, auch in den Händeln regirender Fürsten müsse dem Recht eine gewisse Rolle erhalten bleiben. Da trat ein uralter kleiner Mann auf, las, während sein Köpfchen müd auf die Schulter sank, von einem Blättlein ein paar Sätze ab, deren Sinn dem Verstand der Verständigen eben so dunkel war wie dem kindlichsten Gemüth, und knickte dann erschöpft wieder in seinen Sorgenstuhl. Ein Klubfremdling, dem die Sache ernst erschienen wäre, hätte geglaubt, man werde dem kleinen Spaßvogel mit der trüben Miene sein hohes Gehalt streichen und ihn mit Spott und Hohn nach Hause schicken. Die Harmlosen aber waren kreuzvergnügt und gingen zu einem anderen Gegenstand über, den sie bald darauf mit der selben Feierlichkeit bestatteten.

Ob es wahr ist, daß die Kosten dieses im Monumentalstil erbauten Vergnügunglokales aus der Tasche der Steuerzahler bestritten werden, und ob wirklich die Absicht besteht, den Klubmitgliedern künftig aus Staatsfonds Taglohn zu zahlen: darüber können wir heute leider unseren Lesern noch nichts Bestimmtes melden. Bald, so hoffen wir, wird es möglich sein, nähere Details über das Wesen des Klubs der Harmlosen mitzutheilen; der Kreis der Leute, die noch an den Ernst der Sache glauben, wird von Tag zu Tag kleiner. Schon jetzt aber können wir aus bester Quelle bestätigen, daß der Kaiser sich für die hier enthüllten Vorgänge lebhaft interessirt und den Befehl gegeben hat, über das tolle Treiben der Harmlosen völlige Klarheit zu schaffen.

Digitized by Google

Ein deutsch-dänisches Bündniß.

Die vielbesprochenen Ausweisungen aus Nordschleswig haben die ganze deutsch-dänische Frage wieder einmal aufgerollt. In Dänemark hat, wie nicht anders zu erwarten war, die Erbitterung gegen Alles, was deutsch ist, bedeutend zugenommen und auch in Deutschland hat das scharfe Vorgehen der preußischen Verwaltung Kritiken hervorgerufen, an denen freilich neben humanen Rücksichten auch die oppositionelle Bekämpfung von Regirungmaßregel ihren Antheil hat.

Ob der Oberpräsident von Schleswig-Holstein Aussicht hat, auf dem eingeschlagenen Wege die in der Nordmark verbreiteten Sympathien für Dänemark zu entwurzeln, soll hier nicht untersucht werden. Thatsache ist, daß von deutscher Seite der status quo als unerträglich angesehen wird; und daran knüpft sich die Frage, ob nicht eine andere, für beide betheiligten Nationen vortheilhaftere Lösung der Schwierigkeiten als durch das System Köller denkbar wäre. Daß Deutschland mit der lebenden oder spätestens mit der nächsten Generation der etwa hundertundsechzigtausend dänischen Nordschleswiger fertig werden kann, ist sicher. Kommt es aber nur darauf an? Und ist die Zwangsgermanisirung eines unbedeutenden Landstreifens wirklich politischer oder wirthschaftlicher Opfer werth?

Wirthschaftliche Nachtheile sind als Folge wachsender Gereiztheit der Dänen gegen Deutschland heute schon eingetreten. Die deutsche Schutzzollpolitik hält die dänische Ausfuhr nach Deutschland rücksichtlos nieder, ohne daß Dänemark bisher zu Gegenmaßregeln gegriffen hat. Die deutsche Ausfuhr nach Dänemark betrug bekanntlich im vorigen Jahr 129,3 Millionen Mark. Jetzt hat die Situation der letzten Wochen dazu geführt, daß in weiten Kreisen Dänemarks versucht wird, bisher aus Deutschland bezogene Waaren durch die Produkte anderer Länder und durch einheimische Waaren zu ersetzen. Gelingt Das auch nur vorübergehend, so verliert Deutschland beträchtliche Summen. Weit größere Bedeutung hat jedoch der Umstand, daß Deutschland bei einer etwa eintretenden Störung des Weltfriedens den nördlichen Nachbarn feindlich gestimmt finden könnte. Ist die militärische Macht Dänemarks auch gering, so bleibt Kopenhagen als Festung doch ein für allemal der Schlüssel zur Ostsee. Wie ganz anders ist die Lage, wenn Deutschland fürchten muß, daß die Thore von Kopenhagen sich bei der ersten Gelegenheit seinen Feinden öffnen, als wenn es in der dänischen Hauptstadt einen Stützpunkt seiner eigenen maritimen Vertheidigunglinie hätte! Diese Alternative ist meines Wissens bisher nicht genügend erwogen worden. Die öffentliche Meinung in Deutschland hat sich an die Annahme gewöhnt, daß mit den starrsinnigen Dänen nichts anzufangen sei, und hat sich vollständig damit abgefunden, sich Dänemark als stets

Digitized by Google

bereiten Gehilfen für eine gegen die deutschen Küsten operirende Flotte vorzustellen. Auch die ausdrücklichen Neutralitätserklärungen der dänischen Regirung haben daran nichts geändert.

Vergessene Gedanken sind neue! Wir erfahren jetzt aus Bismarcks Memoiren, daß schon der verstorbene Feldmarschall von Moltke sich mit der Idee eines deutsch-dänischen Bündnisses trug. Man darf vermuthen, daß gerade ihn strategische Rücksichten — Sicherung der Einfahrt in die Ostsee, besonders mit Rücksicht auf den damals schon projektirten Nordostseekanal — in erster Linie bestimmt haben. Aber auch handelspolitische und kulturelle Vortheile für beide Völker würde die Verwirklichung seiner Idee mit sich bringen.

Jede gesunde Politik beruht heute auf dem bewährten Prinzip des Spruches: do ut des. Danach hängt die Möglichkeit einer freundschaftlichen Annäherung zunächst von der Frage ab, was Dänemark bieten kann und was es als Gegenleistung fordern muß. Dann kommt die Frage: Welche Bedenken stehen dem casus foederis entgegen? Zuletzt: Welche Garantien sind für die Erfüllung von Leistung und Gegenleistung denkbar?

Ich gehe davon aus, daß Deutschland sich für den Fall eines Krieges mit Rußland und Frankreich die Ueberlegenheit zur See durch das Bündniß mit Dänemark sichern würde. Das baltische Meer würde ein deutsches mare clausum werden. Dank dem Nordostseekankal würden die beiden deutschen Geschwader in der Nord- und Ostsee sich in jedem beliebigen Augenblick vereinigen und die getrennten feindlichen Flotten schlagen können. Kopenhagen würde die Operationbasis für alle maritimen Unternehmungen werden und die deutsche Nordgrenze gegen alle Angriffe geschützt sein. Das französische Vorhaben von 1870, einige Divisionen an die jütische Küste zu werfen und, verstärkt durch die dänische Macht, von da aus in Deutschland einzufallen, würde für immer unmöglich sein. Und auch für die Friedenszeit würden sich nützliche Folgen ergeben; denn die deutsche Marine könnte sich dann darauf beschränken, je einem der beiden eventuellen Gegner gewachsen zu bleiben Freilich würde diese Kombination darauf beruhen, daß Dänemark seine Streitkräfte zur See weiter entwickelt und schlagfertig erhält.

Handelspolitisch würde der Anschluß Dänemarks an Deutschland dessen Industrie einen wichtigen Absatzmarkt verbürgen. Ja, wenn man den alten Plan der vierziger Jahre wieder aufnähme, würde dem politischen Bündniß eine Zollunion hinzugefügt werden können, die der deutschen Waare eine höchst werthvolle Nachfrage verschaffen könnte, während Dänemark Ersatz für Das, was seine Industrie verlöre, in vermehrten Verkaufsmöglichkeiten seiner landwirthschaftlichen Erzeugnisse finden würde, — noch dazu in diesem Fall ohne Schädigung deutscher Agrarinteressen.

Auch ideelle Rücksichten sind nicht ganz von der Hand zu weisen.

Digitized by Google

Es sind sehr enge Verwandtschaftbande, die die dänische Nation mit der deutschen, besonders mit dem norddeutschen Volksthum, verknüpfen; ähnelt doch der ganze geistige Habitus des Dänen, trotz dem sprachlichen Unterschiede, dem eines Norddeutschen mehr als dem eines Schweden. Deutsche Kultur hat in Dänemark immer, vor der Zeit der grenznachbarlichen Konflikte, sorgfältige Pflege genossen; durch Herabsetzung des geistigen Austausches leidet die Volkskultur auf beiden Seiten.

Die Gegenforderung Dänemarks — die einzige, aber freilich keine geringe — würde die Grenzregulirung der Nordmark sein, damit der vom nationalen Körper abgerissene Theil dem Organismus wieder angeschlossen würde. Die im Mai und Juni 1864 — also auch nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen — von den preußischen Bevollmächtigten zur londoner Konferenz gebilligten Vorschläge, die bisher durch die Unschlüssigkeit der Vertreter der dänischen Sache nicht verwirklicht worden sind, könnten wohl zum Theil wieder aufgenommen werden. Die Schwierigkeit liegt aber darin, daß eine scharfe Sprachgrenze — so, wie etwa in der Umgegend von Metz — nicht vorhanden ist und daß in den Städten seit dem Prager Frieden große Bevölkerungverschiebungen stattgefunden haben. Unumgänglich wäre immerhin, daß alle ausschließlich dänisch Redenden und zugleich dänisch Gesinnten aus deutscher Reichsangehörigkeit entlassen werden. Vollständig frei von deutschen Elementen ist nur die Gegend nördlich von einer Linie, die man zwischen Hadersleben und Tondern ziehen kann. Sollte eine schiedliche Lösung der Frage in der Art, daß die in Hadersleben ansässigen Deutschen für ihr Besitzthum angemessen entschädigt würden, ganz aussichtlos sein?

... Die Bedenken gegen das Bündniß entspringen zum Theil der politischen Gesammtlage, dann gewissen Imponderabilien des Gefühles in beiden Ländern. Eine deutsch-dänische Koalition, die über Kopenhagen als Festung und eine zur Sperrung des großen Belts ausreichende Marine verfügt, könnte gefährlich für das Gleichgewicht im nördlichen Europa scheinen und deshalb von England und Rußland mit scheelen Augen angesehen werden. Aber die englischen Interessen im baltischen Meere sind unbedeutend. Und wenn Rußland auch stärker betheiligt ist, so dürfte in Rücksicht auf den Defensivcharakter des Bündnisses auch von dieser Seite ein ernsthafter Widerstand um so weniger zu fürchten sein, als die russische Diplomatie heute doch kaum in der Lage ist, Erwägungen für den Kriegsfall in den Vordergrund zu stellen.

Weit größere Bedeutung haben, wie mir scheint, die anderen Bedenken. In Deutschland wird man sagen, daß der kleinste durch deutsches Blut gewonnene Streifen Landes ein geheiligtes Gut der Nation sei, daß ein solcher Vertrag mit Dänemark dem Eingeständniß begangenen Unrechtes gliche und daß der Sieger sich keine Bedingungen vom Besiegten vorschreiben

Digitized by Google

lasse. Man kann diese Gefühle vollauf würdigen und doch der Meinung sein, daß sie gegenüber den in Aussicht stehenden militärischen und ökonomischen Vortheilen, besonders aber gegenüber der werthvollen Annäherung zweier stammverwandten, kulturell blühenden Nationen und der Förderung des großen Zukunftgedankens des Pangermanismus zurücktreten sollten.

Auch in Dänemark spricht heute die Stimme der Leidenschaft lauter als die Stimme der Vernunft. Mancher wird es vielleicht als eine unerhörte Zumuthung bezeichnen, daß Dänemark den ersten Schritt thun soll, und so lange bei uns die Wogen der Erregung noch hoch gehen, werden die chauvinistischen Deklamatoren das Feld behaupten. Aber diese Worthelden sollten das Wort des Dichters beherzigen, das ich mir ein klein Wenig zu ändern erlaube: „Gefühl ist mächtig, mächtiger die Noth." Handelt es sich doch für die ganze dänische Nationalität um eine Lebensfrage.

Auch ist es für Dänemark leichter, den ersten Schritt zu einer Annäherung zu thun, als für Deutschland. Die deutsche Diplomatie kann sich der Möglichkeit einer abschlägigen Antwort nicht wohl aussetzen; wir Dänen unternehmen bei einer vorsichtigen Sondirung des Terrains keinerlei Wagniß.

Ich komme zur Frage der Garantien. Es liegt auf der Hand, daß die Forderung hinreichender Garantien nur an Dänemark herantreten würde; denn Deutschland hätte sofort zu leisten, während Dänemark sich für die Zukunft verpflichten würde.

Die stärksten politischen Garantien bieten weder Vertragsdokumente noch diplomatische Abmachungen, sondern das eigene Interesse des Verpflichteten, einzuhalten, was er versprochen hat. Ich glaube, dieses Interesse würde für Dänemark das denkbar stärkste sein. Als Bundesgenosse Deutschlands wird Dänemark in jeder Konstellation der europäischen Machtverhältnisse zu gewinnen und nichts zu verlieren haben. Selbst wenn Deutschland in einem Zukunftkriege überwältigt werden sollte, würden seine Feinde es schwerlich für opportun halten, den nördlichen Nachbarn zu schwächen. Dieses argumentum ex tuto bietet die beste Garantie für die dänische Bundestreue.

Ich habe den Gedanken eines deutsch-dänischen Bündnisses in seinen Grundlinien zeichnen wollen und deshalb alle Einzelfragen unberücksichtigt gelassen. Sollte der Eine oder der Andere unter meinen Landsleuten daran Anstoß nehmen, daß ich in diesem Augenblick außerordentlicher Verbitterung hervorgetreten bin, so will ich sie an den bewährten Satz erinnern, daß, wer keinen Sinn für Realitäten hat, Gefühlspolitik treibt; wer wahres Gefühl besitzt, treibt Realpolitik. Echter Patriotismus bewährt sich, nach meiner Meinung, nicht in unfruchtbarem Wiederkäuen der Vergangenheit, sondern dadurch, daß wir den Forderungen der Gegenwart zu genügen versuchen, auch wenn es uns durch die Vorurtheile der Masse schwer gemacht wird.

Dr. Johann Oestrup,
Dozent an der Universität Kopenhagen.

Digitized by Google

Das Deutschthum in den Vereinigten Staaten.

Schon im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert waren viele Deutsche nach Nordamerika gekommen. Die Einwanderung ließ am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach und es folgte eine Pause bis 1821. Es wird behauptet, diese Pause habe es verschuldet, daß das Deutschthum in den Vereinigten Staaten damals unterging und die Deutschen fast vollständig mit den Anglo-Amerikanern verschmolzen. Von den früher eingewanderten Deutschen sind kaum noch Reste erkennbar. Allenfalls erinnern daran noch Städtenamen wie Germantown in Pennsylvanien, das die erste größere deutsche Niederlassung in den Vereinigten Staaten war und von einigen krefelder Familien im Jahre 1683 gegründet wurde. Auch einzelne Personennamen — ich erinnere an den Seemann Schley — weisen auf die früheren deutschen Einwanderungen hin. Die Geschichte beweist die Bedeutung, die das Deutschthum für Nordamerika schon früher hatte. Es seien nur einige Feldherren des nordamerikanischen Freiheitkrieges, Kalb, Steuben und Mühlenberg, genannt. Es sei an das Aufblühen der Textilindustrie in Pennsylvanien und an die Entwickelung der Landwirthschaft erinnert, die im vorigen Jahrhundert ohne Widerspruch auf die Einwanderungen der Deutschen zurückgeführt wurde. Aber diese Deutschen sind, wie gesagt, in den früheren Jahrhunderten fast ganz im Anglo-Amerikanerthum aufgegangen und nur durch genealogische Forschungen kann man im Allgemeinen ihre Nachkommen heute finden.

Viel deutlicher erkennbar ist der Einfluß, den die Einwanderung der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert geübt hat. Hier handelt es sich nicht nur um eine Vermehrung der Zahl der Amerikaner durch die herübergekommenen Deutschen und deren Nachkommen; vielmehr läßt sich an den verschiedensten Punkten der Einfluß feststellen, den in geistiger, künstlerischer und industrieller, namentlich aber kultureller Beziehung die Deutschen geübt haben. Besonders sei hier jener Männer gedacht, die durch die achtundvierziger Bewegung aus Deutschland vertrieben wurden und denen die Vereinigten Staaten Vieles verdanken. In den verschiedensten Theilen des Landes nehmen Achtundvierziger und deren Nachkommen angesehene Stellungen ein. Nicht nur in New-York und Chicago, sondern auch viel weiter im Westen, in Kalifornien und auch im Süden kann man sich davon überzeugen. Hervorragende Kaufleute, Landwirthe, Aerzte, Advokaten, Gelehrte, Architekten, Künstler, Musiker, auch Offiziere und Soldaten stammen zum Theil von jenen Achtundvierzigern ab. Allerdings muß zugegeben werden, daß nicht Alle, die man in den Vereinigten Staaten für Achtundvierziger erklärte, zu diesen gehörten. Manche Abenteurer kamen zu dieser Zeit herüber und gaben sich für verfolgte Politiker aus, weil sie dadurch in Amerika leichter populär wurden. Man denke

Digitized by Google

ferner daran, daß gerade 1848 und in den folgenden Jahren die großen Goldfunde in Kalifornien gemacht wurden, die auch viele Deutsche anlockten, und daß von diesen Einwanderern mancher als verfolgter Achtundvierziger auftrat. Zum Unterschied von ihnen wurden die kalifornischen Goldsucher oft als Neunundvierziger bezeichnet. Außerdem muß man berücksichtigen, daß zu den damaligen Auswanderungen auch andere politische Verhältnisse mit beitrugen, die nur lose mit der Revolution zusammenhingen. Die Zahl der Einwanderer aus Deutschland betrug zwischen 1830 und 1840 jährlich weniger als 15000; 1840 stieg sie, und zwar, nach Ansicht Vieler, in Folge der politischen Verhältnisse Deutschlands, auf fast 30000; sie wuchs dann weiter und betrug im Jahre 1847 schon über 74000. 1848 nahm die Zahl ab, nachher aber stieg sie wieder und erreichte ihren Höhepunkt im Jahre 1854, wo sie über 215000 betrug. Ob wirklich, wie angenommen wird, die offenen Sympathien des preußischen Hofes mit dem russischen Despotismus die Hauptveranlassung für die riesige Auswanderungziffer in diesem Jahre waren, bleibe dahingestellt. Aber auch wenn man annimmt, daß der größere Theil der Auswanderer aus anderen Gründen die Heimath verließ, bleiben immer noch viele übrig, die als Opfer politischer Verfolgungen vor etwa fünfzig Jahren aus Deutschland schieden. Zu diesen Auswanderern aus jener Zeit kommt noch der große Schwarm Deutscher, die theils vor der achtundvierziger Bewegung, theils später bald in größeren, bald in kleineren Schaaren Nordamerika aufsuchten, um hier eine neue Heimath zu finden. Der große Aufschwung, den die Vereinigten Staaten im Laufe der letzten Jahrzehnte genommen haben, ist in hervorragendem Maß auf die Einwanderung der Deutschen zurückzuführen. Das ist um so bemerkenswerther, als diese Männer fast nie führende politische Stellungen in Nordamerika hatten. Unter den Politikern und besonders unter den Kongreßmitgliedern finden wir auch heute noch verhältnißmäßig wenige Deutsch-Amerikaner. Man ist aber überrascht, im Norden und im Süden, im Osten und im Westen der Union die reichen Früchte zu sehen, die Nordamerika diesen eingewanderten Deutschen verdankt. Der Reichsdeutsche, der heute in den Vereinigten Staaten reist, muß — mag er welcher Partei immer angehören — Schmerz empfinden, wenn er sieht, welche Summe von Energie, Geist und Charakter durch diese Auswanderungen unserem Vaterlande verloren ging. Denn darüber täusche man sich nicht, daß diese deutschen Elemente für das Deutsche Reich zum größten Theil verloren sind. Höchstens üben sie einen gewissen moralischen Einfluß zu Gunsten Deutschlands aus. Die meisten unter ihnen bewahren eine gewisse Anhänglichkeit an ihr altes Vaterland, die ihnen auch dann nicht verloren geht, wenn sie amerikanische Bürger geworden sind, — ein Umstand, der nicht ganz ohne Einfluß auf die Politik der Vereinigten Staaten sein kann. Aber wir brauchen uns gar

Digitized by Google

keiner Täuschung darüber hinzugeben, daß fast alle diese Deutsch-Amerikaner, wenn es zu einem Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland käme, auf der Seite ihres neuen Vaterlandes stehen und, wenn auch mit schwerem Herzen, gegen das Land ihrer Herkunft Stellung nehmen würden. Das ist bei den verschiedensten Gelegenheiten von Deutsch-Amerikanern — sehr oft auch im Privatgespräch mit mir — so bestimmt erklärt worden, daß ein Mißverständniß nicht möglich ist.

Während früher die Deutsch-Amerikaner auffallend schnell ihre Muttersprache aufgaben und durch das Englische ersetzten, ist in neuerer Zeit ein bemerkenswerther Umschwung eingetreten. Sie zeigen jetzt ein größeres Selbstbewußtsein und auch vielfach das Bemühen, sich und ihren Kindern die deutsche Sprache zu erhalten. Ja, man kann in einer Reihe von Städten, z. B. in Chicago, beobachten, wie die Pflege der deutschen Sprache auch in den anglo-amerikanischen Kreisen zunimmt. Zahlreiche junge Männer und Mädchen lernen jetzt, theils in der Schule, theils privatim, bei deutschen Lehrern und Lehrerinnen deren Muttersprache; und nicht gering ist der Stolz mancher Mutter, wenn sie von ihrer Tochter sagen kann, daß sie außer dem Englischen auch das Deutsche verstehe.

Zum großen Theil hängt natürlich die eifrigere Pflege der deutschen Sprache mit dem Aufschwung zusammen, den das Reich durch die siegreichen Kriege nahm, und so ist es auch erklärlich, daß, während sich früher Deutsche so oft schämten, sich in Amerika als solche auszugeben, Das jetzt immerhin seltener geschieht. Allerdings legte mir noch vor einiger Zeit der Direktor einer größeren Schule in Amerika die Frage vor, woher es käme, daß Irländer und Franzosen, Engländer und Spanier, die nach Amerika kämen, stolz auf das Land ihrer Herkunft seien, während gerade Deutsche es gern verleugneten. Doch glaube ich auf Grund zahlreicher anderer Beobachtungen und Erfahrungen in Amerika, daß diese Frage heute nur noch für jene Minorität von Deutschen berechtigt ist, die ich gleich erwähnen werde. Wie es früher bestellt war, erfährt man von Sidney Whitman, der ein Buch über Deutschland dem Andenken eines Mannes widmete, „der einer der wenigen Deutschen war, die, fern von ihrem Geburtsland lebend, auch in der Zeit der elenden politischen Verhältnisse ihres Vaterlandes stolz waren, ihre Nationalität zu nennen.“ Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in dieser Beziehung eine Besserung eingetreten ist und daß heute auch in Amerika mancher Deutsche mit Stolz Deutschland als das Land seiner Geburt und Herkunft nennt. Leider muß ich aber hier eine Gruppe Deutsch-Amerikaner erwähnen, denen jede Anhänglichkeit an das Deutschthum fehlt. Ich muß um so mehr von ihnen sprechen, als sie durch ihr vorlautes Wesen besonders auf den Schiffen, die zwischen Deutschland und Amerika verkehren, die Aufmerksamkeit auf sich lenken und

Digitized by Google

dadurch bei Unerfahrenen sehr leicht den Gedanken aufkommen lassen, daß sie die Repräsentanten der Deutsch-Amerikaner seien. Durch fortwährendes Tadeln aller Einrichtungen Deutschlands, durch geistlose Schmähungen des Deutschen Kaisers machen sie sich bemerkbar. Gewiß wird sich jeder deutsch Denkende von diesen Leuten abgestoßen fühlen, auch Der, der weder Alles bei uns ideal findet, noch sich mit allen Gedanken unseres Kaisers einverstanden erklärt. Die eben geschilderte Sippe wird von den anständigen Deutsch-Amerikanern eben so wie von den Romano- und Anglo-Amerikanern verachtet. Mehrfach wurde mir gerade von Anglo-Amerikanern die Ansicht ausgesprochen, daß diese Deutsch-Amerikaner, die das Land ihrer Herkunft und Erziehung mit Füßen treten, wohl irgend einen dunklen Punkt in ihrer Vergangenheit haben müßten, der sie veranlaßt habe, ihre alte Heimath zu verlassen. Diese Leute machen sich häufig dadurch bemerkbar, daß sie, wenn sie auch fließend das Deutsche sprechen können, gern den Glauben erwecken wollen, diese Sprache sei ihnen ganz fremd; nur das Englische ist anscheinend für sie ein Mittel zur Verständigung. Wenn man ihnen ohne Weiteres eine Auskunft in englischer Sprache verweigert, so sind sie auffallend schnell wieder der deutschen Sprache mächtig. Gern suchen sie auch den falschen Schein zu erwecken, daß sie in ihrer neuen Heimath, in den Vereinigten Staaten, eine ganz bedeutende soziale Rolle spielen. Doch giebt es ein einfaches Mittel, sie schnell zum Schweigen zu bringen. Man braucht ihnen nämlich nur zu verstehen zu geben, daß man über das Niveau ihrer sozialen Stellung vollständig unterrichtet ist; diese Stellung ist meist in der That sehr niedrig, da gerade ihnen gegenüber der Yankee außerordentlich mißtrauisch ist.

Noch einmal will ich ausdrücklich darauf hinweisen, daß nach meinem Eindruck diese Sorte Deutsch-Amerikaner die Minorität bildet und daß die Landsleute, die an ihrem Deutschthum hängen, wenn sie es auch nicht überall zur Geltung bringen können, unbedingt in der Majorität sind. Oft genug allerdings kommt es außerdem vor, daß ganz unabsichtlich durch die anglo-amerikanische Umgebung schon in der zweiten Generation die deutsche Sprache und das Deutschthum verloren gehen. Aber jedenfalls ist das absichtliche Aufgeben der deutschen Sprache heute nicht mehr in der Weise zu finden, wie es früher der Fall war. Ob es freilich den Deutsch-Amerikanern gelingen wird, dauernd ihre Sprache auch in den folgenden Generationen zu erhalten, Das scheint mir immer noch sehr zweifelhaft, und wenn es nicht gelingt, deutsche Schulen und gute deutsche Theater in ausgedehnterem Umfange, als es bisher der Fall ist, zu begründen, so ist bei dem rücksichtlosen Vorgehen der Regirungen zu befürchten, daß auch diese kräftigen Ansätze des Deutschthumes im Anglo-Amerikanerthum aufgehen werden.

Wegen der schwierigen Stellung des Deutschthumes in Amerika muß

Digitized by Google

ich hier einen Umstand zur Sprache bringen, der im höchsten Grade beklagenswerth ist: das auffallende Entgegenkommen, das der englischen Sprache auf Schiffen des Norddeutschen Lloyd erwiesen wird. Ich würde Das hier nicht erwähnen, wenn die Bevorzugung der englischen nicht die Zurückdrängung der deutschen Sprache zur Folge hätte. Es kommt thatsächlich auf Schiffen des Norddeutschen Lloyd vor, daß Anschläge u. s. w. nur in englischer Sprache gemacht werden und daß man vergebens den Anschlag in der Sprache des Landes sucht, dem die Schiffe angehören. Wenn man bedenkt, daß man auf deutschem Boden ist, sobald man mit einem Schiffe des Norddeutschen Lloyd fährt, so muß dieses Verfahren den allerschärfsten, öffentlichen Tadel herausfordern; und ich muß an dieser Stelle einen Vorwurf um so mehr erheben, als mir anständige Deutsch-Amerikaner und eben so Romano- und Anglo-Amerikaner auf Schiffen des Norddeutschen Lloyd ihre Verwunderung über dieses Benehmen einer deutschen Schiffahrtgesellschaft ausgesprochen haben. Fast nur die eben geschilderten Deutsch-Amerikaner, die sich auch sonst durch die Herabsetzung des Deutschen hervorzuthun suchten, hatten den Muth, dieses Verhalten zu vertheidigen. Daß etwa Pflichten der Gastfreundschaft jenes Verhalten auf Schiffen des Norddeutschen Lloyd rechtfertigen, ist natürlich ausgeschlossen. Die zuletzt genannten antideutschen Kreise betrachten die Bevorzugung des Englischen nicht als eine Pflicht der Gastfreundschaft, sondern als ein selbstverständliches Recht. Was aber die anderen amerikanischen Kreise betrifft, so haben sie für solche geschmacklose „Gastfreundschaft" überhaupt kein Verständniß. Eine Gastfreundschaft, die die eigene Landessprache degradirt, verdient nicht mehr als solche bezeichnet zu werden.

Die Zahl der Deutsch-Amerikaner ist kaum mit Sicherheit zu ermitteln. Die Einen geben an, daß der sechste Theil der Bevölkerung zu den Deutsch-Amerikanern gehöre. Das wären etwa 12 Millionen, wenn wir eine Einwohnerzahl von 72 Millionen zu Grunde legen. Andere nehmen nur 5 Millionen Deutsch-Amerikaner an. Nach der Volkszählung vom Jahre 1890 waren, bei einer Einwohnerzahl von etwa 62600000, in Deutschland geboren 2785000; die Gesammtzahl der im Auslande geborenen war 9250000. Wenn man eine Generation weiter zurückgeht, so waren bei der Volkszählung von 1890 etwa 20700000 Personen vorhanden, die im Auslande geboren waren oder von im Auslande geborenen Eltern abstammten. Das heißt, wenn wir eine Generation zurückgehen, würde die Zahl der vom Auslande stammenden Amerikaner etwa doppelt so groß sein, wie wenn wir die letzte Generation allein zu Grunde legen. Wir können wohl annehmen, daß in der That 1890 über 5 Millionen Personen vorhanden waren, die entweder selbst oder deren Eltern in Deutschland geboren waren. Hinzuzuzählen sind natürlich dann noch die Nachkommen früherer deutscher Einwanderer und die Einwanderer der letzten acht Jahre.

Digitized by Google

Die Deutsch-Amerikaner leben in Amerika theils ganz mit anderen Nationalitäten gemischt, theils haben sie sich große eigene Kolonieen geschaffen. Hoboken, wo sich die Hafenplätze der aus Deutschland ankommenden Schiffe befinden, ist fast ganz deutsch. Daß sich in Chicago wenigstens 3 bis 400000 Deutsche befinden, ist sicher. Auch in Milwaukee sind die Deutschen stark vertreten; hier findet man auch die größten Brauereien, die, wie man schon von vorn herein vermuthen kann, in den Händen von Deutsch-Amerikanern sind. Aber auch an anderen Stellen des Landes hat das Deutschthum kulturelle Bedeutung gewonnen. Texas wäre ohne die Deutschen vielleicht noch eben so unkultivirt wie vor wenigen Jahrzehnten. Der bedeutendste Ort von Texas, San Antonio, ist heute eine aufblühende Stadt und stolz können die Deutsch-Amerikaner auf Das sein, was sie an dieser Stelle geleistet haben. Prozentualisch soll übrigens, wie Einige behaupten, San Antonio mit etwa 45000 Einwohnern die deutscheste Stadt Amerikas sein, während man sonst unter den größeren Städten meistens Milwaukee dafür hält. Die deutsche Kolonie hat in San Antonio einen großen Einfluß und sie hat sich, wie ich hier hervorhebe, eine große Anhänglichkeit an Deutschland erhalten. Ich erwähne San Antonio ganz besonders, weil es in dem „wilden" Texas liegt und vor einigen Jahren erst ein bekannter deutscher Schriftsteller unter den Einwohnern hauptsächlich mexikanische Spieler, Betrüger und sogenannte Desperados beschrieb. Man kann dadurch leicht den Eindruck gewinnen, daß dieses Gesindel die große Masse darstellt, während es nur eine Minorität bildet und keineswegs einen Einfluß besitzt.

Mit anderen Nationalitäten gemischt finden wir Deutsche an zahlreichen Universitäten und Colleges. Männer, die in Deutschland aus diesem oder jenem Grunde nicht die ihnen zukommende Stellung fanden, wurden, oft auf Betreiben der Regirung, von den verschiedensten Instituten nach Amerika geholt. Ich erinnere mich noch, wie ein Mitglied der Regirung in Washington stolz darauf hinwies, daß sie einen bekannten in Deutschland zurückgesetzten Gelehrten bewogen habe, nach Amerika zu kommen.

Auch sonst finden wir Deutsche in den verschiedensten Berufsstellungen. Wir treffen zahlreiche deutsche Aerzte und deutsche Advokaten. Viele Brauereien sind in den Händen von Deutsch-Amerikanern. Die große Zahl deutscher Kaufleute wird durch die Firmenaufschriften am Broadway in New-York und auch in den Geschäftsstraßen Chicagos bewiesen. Ferner sind manche Techniker und viele Fabrikanten von Musikinstrumenten Deutsche. Auf die Gestaltung der Musikverhältnisse haben überhaupt die Deutschen in den Vereinigten Staaten sehr großen Einfluß geübt. Ich erinnere an die Namen Damrosch und Seidl. Daß sich Millionen Deutsche in gesellschaftlich tiefer stehenden Berufsstellungen befinden, braucht kaum erwähnt zu werden.

Digitized by Google

Gesucht sind in den Vereinigten Staaten deutsche Dienstmädchen. Auch findet man unter den Arbeitern zahlreiche Deutsch-Amerikaner. Die schwerste Konkurrenz machen den deutschen Arbeitern die Irländer, die es im Allgemeinen besser verstehen als die Deutschen, sich in höhere Stellungen als Werkführer u. s. w., hinaufzuarbeiten. Endlich aber muß auf die deutschen Landwirthe hingewiesen werden, die in den verschiedensten Theilen der Vereinigten Staaten Farmen erwarben und mit großem Geschick bewirthschaften. Auch die Kellner sind zum großen Theil Deutsche. Wenn es dann und wann auch vorkommt, daß ein in Deutschland verunglückter Offizier oder hoher Adeliger in Amerika eine Kellnerstellung einnimmt, so braucht man doch nicht, wie es gelegentlich geschieht, darin die Regel zu sehen. Zugegeben muß ja werden, daß in Amerika in weit höherem Maße als bei uns der Grundsatz gilt, daß die Arbeit nicht erniedrigt; und es läßt sich sehr wohl denken, daß Leute, die bei uns einen Fehltritt begangen haben, unterstützt von dieser Volksauffassung, in Amerika viel eher zu einer Beschäftigung greifen, als es bei uns der Fall wäre, wo leider die tiefe gesellschaftliche Stellung der Arbeiterklassen hinderlich ist.

Der politische Einfluß der Deutschen in Amerika ist nicht sehr groß. Während die Irländer eine ziemlich festgeschlossene Masse bilden und dadurch politische Macht besitzen, sind die Deutschen mehr zersplittert. Einer der besten Kenner der Vereinigten Staaten, nimmt an, daß etwa fünf Neuntel der Deutschen für die republikanischen und vier Neuntel für die demokratischen Kandidaten stimmen. Wenn Das richtig ist, muß sich nach meinen eigenen Informationen in neuerer Zeit das Verhältniß geändert haben. Denn es soll früher der überwiegende Theil der Deutschen — nicht nur fünf Neuntel — der republikanischen Partei angehört haben. Als Grund wird angegeben, daß die Republikaner für die Befreiung der Sklaven eingetreten seien. Das sei namentlich den Achtundvierzigern sympathisch gewesen. Ein weiterer Grund sei aber auch darin zu suchen, daß die Irländer meist Demokraten waren und die Deutschen, die kaum je mit den Irländern auf gutem Fuße standen, dadurch in die Opposition gedrängt wurden. Einen eigentlichen politischen Einfluß haben aber die Deutschen kaum je besessen; und der Umstand, daß immer wieder der Name Karl Schurz genannt wird, wenn man politische Größen unter den Deutsch-Amerikanern nennt, beweist, wie wenige politische Führer aus den Deutsch-Amerikanern hervorgegangen sind. Im Allgemeinen ist eben der Einfluß vielmehr ein kultureller gewesen oder er war auf einzelne Stadtgemeinden, z. B. Milwaukee, beschränkt. Daran haben auch die deutschen Zeitungen und Vereine nicht viel geändert.

Den Deutsch-Amerikanern wird von den Anglo-Amerikanern der Vorwurf gemacht, daß sie eine Reihe schlechter Dinge in Amerika eingeführt

Digitized by Google

hätten. Die Deutschen seien die größten Feinde der strengen Sonntagsheiligung, wie sie von den Anglo-Amerikanern gewünscht wird; die Deutschen seien Schuld daran, daß die Sonntagsheiligung nicht mehr so streng wie früher durchgeführt wird; die Deutschen hätten das Trinkgelderunwesen, das übrigens in den Hotels und Restaurants der Vereinigten Staaten recht arg herrscht, dorthin gebracht; die Deutschen hätten das Biertrinken eingeführt und sie seien Gegner der auf Vermeidung von Alkohol gerichteten Temperenzbewegung. Ich werde selbstverständlich an dieser Stelle nicht erörtern, was für und gegen diese Sitten (Trinkgelderwesen, Sonntagsheiligung, Temperenz) spricht. Nur möchte ich hervorheben, daß es keineswegs ausschließlich die Deutsch-Amerikaner sind, die solche Aenderungen bewirkt haben, sondern daß zum Theil auch die europäischen Reisen der Anglo-Amerikaner allmählich alte amerikanische Sitten umgestalteten. Verschiedene Anglo-Amerikaner, die in Europa gereist sind, haben mir übrigens erklärt, daß sie einen deutschen Sonntag dem alten amerikanischen vorziehen.

Wenn wir den Einfluß des Deutschthumes in den Vereinigten Staaten verstehen wollen, dürfen wir nicht blos die Deutsch-Amerikaner berücksichtigen, sondern wir müssen auch der zahlreichen Beziehungen gedenken, die sonst zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bestehen. Auf die Handelsbeziehungen, die sich in den letzten Jahren, wohl mehr zu Deutschlands Schaden, verändert haben, will ich nicht weiter eingehen. Die politischen Verhältnisse will ich aber kurz berühren. Geradezu sympathisch ist den einflußreichen Amerikanern kein Land der alten Welt, so weit es sich um Politik handelt. Daß aber bis zum Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges kaum ein Staat der alten Welt den Amerikanern näher stand als das Deutsche Reich, scheint mir sicher. Der Umstand, daß Deutschland sich fast nie in amerikanische Verhältnisse mischte, die sympathische Haltung, die man in Deutschland während des Sezessionkrieges eingenommen hatte, und andere Momente trugen hierzu bei. Daß durch Verhetzungen von England aus die Zuneigung Amerikas zu Deutschland in neuerer Zeit herabgemindert wurde, kann keinem Zweifel unterliegen. Zwei Momente sind hierbei in Betracht zu ziehen: erstens die Angriffe der deutschen Presse gegen die Vereinigten Staaten, zweitens die Entsendung der deutschen Kriegsschiffe nach den Philippinen. Das ist in den Vereinigten Staaten als eine Drohung aufgefaßt worden und weder offiziöse Erklärungen noch andere Umstände vermochten an dieser Thatsache Etwas zu ändern. Man nahm allgemein an, daß man fünf Kriegsschiffe nicht nach den Philippinen sendet, um „fünfzig" deutsche Reichsbürger zu schützen, sondern daß man damit eben einen anderen Zweck verfolgte. Daß gegenüber den als Eroberer auftretenden Amerikanern Deutschland keine Zartheit zu zeigen braucht, ist selbstverständlich. Die erwähnten

Digitized by Google

beiden Umstände haben aber die Sympathien der Amerikaner für Deutschland mindestens zeitweise erheblich geschädigt. Darauf sei hingewiesen, weil die Annahme, daß England den Amerikanern ein sympathisches Land sei, wohl kaum einer Widerlegung für die Deutschen bedarf, die öfters mit Amerikanern zu sprechen oder die dortigen Schulbücher zu lesen Gelegenheit hatten. Der selbe Haß, den man fast überall in Europa gegen England empfindet, besteht in den Vereinigten Staaten, und wenn das Volk zu wählen hätte, so würden vielleicht selbst heute die Amerikaner sich innerlich mehr zu Deutschland als zu England hingezogen fühlen.

Ich erwähnte eben, daß die Haltung Deutschlands in dem Sezessionkriege zum Theil die frühere Zuneigung Amerikas zu Deutschland erkläre. Hinzu kommt selbstverständlich der schon früher erwähnte moralische Einfluß der Deutsch-Amerikaner. Er ist zuweilen fühlbar, obwohl die Deutsch-Amerikaner nur selten politisch hervortreten. Die Achtung für Deutschland wurde ferner durch unsere politischen und industriellen Erfolge vermehrt. Am Meisten aber kann man wahre Freundschaft und Sympathie für Deutschland in den geistig hochstehenden Kreisen der Vereinigten Staaten finden. Sowohl der Ruf der deutschen Schule wie ganz besonders der der deutschen Wissenschaft hat hierzu wesentlich beigetragen. Wer sich in den Kreisen der Intelligenz, und zwar sowohl in denen der offiziellen Wissenschaft als auch in den wahrhaft gebildeten Familien Amerikas, bewegt hat, Der wird mir wohl beistimmen. Es ist zu berücksichtigen, daß viele Amerikaner auf deutschen Universitäten und anderen deutschen Bildunganstalten ihre Vorbildung genossen haben. Die Zahl der Psychologen, Philologen, Nationalökonomen, Naturforscher, Mediziner, die in Deutschland ihre Erzlehung erhalten haben, ist nicht klein. Ich erinnere mich mit großem Vergnügen eines durch Charakter und wissenschaftliche Bedeutung gleich ausgezeichneten amerikanischen Gelehrten, der mir immer wieder sagte, Alles, was er sei, habe er dem Unterricht Deutschlands zu danken; und wenn er für irgend Etwas seinem Vater verpflichtet sei, so in erster Linie dafür, daß er ihn mit achtzehn Jahren nach Deutschland schickte und unterrichten ließ. Dazu kommen die zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten und Entdeckungen, die von Deutschland ausgegangen sind und die in der Geistesaristokratie Amerikas gewürdigt werden.

Ueberschätzen wir aber auch Dieses nicht. Gerade Amerikaner, die Deutschland sehr achten, haben mir gegenüber die Meinung ausgesprochen, daß bei uns heute ein gewisser Stillstand herrscht, daß das starke Vorwärtsschreiten der deutschen Wissenschaft nachlasse, — und wir werden jedenfalls gerade aus den Rathschlägen uns wohlgesinnter Ausländer das Eine entnehmen können, daß wir nicht auf alten Lorbern ausruhen sollen. Die alte Generation, in der sich so viele wissenschaftliche Größen allerersten Ranges be-

Digitized by Google

fanden, ist im Aussterben begriffen. Nur wenige Säulen — ich nenne Wundt, Virchow, Kuno Fischer — stehen noch. Aber die noch lebenden Vertreter dieser Generation, die ganz besonders in Amerika und auch sonst im Auslande den Ruf deutscher Wissenschaft gefördert hat, sind bereits alt, und daß wir in der folgenden Generation, die etwa dreißig Jahre jünger ist, eine gleiche Anzahl erster Größen haben, muß leider bezweifelt werden. Wir dürfen nie vergessen, daß uns heutzutage von anderen Nationen eine, wenn auch friedliche, aber recht ernste Konkurrenz droht. Ich nenne hier die aufstrebenden Russen und die Anglo-Amerikaner, wozu vielleicht noch die für Kultur so sehr empfänglichen Japaner kommen dürften. Das Alles haben wir jedenfalls zu bedenken, wenn wir die Beziehungen Deutschlands zum Auslande und ganz speziell auch die zu Amerika und die wissenschaftliche Stellung unseres Vaterlandes würdigen wollen. Wenn wir den Einfluß der deutschen Wissenschaft auf Amerika kennen lernen wollen, so dürfen wir ferner nicht vergessen, daß einstweilen die wissenschaftlichen Kreise Amerikas verhältnißmäßig wenig politischen Einfluß besitzen. Kaum irgendwo werden Politiker der Vereinigten Staaten mehr verachtet als in den eben erwähnten Kreisen der Intelligenz. Nirgends fand ich schärferen Tadel gegen die Regirung in Washington ausgesprochen als in diesen Kreisen. Nirgends ist die Friedensliebe größer und nirgends wurde der gegen Spanien begonnene Krieg strenger verurtheilt als in eben diesen höchst kultivirten Kreisen. Der Kongreß und viele Regirungmänner in Washington werden von diesen Leuten verachtet und die Regirung kümmert sich einstweilen noch sehr wenig um die Wünsche der wissenschaftlichen Kreise. Ihr Einfluß dürfte — wenn es überhaupt möglich ist — noch geringer sein als bei uns in Deutschland.

Haben wir in den Einfluß deutscher Wissenschaft auf Amerika eine Hauptursache gefunden, die uns dort Sympathie in manchen Kreisen eingebracht hat, so wollen wir doch nicht vergessen, daß auf gewissen Gebieten der Einfluß Deutschlands weit hinter den anderer Nationen, insbesondere Frankreichs, zurücktritt. Abgesehen von der Musik, gilt Frankreich den Amerikanern als erster Repäsentant der Kunst; und Alles, was mit Künsten zusammenhängt, übt, wenn es von Frankreich kommt, einen erheblich größeren Einfluß aus, als wenn es aus Deutschland stammt. Hierzu möchte ich in erster Linie die Malerei rechnen, ich zähle dazu aber auch das Schauspielerfach. Es dürfte nicht bloßer Zufall sein, daß deutsche Schauspieler nur sehr selten in Amerika einen vollen Erfolg erzielten. Beiläufig gesagt, ist Agnes Sorma nach Dem, was ich in Amerika gehört habe, unter den Deutschen bisher fast die Einzige, die neuerdings einen großen Erfolg hatte. Daß es unter den Künsten eine giebt, in der Deutschland die führende Stellung für Amerika einnimmt, Das dürfte kaum einem Widerspruch begegnen; es ist die Musik. Nicht nur die

Digitized by Google

deutschen Dirigenten und deutschen Musikvereine kommen hierfür in Betracht, sondern ganz besonders auch der Umstand, daß die Werke deutscher Komponisten besonders bevorzugt werden. In erster Linie ist hier Wagner zu nennen. Aber auch in Bezug auf Musik sei kurz erwähnt, daß trotz dem großen Einfluß, den Wagner und zahlreiche andere deutsche Komponisten in Amerika haben, die jetzt lebenden deutschen Komponisten für Amerika weniger in Betracht kommen. Und leider muß ich hinzufügen, daß auch die moderne deutsche Literatur in Amerika mir noch weniger verbreitet zu sein scheint als die englische und französische, ja als Ibsen und Tolstoi.

Ich habe versucht, im Vorhergehenden so objektiv wie möglich, ohne Uebertreibung, den Einfluß des Deutschthumes in Amerika zu schildern. Nur wenn wir uns hierbei vor Chauvinismus hüten, können wir der Selbstüberschätzung entgehen, die stets der gefährlichste Feind aller Völker gewesen ist. Wenn wir sehen, daß Deutschland kaum irgendwo in der Welt aufrichtigere Freunde besitzt als in den gebildeten und wissenschaftlichen, aber politisch fast einflußlosen Kreisen der Vereinigten Staaten, dann können wir nur den Wunsch aussprechen, daß der Einfluß dieser Kreise auf die Centralregirung eben so zunehme wie die Bedeutung der Vereinigten Staaten im Laufe dieses Jahrhunderts. Eine aufrichtige und herzliche Freundschaft zwischen beiden Ländern würde dann die erfreuliche Folge sein.

Dr. Albert Moll.

Wagner-Klatsch.

Als Herr Wendelin Weißheimer seine „Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen" veröffentlichte, bemächtigte sich der staunenden Welt ein nicht geringer Schrecken; wie, wenn wahr wäre, was deutlich hier geschrieben stand, daß nur durch einen Zufall, eine Tücke des Schicksals der „gute Wendelin" — so hieß er im Kreise der Weimaraner — nicht die Rolle gespielt hätte, die ihm eigentlich zukam, und ein Anderer, dessen Name auch mit der königlichen Initiale W begann, schmählich ihn von seinem Platze verdrängte? Ja, ängstliche Gemüther dachten — so erzählt man — nach diesem Buche bereits daran, eine Reihe von Kompositionen des geheimnißvollen zweiten W's, die sorgfältig auf den letzten Blättern der „Erlebnisse" verzeichnet waren, sich anzuschaffen und auf feine Weise so allen Möglichkeiten zu begegnen. Man konnte nicht wissen, was noch geschah: jedenfalls wollte man Pinsel und Kleister bereit halten, um im gegebenen Augenblicke das verachtete Monogramm zu überkleben und der wankelmüthigen Masse das blitzend neue WW. zu präsentiren.

Man hatte umsonst die Tugend geübt, von der man sagt, daß man sich bei ihr am Seltensten die Finger verbrenne, die Vorsicht. Die Revolution, von

Digitized by Google

der der „gute Wendelin“ träumte, ist nicht hereingebrochen, das alte Monogramm prangt noch in alter Frische und die Kleistertöpfe sind bei Seite gestellt worden. Das einzige Resultat war, daß man die Ergüsse einer belasteten und bekümmerten Komponistenseele mit herzlichem Bedauern las und aus Mitleid so viele Exemplare kaufte, daß eine zweite Auflage nöthig wurde, die dem König im Exil wenigstens einen kleinen Trost für all' die herben Enttäuschungen und Entbehrungen verschaffte. Niemand aber hörte von einer Aufführung des berüchtigten „Grab im Busento“, das durch die ganzen „Erlebnisse“ spukt, oder der Oper „Meister Martin und seine Gesellen“, die noch im Grabe des Selbstverlages ruht. Auf alle offenen und versteckten Fragen des Buches fand man keine Antwort oder suchte sie nicht einmal, vielmehr wunderte man sich eine geringe Weile und fragte dann den Verfasser: „Wozu schrieben Sie eigentlich diese Dinge da nieder?“

That er es, um Wagner einen Gefallen zu erweisen? Der zeigt sich aber gerade nicht von einer vortheilhaften Seite; er protegirt Wendelin so lange, wie er der stets gefüllten und für den berühmten Freund offenen Börse Papa Weißheimers dringend bedarf. Als die Freigebigkeit des weichherzigen Gönners über die schlimmen Jahre ruheloſen Wanderns und verzehrender Nöthe bis zu der Botschaft des bayerischen Königs (1864) hinweggeholfen hat, ist er für den Helfer in mancher Verlegenheit, für den „guten Wendelin“, den „besten Wendelin“ nicht mehr zu sprechen; kaum findet er noch die Zeit, ein paar flüchtige Zeilen nach Augsburg, Düsseldorf, Würzburg hinüberzuschicken; seit die großen Wünsche aus den Stunden der ewigen Drangsale verstummten, fehlt ihm der Stoff. Nur aus Höflichkeit fragt er noch flüchtig einmal nach Weißheimers Oper „Theodor Körner“ oder dem unsterblichen „Grab im Busento“. Oder wollte der getäuschte Wendelin uns die Augen über den Charakter des großen Wagner öffnen, den die ganze Welt anbetet? Dann wird ihn die Wagnerpresse bald belehren, daß ein Genie Rechte habe, die dem Talent versagt sind. Sie kann ihm auch klar machen, daß solche kleinen Flecke das Andenken des Verewigten nicht zu trüben vermögen, und noch Mancherlei weiß sie vorzubringen, von der Trennung des Menschen vom Künstler, Altes und Neues, wie es das lauschende Publikum gern hört. Und schließlich kommt man auf den Gedanken, daß vielleicht die „Erlebnisse“ eine Verherrlichung Franz Liszts bedeuten sollen, eine Apotheose des treuen „Helferich“, des getreuen Eckart der jungdeutschen Schule. Braucht denn aber wirklich die Legende von der unwandelbaren Hilfsbereitschaft des Meisters Franz eine solche Unterstützung? Mag die Meinung über den Komponisten getheilt sein, mag man ihn hier verdammen, dort in den Himmel heben: an der Noblesse und echt aristokratischen Gesinnung Liszts hat niemals Jemand gezweifelt.

Das Buch Weißheimers ist eine Vorspiegelung falscher Thatsachen. Es will uns einreden, daß es Wagners und Liszts wegen geschrieben sei. In Wirklichkeit sind die Beiden nur Staffage, es handelt sich um ihren „Zeitgenossen“ — wie in dem Titel naiv gesagt wird — Wendelin Weißheimer. Er kann es nicht ertragen, daß er vergessen sein soll, während die Namen Derer, die mit ihm gestritten, in aller Munde sind. Er ist in dem Alter, da der Mensch den großen Rückblick auf sein Leben wagt und die Summe zieht. Und er fühlt, daß man ihm übel mitgespielt, ihn in die Finsterniß gestoßen hat, um selbst an das Tageslicht zu gelangen.

Digitized by Google

Da knirscht er vor Wuth mit den Zähnen und singt der Welt ein Lied von der Betrübniß des unbefriedigten Künstlers.

Und man ist mit dem guten Wendelin böse verfahren. Dem Jungen lacht das Herz, als er zuerst Wagners Bekanntschaft durch Schindelmeissers Vermittelung in Zürich macht, als die flüchtige Zuneigung des Meisters zu dem gläubigen Schüler während eines längeren Aufenthaltes in Biebrich (1862) in eine feste, herzliche Liebe sich umzuwandeln scheint. Kaum ein Tag vergeht, wo nicht ein Billet zu Wendelin in das nahe Mainz hinüberflattert; und Wendelin kommt, um das langsame Werden der Meistersinger mit staunenden Augen zu verfolgen, den verehrten Mann „in Brunst“ zu sehen. Aber die gemeine Geldnoth greift mit profanen Händen in das Idyll am Rhein; Wagner verlangt dringend Summe auf Summe, die der geschmeichelte alte Weißheimer gegen einen Wechsel auf des Komponisten Zukunft mit Vergnügen herbeiholt. Wagner besitzt eine Virtuosität im Geldauftreiben; noch leichter aber giebt er das eben Gewonnene auch wieder aus. Er bereist halb Europa und dirigirt Konzerte, die die gewünschten Mittel nicht bringen, er weilt in Leipzig, Wien und Petersburg, — und immer muß der gute Wendelin seine Geschäfte besorgen, Kopisten anwerben, Orchesterarrangements machen und Verleger anlocken. Dafür — welch köstlicher Lohn! — lobt Wagner die Schöpfungen des jungen Freundes, sagt ihm Artigkeiten, wie er sie nur haben will, und verspricht ihm gar einen Operntext. Da, im Augenblick der größten Verzweiflung — Wagner denkt an ein spurloses Verschwinden aus Deutschland, sogar an Selbstmord —: die Botschaft Ludwigs des Zweiten. Das Auftreten des Staatsrathes von Pfistermeister wandelt das Verhältniß Wagners zu Weißheimer vollständig um; als der Meister in München angelangt ist, erkaltet das frühere herzliche Einvernehmen immer mehr; er fehlt bei Weißheimers Hochzeit, und als Wendelin nach der bayerischen Residenz kommt, um seinen „Theodor Körner“ durchzusetzen, rührt er dafür keine Hand: er läßt den alten Freund antichambriren. Er vermeidet es, an die vergangene Zeit sich erinnern zu lassen; er fühlt sich jetzt wohl und warm und voll in der Gunst des wahnsinnigen Monarchen, dessen fixe Idee er ist. Und man bemitleidet den Getreuen, der um seinen Lohn gebracht wurde, — vielleicht belächelt man aber auch seine Schicksale; die Meisten gehen interesselos daran vorüber. Sich selbst erweist er keinen Dienst damit, und wenn er andere Absichten hatte, so täuscht er sich über sein Publikum, das von Vornehmheit und unerbittlicher Wahrhaftigkeit nichts hören will. Eingeweihte wissen schon längst, was sie von Wagner zu halten haben: sie meinen nicht jenen Vorwurf, den die Gehässigkeit der fanatischen Gegner Heine einst ins Gesicht schleuderte, jene Lehre, daß bei der Beurtheilung des Dichters auch sein Charakter ins Gewicht fiele. Sie reden davon, daß dem Genie die kleinlichen Mittel der Schmeichelei, hinterlistigen Ausnützung und feinen Bethörung nicht anstehen. Große Menschen treten Hindernisse vor sich zu Boden, aber sie kriechen nicht über sie hinweg und seitlichen nicht mit ihnen. Liszt ist dem guten Wendelin stets ein Berather geblieben, und wenn auch er über Gebühr lobte, was Weißheimer schuf, so ließ er ihn später doch nicht fühlen, daß ihn bei seinen Urtheilen mehr das gute Herz und die Courtoisie als die strenge Aufrichtigkeit geleitet hatte.

Die Ausbeute der „Erlebnisse“, die Weißheimer mit seinen großen „Zeit-

Digitized by Google

genossen" Wagner und Liszt gehabt hat, ist schließlich recht mager. Geht man über die kleinen Eitelkeiten des Verfassers hinweg, die Aufzählung jedes Konzertes, in dem „Das Grab im Busento" gespielt wurde oder Wagner, Liszt und Hans von Bülow mitwirkten, die Aufzeichnung auch der geringsten lobenden Bemerkung, die Wiedergabe mancher günstigen Kritik und des Anstandes halber auch der absprechenden, so bleibt als Rest Etwas, das seine Existenzberechtigung nur aus der Gier herleitet, mit der es vom Publikum aufgenommen wird: Mittheilungen aus dem alltäglichen Leben eines großen Mannes, Dienstbotengewäsch, Toilettenindiskretion, — der einfache Wagner-Klatsch. Manche Menschen finden an solchen kleinen skandalösen Geschichten ein unendliches Behagen, es kitzelt den Gaumen, ein Genie en robe de chambre zu beschauen; ja, das Vergnügen an solchen Garderobescherzen ist so innig, daß man den Kammerdiener, der seine Erinnerungen auskramt, fast mehr bewundert als den Gegenstand der Verehrung selbst. Und so hat man den wahren Wagner eigentlich schon längst aus den Augen verloren und sieht nur noch die Marodeure seines Ruhmes und seiner Größe. Nach einem Buche, wie das Weißheimers es ist, hält man die Bedeutung Wagners für erschöpft, wenn ihn die lobpreisende Zunge als Vernichter des italienischen und französischen Operngeschmackes, als Würger der Philister und Juden feiert. Was die Macht in dem Manne war, lernt man besser als aus allen Wagnerbüchern aus den beiden Schriften eines Denkers, der sich nicht durch Phrasen und hohe Worte beirren lassen konnte, aus Nietzsches „Fall Wagner" und „Nietzsche contra Wagner". Daß man Erscheinungen wie Wagner nicht von der Höhe eines Cellokastens, im besten Falle eines Dirigententrittes erfaßt, ist eine alte Wahrheit. Wenn das Glück gut ist und die Feder willig, so bringt so ein Wagnerbiograph eine allgemeine Lobhudelung- oder Verdammungrederei zu Stande, in deren Mitte die „Daten" die ruhenden Punkte, die „Inseln" bilden. So that es, wo er nicht von sich sprach, der gute Wendelin; er beschreibt die Eindrücke einer Tannhäuser-Aufführung, schwärmt von den „bestrickenden Violinen, die in langgezogenen Tönen glühende Liebe singen, während die chromatisch aufsteigenden Violoncelle sie stürmisch zu umfangen trachten" — Tannhäuser erscheint ihm überhaupt als das „flotteste Bühnenstück von allen" —, er spielt mit Grün die „unvergängliche Kreuzersonate" und nach der letzten Seite seines Werkes ist Einem zu Muthe, als käme man vom Friseur und hätte dort einen Wust von Anekdoten gehört.

Aber Wendelin ist ein braver, ehrlicher Mensch. Er beträgt sich anständiger als der große Wagner. Auch nachdem der Günstling Ludwigs den unscheinbaren Freund verleugnet hat, bleibt Wendelin treu bei der Sache, führt als Kapellmeister an manchem Stadttheater Wagners Opern auf und klagt nur leise an einer Stelle, daß ihm und dem armen Peter Cornelius in München ein stilles Glück geblüht haben könnte, wenn Wagner es gewollt hätte.

Halensee. Erich Urban.

Digitized by Google

Der Petschenege.

Schmuchin, Iwan Abramowitsch, Kosaken-Offizier außer Dienst, der früher einmal im Kaukasus gedient hat und jetzt auf seinem Gütchen lebt, der früher einmal jung, gesund, kräftig gewesen und jetzt alt, hager und gebückt ist, zottige Augenbrauen und einen graugrünen Schnurrbart hat, fuhr an einem heißen Sommertag von der Stadt nach Hause zurück. In der Stadt hatte er das Heilige Abendmahl empfangen und beim Notar sein Testament gemacht, weil ihn zwei Wochen vorher ein leichter Schlaganfall getroffen hatte, und jetzt konnte er während der Fahrt im Waggon sich trauriger Gedanken über den nahen Tod, über die Eitelkeit der Welt und über die Vergänglichkeit alles Irdischen nicht erwehren. . .

Auf der Station Prowalje stieg ein blonder, korpulenter Herr von mittlerem Alter, mit einem abgenutzten Portefeuille, ein und nahm ihm gegenüber Platz. Sie geriethen ins Gespräch.

„Ja, ja," sagte Iwan Abramowitsch, nachdenklich zum Fenster hinaussehend. „Zum Heirathen ist es nie zu spät. Ich selbst habe mit achtundvierzig Jahren geheirathet; man sagte: ‚Spät!' und doch war es nicht zu spät und nicht zu früh, aber besser wäre es gewesen, gar nicht zu heirathen. Der Frau wird man bald überdrüssig, wenn es auch nicht Jeder eingesteht; denn, wissen Sie, man schämt sich eines unglücklichen Familienlebens und sucht, es zu verbergen. Mancher sagt zu seiner Frau: ‚Manja, Manja',*) und würde doch, wenn er nur könnte, eben diese Manja in einem Sack auf dem Speicher verstecken. Mit einer Frau . . . welche Langeweile, der reine Blödsinn! Und mit den Kindern, kann ich Sie versichern, geht es nicht besser. Ich habe zwei, wissen Sie. Hier in der Steppe kann ich sie nichts lernen lassen, — und für die Schule in Nowotscherkask reicht mein Geld nicht. Sie leben wie die jungen Wölfe und ich kann darauf gefaßt sein, daß sie eines Tages Jemanden auf der Landstraße anfallen. . . "

Der blonde Herr hörte aufmerksam zu und antwortete nur kurz und leise. Er schien von stillem, bescheidenem Wesen. Er sagte, er sei Privatsekretär und fahre in Geschäften nach dem Dorf Djuewka.

„Aber Das ist ja neun Werst von mir, mein Gott und Herr!" rief Schmuchin in einem Ton, als ob man mit ihm stritte. „Erlauben Sie, auf der Station finden Sie keine Pferde; ich glaube, das Beste für Sie ist, wissen Sie, gleich zu mir zu fahren; bei mir übernachten Sie und morgen reisen Sie auch mit meinen Pferden in Gottes Namen weiter."

Der Privatsekretär überlegte und willigte ein.

Als sie die Station erreichten, stand die Sonne schon niedrig über der Steppe. Von der Station bis zum Landhaus sprachen sie nichts, das Rütteln des Wagens machte jede Unterhaltung unmöglich. Der Tarantaß hüpfte, ächzte und schien zu schluchzen, wie wenn ihm seine Sprünge jedesmal heftigen Schmerz verursachten, und der Privatsekretär, der sehr unbequem saß, spähte schwermüthig in die Ferne, ob nicht das Landhaus bald zu sehen sei. Man war ungefähr acht

*) Diminutiv von Marie.

Digitized by Google

Werst gefahren, als sich ein niedriges Haus und ein von dunklen Quadersteinen umzäunter Hof zeigten; das Dach des Hauses war grün, der Stuck abgelöst und die Fenster waren klein und schmal, wie zusammengekniffene Augen. Das Gebäude stand ganz frei auf einem weiten Platz, ringsherum befand sich weder Wasser noch Gebüsch. Die Gutsnachbarn und die Bauern nannten es: „Das Haus des Petschenegen“. Vor vielen Jahren hatte dort ein durchreisender Feldmesser gerastet, der, nachdem die ganze Nacht hindurch Iwan Abramowitsch auf ihn eingesprochen hatte, sich von ihm am Morgen, bei der Abfahrt, unwirsch mit den Worten verabschiedete: „Herr, Sie sind ein Petschenege!“ Daher stammte der Spitzname. Er befestigte sich noch mehr, als die Kinder Schmuchins heranwuchsen und die Nachbargärten unsicher zu machen begannen. Iwan Abramowitsch selbst nannte man „Wissen Sie“, weil er viel sprach und dabei die Wendung: „Wissen Sie“ oft gebrauchte. Im Hof, neben dem Schuppen, standen Schmuchins Söhne: ein Neunzehnjähriger und ein halbwüchsiger Knabe, Beide barfüßig, ohne Kopfbedeckung. . . Und gerade als der Tarantaß in den Hof einfuhr, warf der jüngere eine Henne in die Luft, die gackernd aufflog und einen Bogen beschrieb; der ältere schoß und die Henne fiel tot zu Boden.

„So lernen meine Jungen auf Fliegendes schießen,“ sagte Schmuchin.

Im Flur empfing sie eine kleine, magere, blasse Frau, die noch jung und nicht häßlich war; ihre Kleidung war die eines Dienstmädchens.

„Und Das — gestatten Sie, daß ich Ihnen vorstelle —“ sagte Schmuchin, „ist die Mutter meiner Brut. . . Nun, Ljubow Ossipowna“, wandte er sich zu ihr, „tummele Dich und bewirthe unseren Gast. Mach Abendbrot! Hurtig!“

Das Haus bestand aus zwei Abtheilungen, aus dem Salon und dem Schlafgemach des alten Schmuchin: dumpfen Zimmern mit niederen Decken und einer Menge Fliegen und Wespen; davon getrennt war die Küche, in der man kochte, Wäsche wusch und die Arbeiter beschäftigte; unter den Bänken brüteten Gänse und Truthühner und auch Ljubow Ossipowna schlief hier mit ihren beiden Söhnen. Die Möbel im Salon — rohe Zimmermannsarbeit — waren nicht angestrichen, an den Wänden hingen Waffen, Jagdtaschen, Kosakenpeitschen; das ganze alte Gerümpel war verrostet und von Staub überzogen. Kein einziges Bild war zu sehen, nur in der Nische befand sich ein dunkles Brettchen, das früher einmal ein Heiligenbild gewesen sein mochte.

Ein junges kleinrussisches Bauernweib deckte den Tisch und trug Schinken, dann saure Suppe auf. Der Gast lehnte den Schnaps dankend ab und begnügte sich mit Brot und Gurken. „Und keinen Schinken?“ fragte Schmuchin.

„Esse ich nicht, danke,“ erwiderte der Gast. „Ich esse überhaupt kein Fleisch.“

„Warum Das?“

„Ich bin Vegetarier. Ein Thier zu töten, geht gegen meine Anschauung.“

Schmuchin dachte einen Augenblick nach und sagte dann langsam, mit einem Seufzer: „Ja. . . So. . . In der Stadt habe ich auch Einen gesehen, der kein Fleisch ißt. Jetzt so ein Glaube, was? Das ist gut. Man kann ja nicht immer schlachten und schießen, wissen Sie, man muß auch einmal stillhalten, den Kreaturen auch Ruhe gönnen. Es ist Sünde, zu töten, ganz gewiß Sünde, Das ist wahr. Manchmal schießt man einen Hasen und trifft ihn gerade am Bein und dann schreit er genau so wie ein Kind. Also thut es ihm weh!“

Digitized by Google

„Natürlich thut es weh. Die Thiere leiden eben so wie die Menschen.“

„Das ist wieder richtig“, stimmte Schmuchin bei. „Ich begreife alles Das sehr gut“, fuhr er nachdenklich fort, „blos das Eine, gestehe ich, kann ich nicht begreifen: wenn alle Menschen, nehmen wir an, Fleisch zu essen aufhören, was thun wir mit den Hausthieren, mit den Hühnern und Gänsen?“

„Die Hühner und Gänse werden frei leben, wie die wilden.“

„Auch Das verstehe ich, leben doch die Raben und Dohlen und kommen ohne uns aus. Ja... Und die Hühner und die Gänse und die Hasen und die Schäfchen, alle werden frei leben, werden sich freuen, wissen Sie, und Gott preisen und uns nicht fürchten. Es wird Ruhe und Frieden sein. Aber Eins, wissen Sie, kann ich doch nicht begreifen,“ fuhr Schmuchin fort, während er den Schinken anblickte. „Was soll aus den Schweinen werden?“

„Auch sie, wie alles Gethier, wird man frei lassen.“

„So... Ja... aber erlauben Sie, wenn man sie also nicht schlachtet, so vermehren sie sich und dann: gute Nacht, Wiesen und Gemüsebeete. Das Schwein wird Ihnen doch, wenn man es wirklich frei läßt und nicht bewacht, Alles in einem Tag verderben. Das Schwein ist eben ein Schwein; darum heißt es so...“

Das Abendessen war zu Ende. Schmuchin erhob sich, ging im Zimmer umher und redete, redete immerfort... Er liebte es, über irgend etwas Wichtiges und Ernstes zu sprechen und nachzudenken; auch hätte er in seinen alten Tagen gern irgend Etwas festgehalten, um Ruhe zu haben, und damit das Sterben nicht gar so schrecklich sei. Er wünschte sich die Sanftmuth und Seelenruhe seines Gastes, der von Gurken und Brot satt geworden ist und gewiß denkt, er sei dadurch vollkommener geworden; da sitzt er auf dem Koffer, gesund, rund, schweigt und langweilt sich geduldig; und wenn man ihn in der Dämmerung von der Flur aus betrachtet, gleicht er einem großen Stein, der nicht von der Stelle zu bewegen ist. Dieser Mensch hat einen Halt im Leben .... ihm ist wohl.

Schmuchin trat auf die Treppe hinaus, seufzte und sagte in Gedanken zu sich: „Ja... So...“

Während es dunkelte, zeigten sich am Himmel hie und da Sterne. In den Zimmern war kein Licht. Da trat Jemand geräuschlos wie ein Schatten in den Salon und blieb in der Thür stehen. Es war Schmuchins Frau.

„Sind Sie aus der Stadt?“ fragte sie schüchtern, ohne den Gast anzusehen.

„Ja, ich wohne in der Stadt.“

„Vielleicht sind Sie vom gelehrten Stand und könnten mir sagen, wie es zu machen ist. Wir müssen nämlich ein Gesuch einreichen.“

„Wo?“ fragte der Gast.

„Wir haben zwei Söhne, die längst in die Schule gehörten, aber zu uns kommt Niemand, man kann sich mit keinem Menschen berathschlagen und ich, ich weiß gar nichts. Wenn sie nichts lernen, werden sie doch als gemeine Kosaken dienen müssen. Es ist nicht gut, nicht lesen und schreiben zu können; man ist schlimmer daran als die Bauern. Iwan Abramowitsch selbst kümmert sich nicht um sie und läßt sie nicht einmal in die Zimmer. Ist es dann ihre Schuld? Den Jüngeren müßte man wenigstens in die Schule schicken, wahrhaftig .... es ist schade!“ sagte sie gedehnt und ihre Stimme zitterte; es war kaum zu glauben, daß eine so kleine und junge Frau so erwachsene Söhne hatte. „Ach so schade!“

Digitized by Google

„Nichts verstehst Du, Weib, und es geht Dich auch gar nichts an," sagte Schmuchin, der in der Thür erschien. „Belästige unseren Gast nicht mit Deinen Albernheiten. Geh hinaus!" Ljubow Ossipowna ging und sagte nur in der Flur noch einmal mit weicher Stimme: „Ach, wie schade!"

Man machte dem Gast ein Lager im Salon auf dem Sofa zurecht und zündete, damit er nicht im Dunkeln sei, ein Lämpchen an.

Schmuchin ging in sein Schlafzimmer. Während er sich ausstreckte, dachte er an seine Seele, an sein Alter und an den kürzlich erlittenen Schlaganfall, der ihn so lebhaft an den Tod erinnert hatte ... Er grübelte gern in der Stille und Einsamkeit und dann kam er sich wie ein sehr ernster, tiefsinniger Mensch vor, den in dieser Welt blos wichtige Fragen beschäftigen. Jetzt sann er fortwährend nach und wäre gern bei einem außerordentlichen Gedanken stehen geblieben, bei einem bedeutenden Gedanken, der ihn im Leben leiten könnte; er hätte irgend welche Regel ersinnen mögen, um sein Leben tief und ernst zu gestalten. Ob es für ihn alten Mann nicht auch gut wäre, dem Fleisch und verschiedenen anderen überflüssigen Dingen zu entsagen? Die Zeit, da die Menschen weder Ihresgleichen noch Thiere töten werden, kommt doch früher oder später: es kann ja nicht anders sein. Er stellte sich diese Zeit vor und sah sich selbst mit allen Thieren in Frieden leben, — aber auf einmal erinnerte er sich der Schweine und Alles verwirrte sich in seinem Kopf. „So eine Geschichte, Gott im Himmel!" ... er seufzte.

„Schlafen Sie?" fragte er.

„Nein."

Schmuchin stand auf und blieb im Hemd in der Thür stehen, so daß er dem Gaste seine klapperdürren Beine mit den großen Adern zeigte.

„Da kommen jetzt, wissen Sie," begann er, „diese verschiedenen Telegraphen, Telephone, mit einem Wort, so verschiedene Wunderdinge, aber die Menschen sind nicht besser geworden. Man sagt jetzt, vor dreißig, vierzig Jahren seien die Menschen roh und grausam gewesen; aber ist es anders geworden? In der That, zu meiner Zeit machte man wenig Umstände. Ich erinnere mich.... Als wir im Kaukasus vier Monate lang müssig an einem Flüßchen lagen — ich war damals Unteroffizier —, passirte eine Geschichte wie ein Roman. Gerade am Ufer jenes Flüßchens, wo unsere Eskadron lag, war ein Fürstlein begraben, das kurz vorher gefallen war. Und jede Nacht, wissen Sie, da kam die Witwe aufs Grab und weinte. Sie jammerte und jammerte, stöhnte und stöhnte, daß wir kein Auge schließen konnten. Wir schlafen also eine Nacht nicht, auch die zweite nicht und der gesunde Menschenverstand sagt doch, daß man schlafen muß. Da nahmen wir diese Fürstin und zählten ihr einige auf und da kam sie nicht wieder. Da haben Sie es. Jetzt natürlich giebt es so Etwas nicht mehr, man zählt nichts mehr auf, man lebt anständiger und es giebt mehr Gelehrsamkeit, aber, wissen Sie, das Innere ist doch das selbe .... gar keine Veränderung. Sehen Sie einmal gütigst, da lebt hier bei uns ein Gutsbesitzer. Er hat Bergwerke. Bei ihm arbeiten allerhand Landstreicher ohne Paß, die kein Unterkommen haben. Am Sonnabend muß man den Lohn auszahlen, aber zahlen, wissen Sie, möchte man nicht: schade ums Geld. Da hat er einen Verwalter angestellt, auch einen Landstreicher, wenn er auch einen Hut trägt.

‚Gieb ihnen', sagt er, ‚nichts, nicht eine Kopeke; sie werden Dich schlagen,

Digitized by Google

mögen sie', sagt er, ‚Dich schlagen, Du wirst es aushalten und dafür werde ich Dir an jedem Sonnabend zehn Rubel bezahlen.'

Nun, und am Sonnabend kommen die Arbeiter zur Auszahlung, wie üblich, und der Verwalter sagt ihnen: ‚Es ist nichts da!' Ein Wort giebt das andere und die Schimpferei und Prügelei geht los... Man schlägt ihn, man tritt ihn; denn, wissen Sie, das Volk, das Hunger hat und verthiert ist, schlägt zu bis zur Besinnungslosigkeit und dann läuft es auseinander.

Der Besitzer läßt den Verwalter mit Wasser begießen und steckt ihm zehn Rubel in den Mund; und Der nimmt sie: würde er sich doch schon für einen Dreirubelschein hängen lassen. Ja.... Und Montag kommt eine neue Schicht Arbeiter; sie kommen, weil sie nichts Besseres haben. Und am nächsten Sonnabend wiederholt sich die selbe Geschichte."....

Der Gast drehte sich nach der anderen Seite, mit dem Gesicht zur Sofalehne, und murmelte Etwas.

„Da haben Sie noch ein Beispiel", fuhr Schmuchin fort. „Die sibirische Pest herrschte einmal hier, das Vieh fiel, sage ich Ihnen, wie die Fliegen, da kamen Thierärzte und es wurde streng angeordnet, das verendete Vieh weit vom Ort und tief in die Erde zu verscharren, mit Kalk zu bedecken und so weiter, wissen Sie. Auch bei mir verreckte ein Pferd. Ich verscharrte es mit allen Vorsichtmaßregeln und schüttete an Kalk mindestens zehn Pud*) darauf. Was glauben Sie? Meine lieben Söhnchen gruben in der Nacht das Pferd aus, zogen ihm das Fell ab und verkauften es um drei Rubel. Da haben Sie es. Also die Menschen sind nicht besser geworden. ‚Füttere den Wolf, wie Du willst, er schielt doch nach dem Walde'. Das giebt zu denken! Eh! Meinen Sie nicht?"

Von einer Seite zuckte durch die Ritzen der Fensterladen ein Blitz auf. Ein aufziehendes Gewitter brachte Schwüle, die Mücken stachen und Schmuchin seufzte und stöhnte in seinem Zimmer: „Ja ... So ..." Es war unmöglich, einzuschlafen. Von fern hörte man den Donner.

„Schlafen Sie?"

„Nein," erwiderte der Gast.

Schmuchin stand auf und ging stapfend durch den Salon und die Flur in die Küche, um Wasser zu trinken.

„Das Schlimmste in der Welt, wissen Sie, ist die Dummheit," sagte er, nach einer Weile mit dem Wasserkrug zurückkommend. „Meine Ljubow Ossipowna liegt auf den Knien und betet. Sie betet jede Nacht und schlägt die Stirn auf den Fußboden, erstens, um die Kinder in die Schule schicken zu können; denn sie fürchtet, die Kinder werden als einfache Kosaken dienen müssen und mit dem Säbel über den Rücken geschlagen werden. Zum Lernen aber ist Geld nöthig und woher das nehmen? Aber wenn man auch mit der Stirn ein Loch in den Fußboden schlüge: wenn nichts da ist, ist nichts da. Zweitens betet sie, weil, wissen Sie, jede Frau glaubt, daß es in der Welt nichts Unglücklicheres giebt als sie. Ich bin offen und habe nichts zu verheimlichen: sie ist nämlich aus einer armen Familie, eine Popentochter, aus dem ‚Glockengeschlecht', wie man sagt. Sie war siebenzehn Jahre alt, als ich sie heirathete, und man verheirathete sie

*) Ein Pud = ungefähr 20 Pfund.

Digitized by Google

mit mir, weil ihre Eltern nichts zu essen hatten. Da herrschten nur Noth und Kummer und ich, sehen Sie, habe doch ein Stück Erde, eine Wirthschaft und bin immerhin Offizier. Es schmeichelte ihr, mich zu heirathen. Am ersten Tag unserer Ehe weinte sie und seitdem weint sie die ganzen zwanzig Jahre unserer Ehe. Immer sitzt sie und denkt nach und denkt nach. Worüber denkt sie nach? Woran kann eine Frau denken? An gar nichts. Ich muß gestehen, ich halte die Frau nicht für einen Menschen."

Der Privatsekretär setzte sich auf. „Verzeihen Sie, mir ist so heiß geworden," sagte er. „Ich gehe hinaus."

Schmuchin zog, das Gespräch über die Frauen fortsetzend, in der Flur den Riegel zurück und Beide gingen hinaus. Eben tauchte der Vollmond über dem Hof auf, so daß Haus und Speicher weißer schienen als bei Tage, und auch auf dem Rasen breiteten sich zwischen Schatten weiße Lichtstreifen aus. Rechts, in der Ferne, war die Steppe zu sehen, über ihr funkelten die Sterne und Alles war geheimnißvoll, unendlich weit, als ob man in einen tiefen Abgrund blickte; links lagerten sich über der Steppe, schwarz wie Ruß, schwere, drohende Wolken, deren Ränder vom Mond erhellt waren, und es schien, als ob dort schneeige Bergspitzen, dunkle Wälder und schwarze Seen wären; ein Blitz zuckte auf, der Donner verhallte leise, wie wenn in den Bergen eine Schlacht geschlagen würde. Dicht in der Nähe des Hauses schrie ein Käuzchen eintönig.

„Wie viel Uhr ist es jetzt?"

„Nach eins."

„Ach, wie lange noch bis zum Tagesanbruch!"

Sie kehrten ins Haus zurück und legten sich nieder. Man hätte eigentlich schlafen sollen und bei Regen schläft es sich gewöhnlich auch gut, aber den Alten drückte Etwas: es war ihm peinlich, daß er von Frau und Kindern gesprochen hatte. Wozu den Kehricht aus dem Hause tragen? Wenn er sich beklagte, war er wirklich im Recht? Die Frau ist kein Mensch, in Gottes Namen, aber um die Kinder hätte er sich selbst mehr kümmern können. Warum ist kein Geld für die Schule da? Weil er, der Vater, gar nichts thut und sich um nichts bekümmert; seitdem er vom Militär zurückgekehrt ist, hat er nicht einmal an Arbeiten gedacht und sich mit der Kleinigkeit zufrieden gegeben, die ihm die Bauern und Pächter für sein Land bezahlen.

Und wieder wollte er ernste, wichtige Gedanken haben, er wollte nachdenken. Und er dachte darüber nach, daß es im Hinblick auf den nahen Tod, um der Seele willen, nicht schlecht wäre, den Müssiggang aufzugeben, der so unbemerkt und spurlos Tag um Tag, Jahr um Jahr verschlingt; er wollte für sich eine große Aufgabe ersinnen, zum Beispiel: irgendwohin, weit, weit zu Fuß gehen, dem Fleisch entsagen, wie dieser junge Mann. Und wieder malte er sich jene Zeit aus, da man die Thiere nicht töten wird; er stellte sich Das klar, genau vor, als ob er es erlebte, — aber auf einmal verwirrte sich wieder Alles in seinem Kopf und wurde ihm unklar.

Das Gewitter war vorüber. Die letzten Regentropfen klopften leise an das Dach. Schmuchin stand auf, stöhnte wieder, reckte sich und blickte in den Salon. Als er sah, daß sein Gast nicht schlief, sagte er:

„Bei uns im Kaukasus, wissen Sie, gab es einen Oberst, der auch Vege-

Digitized by Google

tarier war. Er aß kein Fleisch, ging nie auf die Jagd und erlaubte seinen Leuten nicht, Fische zu fangen. Natürlich begreife ich Das. Jedes Thier soll in Freiheit leben und sein Leben genießen; ich begreife nur nicht, wie das Schwein unbewacht herumgehen soll, wohin es will."

Der Gast setzte sich auf. Sein blasses Gesicht verrieth Ueberdruß und Müdigkeit; man sah ihm an, wie gequält er war. Nur Artigkeit und Zartgefühl hinderten ihn, seinem Aerger Luft zu machen.

„Es wird schon Tag", sagte er sanft. „Lassen Sie, bitte, den Wagen kommen."

„Wieso? Warten Sie wenigstens, bis der Regen ganz aufhört."

„Nein, ich bitte Sie", flehte der Gast ängstlich. „Ich muß unbedingt gleich fort." Und er begann, sich eilig anzukleiden. Die Sonne war schon aufgegangen, als der Wagen vorfuhr; die Wolken jagten schnell und ließen immer mehr und mehr vom blauen Himmel sehen, die Strahlen schimmerten schüchtern in den Pfützen. Als der Privatsekretär mit seinem Portefeuille durch die Flur ging, um sich in den Tarantaß zu setzen, sah ihn die blasse Frau Schmuchins — sie schien noch blässer als gestern —, abgespannt und regunglos, mit dem naiven Ausdruck eines kleinen Mädchens, an und auch ihr kummervolles Gesicht ließ errathen, wie sie ihn um seine Freiheit beneidete. Ach, wie gern würde sie selbst von hier fortgehen! Sie hat ihm Etwas zu sagen, ihn wahrscheinlich um Rath wegen der Kinder zu bitten. Die Bedauernswerthe! Das ist keine Frau, keine Wirthin, selbst kein Dienstbote, eher Eine, die Gnadenbrot ißt, eine arme, überflüssige Verwandte, eine Sklavin. Ihr Mann hörte nicht auf, zu reden, er lief geschäftig voraus und begleitete den Gast; sie drückte sich ängstlich und wie schuldbewußt an die Mauer und erspähte einen günstigen Augenblick, um ihn anzusprechen. „Beehren Sie uns auch ein anderes Mal!" wiederholte der Alte, immer weiter sprechend. „Wenig, aber von Herzen."

Mit sichtlicher Freude, und als ob er gefürchtet hätte, daß man ihn nicht fort lassen werde, setzte sich der Gast in den Wagen. Der Tarantaß hüpfte wie gestern, er ächzte und der Eimer, der hinten angebunden war, klapperte wie toll. Der Privatsekretär sah Schmuchin mit einem eigenthümlichen Ausdruck an, etwa als ob er ihn einen Petschenegen nennen wollte, wie einst der Feldmesser, — oder anders; doch die Sanftmuth siegte, er hielt an sich und schwieg. Am Thor aber riß ihm plötzlich die Geduld, er reckte sich in die Höhe und rief erbost: „Ich habe Sie satt!" und verschwand hinter dem Thor.

Neben dem Schuppen standen Schmuchins Söhne: der ältere hielt ein Gewehr, der jüngere einen grauen Hahn mit einem hellen, schönen Kamm. Der jüngere warf den Hahn mit aller Kraft in die Höhe, das Thier flog höher als das Haus und drehte sich in der Luft um wie eine Taube, der ältere schoß und der Hahn fiel herab wie ein Stein.

Der Alte war verlegen; er wußte nicht, wie er sich den seltsamen, unerwarteten Ausruf erklären sollte, und ging ins Haus zurück. Hier saß er am Tisch und dachte lange nach: über die jetzige Geistesrichtung, über die allgemeine Sittenlosigkeit, über diese unbegreifliche, gleichsam betäubte junge Generation .... Er dachte nach über den Telegraphen, über das Telephon, über die Fahrräder, darüber, wie unnütz das Alles ist ... Nach und nach beruhigte er sich, aß langsam, trank dann fünf Gläser Thee und ging schlafen.

Petersburg. Anton Tschechow.

Digitized by Google

Die es thaten.

Auch hier geschieht, was längst geschah.
Mephistopheles. Faust II.

Sie zogen hinaus, ins Unbekannte, in die Wildniß, um dem Vaterland neue Erde zu erobern. Kühne, furchtlose, junge Menschen waren sie, die sich selbst frohen Muthes einsetzten für ein Wagniß.

Einer, ein Freund, der mit schallender Stimme das rühmliche Vorhaben gepriesen hatte, blieb zurück. „Und zieht es Dich nicht mit hinaus ins große, gefahrvolle Ungewisse?“ riefen ihm die Verwegenen zu. Er aber, klug und bedächtig, antwortete: „Meine Zeit ist noch nicht gekommen.“

Da bestiegen die Anderen, um den Führer geschaart, das Meerschiff und fuhren über das große Wasser nach dem unbekannten Lande.

Und sie eroberten. Tapfere Gesellen waren sie mit stolzem Willen und besannen sich nicht lange. Was sich ihnen in den Weg stellte, warfen sie nieder. Der Ruhm ihrer Thaten kam übers Meer und der Kaiser verlieh ihnen Freibriefe und große Rechte und das Volk feierte Siegesfeste und jubelte.

Und der Kaiser sandte Beamte hinaus und Kriegsmannen, daß sie das neue Land besetzen und regiren sollten. Und er schuf neue Aemter und hohe Ehren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zehn Jahre danach ward in der Hauptstadt des Kaiserreiches ein großes Festmahl gefeiert im Gedenken an die Eroberung des unbekannten Landes. Und alle die neuen Würdenträger, die gerade in der Heimath weilten, und die neuen Richter und Hauptleute und Fahnenjunker und ihre Sippschaft und Gefreunde zogen herbei zu gemeinsamer Lust und frohem Gelag.

Ueber ihnen Allen saß der Mann der tönenden Worte und der Bedachtsamkeit.

Zuletzt kam Einer, der war müde und bleich und seine furchtlosen Augen umschattete der Gram. Und er sah sich um in der festlichen Menge, ob er Einen kenne, und kannte Keinen. Da trat ihm der Oberste des Gastmahles entgegen in großem Prunk. Und er erkannte ihn.

Der im Prunk grüßte den Bleichen und sprach: „Nun ernten wir mit Freuden, was wir gesäet. Die Zeit ist erfüllet, der ich schauend entgegengeharrt. Doch sage mir, Du Allzukühner, wo ließest Du Deine Gefährten? Wo ist der große Führer?“

„Er ist verklagt, verdammt, geächtet und verbannt.“

„Doch der Held, der Euch nach Jenem voranzog?“

„Sie lohnten ihn ab. Nun schweift er ruhelos umher, totwund im Herzen.“

„Und Deine ritterlichen Waffenbrüder?“

„Einige sind erschlagen und um ihre Leichen kämpften Schakal und Hyäne; Einige raffte das Fiebergift tückisch dahin; Einige sind verstoßen und vergessen; Einer schmachtet im Kerker; Einer bin ich.“

Und der Herr des Festes sah den Mann an, der bleich und krank war und den Keiner kannte, und sah zurück auf das köstliche Ehrenkleid, darinnen er selbst prangte, und sprach: „Hättet Ihr gewartet bis zur Erntezeit!“

Digitized by Google

Da ging ein Lächeln von unbeschreiblicher Hoheit über das Gesicht des Bleichen und er sprach:

„Gehab Dich wohl, o dreimal Weiser! Ein Irrthum führte mich zu Eurem Fest. Nicht neide ich Dein armes Ernteglück. Euch grüß' ich als mein Theil: Tod, Kerker, Siechthum, Verbannung, Schmach! Was wir allein erleben durften, — um gleichen Lohn: wir lebtens noch einmal!"

Meiningen. Frieda Freiin von Bülow.

Eine Bismarck-Säule.

Zugleich mit dem ersten Aufruf der deutschen Studentenschaft an das deutsche Volk zur Errichtung von Bismarck-Säulen im ganzen Vaterland sah ich auch einen entsprechenden Entwurf, auf dem sich an den vier Ecken die Flammentöpfe erheben, in denen die Leuchtfeuer an Bismarcks Geburtstag entzündet werden sollen; darunter das Bismarck-Wappen. Dies war im Oktober, zwei Monate, nachdem ich für ein Bismarck-Denkmal am Todestage des Fürsten tausend Mark gezeichnet hatte. Schon damals habe ich den betreffenden Herrn, der mir den Entwurf vorlegte, darauf aufmerksam gemacht, daß das Material für ein solches Denkmal, wenn es aus Stein und Eisen zu schaffen sei, unbedingt aus Deutschland stammen müsse. Feuertöpfe aus Metall auf dem Denkmal selbst zu errichten, erschiene mir deshalb unpraktisch, weil in erster Linie durch die aus den Feuertöpfen niederschlagende Hitze das Denkmal Risse bekommen dürfte, ferner bei ungünstigem Wetter oder Winde jedesmal durch Rauch, Ruß u. s. w. geschwärzt würde; auch wäre zu bedenken, daß diese Feuertöpfe in Folge des Rostes, der an ihnen herunterläuft und das Denkmal beschädigt, jährlich zu Reparatur-Kosten Veranlassung gäben, von denen wir heute nicht sagen können, ob sie in späteren Jahrhunderten bestritten werden.

Daß die Bismarck-Säulen, zu deren Aufstellung die deutsche Studentenschaft zum ersten Male in dem Rundschreiben vom Oktober aufgefordert hat, möglichst in großer Anzahl und weithin sichtbar von Städten und Gemeinden aufgerichtet werden mögen, auch, daß sie alle die gleiche gefällige Form haben: damit ist wohl jeder Deutsche, der den großen Toten beweint, ganz einverstanden. Daß an den Bismarck-Säulen alljährlich an des großen Mannes Geburtstag Feuer angezündet werden, ist wohl ebenfalls jedem patriotischen Deutschen ein sympathischer Gedanke; aber daß, wie in dem Aufruf zu lesen ist, auch Feuer angezündet werden sollen, wenn uns sonst ein vaterländisches Fest beschert ist, scheint mir nicht in der Ordnung, nicht im Sinne Dessen, was bei der Errichtung des Denkmals beabsichtigt wird, nämlich, daß die Feuer, die hier auflodern, einzig und allein dem Namen Bismarck gelten sollen.

Wenn diese Bismarck-Denkmäler durch ganz Deutschland errichtet werden, o mögen sie doch ganz und gar aus deutschen Steinen aufgemauert werden; und

Digitized by Google

die Flammensäulen, in Gestalt von zwei oder vier mächtigen Holzscheiterhaufen, können dann in nächster Nähe des Denkmals alljährlich aufsteigen, ohne daß das Denkmal selbst dadurch gefährdet wird oder immer von Neuem reparirt werden muß.

Da solche Denkmäler in späteren Jahrhunderten und hoffentlich Jahrtausenden an den großen Mann erinnern sollen, so wäre es wünschenswerth, daß etwas mehr von Bismarck als sein Name und sein Familienwappen auf dem Denkmal erscheint. Ich darf wohl annehmen, daß ich im Sinne der vielen Tausende von Deutschen, die zur Errichtung solcher Denkmäler, solcher Bismarck-Säulen beitragen werden, spreche, wenn ich die Hoffnung ausdrücke, daß Tag und Ort seiner Geburt und seines Todes, ferner ein großer Medaillon-Kopf des Fürsten und wenigstens die zwei Aussprüche des Fürsten, die jedem Deutschen heilig sein müssen, in Erz gegossen mit in das Denkmal eingemauert werden: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt" und die Grabschrift, die er sich selbst gewählt hat: „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten." So sichern wir künftigen Generationen das Andenken an den großen Bismarck viel besser und nach vielen Jahrhunderten noch werden die deutschen Kinder, die des Weges an dem Denkmal vorbei ziehen, an die Gottesfurcht und Treue des größten Deutschen gemahnt werden.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, den Plan des Ausschusses der deutschen Studentenschaft zu bekritteln; ich wollte nur, ehe es zu spät ist, auf die Nachtheile hinweisen, die eine Errichtung von Bismarck-Säulen, wie sie jetzt beabsichtigt sind, mit sich bringen müßte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Hoffnung, die Viele von uns unmittelbar nach dem Tode des großen Mannes genährt hatten, daß es gestattet werden würde, inmitten der rauschenden Eichen und Buchen des Sachsenwaldes, abseits von der Eisenbahn, durch freiwillige Beiträge von Deutschen aus allen Theilen des Erdballs einen weit über die höchsten Gipfel der Bäume hinausragenden Dom zu errichten, der mindestens hätte Anspruch machen dürfen, einem Taj Mahal in Agra, einem Hôtel des Invalides in Paris oder der Westminster Abtei in London an die Seite gestellt zu werden, ein Denkmal, das Deutschlands größtes, schönstes und ergreifendstes in der Mitte des Sachsenwaldes sein könnte, eine Stätte, die für die kommenden Jahrhunderte zur deutschen Pilgerstätte geworden wäre, — diesen Gedanken müssen wir wohl jetzt, wo der unscheinbare, geschmacklose Bau, der sich auf dem Kartoffelfelde, direkt an der Bahn, in Friedrichsruh erhebt, seiner Vollendung entgegen geht, aufgeben. Das ist sehr schmerzlich.

Es ist sehr schmerzlich, daß man dem großen Manne als letzte Ruhestätte einen solchen engen Raum angewiesen hat. Vielleicht besinnt man sich mit der Zeit eines Besseren.

Den Ausschuß der deutschen Studentenschaft bitte ich aber ganz ergebenst, mir die Wünsche, die ich im Namen vieler Freunde in Bezug auf die Errichtung der Bismarck-Säulen hierdurch ausspreche, nicht verübeln zu wollen; es geschieht in bester Absicht.

München. Eugen Wolf.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Oehlers Musikalisch-Literarische Rundschau. Monatsschrift für Musik- und Literatur-Freunde und Fachleute der gebildeten Stände, redigirt von Adolph Pochhammer. Verlag von G. Oehler jun. in Frankfurt a. M.

Zeitschriften giebt es so viele, — und doch nur wenige, denen es gelingt, auf mühevoll erreichter Höhe von Sonnenstrahlen andauernden Erfolges beleuchtet und belebt zu werden. Danach könnte es vermessen scheinen, daß der Verlag gewagt hat, mit einem neuen Unternehmen an die Oeffentlichkeit zu treten. Einzig und allein der Standpunkt kann es vertheidigen, von dem aus es geleitet werden soll. Das Kunstbekenntniß der Rundschau ist: das Wahre, Schöne, Gute, ob alt oder aus der neuesten Zeit. Die Aufsätze sind in leichtfaßlicher Form geschrieben und illustrirt; Musik und Literatur füllen zu gleichen Theilen die jedesmal 32 Seiten starke Nummer: Das ist eine Anordnung, die wohl zum ersten Male in konsequenter Weise durchgeführt wird. Novitäten des Doppelgebietes werden besprochen, Kunsttechnisches, Aesthetisches, Theoretisches, Kunstpraxis und Tagesfragen behandelt; auch erscheinen Biographien. Mindestens acht größere Aufsätze in jeder Nummer sind für den gebildeten Laien geschrieben, ohne daß sie dem Fachmann Ueberflüssiges sagen. Daneben bieten wir dem Leser Musik- und Literatur-Berichte aus Berlin, Leipzig, München, Hamburg, Frankfurt, Stuttgart, Wiesbaden u. s. w., bei denen jede einseitige Parteistellung vermieden wird. Hausmusik und Hauslecture sowie die Interessen der Lehrerkreise finden gleichfalls Beachtung. Miscellen bieten Nachrichten aus aller Herren Ländern, belletristische Beiträge und Briefkastennotizen. Die Bezugsbedingungen sind bei reicher Ausstattung billige. Das Abonnement beträgt vierteljährlich nur eine Mark.

Frankfurt a. M. Adolf Pochhammer.

Das Problem der Darstellung des Momentes der Zeit in den Werken der malenden und zeichnenden Kunst. Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg.

Außer dem Selbstzweck der kleinen Schrift habe ich, als ausübender Künstler, noch einen Nebenzweck im Auge, der mir schier wichtiger ist, — nämlich Folgendes: Ich möchte Anregung zu weiteren Aeußerungen aus den Kreisen der Ausübenden geben, damit dem Aesthetiker von Beruf ein Material zur Sichtung und Beurtheilung geboten wird, das bisher nur spärlich vorhanden war. Einen ähnlichen Versuch unternahm ich vor Jahren und bald darauf fühlte sich Professor A. Hildebrandt zu einer umfangreichen und werthvollen Studie veranlaßt, die ebenfalls bei Heitz erschienen ist.

Düsseldorf. Ernst te Peerdt.

Digitized by Google

„Holt fast", Erzählungen in reuterscher Schreibweise, Verlag von H. Wolter Anklam und Leipzig. Preis broschirt 1,50 Mk., elegant gebunden 2,25 Mk.

Uns Plattdeutschen ist die Thatsache, daß unsere brave, biedere niederdeutsche Muttersprache seit Jahrhunderten von dem Hochdeutschen hart bedrängt wird, äußerst schmerzlich; noch bedauerlicher ist das Fehlschlagen aller Versuche, eine einheitliche Orthographie zu schaffen und als geschlossenes Ganze dem Hochdeutschen gegenüberzustellen. Der einfachste Weg, zu einheitlicher Schreibweise zu gelangen, ist meiner Ansicht nach die Annahme des mecklenburgisch-vorpommerschen Dialektes als Schriftsprache und engste Anlehnung an die Orthographie Fritz Reuters. Das habe ich in den Erzählungen „Holt fast" so weit wie möglich durchgeführt. Die Freunde meiner kleinen Dorfgeschichte „Kinnerstreek" bitte ich, diese Arbeit mit gleichem Wohlwollen aufzunehmen. Margarete Nerese.

Die moderne Literatur in Gruppen und Einzeldarstellungen. Berlin 1899, Verlag von Schuster & Loeffler.

Ich möchte an dieser Stelle aussprechen, worauf es mir bei meiner Publikation vor Allem ankommt. Zunächst eine kleine Erweiterung des Titels: Die moderne deutsche Literatur. Die Produktion des Auslandes kann ich nur insofern berücksichtigen, als sie von allgemeinem europäischen Kulturwerth ist und dadurch thatsächlich anregende oder erzieherische Wirkungen auf einige deutsche Autoren geübt hat. Was ich geben möchte, ist ein Totalitätbild. Die Literaturgeschichte der Zukunft wird es einst zweifellos herstellen müssen, wenn sie die Schöpfungen, die unser Jahrhundertende gezeitig hat, in die allgemeine Entwickelung des dichterischen Schaffens einreiht. Hunderte wollen heute künstlerische Deuter ihrer Zeit genannt werden. Aber wer von ihnen trägt die Berechtigung zu diesem schönen Verlangen in sich? Bei dieser Frage setzt meine Aufgabe ein. Ich muß sichten, muß den thatsächlichen Werth vom scheinbaren Erfolge scheiden, das Wesentliche vom Unwesentlichen und das organisch zur Zeit Gehörende, aus ihr hervor Gewachsene, vom künstlich und nicht selten kunstvoll Aufgepflanzten trennen. Vor Allem ist es nöthig, die Zusammenhänge aufzudecken, die oft tief geheim zwischen den einzelnen, einander innerlich ergänzenden Persönlichkeiten bestehen; zuweilen sind ja die Schwächen des Einen die Stärken des Anderen, — und umgekehrt. Vollkommen ist nur der Zusammenklang der wenigen Stimmen von Betracht, die heute gehört werden. Der Einzelne vermag nichts, als das individuelle Echo des Kulturgeistes zurückzugeben; er muß deshalb als Entwickelungfaktor genommen werden. Um nun die Gesammtentwickelung dieser modernen deutschen Literatur darzustellen, muß ich analytisch und synthetisch zugleich verfahren, d. h. in diesem Fall: ich muß suchen, die Begriffe Sehnsucht und Erfüllung, Ursache und Wirkung, Frage und Antwort, Experiment und Resultat in Einklang zu bringen. Die Publikation wird in Bändchen, die monatlich erscheinen sollen, in den Buchhandel kommen. Das erste Bändchen behandelt Friedrich Nietzsche, den Mann, der das Wesen der modernen Kritik am Schärfsten formulirte, als er niederschrieb, daß er die Kunst nur unter der Optik des Lebens gesehen haben wolle.

Charlottenburg. Arthur Moeller-Bruck.

Digitized by Google

A la Hausse.

Schon häufig ist es dagewesen, daß ein gewisser Druck sich gegen Ende des Jahres besonders fühlbar machte und schon in den ersten Tagen des Januars verschwand; seltener wird die Börse dann, wie wirs jetzt sehen, gleich in das neue Jahr mit den rosigsten Hoffnungen eingetreten sein. Es läßt sich nicht leugnen, daß wir damit vor einer merkwürdigen Erscheinung stehen. Vergessen ist die Geldknappheit, die nach der Meinung Vieler selbst bei herabgesetztem Bankdiskont so leicht nicht verschwinden wird; vergessen sind in der Hoffnung auf neue Transaktionen die offenkundigen Niederlagen unserer Hochfinanz bei den Projekten Loewe Schuckert und Harpen-Centrum. Loewe hat jetzt für die achtzehn Millionen Union-Aktien wenigstens eine hohe Notiz erreicht. Das Schuckert-Unternehmen schafft sich dadurch neue Mittel, daß es einige seiner Straßenbahnen und Elektrizitätwerke verkauft und ernsthaft erklärt, ohne Ansprüche an den Geldmarkt auskommen zu können. Die Gewerkschaft Centrum ist als eigene Aktiengesellschaft bereits konstituirt; liest man die Namen des ersten Aufsichtrathes, so weiß man genau, welche Mächte den Rückzug gedeckt haben. Auch das Uebernahmekonsortium von Siemens & Halske wurzelt in der üblichen Kollegialität der Großbanken und die Ansprüche des Vorstandes der berliner Börse erscheinen danach etwas respektwidrig. Die Schwierigkeit nämlich, nach geschlossener Zeichnung — deren sofortiger Schluß immer mehr oder weniger von der Willkür abhängt — den ersten Kurs festzustellen, ist keineswegs neu. Da aber gerade jetzt bei den Aktien von Union und Rother Erde Weiterungen entstanden sind, so nahm der Börsenvorstand die Gelegenheit beim Schopf und versuchte, aus der Emission der Siemens & Halske-Aktien einigen Profit herauszuschlagen. Er beschloß, daß Einführungen fortan nur gestattet werden sollen, wenn die Prospektfirmen vorher auch der Börse ein genügendes Material zur Verfügung gestellt haben würden. Dieser Beschluß entspringt freilich weniger den Vorgängen bei der Notirung von Union und Rother Erde als der Entrüstung darüber, daß ein so unworbenes Konsortium wie das von Siemens & Halske von circa 45 Millionen Aktien nur 5 Millionen auflegen will. 5 Millionen zeichnet ein einziger Berliner, wenn er gerade in besonders unternehmungslustiger Stimmung ist. Man thut hier, wie immer, gut, beide Parteien zu hören. Die Emissionfirmen sagen: Die Börse geht uns gar nichts an, wir verlangen von ihr nichts als einen Platz auf dem Kurszettel; unsere Aktien gehören dem Anlagepublikum und nicht der Spekulation. Das Anlagepublikum läßt sie langsam und sicher steigen, die Börse schnellt ein Papier heute empor, um es morgen wieder fallen zu lassen. Die Börse freilich hat von sich selbst immer nur die beste Meinung. Sie sieht sich, dem hochgestiegenen Einfluß der Bankenorganisationen zum Trotz, als für das Gedeihen jeglichen Aktienwerthes bedingungles unentbehrlich an, verweist auf das Zurückbleiben des Publikums, wenn sie nicht täglich offizielle Notizen bringt, und achtet ihre Leistungen so hoch, daß sie eine auskömmliche Gewinnbetheiligung bei der Subskription ohne Weiteres als Gegenleistung verlangen zu dürfen glaubt. Wenn die Börse sich entrüstet, so daß der fern Stehende glauben könnte, es handle sich mindestens um ein Verbrechen, so pflegt dahinter in Wahrheit nichts Anderes als der Aerger über eine Verkürzung der Spekulation zu stecken.

Das Wichtigste ist bei der jetzigen Lage die Zuversichtlichkeit und die Ge-

Digitized by Google

schäftslust. Denn hoffte die Börse nicht bestimmt noch weiter auf goldene Zeiten, so würde sie den Banken selbst die eisigste Zurückhaltung schwerlich verübeln. Allerdings ist die Logik der Kleinen, die von den Großen leben wollen, immer ein Bischen gewagt. Die Tendenz, erklären sie, sei unbedingt gut, sonst würden nicht so bedeutende Emissionen vor sich gehen, — und diese Emissionen selbst nöthigen dem führenden Institut gebieterisch die gute Tendenz auf. Das Alles könne füglich die Börse nur animiren. Außer bei Siemens & Halske steht auch noch eine große Neuausgabe bei den Berliner Elektrizität-Werken bevor, so daß der Industriemarkt für längere Zeit ausgesorgt haben wird. Die Reichsbank, an die sowohl die Regirung wie die Centralgenossenschaftskasse augenblicklich große Ansprüche stellen, dürfte die Folgen dieser beiden großen Emissionen bald genug verspüren.*) Hätte unsere Presse sich nicht dazu hergegeben, den von London aus in versteckter Absicht angezettelten Lärm ungeschickt und gedankenlos in Berlin und an anderen Plätzen weiter zu verbreiten, so würden unsere Schatzscheine ruhig in der City von deutschen Firmen weiter abgesetzt worden sein. Natürlich konnte es Herrn von Miquel nie in den Sinn kommen, sich wegen seiner Schatzscheine oder gar wegen neuer Konsols an das Ausland zu wenden. In Paris würde man mit solchen Verdächtigungen einen Finanzminister stürzen; an der Spree, wo die nüchterne Verständigkeit des Herrn von Miquel nicht genugsam gepriesen werden kann, besann man sich nur allmählich auf das Anstößige und Unmögliche jener angeblichen Transaktionen. Uebrigens bleibt pariser Valuta weiter gefragt und Das deutet auf Deckung der Guthaben, die die französischen Banken bei uns haben. Als die Bank von Frankreich kürzlich eine strengere Praxis der Diskontirung eintreten ließ, war sie weniger um ihren Goldbestand besorgt als um ihren unverhältnißmäßig großen Notenumlauf, der doch nicht gut durch silberne Fünffrankenstücke gedeckt werden kann. In Frankreich gebraucht der Verkehr übermäßig viel Papiergeld; der Giroverkehr ist dadurch erschwert, daß z. B. ein Kaufmann in Nancy, der eine Zahlung in Marseille zu leisten hat, hierfür sogar noch eines Depots bedarf; in Folge Dessen gehen täglich ungeheure Postsendungen von Banknoten durch das Land und dieser altmodische Zahlungverkehr erfordert ohne Sinn und Zweck viel Papiergeld und eine entsprechende Metalldeckung. Es ist dort eben ganz anders als in Deutschland und vor Allem in England, wo das Clearingsystem am Reinsten durchgeführt ist, und der Zeitpunkt ist bereits abzusehen, wo in Frankreich die Maximalgrenze von vier Milliarden in Noten erreicht sein wird. Interessant ist es auch, den Goldbesitz in Frankreich und in Deutschland zu vergleichen. Viele Generationen hindurch hat sich Frankreich im Zustande größter Wohlhabenheit befunden und, dieser Lage entsprechend, hat der Privatbesitz ungeheure Summen Goldes angehäuft. Noch jetzt cirkuliren dort Goldmünzen aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Seitdem aber der Glanz der französischen Industrie sichtlich verblaßt ist und auch der Exporthandel der Konkurrenz des Auslandes mehr und mehr weichen muß, hören die Ersparnisse auf. Es gewinnt durchaus den Anschein, als ob die Franzosen ihr aufgespeichertes Gold

*) Durch ein Versehen ist im vorigen Heft die Seehandlung als die große Staatskasse genannt worden, die im Dezember ein paar Millionen auf sechs Monate ausgeliehen habe; gemeint war eine andere Kasse.

Digitized by Google

angreifen und als ob die Deutschen durch ihr rastloses Vorwärtsdrängen in Handel und Gewerbe im Lauf der Zeit jenes Gold auf direkten oder indirekten Wegen an sich ziehen werden. Noch immer hat eine Periode der wachsenden Wohlhabenheit sich im Ansammeln des gelben und nicht des weißen Metalles gezeigt, — einerlei, ob das Volksempfinden von keinem Währungstreit angekränkelt war oder ob man sich um Währungfragen wie um die höchsten Güter der Menschheit schlug.

Einen gewaltigen Anreiz zur Hausse könnte die Verstaatlichung der schweizer Eisenbahnen bilden. Wenn nahezu für eine Milliarde Francs Dividendenpapiere in Staatsfonds umgewandelt werden, muß ein beträchtlicher Theil der frei werdenden Kapitalien sich dem Aktienwesen, also der Börse, zuwenden; und jeder Erfahrene weiß, daß der Gründungschwindel im Jahre 1872 besonders dadurch unterstützt wurde, daß die Anlagewerthe für den Reichsinvalidenfonds dem Markt entzogen wurden. Weniger erinnerlich ist wohl Vielen heute, wie später auch die Bontoux-Spekulation an die Voraussetzung anknüpfte, daß die damalige Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen Kapitalien in schier unübersehbarem Umfange frei machen würde. Als Das nicht eintrat, war die Bontoux-Bank ruinirt. Sobald die erste bundesgerichtliche Entscheidung in Lausanne günstig ausfällt, ist für die eidgenössische Regirung der Zeitpunkt zu ernsthaften Kaufverhandlungen gekommen. Die Entscheidung fällt im Februar, vielleicht sogar noch in diesem Monat, — und dann beginnt für die Börse wahrscheinlich eine Aera des Glaubens und Hoffens. Ich erwähnte schon kürzlich, daß die Staatsmaschine in der Schweiz langsam arbeitet und die Ausgabe der neuen Eisenbahnrente noch im Jahre 1899 kaum zu erwarten ist. Spekulation und Publikum eilen bekanntlich aber den Ereignissen stets um ein gutes Stück Weges voraus.

Einen großartigen Fischzug verheißt auch die Ablösung der Meridionalbahn und bereits soll ein mächtiges Syndikat in der Bildung begriffen sein, um dem italienischen Staate die Mittel zum Rückkauf zu gewähren. Das Aktienkapital allein beträgt über 200 Millionen Lire. Für das von der Gesellschaft um 115 Millionen erworbene rollende und Betriebs-Material würde der Staat eine Rente zu zahlen haben. Aber in Deutschland hat man heute gegen alle „lateinischen" Verwaltungen ein — mehr oder minder begründetes — Mißtrauen. Und besonders bei der Meridionalbahn vergißt man nicht so leicht, daß das Abhandenkommen des Pensionsfonds niemals aufgeklärt worden ist und daß die Gesellschaft, um ihn wieder zu sammeln, auf jedes Schnellzugbillet einen Zuschlag legt.

Länger, als man gehofft hatte, läßt ein drittes Haussemotiv, nämlich die Veröffentlichung des Delagoa-Vertrages, auf sich warten. Selten ist ein diplomatisches Geheimniß so gut gewahrt worden. Die Abmachung ist vorhanden, weiter weiß man nichts; und wenn das Ministerium in Lissabon sich darin gefällt, die Thatsache der Abmachung rundweg zu leugnen, schweigt man in London sogar dazu. Was die in der portugiesischen Thronrede pompös angekündeten Konversionverhandlungen betrifft, so ist es nicht wahr, daß das deutsche Komitee irgend welche Gegenvorschläge unterbreitet habe. Wie wäre Das auch möglich? Portugal braucht dringend Geld, um seine schwebende Schuld zu tilgen und das unerträgliche Goldagio herunterzusetzen. Geld bekommt man nur gegen gute Sicherheiten. Diese haften bekanntlich schon den glücklich-unglücklichen Besitzern der alten Anleihen und man kann ihnen nicht verdenken, daß sie sich gegen jeden ihnen zugemutheten Verzicht sträuben. Uebrigens muß festgestellt werden, daß sich das Land jetzt erholt.

Digitized by Google

Wo ist nun der eigentliche Stützpunkt der deutschen Börsenhausse? Die new-yorker Kursdepeschen weisen regelmäßig Tagesumsätze von über einer Million Shares auf; früher waren 600 000 schon viel. Und Das sind hauptsächlich nicht Umsätze der Spekulation, sondern reelle Käufe, die noch immer größer werden. Da die Handelsbilanz der Union im Vorjahre mit einem Ueberschuß von 629 Millionen Dollars abschloß, so schwimmt man dort förmlich in Geld. Die Farmer haben die glänzenden Ernten hinter sich, und wenn auch die zwei ersten nur mäßige Preise brachten, so war doch die letzte in Folge des ungünstigen Ernteausfalles in Europa doppelt gewinnbringend. Nun ist das baare Geld zugeströmt, andere Anlagen als inländische kennt der Nordamerikaner nicht und die Industrie beansprucht nicht entfernt so große Summen wie bei uns. Einst hat die Union in der alten Welt Geld zu sechs oder sieben Prozent gesucht, später benutzte sie den sinkenden Zinsfuß zu Konversionen, reorganisirte ihre Eisenbahnen und hat heute eine beneidenswerth gesunde Wirthschaftbasis. Jetzt geschieht, was unter ähnlichen Glücksumständen wahrscheinlich weder Spanier noch Argentinier thun würden: man bezahlt seine Schulden, indem man vor Allem Eisenbahnbonds um jeden Preis zurückkauft. Darin liegt für unsere Kapitalisten ein so großer und unerwarteter Gewinn, daß an ein Zurückhalten gar nicht zu denken ist. Die nächste große Aktion geht von der Northern-Pacificbahn und der Deutschen Bank aus. So unwahrscheinlich die Sache auf den ersten Blick nämlich auch aussieht: es wird thatsächlich ein Austausch der Vorzugsaktien gegen gewöhnliche Aktien geplant. Und zwar ist die Ursache, die dazu führt, eine interne Konversion, die die Verschiedenheit der Aktionärinteressen aufhebt. Den selben Plan zur Unifizirung ihrer Aktien scheinen mir auch die Union-, die Central- resp. Southern-Pacific- und die Great Northern Co. zu verfolgen. Wahrscheinlich würde dann auch die größte Bahn, die Atchison- und Topeka-Bahn, das Selbe thun.

Pluto.

Notizbuch.

In Frankfurt am Main ist am fünfzehnten Januar Guido Weiß, in Dessau am folgenden Tage Rudolf Meyer gestorben. Die beiden Männer gingen von Standpunkten aus, die durch eines Abgrundes Tiefe von einander getrennt schienen: Meyer war ein starrer Stockkonservativer, ein Schüler der Rodbertus und Herman Wagener, Weiß war ein nach achtundvierziger Mode für die Volkssouverainetät begeisterter Demokrat und der Freund Johanns Jacobi. Dennoch begegneten sie einander am Abend ihres bewegten Lebens und der Raum, der sie noch trennte, mußte dem tiefer dringenden Blick schmal erscheinen: Beiden war die Nothwendigkeit klar geworden, die sozialen Ansprüche der heranwachsenden Klasse des neuen Industrieproletariates zu erfüllen, und vor dieser Erkenntniß verblaßten mehr und mehr die Verschiedenheiten ihrer — im alten Sinn — politischen Anschauungen. Weiß war der stärkere Publizist, Meyer der gründlicher gebildete Nationalökonom, aber auch der unstetere, wechselnden Launen, manchmal sogar seltsamen Schrullen eher zugängliche Geist. Soll man mit den nun in die Gruft Gebetteten hadern, weil ihnen für das überragende Genie Bismarcks, für den Werth dieser in ihrer Größe und ihrer Begrenztheit einzigen

Digitized by Google

Gestalt, das Verständniß fehlte und sie sich allgemach gegen ihn in einen Groll scheuchen ließen, der uns Jüngere heute beinahe komisch dünkt? Das wäre nutzlos, wäre undankbar. Nein: mit Gefühlen wehmüthigen Dankes müssen wir in den Tagen der Lauen, der Laodicäer aller Schattirungen, zweier Männer gedenken, die rechtschaffen hassen konnten, stets den Muth ihrer Ueberzeugung hatten und nicht wankten noch wichen, als die herbe und unbequeme Pflicht an sie herantrat, sich von den ihnen früher befreundeten Parteien zu trennen, bei denen sie modernes Empfinden vergebens suchten. Die konservative Partei — oder richtiger: die Gruppe, die sich heute noch mit diesem schönen Namen schmückt — sollte den Todestag Meyers, der deutsche Liberalismus den Guidos Weiß als einen ihrer Bußtage feiern. Beide Männer waren nicht von Fehlern frei, Beide haben oft geirrt, aber sie waren Persönlichkeiten und die Vertreter der Presse hätten allen Grund, an ihrer Bahre der freilich gar nicht heiteren Frage nachzudenken, was, seit Meyer und Weiß in die Publizistik eintraten, aus dem berühmten „wichtigsten Kulturmittel des neunzehnten Jahrhunderts" geworden ist.

* * *

Der Herausgeber der „Zukunft" wurde um die Veröffentlichung des folgenden Briefes gebeten, dessen Grundgedanken er leider zustimmen muß:

„Offener Brief an Herrn Geheimen Kommerzienrath Kröner, Inhaber der J. G. Cottaschen Verlagsbuchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Seit den Tagen unserer klassischen Literaturperiode hat der Name der J. G. Cottaschen Buchhandlung in ganz Deutschland einen guten Klang, denn jeder Deutsche mit geistigen Interessen verdankt auch dem Verleger von Schiller und Goethe eine Erweiterung, eine Vertiefung seines Innenlebens. An einen Verleger, der unter diesem Namen ein Uebermittler von geistigem Gut ist, darf man gewiß die höchsten Anforderungen stellen. Wie oft klagt das Publikum, wenn ihm seine Unlust, Bücher zu kaufen, vorgeworfen wird, sie seien zu theuer, im Ausland wüßten die Verleger ihre Bücher billiger herzustellen. Darauf antworten die Verleger dann regelmäßig: Wenn das Publikum ein besserer Käufer wäre und nicht die Leihbibliotheken so viel benutzte, wäre es leicht, die Bücher billig abzugeben.

Sie hatten jetzt, Herr Geheimrath, die Ehre, den Deutschen ein Vermächtniß seines Einigers zu übermitteln, eines Mannes, der, auch als er außer Amt und Würden war, nie aufgehört hat, für sein Volk zu sorgen und zur rechten Zeit seine mahnende Stimme hören zu lassen. Als Fürst Bismarck seine Gedanken und Erinnerungen niederschrieb, wollte er gewiß nicht nur zu den Wohlhabenden reden, sondern zu jedem Deutschen, der sein Vaterland liebt. Haben Sie nun Ihre Aufgabe zur Ehre des deutschen Verlagsbuchhandels gelöst? Nein; sondern, nachdem Sie das Honorar von 200 000 Mark schon annähernd durch Verkauf des Uebersetzungrechtes im Ausland verdient hatten, haben Sie das Vermächtniß des Altreichskanzlers mindestens um das Doppelte unnöthig vertheuert. Während Sie bei diesen amerikanischen Geschäftsprinzipien wenigstens zwei Millionen verdienen, schaden Sie dem Andenken Bismarcks auch dadurch, daß fern Stehende leicht zu der Vermuthung kommen können, an dem zu hohen Preise sei der „Geiz' Bismarcks schuld. Was soll aber das deutsche Nationalgefühl dazu sagen, daß sowohl Frankreich wie England eine Ausgabe besitzen, die bei gleichem Preis die deutsche an Ausstattung weit übertrifft? Bismarck, der große Individualist, hat in seinem Vaterland eine Buchausstattung erhalten, die sich in den ausge-

Digitized by Google

tretensten Bahnen bewegt. Heute, wo unser Kunstgewerbe auf Eigenart zu fußen sucht, wo man im Buchgewerbe sich besinnt — ich erinnere nur an das thatkräftige Beispiel des Direktors des berliner Kunstgewerbemuseums, Dr. Jessen —, daß beim Publikum das Unvermögen künstlerischen Sehens auch durch charakterlose Buchausstattung gefördert ist, beschämt uns das Ausland. Noch nie war eine so günstige Gelegenheit wie diese vorhanden, der großen Masse ein Erzieher zu sein; Sie haben sie versäumt, Herr Geheimrath. Bismarck braucht keinen illustrativen Prunk; in ein paar Jahren wird es aber hoffentlich dahin kommen, daß nur der Verleger in Ehren genannt wird, der es versteht, seinen Büchern ein individuelles Gewand zu geben.

Leipzig. Eugen Diederichs,
Verlagsbuchhändler.

* * *

Die Session des preußischen Landtages ist in den üblichen Prunkformen und in Anwesenheit der jüngsten Kinder des Kaisers eröffnet worden und das Abgeordnetenhaus tagt seit dem sechzehnten Januar in dem neuen Prachtpalast, dessen Bau, wenn er überhaupt nöthig war, wohl etwas sparsamer gehalten werden konnte. Ueber die Thronrede ist auch diesmal nicht viel zu sagen. Bismarck pflegte lächelnd zu erzählen, wie Thronreden entstehen: die Ressortchefs liefern die einzelnen Abschnitte, die ihre Spezialgebiete betreffen, und der Leiter des Ministeriums — im Reich der Kanzler — gießt dann die „allgemeine politische Sauce" darüber. Vielleicht hat er früher auch für den Stil gesorgt; jetzt könnte man wünschen, das Manuskript würde vor der öffentlichen Benutzung zur Durchsicht und Korrektur einem Manne vorgelegt, der zur deutschen Sprache ein intimeres Verhältniß hat als der preußische Durchschnittsminister. Es ist ungehörig, den Deutschen Kaiser ein Aktenstück verlesen zu lassen, in dem es von falschen Konstruktionen und Ungeschicklichkeiten des Ausdruckes wimmelt. Wer die Thronrede aufmerksam durchliest, wird dringend wünschen müssen, daß Wustmanns kleine Grammatik des Falschen, Zweifelhaften und Häßlichen recht bald für alle Ministerien angeschafft wird. Die Verkündung der neuen Regirungpläne hat nicht die winzigste Ueberraschung gebracht: Alltagsleistungen und Flickarbeiten werden verheißen und man darf leider nicht einmal sagen, daß am Ende dieser kümmerlichen Bemühungen immer ein wirklich erstrebenswerthes Ziel zu erblicken ist. Der Landwirthschaft wird nicht dadurch geholfen, daß man ihr mild zugesteht, sie habe „mit schwierigen Verhältnissen zu kämpfen", sondern dadurch allein, daß man Mittel angiebt, die diese Schwierigkeiten beseitigen oder mindestens lindern könnten. Und das Beispiel Frankreichs sollte die preußische Regirung lehren, daß mit einer besonderen Steuer der ungesunden Entwickelung großer Waarenhäuser im Wertheimstil nicht beizukommen ist. Von der Aufhebung des Verbotes, das die Verbindung politischer Vereine in Preußen hindert, ist nicht die Rede, trotzdem der Fürst zu Hohenlohe bei der hastigen Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches diese Aufhebung feierlich versprochen hat. Auch von einem sichereren Schutz der Bergarbeiter, dessen Nothwendigkeit die traurigen Grubenkatastrophen der letzten Zeit deutlich bewiesen haben, hört man einstweilen kein Sterbenswörtchen. Viel wird dagegen von dem „wachsenden Wohlstande des Landes" und der „stetigen und kraftvollen Entwickelung auf wirthschaftlichem Gebiet" geredet. Täuscht Herr von Miquel sich wirklich noch darüber, daß es mit dieser Herrlichkeit schon zu Ende geht und die Stunde mählich näher rückt, wo eine in ihren Folgen unübersehbare Industriekrisis eintreten muß? In England sogar, dem Weltfreihandelslande, dämmert den hellsten Köpfen jetzt die Erkenntniß der Mängel und Gefahren einer kurzsichtigen Exportpolitik. Die preußische Thronrede aber zeigt wieder einmal, daß im größten Bundesstaate des Deutschen Reiches die Sonne noch nicht aufgegangen ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Januar 1899.

Eine Festrede.*)

Patriotische Feste, hochgeehrte Gäste und liebe Kommilitonen, sind Erinnerungtage. Indem wir heute den Geburtstag des Deutschen Reiches begehen, freuen wir uns nicht blos seines Bestandes und seiner Achtung ge-

*) Am Jahrestage der Reichsgründung hat Karl Lamprecht vor den leipziger Studenten eine Rede gehalten, von der schon Bruchstücke veröffentlicht und glossirt worden sind, die aber nur als ein Ganzes richtig verstanden werden kann und die auch einem weiteren Hörerkreise, als sie ihn in der sächsischen Universitätstadt bei einem Kommers erreichen konnte, mitgetheilt zu werden verdient. Gedanken, wie Lamprecht sie aussprach, dämmern im Deutschen Reich heutzutage in manchen ernsten Mannes Sinn; doch nicht Jeder vermag ihnen das rechte Wort zu finden. Vor Anderen ist dazu der Historiker berufen, der sichtbar Gegenwärtiges Früherem vergleichen und Vortheile wie Gefahren eines politischen Zustandes an den — vom Laien allzu leicht vergessenen — Lehren der Geschichte messen kann. Selten sind fröhlich zechenden Musensöhnen, statt schnell verhallender Phrasen, so ernste Mahnungen vorgetragen worden: daß sie Gehör fanden, ist ein erfreuliches Zeichen. Nach Lamprechts Ansicht ist es nöthig, unseren politischen Festen einen reicheren, tieferen Inhalt zu schaffen und sie aus Phrasenparaden und Kneipenfeiern in wahrhaft festliche Tage des Rückerinnerns an stolze, aber auch an trübe Zeiten der vaterländischen Geschichte umzuwandeln. Dieser Wunsch ist in den letzten Jahren auch hier häufig ausgesprochen worden; und noch öfter der, die Verehrung für Bismarck nicht nutzlos dadurch zu bethätigen, daß man jedes Zufallswort des Großen andächtig stammelnd nachbetet, sondern dadurch, daß man, wie er, sich die geistige Freiheit wahrt und den in wechselnden Gestaltungen der Ansprüche und Bedürfnisse auftauchenden Problemen mit offenem Auge die Lösung sucht ... Auf den Geburtstag des Reiches folgt der Geburtstag des jetzigen Kaisers, dem wir Alle eine feste Gesundheit, treue und furchtlose Berather und ein stetiges, dem Volk gedeihliches Regiment wünschen; möchte auch in die Feierreden dieses Tages und in die Stimmung der ihnen Lauschenden Etwas vom Geist dieser ungewöhnlichen Festrede dringen.

Digitized by Google

bietenden Stellung unter den Reichen des Erdballes. Vielmehr, wie es jeder ernste Mensch an seinem Geburtstage thun wird, lassen wir die Blicke auch rückwärts schweifen in die Vergangenheit des Geburtstagskindes und suchen aus dem eindringenden und kritischen Verständniß der Art, wie es geworden ist, zu begreifen, was es ist, und Schlüsse zu ziehen auf Das, was es sein kann und vielleicht einmal sein wird. In diesem Zusammenhange liegt es begründet, daß der Ausschuß des Festkommerses einen Historiker aufgefordert hat, hier vom Reiche und auf das Reich zu reden. Denn die Aufgabe des Historikers kann es nicht sein, in den bloßen Jubel des Tages einzustimmen, auch wenn er noch so berechtigt sein sollte, oder vom Standpunkte dieses Tages aus die nächstliegenden, „aktuellen" Vorgänge der Politik zu beleuchten. Der Historiker ist kein Politiker, wie man so oft gesagt hat: gerade neuere Vorgänge haben deutlich genug gezeigt, daß er seinem Beruf untreu wird, wenn er gegenüber jeder Maßregel der Tagespolitik Stellung zu nehmen sucht. Der Historiker kann vielmehr das Leben der Gegenwart nur in dem Sinne unmittelbar zu fördern suchen, daß er es allein in seinen allergrößten Zügen begleitet, in jenen Zügen, die einen deutlichen, sich unwidersprechlich klar aufdrängenden Zusammenhang mit einer weiten Vergangenheit aufweisen. In dieser Hinsicht aber ist es für ihn auch Pflicht, zu reden; gleichsam soll er der Archivar der Nation sein, der in Lebensfragen der nationalen Gesellschaft, der er angehört, die Akten herbeiholt und aufschlägt und ihren Inhalt reden läßt, — unbekümmert um den Wogenschaum der Tagesmeinungen, der rechts und links von ihm aufspritzt.

Die europäischen Nationen, deren geschichtliches Leben sich unter den ungeheuren Anforderungen der Kultur des neunzehnten Jahrhunderts noch als dauerhaft erwiesen hat, haben in den letzten drei bis vier Jahrhunderten ihres Daseins alle zwei große Entwickelungsfaktoren in sich getragen: die Monarchie und das Bürgerthum; bald in Feindschaft gegen einander, bald eng zu gemeinsamem Wirken vereint, haben diese Faktoren die inneren und auch die äußeren Geschicke, vor Allem Englands, Frankreichs und Deutschlands, bestimmt. Von ihnen ist die Monarchie der ältere. Die frühesten, räumlich noch sehr kleinen Staatenbildungen auf germanischem wie romanischem Boden waren monarchisch oder trugen den Keim zur Entwickelung der Monarchie in sich. Und diese Monarchie hat, durch alle die verschiedenen Wandlungen hindurch, die sie in einer anderthalbtausendjährigen Entwickelung durchgemacht hat, doch die eine Tendenz festgehalten: die der Vergrößerung des Staatsgebietes. Welcher Monarch auch noch der Gegenwart würde nicht den edlen Ehrgeiz haben, seinem Nachfolger das Erbe der Väter nicht blos innerlich bereichert, nein, auch äußerlich, dem Raume nach, vermehrt zu hinterlassen? Die großen Staatsgebilde des frühen Mittelalters haben dieser Neigung

Digitized by Google

ihr Entstehen verdankt, obgleich die Kultur dieser Zeit an sich große Reiche als dauernde Grundlagen politischen Daseins noch nicht zuließ. Eben in diesem Punkte aber tritt nun die enge Berührung des Bürgerthumes mit der Monarchie ein. Gegenüber dem aufs Enge begrenzten naturalwirthschaftlichen Zustande des früheren Mittelalters, dem nur räumlich kleine Staatengebilde völlig entsprachen, gingen die Absichten des Bürgerthumes von Anfang an aufs räumlich Weite: hierher wiesen Handel und Gewerbe, die wirthschaftlichen Daseinsgrundlagen des neuen Standes, sobald er, lebensvoller seit dem elften bis dreizehnten Jahrhundert, emporkam. Dies räumlich Weite aber war auch das Ideal der Monarchie; es ist darum kein Zufall, wenn sich schon in den Kämpfen Kaiser Heinrichs des Vierten gegen Rom und die lokale Abgeschlossenheit der Sachsen und anderer deutschen Stämme die Bürger, zum ersten Male in der politischen Geschichte der Nation erscheinend, alsbald enthusiastisch auf die Seite des Kaisers, auf die Seite der großen Centralgewalt des Reiches schlugen. Das politische Ziel, das das Bürgerthum von Anbeginn ins Auge fassen mußte, das es zu erstreben in seinen großen Zeiten niemals müde geworden ist, ging mindestens auf die wirthschaftliche, womöglich auch auf die politische Zusammenfassung der Nation. Und so gab dieses Bürgerthum erst dem Erweiterungstreben der Monarchie den rechten festen Grund: mehr persönliche Bestrebungen erhielten den Unterbau großer, unabweisbarer und mit der steigen Kraft von Naturgewalten wirkender Kulturzusammenhänge.

* * *

Ich kann im knappen Rahmen einer Festrede nicht verfolgen, wie diese Verbindung von Monarchie und Bürgerthum in England und Frankreich gewirkt hat; selbst für unsere eigene Entwickelung muß ich mich mit Andeutungen begnügen. Genug, daß in Frankreich und England schließlich das Bürgerthum, wie es die tiefere treibende Kraft dieser ganzen Bewegung ist, so sich auch in der Gestaltung der äußeren Thatsachen als solche erwiesen hat; England ist Scheinmonarchie, Frankreich gar schließlich Republik geworden.

Bei uns haben sich die Dinge anders entwickelt. Wir haben im vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert einen ersten, außerordentlichen Aufschwung unseres Bürgerthumes erlebt; es war der Fall in einem Zeitalter schon beträchtlicher Schwächung der alten kaiserlich-monarchischen Idee. Dies Bürgerthum ist dann, vornehmlich in Folge der Ablenkung des Welthandels an die atlantischen Küsten nach der Entdeckung der Neuen Welt und in Folge der ungeheuren Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges, gleichzeitig mit der alten kaiserlichen Monarchie in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts

Digitized by Google

zusammengebrochen; nur in wenigen peripherisch gelegenen Städten, wie Bremen, Hamburg, Frankfurt, Straßburg, Zürich, besteht ein Zusammenhang zwischen dem alten deutschen Bürgerthum und dem modernen. Es war ein Zusammensturz sondergleichen; keine andere europäische Nation hat etwas Aehnliches erlebt; in das bitterste Unglück sah die Nation die einstigen Vortheile ihrer großen mitteleuropäischen Stellung gewandelt.

Damals, in den Zeiten des aufsteigenden politischen Absolutismus, hat die Monarchie auf deutschem Boden die Verdienste erarbeitet, die sich heute in ihrer für Europa unvergleichlich festen Stellung wiederspiegeln. Die Territorialfürsten, nunmehr zur Souverainetät emporsteigend, haben bei allem Flitterglanz, den sie gelegentlich wohl ihrer „Reputation" schuldig zu sein glaubten, doch fast durchweg, und vor Allem in ihren mächtigsten Vertretern, mit ununterbrochenem Fleiß daran gearbeitet, diese zerschlagene Nation zu trösten und zur Selbstbestimmung und womöglich erneuten Selbstachtung emporzuheben. Und nicht zum Geringsten galten ihre Bestrebungen der Forderung eines neuen Bürgerstandes. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Anfänge eines neuen Bürgerthumes in den ersten drei Generationen nach dem Dreißigjährigen Kriege zum großen Theil als fürstliche Schöpfung bezeichnet.

Aber nun wurde dieses Bürgerthum selbständig. Und wunderbar — und doch nach der Art seiner Entstehung wiederum nicht wunderbar —: zunächst nicht auf seinem eigensten Gebiete. Für das Emporblühen der Kommerzien und Manufakturen hatten die Fürsten gesorgt: hier blieb der Bürger noch bis zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts von ihnen abhängig und vielfach ein Kostgänger des Staates. Selbständig aber wurde er auf einem ganz anderen Gebiet: dem geistigen. Hier wurde er, wirthschaftlich sorglos und doch nicht üppig gebettet, zum Träger aller hohen geistigen Bestrebungen, deren Pflege nicht allzu reiche materielle Mittel erforderte: zum Träger daher nicht der Kunst, wohl aber der Literatur, der Philosophie, der Wissenschaft. Durch Aufklärung und Empfindsamkeit, durch Sturm und Drang und Klassizismus, durch Romantik und literarischen und wissenschaftlichen Realismus hindurch wuchs jenes Volk der Denker und Dichter heran, das die Nationen der Welt in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts bewunderten.

Aber das Bürgerthum, der eigentliche Träger dieser Bewegung, an der auch bald andere Stände theilnahmen, trieb doch nicht nur diesen einen Zweig seiner Entwickelung. Indem es den weitesten Horizont geistigen Lebens beherrschen lernte, gewann es Einfluß auch auf die Feststellung der materiellen Ziele des Staatslebens: die aufgeklärte Monarchie ist schon erfüllt von bürgerlichen Ideen und bezeichnet als solche einen halben Sieg des Bürgerthumes. Und schon begann das Bürgerthum, auch unmittelbar politisch zu denken; die sechziger, siebenziger und achziger Jahre des vorigen Jahrhunderts

Digitized by Google

haben bei uns die ersten Anfänge einer nationalen politischen Literatur gesehen. Vor Allem aber: dies Bürgerthum gewann allmählich die eigentliche wirthschaftliche Grundlage seines Berufes zu voller Selbständigkeit. Wie blühte doch schon um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts der Verkehr empor; welchen Umschwung erlebten Industrie und Handel schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts! Und — was die Emanzipation der bürgerlichen Berufe aus dem Gängelbande der fürstlichen Fürsorge bedeutete — diese Berufe stellten jetzt die ihrer Lebensart und ihrem Lebensbedürfniß entsprechenden politischen Forderungen: sie erstrebten die wirthschaftliche und politische Einheit der Nation. So haben offene Köpfe schon im vorigen Jahrhundert von einer Hansa deutscher Fürsten im Sinne des späteren Zollvereines geträumt; so stellten sich die Bürgersöhne des Nordens begeistert dem großen Kampf um die nationale Einheit und Freiheit zu Beginn dieses Jahrhunderts und der größte Sänger dieser unvergeßlichen Jahre, Körner, war ein Bürgerlicher; so wurde das Bürgerthum zum Träger jener Einheitidee, die ihre Verwirklichung im Jahre 1870 gefunden hat.

Aber — ein glückliches Geschick! — diese Verwirklichung der nationalen Einheit ist nicht eingetreten ohne starke Betheiligung der großen und kleinen monarchischen Gewalten des Vaterlandes; die starke Rolle, welche die Monarchie während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts im Leben unseres Volkes gespielt hat, ist nicht aufgegeben worden. Es ist das Gebiet, auf dem vor Allem die Verdienste des Fürsten Bismarck liegen. Nicht umsonst war er ein Liebling und Freund der edelsten Fürsten unseres Vaterlandes. Er hat in dem Augenblick, da die Ziele des Bürgerthumes ins Republikanische umzuschlagen drohten, zur Geltung gebracht, was der andere große Faktor unseres historischen Lebens bedeute. Er hat Das zunächst — ein Anderes war nicht möglich — als Preuße gethan und der Weg unserer nationalen Einigung hat durch die harte Prüfung eines Bruderkrieges und, vergessen wir Das nicht, durch einen Vorgang der Verstümmelung des nationalen Körpers im Ausschluß der heute schwer leidenden österreichischen Brüder geführt. Nachdem aber diese Politik des Blutes und Eisens durchgeführt war, hat Bismarck sich den großen nationalen Strömungen, wie sie in dem Verlangen des bürgerlichen Liberalismus nach Einheit gegeben waren, untergeordnet, so weit Das zum Ausgleich gegen das monarchische Prinzip nöthig erschien. Als Preuße wohl noch ist er in den Krieg von 1870 gezogen; als ein immer mehr deutsch werdender Mann kehrte er zurück. Wohl im Jahre 1873 hat er einen Rückblick auf seine politische Laufbahn mit dem bedeutsamen Motto versehen: unda fert, nec regitur, die Welle trägt, aber sie läßt sich nicht lenken. Es ist die Anerkennung Dessen, was die in der bürgerlichen Kultur geeinte Nation für die politische Einheit gethan hat; die

Digitized by Google

Anerkennung Dessen, daß, wie der Fürst es ein anderes Mal angedeutet hat, der Staatsmann wohl, wie ein guter Förster, den Wald schlagen kann, wenn er reif ist, nicht aber sein Wachsthum hervorzurufen oder auch nur zu beschleunigen vermag.

* * *

Warum aber erzähle ich Ihnen dies Alles, meine Herren? Ich denke, die vertiefte Betrachtung einiger wichtigster Strömungen unseres Volkslebens und einiger hervorragender Bedingungen unserer Geschichte hat uns unmittelbar bis in die Gegenwart geführt. Denn diese großen Entwickelungrichtungen sind in das Reich herübergenommen worden und dauern in ihm, wenn auch unter gewissen Aenderungen, fort. Der monarchische Gedanke hat schon dadurch eine außerordentliche Stärkung erfahren, daß sich die Einheit der Nation in ihm verkörpert; das Bürgerthum hat zunächst in seinem eigentlichen Berufskreise aus der politischen Einheit alle die wirthschaftlichen Konsequenzen gezogen, die in dem außerordentlichen Aufschwung unserer Industrie und unseres Handels zu Tage treten. Ist aber in diesem Aufschwung das Verhältniß beider Faktoren zu einander, vom Standpunkt der nationalen Zukunft aus betrachtet, ein ganz befriedigendes geworden? Hier vor Allem liegt der Punkt, der bei einer ernsten Geburtstagsfeier des Reiches zu eingehendster Ueberlegung auffordert. Sollten die Träger des monarchischen Gedankens sich nicht fragen, ob alle ihre Handlungen danach eingerichtet sind, die großen nationalen Strömungen, wie sie nun einmal einen wesentlich bürgerlichen Charakter haben, zu begünstigen? Und ist die entschieden wirthschaftliche Wendung der bürgerlichen Berufsthätigkeit nicht von einer Unterschätzung der im weitesten Sinne geistigen Seite des Lebens gefolgt gewesen? Hat nicht das öffentliche Leben einen Zug steigender Charakterlosigkeit erhalten, wie er in Byzantinismus nach oben, in Rücksichtlosigkeit nach unten zu Tage tritt? Haben wir uns nicht zu sehr des Denkens entwöhnt, des Denkens auch über unsere eigenen Angelegenheiten? Haben wir nicht nach außen hin zum Theil einen ideenlosen Chauvinismus entwickelt und stehen nicht unsere Anschauungen über die innere Politik jetzt gerade bei national gesinnten Männern in höchst betrübender Weise unter dem Zeichen der Ideenlosigkeit? Ist es nützlich und fördernd, statt eigener Gedanken, stets nur Gedanken des Fürsten Bismarck zu wiederholen und sich damit zum geistigen Sklaven des Mannes zu machen, der, wie jede, so auch diese Sklaverei verachtet haben würde und dessen Ehrfurcht gebietender Gestalt jeder Deutsche sich nur in freier Bewunderung nahen sollte? Das sind Fragen, die sich um Dutzende vermehren ließen.

Sie aber, meine Herren, sind vor Allem berufen, die Freiheit des

Digitized by Google

Denkens, die Ihnen Ihre ungebundene soziale Stellung gewährt und die Ihnen von der Hochschule als ein weit über allem bloßen Wissen stehendes kostbares Gut europäischer Civilisation vermittelt wird, in sich mit reinem Herzen aufzunehmen, zu wahren, zu mehren und hinauszutragen in alle Lande als das Palladium unserer Zukunft gerade in heutigen Zeiten.

Denn diese Zeiten sind nicht leicht; und sie werden noch schwerer dadurch, daß in der äußeren Politik Gefahren drohen, die, weil elementaren Charakters, unvermeidlich sind. Gewiß giebt es hier Lebensseiten der Nation, die uns fast nur von der Sonne bestrahlt und heiter und glücklich erscheinen können. Unsere letztvergangene gute Zeit wirft uns noch immer reiche Gaben in den Schoß: wie eine Pflanze, die, unter günstigem Himmel zu kräftiger Blüthe entfaltet und zur Frucht gereift, nun ihren Samen in alle Lande streut, so erfüllt unsere wirthschaftliche Entwickelung die Welt und der deutsche Name ertönt seit einigen Jahrzehnten an niemals zuvor aufgesuchten Küsten. Aber daneben sehen wir, wie in einem Nachbarlande die Dinge einer Katastrophe zutreiben, bei der wir nicht gleichgiltig bleiben könnten, selbst wenn es sich nur um einfache Nachbarn handelte. Nun aber ist nicht von diesen die Rede, sondern vielmehr von lieben Freunden und stammverwandten Brüdern. Wie werden diese Dinge enden? Sind wir gerüstet? Ich meine nicht nur: diplomatisch gerüstet. Ist Jeder von uns gerüstet? Sind wir, wenn es nothun sollte, bereit, einen gesunden Leib und eine kräftige, freie Seele in den Dienst des Vaterlandes zu stellen? . . . Jeder lege sich diese Frage vor und beantworte sie, einerlei, was die Zukunft bringen möge, in energischer Pflichterfüllung und klarer Selbsteinschätzung zu Dem, was er bei äußerster Anspannung der Kräfte sich und seinem Vaterlande sein zu können glaubt.

Das sei die Stimmung, meine Herren, mit der wir den heutigen Tag feiern. Das sei der Ernst, in dem wir uns anschicken zu dem Rufe: Gott segne unser theures Vaterland; er schütze Kaiser und Reich; er schütze seine Fürsten und seine freien Städte!

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Digitized by Google

Anfänge moderner Kunst.*)

Goethe gab in den „Propyläen“ des Jahres 1801 über die Kunst in Deutschland eine „flüchtige Uebersicht“, in der er mit wenigen Worten den Stand der Leistungen in den verschiedenen Hauptstädten des Schaffens darzustellen bestrebt war. Man kann, bei aller Verehrung für den Großmeister, der gerade damals durch die Propyläen ans Werk herangetreten war, der deutschen Kunst einen neuen Mittelpunkt zu schaffen, sich des Staunens darüber nicht erwehren, wie arm, wie „flüchtig“ diese Uebersicht ist. Sie hat ihm böses Blut von verschiedenen Seiten eingetragen; namentlich von Berlin. Dort schien Goethe der Naturalismus mit der Wirklichkeit- und Nützlichkeitforderung zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am Meisten zu offenbaren. Poesie, sagt er, wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Portrait, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das Allgemein-Menschliche durchs Vaterländische verdrängt. Vielleicht überzeuge man sich bald, daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden in steter Rücksicht auf Das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Wen meinte Goethe mit diesen Aussprüchen? Bernhard Rode, Fritsch, Meil, Darbes, Weitsch und wie die Maler der berliner Akademie alle hießen? Es ist in dem Aufsatze hiervon nichts gesagt. Wohl aber antwortete Einer der Besten, die Berlin besaß, der Bildhauer Gottfried Schadow. Für ihn ist ein Naturalist Der, der eine Kunst treibt, ohne sie von einem Meister (Professor) oder in einer Schule erlernt zu haben. Ein solcher war Daniel Chodowiecki, der nach der Weise keiner einzigen Schule zu Werke ging, auch nie einen Lehrmeister hatte. Ob er deshalb aber geringer zu schätzen sei als Andere, die nichts zu sehen und zu arbeiten vermöchten, außer durch die Brille irgend eines Meisters oder einer Schule, sei noch nicht ausgemacht. Schadow freute sich der Arbeit, die treu und ehrlich nach einem vorliegenden Muster abgebildet sei; daß jedes Kunstwerk in Berlin behandelt werde wie ein Portrait oder Konterfei; er freute sich des charakteristischen Kunstsinnes, wenn auch dieser in den Propyläen auf die niedrigste Stufe gestellt werde: er sei der einzige, durch den wir Deutsche dahin kommen, Kunstwerke hervorzubringen, in denen man uns selbst sähe. Anstatt zu geben und auszubilden, was in

*) Ein Fragment aus dem Werk „Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts“ von Cornelius Gurlitt, das, als zweiter Band des Sammelwerkes „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung“, in der zweiten Februarhälfte im Verlag von Georg Bondi in Berlin erscheinen soll.

Digitized by Google

uns ist, quälen wir uns, hervorzubringen, was dem von Fremden Gemachten ähnlich sei. Man begründe die Kunst nicht auf die Verhältnisse im Bau des Körpers, sondern auf das liebe Gefühl; man strebe im Kunstwerk nach Endreimen, indem man über dem Weichen, Fleischigen, Punktirten, Geschabten, Vertriebenen, Malerischen und dem eleganten Vortrag die wahre Gestalt, Charakteristik und Form der Dinge vergesse. Wer richtig und treu nachmache, sei auf dem rechten Wege der Schönheit. Um den uns bekannten lebenden Menschen darzustellen, getreu, als einen Spiegel der Natur, bedürfe es eines unbeschreiblich richtigen Auges, einer geübten Hand, eines ehrlichen, treuen Sinnes, bestimmten handwerklichen Wissens. Nichts sei geeigneter, einen jungen Künstler irrezuführen, als erträumte und vermeintliche Vollkommenheit. Hinsichtlich der Landschaft sagt Schadow, in der Natur gebe es keinen allgemeinen Baum, sondern nur bestimmte Baumarten, und wer einen Baum abbilde, müsse sagen können, welcher Art er sei. Die alten Holländer, obgleich sie lange in Italien studirten, hätten sich durch die „Poussinaden" nicht irr machen lassen und daher schätzten sie die Italiener noch heute; nur durch treue Nachahmung der Natur lasse sich etwas Eigenthümliches schaffen. Das Allgemein-Menschliche liege eben im Vaterländischen: gerade die Statuen der Alten hätten ihre bestimmte Physiognomie, ihre Verhältnisse, ihre Merkmale. Aber die Köpfe, Hände, Füße des Pietro da Cortona und seiner Schule, also der Barockmeister, wie jene des Berliners Rode und des Leipzigers Oeser, müssen wie die Gesichter unserer Schauspieler zu jeder Rolle herhalten. Besäßen wir nur die Geschicklichkeit, Vaterländisches, Eigenes darzustellen, wie unsere Altväter, so würden wir eine Schule haben, der fremde Völker ihre Sammlungen öffneten. Die Geschicklichkeit, die Art und Weise fremder Meister nachzuahmen, hätte uns diese nicht erschlossen. Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön, habe Goethe gesagt: „Homeride sein wollen", sagt Schadow, „wenn man Goethe ist! Hätte ich doch die Macht, diese unverzeihliche Bescheidenheit zu verbieten!"

Die beiden Aufsätze erweckten vor hundert Jahren Aufsehen: sie könnten heute geschrieben werden. Nur wäre Das, was Goethe als der Vertreter einer kommenden Kunst sagte, heute den Vertretern der älteren Richtung zugefallen. Und Schadow, der damals freilich auch erst achtunddreißig Jahre alt war, vertrat die Alten, die Absterbenden, eine endende Kunst. Man hat ihn lange Zeit fast ganz über Thorwaldsen und Rauch vergessen.

Die beiden Gegner haben den Kampf des Jahrhunderts gekennzeichnet, obgleich das später so oft verwendete Wort Idealismus in den beiden Aufsätzen nicht vorkommt. Sein Gegenspiel, der Naturalismus, erscheint dafür. Und es ist durchaus bezeichnend, daß Goethe und Schadow einander nicht verstanden, als sie das Wort verwendeten, daß Jeder etwas Anderes darunter

Digitized by Google

verstand. Denn Goethe meinte doch sicher unter Naturalismus, wie er selbst sagt, eine Kunst, welche die Wirklichkeit und Nützlichkeit zu ihrer Forderung mache, nicht die von einem ungeschulten Künstler hervorgebrachte, von einem solchen, der nur aus seiner Natur herausschaffe. Dies Mißverstehen ist ein zweites Merkmal unseres Jahrhunderts, trotz seiner philosophischen Schulung. Wer heute über Idealismus, Realismus, Naturalismus spricht, thut immer noch gut, zuvor sich darüber zu erklären, was er denn eigentlich unter den armen, zu Tode gemarterten Fremdwörtern verstehe.

Goethe als Kämpfer für das Allgemeingiltige! Wie herrlich hatte er sich ein Menschenleben früher ganz in Schadows Sinn geäußert: „Die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja, oft wahrer und größer als die schöne selbst ... Laßt die Bildnerei des Wilden aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltungverhältniß zusammenstimmen; denn eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun ist die einzig wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden: sie ist ganz und lebendig!" Auch damals, auf seinen Aufsatz über das Münster zu Straßburg, hatte ihm ein Künstler von Namen, ein bewährter Lehrer, der dresdener Akademieprofessor Friedrich August Krubsacius, geantwortet. Wie er den „witzigen Schwätzer" von oben herab behandelt, nach den neuesten Untersuchungen über die Baugeschichte der Irrthümer überführt! Da seis am Besten, wenn man allen Unterricht, alle Grundsätze und Regeln in den Künsten verwerfe, denn so könne man ohne viel Studiren, wenn man nur Mutterwitz habe, mit leichter Mühe bei allen Unwissenden ein großes Genie heißen. Wenn Goethe mit seiner Begeisterung für charakteristische Kunst sagen wolle, ein jeglicher Künstler müsse fähigen Geistes sein zu seiner Kunst, oder, was das Selbe ist, er müsse Genie dazu haben, so hat er damit etwas sehr Gemeines und Altes gesagt; und was konnte er sonst damit sagen wollen? Sie verstanden einander nicht, die beiden Kämpfer, aber sie hätten einander dreißig Jahre später verstanden; denn inzwischen war Goethe den Weg gezogen, den die deutsche Völkerwanderung seit den Tagen der Cimbern und Teutonen breitgetreten hatte, über die Alpen. Er hatte das Ziel erreicht: Rom!

Er, der große Heide, war in die Hauptstadt der Päpste gewandert, um eine tiefe Herzenssehnsucht zu befriedigen, eine scheinbar unauslöschliche in deutscher Brust. Sie Alle sind nach Rom gezogen, die Fürsten und die Völker, die der alten Kirche Gläubigen und deren Gegner. Goethe zog dahin als Schüler Oesers, des Malers, als Schüler Winckelmanns, des Kunstgelehrten; nachdem es ihm die Gewalt der Antike, zuerst in der mann-

Digitized by Google

heimer Sammlung von Gipsabgüssen, angethan hatte, nachdem seine Sehnsucht nach Form, nach sinnlich-ästhetischer Kultur, nach einem über das Charakteristische gestellten Gleichmaß unwiderstehlich geworden war, ein Sturmlaufen auf das Echte und Rechte in den Dingen ihn gepackt hatte. Und all das Sehnen sollte Italien, sollte Rom befriedigen. Auch hierin ist Goethe der echte Sohn seines Volkes. Tausende sehen in seinem Wandel einen Sieg, Tausende einen Niedergang. Er hatte des Volkes Tugenden und Fehler, seine Neigungen und seine Schwächen. Denn ein großer Theil deutscher Kunstgeschichte auch im neunzehnten Jahrhundert hat sich in Rom abgespielt. Die Verjünger deutschen Schaffens zogen fast alle dorthin: Carstens, Cornelius, Overbeck; die Landschafter, die Bildhauer; Feuerbach, Böcklin, Klinger und so Viele, Viele mehr.

Es ist daher wohl gut, den Boden zu untersuchen, nach dem sie Alle strebten, in den das deutsche Volk so unermeßlich reiche Saat streute. Nicht darauf, welche Fülle von Frucht dort aufgespeichert ist, sondern darauf, inwiefern die Frucht diesem Boden selbst entsproß. Ich spreche hier nicht vom alten Rom, weder von jenem der Konsuln und Caesaren, des Augustus und des Konstantin, noch jenem frühester christlicher Staats- und Kirchenherrschaft. Längst haben uns die Archäologen darüber belehrt, daß jene Kunst, die ein Winckelmann vor Allem dort suchte, die Bildnerei, in Rom nur zu Gast war, daß die Römer wohl Bildsäulen, aber keine Bildnerei besaßen. Schon zur Zeit Goethes wußte man, daß Rom nur den Abglanz von Athen darstelle. Das aber ist noch meines Wissens nicht recht hervorgehoben worden, daß in den langen Jahrhunderten seit dem Erwachen der Nationen, in welchen der katholischen Kirche in allen christlichen Ländern vom Kunsteifer der Völker, von dem Drange zu werkthätig opfernder Verehrung, von dem Streben, durch gute Werke die Seligkeit zu erwerben, ungezählte herrliche Kirchen gebaut wurden, Rom fast allein diesem Beispiel nicht folgte. Draußen im fernsten Städtchen eine romanische, eine gothische Kirche, ein mehr oder minder reiches Stift, ein Anspannen der oft bescheidenen Kräfte, um das Größte der Kirche darzubieten, sich selbst und seine Mittel hinzugeben zur Ehre Gottes: im gewaltigen, die Geister der Welt beherrschenden Rom kaum ein paar Ansätze zu ähnlichem Thun. Rom hat keine romanische, kaum eine gothische Kirche von Bedeutung, seine Kunstthätigkeit steht tief unter der der meisten Bischofsstädte in Italien, in Frankreich, England, Deutschland. Wohl entstand Dies oder Jenes, wohl änderte man hier oder dort: aber wo im mittelalterlichen Rom ist der Bau, der sich mit den großen Stiftskirchen der deutschen Kaiser und Fürsten, der französischen und englischen Herren, der Bischöfe und Klöster im Norden wie im Süden messen könnte?

Auf Jahrhunderte, in denen Rom eine der niedersten Rollen im

Digitized by Google

Kunstleben der Kirche einnahm, folgte die Renaissance, die mit einem Schlage Rom zu dessen Mittelpunkt machte. Aber man schaue genau zu: rasch entwickelte sich in den italienischen Städten die Kunst, sobald ihr Gelegenheit zur Bethätigung geboten war. Wie plötzlich tritt Florenz im vierzehnten, Venedig im fünfzehnten, Bologna im sechzehnten, Neapel im siebenzehnten Jahrhundert hervor, eigene Schulen gründend. Aus dem frisch gepflügten Boden schießen die jungen Sprößlinge auf, stürmisch sich drängend, sich schiebend zur Vollendung der Eigenart, vom Vater auf den Sohn, vom Lehrer auf den Schüler die Art übertragend. Der einmal von der Kunst befruchtete Boden wird wohl gelegentlich matter, fauler im Tragen; aber er wahrt sich seine bildende Fähigkeit durch Jahrhunderte; er bringt immer wieder Talente hervor, bis die Zeit anbricht, einen neuen großen Frühling ergrünen zu lassen. In Rom aber ist noch nie ein Künstler geboren worden. Das bemerkte schon mit Staunen Winckelmann. „In geborenen Römern", sagt er, „wo das Gefühl vor anderen zeitiger und reifer werden könnte, bleibet es in der Erziehung sinnlos und bildet sich nicht: was wir täglich vor Augen haben, pflegt kein Verlangen zu erwecken." Ausnahmen bestätigen die Regel. So ist Römer Giulio Romano, so Sacchi, so sind es einige Barockarchitekten, die freilich meist aus lombardischen Familien stammen. Giulio Romano ist der Totengräber der Kunst Rafaels. Man muß seine Bilder in Mantua gesehen haben, um zu erkennen, was für ein Knote er seiner innersten Natur nach war. Sacchi ist ein braver, ernster Mann, ein Mann der Schule, — und so die anderen Künstler. Rom hat aber nicht einen Kopf geboren, in dem ein selbständiger künstlerischer Gedanke schlummerte. So viel Kunst in Rom gemacht wurde, so ist sie doch nie römische Kunst geworden.

Man hat ihr in der blinden Verehrung für die ewige Stadt daraus ein Verdienst ableiten wollen. Rom zwinge jeden Künstler, für die Welt zu schaffen, weil es eine Weltstadt sei, Mittelpunkt eines geistigen Weltreiches. Wie die Kirche nicht römisch, nicht italienisch, sondern allgemein sei, so müsse es auch die Kunst ihrer Hauptstadt sein. Michelangelo hat wohl schwerlich so gedacht. Er war Florentiner und blieb es, als er auf das Geheiß des Papstes zornschnaubend die sixtinische Kapelle malte. Rafael trug seine urbinatische, in Florenz gereifte Weise nach Rom, als ein im Wesentlichen Fertiges. Das, was Rom bot, ist die Regel, das Gesetz der Kunst; Das, was es forderte, ist der Inhalt. Ein Beispiel: die Kirche forderte von Rafael die Schule von Athen. Das ist ein Vorwurf, den ein Maler von so hohem malerischen Sinn nie sich selbst gewählt hätte. Er sollte zahlreiche Menschen, die er nicht kannte, nie gesehen hatte, sich im Geist bilden und sie so darstellen, daß ein Anderer herausfinden könne, wer gemeint sei. Das ist dem Inhalt nach eine der ödesten, trostlosesten Charadenmalereien, die es geben

Digitized by Google

kann, so großartig das eigentlich Künstlerische am Bilde trotzdem wurde. Die neueste Kunstgelehrsamkeit hat festgestellt, daß die beiden Hauptgestalten Plato und Aristoteles sein sollen; früher hielt man sie, wer weiß, ob nicht mit Recht, für Petrus und Paulus. Also selbst an den beiden Hauptgestalten ist Rafael in dem Streben, für nur geschichtlich bekannte Menschen erkennbare Gestalt zu schaffen, völlig gescheitert. Der Beweis ist geliefert, daß es ganz unmöglich ist, aus den Gesichtszügen oder aus der Haltung der beiden Männer zu erkennen, ob sie Christi oder Sokrates Lehre anhingen. Das ists, was die Kirche vom Maler forderte, Das ists, was Rom im Tridentiner Konzil und später immer wieder aufs Neue aussprach: der Gegenstand macht die Kunst; sie ist gut als Erklärer der Heilswahrheit; sie soll die Lehre der Kirche anschaulich machen; sie soll Thatsachen erkennbar werden lassen. Gerade an dieser Aufgabe scheiterte in Rom regelmäßig die Kunst: sie hat für die Menschen, die sie ohne Weiteres erkennbar machen sollte, typische Formen zu finden, ihnen typische Bewegungen, typische Kleider, Geräthe zu geben, sie in bestimmten Lebenslagen zu schildern. Damit zwingt die Kirche die Kunst in ein Netz von Gesetzen hinein, von Gesetzen, die sie fast immer nach kurzer Zeit einschnüren, ausdorren, vernichten. Es ist kein Zufall, daß Rom nie Kunst erzeugte, obgleich wohl keine Stadt der Welt seit der Zeit der Renaissance so viel Kunst auffog.

Diese sphynxartige Kraft des Saugens hat Rom sich durch alle Zeiten gewahrt. Wohl haben verschiedene Künstler in Rom Schule gemacht. Daß kein Römer unter ihnen ist, versteht sich von selbst, da es keinen römischen Künstler giebt. Aber wie viel vornehmer gestaltet sich die Malerei nach Rafaels Tode in Florenz als in Rom, wie viel mehr Menschenthum, Selbstkraft ist in den Baroccio, Vasari, Giovanni da Bologna als im Cavaliere d'Arpino und seiner Schaar kunstfertiger Schüler! Der zweite Anlauf gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, die Caracci, Reni, Albani, dann weiter Ribera, Rosa, — sie kommen Alle nach Rom als fertige Künstler, schaffen hier, lehren hier. Aber Keiner wird innerlich reicher, Jeder giebt von dem Seinen ab, flieht wohl aus der Stadt der Dürre, der nervenverzehrenden Unruhe. Die großen Wandlungen im siebenzehnten Jahrhundert: Bernini, Borromini, Cortoni, Giordano, Solimena, Ferrata: kein Römer unter ihnen. Man klammert sich wohl in der blöden Verehrung Roms an Einzelne, man preist den „stolzen Römer Soria", einen Barockarchitekten. Er hieß Schur und war Tiroler, wie es Pozzo war, den man so lange als typische Erscheinung der Barockarchitektur der römischen Reform feierte. Es giebt keine erschrecklichere geistige oder doch künstlerische Oede als unter dem römischen Volk: es sieht ringsum Paläste bauen, Denkmale aufrichten, Bilder malen, Gewerbe aufblühen; aber keine Hand regt sich, mitzuthun am großen Werke.

Digitized by Google

Der alte Sinn der welterobernden, weltberaubenden Kaiserstadt blieb wach. Bei aller Bettelhaftigkeit eigener Leistung der Hochmuth, die Arbeit zu verschmähen, um von den in Verehrung gereichten Almosen Anderer zu leben.

Und sie lieferten ohne Unterbrechen ihre besten Kräfte, diese Anderen. Seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts warfen die Niederländer ihre nationale Art weg, zogen nach Rom, um zu lernen, sie, die Ersten, die dem Gedanken huldigten, daß hohe Kunst Anderer bessere Lehre biete als die eigene Natur. Die Scorel, Lombard, Floris, und wie sie Alle heißen, kamen als gefeierte Meister heim, sicher im Zeichnen und Malen, voll Gesetz und Regel, voll guter Lehre und Selbstgefühl, aber innerlich gebrochen, ohne Halt, ohne Kraft, selbst zu sehen, selbst sich zu fördern, vergiftet von Rom und seiner unpersönlichen Art, von seinem verallgemeinernden, unkünstlerischen Zuge.

... Was Rom einem Deutschen Gutes bieten konnte, Das hat es an Winckelmann gethan. Die Fahrt nach der ewigen Stadt brachte ihn aus dem Kreise seines Lehrers, des Malers Oeser, in jenen der echten Antike. Welch wunderbares Treiben in Dresden! Diese Sehnsucht nach dem Alten, dieses Leben in den Alten, wie es aus Winckelmanns krauser Erstlingsschrift, den Gedanken über die Nachahmung der antiken Kunstwerke, hervorleuchtet. Es ist gut, diese einmal wieder durchzugehen, in aller Herzenseinfalt, wie man ein Buch eben liest, das Einem der Zufall in die Hände spielt, vergessend alle gelehrten Erklärungen. Das zunächst die Modernen Verblüffende ist die Kenntniß, die Belesenheit in den alten Schriftstellern. Hat man mehr Arbeiten dieser Art eingesehen, so merkt man, daß auch hier mit Wasser gekocht wurde, daß die Hilfsmittel vielseitig waren: die Wissenschaft hat dem „Antiquarius" vorgearbeitet, wie etwa dem Theologen beim Suchen passender Bibelstellen. Aber bleiben wir bei der Bewunderung: ihr steht ein wahres Erschrecken entgegen über den geringen Umfang Dessen, was die Schriftsteller selbst an Kunst mit Aufmerksamkeit gesehen hatten. Winckelmann folgt in Allem Oesers Anschauung. Er schaut sich nicht die Bilder der dresdener Galerie, nicht die Deckenmalereien in den sächsischen Schlössern an, sondern er redet auch modernen Bildern gegenüber viel lieber von Sachen, die er nicht kennt, über Rubens' Galerie im Luxembourg-Palais, Grans Deckenmalereien in Wien, Le Moines und Lebruns geschichtliche Bilder. Er war Bibliothekar an der bünauschen Bibliothek, deren Bestand jetzt noch aus dem der dresdener öffentlichen Bibliothek durch den Einband erkennbar ist. Ich konnte ihm daher nachgehen, welche Bücher er las, welche aber nicht, obgleich er sie wohl alle einmal in der Hand hatte. Die Belesenheit endet dort, wo die Vorarbeit für den „Antiquarius" endete. Was er an Meinungen der großen Bildner und Maler der Renaissance zusammenträgt, ist herzlich armselig. Und doch steht es ihm über Dem, was er wirklich an Kunst sehen konnte

Digitized by Google

und was er als gesehen erwähnt. Niemals führte ihn Dies zum Verweilen, zum Vertiefen. In seinem ganzen Denken tief im Barock befangen, voll von Streben nach Allegorie, nach ausgeklügelten Dingen, noch ohne jede Sinnlichkeit des Schauens, ist bei ihm nicht das Gesehene, sondern das Gehörte und Gelesene allein Kern und Grund des Denkens und Schreibens. Was Aristoteles oder Cicero, Plinius oder Pausanias gesagt hat, Das giebt der Auseinandersetzung Inhalt und Beweis: Winckelmann spricht viel von Bernini und seiner Schule. Er wußte sicher, daß in Dresden Werke dieser Art stehen: er redet aber auch hier nur darüber, was Dieser und Jener über den Meister sagte. Das erweist sich auch hier als das Bezeichnende der klassischen Kunstkritik, daß sie von der Gelehrsamkeit ausging, las, nicht sah. Der ganze Zug ihres Denkens führte sie von Dem fort, was sie umgab: Das war nicht aus ihrer Zeit, sie lebten ja in einem vergangenen Jahrtausend. Aus diesem heraus wollten sie jenes belehren: wenn die Schätze der Gelehrsamkeit der Kunst zuflössen, so könnte die Zeit erscheinen, daß der Maler eine Ode eben so gut wie eine Tragoedie schildern könnte. Man lese nach, was Winckelmann unter diesem Wunsche, die Künstler zu bilden, empfahl; wie er sie durch Regeln und Beispiele belehren wollte; was er noch in Rom als den besten Weg zur Betrachtung der Kunstwerke anpries, jetzt, seit er mit Eifer selbst dieser oblag.

Die spätere klassizistische Zeit hat sich ihren Winckelmann zurechtgebaut, wie sie ihn sich wünschte. Ich glaube, daß man dem Mann gerechter würde, wenn man ihn nicht als Anfang einer neuen Zeit, sondern als Ende einer alten betrachtete, als Sohn des klassizistisch gewordenen Barock, als Jünger seines Lehrers Oeser, des Oeser, der auch Goethe die Anfänge der Kunst oder doch die Anfangsgründe lehrte. Winckelmann blieb seiner Lehre das ganze Leben hindurch treu, so sehr er sich im Schauen und Erkennen des Einfachen vertiefte. Aber im Urtheil hat er sich stets als Enkel des Barock erwiesen, er, dem alle Italiener der vor-rafaelischen Zeit gleichsam schwindsüchtig erscheinen, der den Heiligen Andreas im Gesù zu Rom für ein ausgezeichnetes Werk jenes äußeren Sinnes der Bildhauer erklärt, der fertig, zart und bildlich sein müsse, weil die ersten Eindrücke die stärksten sind. Gerade in diesem Ausspruch erweist er sich als echter Berinischüler, trotz der wachsenden Abneigung gegen dessen Bildwerke. Nicht minder darin, daß er die Sixtinische Madonna als nicht von Rafaels bester Manier erklärte; wenn sie von dessen Zeichnung auch einen Begriff geben könne, so bleibe sie doch mangelhaft im Kolorit; war sie doch zu wenig von der sanften Tönung des Correggio. Barock ist Winckelmann, indem er an St. Peter auch die Schauseite als den Inbegriff der Schönheit in der Baukunst feiert und sich mit der jetzt so verhöhnten Verlängerung des Langhauses mit der Berufung auf eine vitruvianische

Digitized by Google

Regel absindet; endlich darin, daß er die Allegorie die Sprache der Künstler nannte, die diesem ermöglicht, ohne Beifügung von Schrift seine Gedanken auszudrücken. Damit meinte er aber nicht Das, was heute meist unter Allegorie verstanden wird, nämlich die Darstellung eines Abstrakten durch eine menschliche Gestalt. Er war zwar der Meinung, daß die allgemeinen Begriffe der Tugenden oder Laster nicht gebildet werden können. Aber er ging doch daran, ein Wörterbuch der Allegorie herzustellen, in dem gelehrt wird, wie man alte Allegorien neu verwenden, aus den Sitten der Alten oder aus deren Geschichte neue erfinden kann. Damit glaubte er, der Kunst eine größere Tiefe, eine neue Zukunft und einen wahren Inhalt zu geben. Das ist der Winckelmann, den man gut thut, jenem mit Recht so oft geschilderten, feinsinnigen und vor den Antiken thatsächlich zur künstlerischen Empfindung gelangten, aus seinem Gelehrtenthum herausgewachsenen Halbgott der modernen Archäologen gegenüberzustellen, will man die Zeit und in ihr den Mann verstehen.

Wenn aber Winckelmann durch Gelehrsamkeit die Künstler in ihrem Schaffen stärken wollte, wenn er selbst in seiner herrlichen Schilderung des Torso des Belvedere immer doch nach einer historischen Erklärung jeder Muskel, nach deren in den alten Quellen überlieferten That sucht, um dem großen künstlerischen Empfinden die Unterlage an „Witz und Nachdenken" zu sichern, die ihm als Vorbedingung äußeren Schönheitsinnes nöthig schien, so war er wieder hiermit kein Neuerer, sondern der Sohn seiner Zeit. Schon seit Jahrhunderten suchten die Gelehrten den Künstlern die Stoffe zu bestimmen, deren Werke nach dem stofflichen Inhalt zu bewerthen. Auch die Kirche hatte Das seit Jahrhunderten gethan, sowohl die katholische als die von ihr hierin völlig abhängige protestantische.

Vielleicht sind Andere, Sachkundigere, Gelehrtere glücklicher als ich: bisher habe ich noch nicht die Stelle bei einem katholischen Kirchenlehrer vergangener Jahrhunderte gefunden, welche die Forderung ausspricht, die kirchliche Kunst solle von den Gläubigen, solle von der Kirche selbst gepflegt werden. Selbst in den Tagen des Bilderstreites handelte es sich bei der Erörterung nur darum, inwieweit die Anbetung der Bilder gestattet sei. Das Bild ist heilig, insofern es an heilige Personen und Gegenstände erinnert, zu diesen hinleitet, an diese mahnt. Nicht das Bild an sich wird verehrt, sondern Das, was es vergegenwärtigt. Ob es Dies nun gut oder schlecht, künstlerisch oder unkünstlerisch thue, ist und war der Kirche in der Theorie völlig gleichgiltig. Die Holzpuppe in buntem Modeflitter kann nach ihrer Anschauung eben so erbaulich auf den Menschen wirken wie das größte Kunstwerk. Sie kann unter Umständen Wunder thun, jenes vielleicht nicht. Ich weiß nicht, ob es ein wunderthätiges Bild giebt, das zugleich als hervorragendes Kunstwerk bekannt sei: erinnerlich ist mir keins. Ja, denkt man die

Digitized by Google

Gedanken weiter, so steht die Puppe mit Recht höher in der erbaulichen Wirkung. Denn das Bild ist das Fenster, durch das der innerlich erleuchtete Gläubige in die Welt realer Seligkeiten schaut, in eine Welt vollkommenen Daseins. Je weniger das Fenster selbst das Auge fesselt, desto reiner ann der innere Blick durch dieses hindurch die Ewigkeiten sehen. Die griechische Kirche hat so Unrecht nicht, wenn sie den Malern kurzweg Neuerungen, Willkür verbietet und allem Realismus zum Trotz festhält am uralt heiligen Typus, der aus einem idealistischen Bilde ein meist bewußt häßliches Symbol geworden ist. Denn die künstlerische Schönheit fordert für sich Aufmerksamkeit, sie zieht mit dem Auge die Gedanken auf das schöne Menschenwerk und lenkt ab von der reinen Vertiefung in den Gottgedanken. Es ist mithin zum Mindesten kein Zufall, keine Barbarei, daß die Kirche in der Kunst eine Gefahr sah; daß sie diese nur dort dulden wollte, wo sie zur Erläuterung der Heilswahrheiten diene; und daß die strengen protestantischen Gemeinden, die Gemeinden des allgemeinen Priesterthumes, sich die Kunst ängstlich vom Halse hielten, das Kreuz aus zwei Hölzern dem Bilde des Gekreuzigten vorzogen, — selbst dort, wo die Kunst das eigentliche geistige Ausdrucksmittel des Volkes war: der große Ruysdael war Maler und doch auch Mennonit, darin liegt vielleicht die Wurzel seines traurigen Endens in Armuth und Noth. So revolutionär Jean Jacques Rousseau in der Ablehnung der Civilisation und mit ihr auch der Kunst erscheint, so sehr bleibt doch auch er im Gedankenkreis der Kirche. Es ist ja etwas Asketisches in dem ganzen Denken des zum katholischen Geistlichen Erzogenen. Die Reize, die Freuden, der Genuß an der Kunst erscheint ihm das Bedenkliche, Verlockende und daher auf Abwege Führende. Die Tugend erhält durch sie einen Beisatz von Schwäche, das Laster einen solchen von Liebenswürdigkeit. Er verurtheilt zwar nur die Kunstübung seiner Zeit, aber in seinen gesellschaftlichen Plänen ist kein Raum für eine neue Kunst.

So war also ein in künstlerischem Denken der Zeit feststehender Punkt der: der Inhalt bestimmt den letzten Werth des Schaffens. Die überaus hohe Schätzung des Kunstbeschützers und Kenners in dieser Zeit, Dessen, der dem Künstler den Auftrag und damit zugleich den Inhalt gab, hängt eng hiermit zusammen. Die Kirchenmalerei des ganzen sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts war sachlich bestellt und litt unter der von außen aufgezwungenen Stoffangabe. Nicht aus Eigenem allein wählten die Maler die grausigen Märtyrergeschichten: der Besteller forderte sie als Darstellungen der Wahrheiten, die in der Predigt benutzt wurden, um die hart gewordenen Seelen durch Grausen zu erschüttern. Man schrieb Lehrbücher des Darstellenswerthen nieder und warnte die Künstler vor Absprüngen von diesen. Die spanische Inquisition ernannte Künstler zu Wächtern über die

Digitized by Google

inhaltliche Wahrheit. Es ist eine der Ungerechtigkeiten unserer Zeit, daß man diese Versuche, die Heiligengeschichte kunstinhaltlich festzulegen, als eine Lächerlichkeit brandmarkt und über das 1788 von der berliner Akademie herausgegebene Wörterbuch der Allegorie oder über jenes Winckelmanns den Mantel archäologischer Liebe breitet. Dies Werk ist ein eben so großes Stück des Gefeierten wie sein dem modernen verwandteres Kunstverständniß. Es ist fast mehr sein Theil, während an jenem Oefer ein wesentliches Anrecht hat. Und es ist nicht geistreicher, in antiken Werken nach einem Vorwurf zu suchen, wie die „Richtigkeit" oder das „unbelohnte Verdienst" darzustellen sei, als festzustellen, welche Beziehungen die einzelnen Heiligen zu einander haben. Beide Versuche, durch Gelehrsamkeit der Kunst auf die Beine zu helfen, sind gleicher Auffassung, gleichem Gedankeninhalt entsprungen, für die Kunst gleichwerthig. Man thut Unrecht, über den Spanier Pacheco zu höhnen, weil er für die kirchliche Kunst Das suchte, was Winckelmann für die antikisirende erstrebte: Einordnung in die Wissenschaft!

Die Gelehrsamkeit war erstarkt, sie war jetzt zu einem gefährlichen Nachbarn für die Kunst geworden. Die Italiener hatten von den Zeiten Albertis an Gelehrsamkeit gefordert, jenes Alberti, der, meines Ermessens weit über Gebühr gefeiert, einer der Ersten war, die der Kunst durch das Wissen Zwang anthun wollten. Aeußere Umstände begünstigten dieses Bestreben. Wurde doch an vielen Orten die Kunst für Handwerk, die Wissenschaft für „freie Kunst" gehalten. Die Künstler wollten beweisen, daß auch sie studiren, denken müssen. Sie glaubten, es am Besten zu thun, indem sie sich als halbe Gelehrte gaben. In Spanien leitete dieser Kampf den großen Kunstaufschwung ein, dort wurde die Wissenschaftlichkeit der Kunst kurz vor der Blüthezeit des so rein künstlerischen Velazquez mit den stärksten Worten betont. Die Franzosen hatten den Gedanken fortgebildet. Der Künstler soll wahr sein, nur das Wahre ist schön: Das war ein unumstößig feststehender Satz. Aber die Wahrheit soll keine äußerliche, sondern muß eine dem Gedanken des Bildes gemäße sein. Ein wahres Bild wird dadurch in dem Auge des „Kunstrichters" sehr leicht ein solches, das eine wahre Thatsache darstellt. Die französischen Kritiker, wie Felibien, sehen sich daher die Bilder immer erst vom Standpunkt des Gelehrten an, ob nicht Fehler in der Kleidung der handelnden Personen, im Thatsächlichen sich finden. Erst der wohlunterrichtete Künstler ist befähigt, Anspruch auf schönheitliche Würdigung der Nebendinge, des „Kolorits", der „Komposition" und Dergleichen zu fordern. Der bigotte Hof Ludwigs des Vierzehnten stimmte durchaus mit der Kirche über die wahren Werthe in der Kunst überein.

Die klassische Kunstbetrachtung blieb also nur im Fahrwasser des Barock und Rokoko, wenn sie die Forderung nach Inhalt stellte. Sie er-

Digitized by Google

weiterte nur das Gebiet, indem sie stärker die Antike betonte. Lairesse stellte den Ovid, Graf Caylus den Homer neben die Bibel und neben die Legende; sie verlangten vom Maler, er solle dort seine Stoffe suchen. Man maß aber auch hier den Bildwerth an der Richtigkeit der Wiedergabe des Dichters. Auch Lessing meint noch, ein Maler, der nach der Beschreibung des englischen Dichters Thomson eine schöne Landschaft darstelle, habe mehr gethan als einer, der sie gerade von der Natur kopire, denn Dieser sieht sein Urbild vor sich, Jener muß seine Einbildungskraft so anstrengen, bis er es vor sich zu sehen glaubt. Das sagt Lessing, obgleich er erkannt hat, daß die Forderung an den Beschauer, die Bücher zu kennen, welche der Künstler benutzte, unberechtigt sei; daß man diesem sein Vergnügen durch Gelehrsamkeit nicht saurer machen solle. Ob er wohl gemeint hat, Der, der Thomson nicht las, werde noch dessen Gedicht aus der Landschaft herausſehen?

Man hat so lange sich bemüht, nachzuweisen, daß die große Zeit der deutschen Literatur ästhetische Wahrheiten neu geboren habe, und glaubte, Das am Besten zu thun, indem man die Vorgänger jener Zeit herabsetzte oder vernachlässigte. Es ist gut, auch zu erweisen, daß Das, was uns als Irrthum erscheint, an Winckelmanns, an Lessings Lehre überkommene Weisheit war. Das Malen „nach Thomson“ wird wohl Niemand mehr anempfehlen. Der Gedanke stammt wie der Dichter aus England. Lessing, der den Maler vom Reden und den Dichter vom Malen abhalten wollte, beabsichtigte, die bedeutendsten unter den malenden Dichtern Englands in sein Fach zu verweisen. Das sind Anschauungen, fechterische Spitzen, die aus einem durchaus unkünstlerischen Sinn hervorquellen, einem solchen, der im Bilde nur das schriftstellerisch Faßbare sah und suchte.

Die niederländische Kunst war dagegen vorwiegend oder gar rein künstlerisch gewesen. Der Gegenstand, der Inhalt war nichts, die Darstellungform, die Schärfe der Erkenntniß und der Darstellung des Eigenartigen Alles. Das ging, so lange die „Bildung“ in den Niederlanden gering war. Das heißt, so lange es ein Volk in den Niederlanden gab, eine in Glauben und Denken, Reden und Bilden, Sitten und Gewohnheiten einheitliche, nah aneinander gerückte Menge von einem dem mittleren Leben nicht zu entlegenen Zustande jedes einzelnen Mitgliedes. Es war diese rein künstlerische Kunst nicht oder doch nicht gleich gut im benachbarten katholischen und vornehmen Antwerpen wie im protestantischen und bürgerlichen Leyden oder Haarlem. Denn dort fehlten Hof und Kirche, die Umformung der Geister von außen her, Das eben, was man „Bildung“ des Volkes nennt. Die Ausbildung, Umbildung, Fremdbildung führte hier eine Trennung der Stände herbei. In Holland vollzog sie sich später durch die Macht des Geldes, des Handels, des Gewerbes und der klassischen Gelehrsamkeit. Auch

Digitized by Google

hier kams zur Trennung zwischen oben und unten. Frans Hals hatten noch Alle verstanden. Rembrandts Volksthümlichkeit verlernte man in dessen späteren Jahren. Die Gebildeten wollten nicht nur ein gutes Bild haben, sondern ein solches, das sowohl ihrem ängstlich bewahrten besseren Wesen als auch dem Ziel ihrer mit so viel Fleiß betriebenen Studien entsprach. Die vornehmen Genremaler Dow, Mieris kamen auf und mit ihnen die Darsteller edlerer Gegenstände. Man hatte es genug, wie Gerard de Laireſſe sagt, Bettler, Bordelle, Kneipen, Tabakraucher, Spielleute und beschmutzte Kinder auf dem Nachtstuhl gemalt zu sehen: der durch Bildung geläuterte Geschmack bäumte sich auf gegen die Kunst der Brouwer und Jan Steen.

Was der niederländische Maler in seinem berühmten Lehrbuch forderte, wurde für die Folgezeit zur ästhetischen Gewißheit. Das neunzehnte Jahrhundert stand unter dem Einfluß dieser Lehre, wie sie auch Lessing aus den Alten als eine unumstößliche Wahrheit erklärt hatte. Nicht aus einer Kenntniß der Werke, sondern aus der Beleſenheit in den alten Schriftstellern. Auch damals, im klassischen Athen, gab es in der Kunst die üppige Prahlerei mit leidiger Geschicklichkeit, die darauf ausging, selbst ein Scheusal ähnlich nachzubilden, um damit die Kunst des Bildners zu beweisen. Jener Pausan, welchem Aristoteles nachsage, er bilde seine Gestalten unter der Wirklichkeit, dessen Werke er der Jugend verschließen möchte; jener Pyreicus, der den Zunamen eines Kothmalers erhielt, obgleich wollüstige Reiche seine Werke mit Gold aufwogen, sind nach dem Laokoon unzählige Male hervorgeholt worden, ein ergötzlicher Beweis dafür, wie weit das Hören von „ein Mannes Red'" zu falschem Urtheil führt. Ein Beweis ferner gegen den Irrthum der Zeit, die glaubte, die Schönheit sei das höchste Gesetz der bildenden Kunst bei den Alten gewesen, dem sich Alles hätte unterordnen müssen; diese habe nie durch Leidenschaft, durch die ihr ersprießende Verzerrung die Schönheit durchbrochen. Die Malerei als nachahmende Fertigkeit könne die Häßlichkeit zwar ausdrücken, meinte man zu Lessings Tagen, als schöne Kunst wolle sie aber diese nicht ausdrücken. Ihr gehören wohl alle sichtbaren Gegenstände zu, aber sie verschließe sich vor denen, die unangenehme Empfindungen erwecken.

Das ist das volle Verneinen der charakteristischen Kunst, dem sich in Rom auch Goethe angeschlossen hatte. Ihm war klar geworden, daß er sich geirrt hatte, wenn er als junger Mensch das Zusammenstimmen der Formen auch bei der Kunst des Wilden für Schönheit genommen habe. Er that Buße in Sack und Asche vor der Antike, er holte sich in Rom die klassische Absolution und kam mit dem neuen Jahrhundert nach Deutschland zurück, um es mit dem Eifer des Jungbekehrten für die in ihm zur Klarheit gewordene Lehre von der bedeutungvollen und schönen Form als Ziel aller Kunst zu gewinnen. Er glaubte, Neues zu bringen aus dem Verkehr mit

Digitized by Google

den römischen und neapolitanischen Künstlern, mit Tischbein, Kniep, Trippel, Hackert. Er brachte die Rokokostimmung mit, die in der Luft lag, die Sehnsucht nach Ruhe, nach Einfachheit, nach Stille, nach Schönheit, nachdem so lange im Barock die rücksichtlose Kraft geherrscht hatte.

... Die Größe, das Erhabene zu suchen, hatte man sich schon lange bemüht. Schon das siebenzehnte Jahrhundert hatte gefunden, daß es im Einfachen seine Wurzel habe. Der große Kritiker Boileau schöpfte diese Anschauung aus einer Abhandlung des alten Longinus. Seitdem, also seit etwa 1674, ist der Gedanke einer der fruchtbarsten im künstlerischem Entwickelungsgange geworden, — ich weiß nicht, ob ich gut schreibe: einer der fruchtbarsten, oder ob ich besser thäte, ihn einen der furchtbarsten zu nennen.

Er ist der wahre Vater des klassischen Geistes, jenes Geistes, unter dem erst Rom, dann bewußter Paris, die Kunst der Welt besiegten und sie sich durch lange Zeit unterthänig machten. Er berief sich auf die Alten, namentlich auf die alten Römer: das geistig kühle und in seiner Größe nüchterne Wesen des kaiserlichen Rom fand an der Seine seine Auferstehung, die Unterwerfung der Völker unter die Einheit, geistig durch den Klassizismus vorbereitet, sollte bald auch staatlich verwirklicht werden. Das Erhabene ist einfach: ein Staat, ein Kaiser, Ende der Vielfachheit der Völker, Gebräuche, Gesetze — ein Volk!

Als Goethe gegen den Patriotismus in der Kunst schrieb, kämpfte er für das Allgemein-Menschliche. Es ist das Große, nach seiner Art über Erwarten Starke, Ueberraschende, zur Bewunderung Zwingende. So etwa hatte es auch der berliner Aesthetiker Johann Georg Sulzer bezeichnet: in der Dichtung wie in der Kunst Das, bei dem der Inhalt die Form völlig überragt. Wenn Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht, — so ist in der nicht auszudrückenden Größe Dessen, was die wenigen Worte sagen, deren überwältigende Erhabenheit begründet. Die Einfachheit der Worte giebt ihnen den erhabenen künstlerischen Werth.

So war denn die Forderung nach Einfachheit, nach der noble simplicité der Franzosen, alt, allen Denkern in künstlerischen Dingen schon längst gemeinsam. Bernini, als Architekt, trug sie nach Paris, bekämpfte unter ihrer Fahne den Patriotismus der französischen Architektur, lenkte damit in Perrault auf das Schaffen einer so erhabenen Schönheit, wie die Säulenhalle des Louvre. Man kann nicht stärker auf Einfachheit, auf Größe, auf Klassizität bedacht sein, als es die Architekten Ludwigs des Vierzehnten waren, namentlich als Blondel; es ist kaum ein zweites Werk von solcher vornehmen Einfachheit geschaffen worden wie dessen meisterhafte Porte St. Martin in Paris. Wohl hatte eine barocke Zwischenströmung das Niedliche, Zierliche, im Kleinen Anmuthende dort wieder an die Oberfläche, ja zeitweilig im Kunst-

Digitized by Google

gewerbe zum Siege gebracht. Aber der klassische Geist war immer wieder siegreich durchgedrungen. Laut heischte er in der Kunst sein Recht. Die Forderung nach Natur und nach Einfachheit hatten ihn zu wunderlichen Systemen, wie jenem des Jesuiten Laugier, zu einer Ueberwindung der Antike durch die Antike, zu einer Reinigung dieser nach den aus ihr selbst gezogenen Gesetzen geführt. Schon hatte die Revolution ihr Werk begonnen. Der Messidorstil, der Stil der geraden Linie, hatte jede Krümmung im Bau als der Gesetzwidrigkeit verdächtigt und eine Guillotine des Geschmackes aufgerichtet, jeder aristokratischen Auflehnung gegen die selbstherrliche Einfachheit zur Warnung. Der deutsche Aesthetiker Lazarus Bendavid erkannte den Unterschied zwischen Bildnerei und Baukunst in der Umgrenzung ihrer im Raum gebildeten Werke mit der geometrischen oder mit der willkürlich gekrümmten Linie.

Gerade in der Baukunst ist der Wandel des Geschmackes am Auffälligsten. Zwei Hauptströmungen, die alte barocke Neigung nach Eigenartigem und das klassizistische Gewissen, das auf Regelrichtiges drängte, sind seit den Anfängen der Renaissance und der Bekanntschaft mit Vitruv im Kampf. Langsam, erst nach verschiedenen siegreichen Vorstößen der Eigenwilligkeit, siegte die Regel. Seit unter Ludwig dem Fünfzehnten das Rokoko als mit dem „großen" Geschmack unvereinbar befunden worden war, unter der Pompadour Schutz man die edle Einfachheit zu pflegen begann, drängte Alles zum Siege der Regel. England hatte die Führung übernommen. Dort war der klassische Geist mit Leidenschaft aufgenommen, von den Vornehmen mit stürmischer Begeisterung gepflegt worden. Er begegnete sich mit dem Sinn für das bürgerlich Einfache. Es ist kein Zufall, daß die Engländer, vorher die eifrigsten Pfleger des Studiums Palladios, nun die eigentlichen Entdecker der Alterthümer von Athen wurden. Wood, Adam, Stuart und Revett geben ihre berühmten Werke über die Antike heraus, die Europa lehren, wie die Tempel der Blüthezeit hellenischer Kunst eigentlich beschaffen waren. Die Beweiskraft der Wirklichkeit gegenüber den theoretisch erklügelten Systemen der Alten war unwiderstehlich: die Baukünstler begriffen rasch, daß sie ihre Kunst auf neue Grundlagen stellen müssen, wollten sie wirklich klassisch sein. Die Strenge blieb die gleiche, nur das Ziel der Strenge, das Gesetz, nach dem man urtheilte, hatte sich geändert: den palladianischen Geschmack löste der hellenische ab.

... Schon längst wies man dem Geschmack eine starke Rolle zu. Für Mengs ist er zwar ein untergeordnetes Werkzeug in der Beurtheilung der Kunstwerke, da er oft Fehler nicht erkenne und für vollkommen nehme, was thatsächlich nicht so sei. Er ist ihm abhängig von der gebotenen Kost, er kann durch stark anreizende Gaben verdorben, durch schöne und einförmige zu zarter Fühlung gewöhnt werden. Es giebt daher vielerlei Geschmack: einen großen, der das Kleine vernachlässigt; und einen kleinen, bei dem das Große schwindet;

Digitized by Google

einen schönen, der die guten Eigenschaften einer Sache zeigt; und einen schlechten, der die bösen hervorkehrt.

Der gute Geschmack ist daher abhängig von der Fähigkeit, die guten Eigenschaften einer Sache zu erfassen, bei der Wahl die Dinge von Würde zu ergründen, das Würdigste in der Natur zu erkennen. Die Griechen erkannten, daß Dies der Mensch sei; daß er selbst würdiger sei als seine Kleider, daß Jener im ganzen Geschlecht der Würdigste sei, in dem sich gewisse Verhältnisse fänden. Und so lernten sie die Fehler des Leibes erkennen und bildeten ihre Götter in Vermeidung dieser vollkommen, d. h. nach richtigen Verhältnissen, nackt und menschlich. Freilich nur, so lange die Kunst unter hohen Geistern blieb, dem Urtheil der Philosophie folgte. Seit sie den Reichen diente, fiel sie auf Kleinigkeiten, närrische Chimären, unmögliche, lügenhafte Sachen, groteske Arbeit. Erst Rafael, Tizian und Correggio brachten die Wiederkehr guter Kunst: die vor ihnen schaffenden Maler haben ohne rechte Wahl die Natur als Ganzes nachzuahmen gestrebt und daher nur Unvollkommenes, ein Wirrniß ohne Geschmack erreicht. Rafael brachte die Bedeutung in Komposition und Zeichnung, Correggio die Annehmlichkeit der in Licht und Schatten stehenden Form, Tizian den Schein der Wahrheit in der Farbe. Weil aber die Bedeutung „ohne Streit" der einzige nützliche Theil der Malerei ist, so ist auch Rafael ohne Streit der größte Maler. Tizian aber ist der letzte der Drei, da die Wahrheit mehr eine Schuldigkeit als eine Zierde sei.

Dem neuen Künstler stehen nun zwei Wege frei, zum guten Geschmack zu kommen: das Vollendete selbst in der Natur zu suchen oder es von den alten Meistern zu entnehmen. Das Erste sei das Schwerere, obgleich auch die Meister durch Nachdenken beurtheilt werden müssen, wolle man nicht an der Schale kauen, und die Ursache der Schönheit ihrer Werke wirklich begreifen und erfolgreich für sich verwerthen. Jedenfalls sei aber der Schüler nicht im Stande, vor der Natur mit Erfolg zu wählen. Er würde, unvorbereitet vor die härteste Speise, die Natur, gesetzt, irrig und dumm oder hochmüthig. Man solle ihm die reinste Milch der Kunst vorsetzen, ihn verhindern, Schlechtes zu sehen, ihn über die großen Meisterwerke mit Urtheil zu denken lehren, ihn die Ursachen finden lassen, durch die die Werke auf uns als vollkommen, als den guten Geschmack befriedigend, wirken.

Mengs selbst unternimmt es, über die von ihm gefeiertsten Meister mit Urtheil denken zu lehren. Er zergliedert ihr Wesen mit großer Schärfe und außerordentlicher Sicherheit. Rafael ist ihm der Maler, der nicht nur die schöne Gestalt suchte, und danach, ob die Figur zu der Geschichte tauge; sondern er prüfte die Seele, er erkundete die rechte Bewegung zum Ausdruck des in der Gestalt mächtigen Gedankens; er erläuterte aus dem Gesicht die

Digitized by Google

inneren Regungen der Menschen, indem er alles Unnütze wegließ oder nur beiläufig anbrachte, wie das Wasser und das Brot auf einem großen Gastmahl geboten wird. Er bildet für Mengs die eigentliche und höchste Grundlage des guten Geschmackes und der künstlerischen Vollkommenheit, während die anderen Meister Dem nur noch das ihnen Eigenartige hinzufügen: Rafael mit Correggios Anmuth und Tizians Farbe bereichern und ihn durch die Einfachheit der Antike noch im Weglassen des Unnützen zu steigern, — Das ist die Aufgabe, die Mengs der Kunst seiner Zeit stellte, der er selbst unter stürmischem Beifall seiner Mitlebenden diente.

Seine Abhandlung über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei erschien in Zürich 1762 und war Winckelmann gewidmet; zwei Jahre darauf erschien Lessings Laokoon; nach fünf weiteren Jahren hielt der Präsident der eben gegründeten londoner Akademie die erste seiner berühmten Reden, die, gesammelt schon 1781, in Dresden in deutscher Uebersetzung erschienen. Sicher waren sie hier schon vorher den leitenden Köpfen bekannt. Schadow erwähnt sie mehrfach. Die nach Belehrung durch die Künstler so durstigen „Kunstrichter" fanden in ihr neuen Stoff zum Verarbeiten in ihren Systemen.

Lessings Stellung zur Kunst ist zunächst merkwürdig. Obgleich er nicht eben einen Blick für Kunst hatte und obgleich er nicht eben viel gesehen hatte, fühlte er sich als „Richter" befähigt, das letzte, endgiltige Urtheil zu sprechen, glaubte er, mehr zu sein als der Liebhaber und als der Philosoph. Denn Jener empfindet nur die gefällige Täuschung, indem abwesende Dinge vor ihm als gegenwärtig erscheinen, Dieser sucht allgemeine Regeln, die sich auf Handlungen, Gedanken und Formen anwenden lassen; der Kunstrichter aber denkt über die Vertheilung der Regeln nach den verschiedenen Künsten und sucht, durch Scharfsinn von den Regeln den rechten Gebrauch zu machen. Lessing kam es also vor Allem darauf an, daß die ins Kraut geschossenen Regeln — und er war sicher, daß es auch für die Malerei solche in aller Mäßigung und Genauigkeit gab — nicht von einem Gebiet aufs andere ohne Weiteres übertragen würden. Er wendet sich gegen die Schilderungsucht der Dichter und die Allegoristerei der Maler, sein Buch wollte Grenzsteine aufstellen, beschränken, eindämmen.

Viel lebenswärmer ist des englischen Malers, ist Reynolds Streben. Er kam von einer weit ausgebreiteten, vielseitigen Kunstkenntniß, von studienreichen, mit offenem Auge genützten Reisen; er spricht vor jungen Künstlern, die er nicht einengen, sondern denen er die Herzen ausweiten wollte; er will nicht zurückhalten, sondern anregen. Der Jüngling soll zunächst im Allgemeinen darstellen lernen; dann sich bemühen, Vorräthe von Ideen aufzuhäufen, um diese nach Gelegenheit verbinden und verändern zu können; dabei sich aber

Digitized by Google

wohl hüten, von dem vom Lehrer gewiesenen Pfad abzuweichen, seinem eigenen Urtheil mißtrauen; bis er endlich das richtige Verständniß selbst erlangt habe, gelernt habe, die Regel zu beherrschen, die ihn bisher beschränkte. Jetzt kann er die Kunst selbst an der Natur messen; sie nach dieser verbessern, was fehlerhaft, ergänzen, was dürftig erscheint; ja, er kann nun seine Einbildungskraft erproben, sich der Begeisterung hingeben und bis an die Grenzen der freiesten Ungebundenheit schweifen. Freilich: nicht Jedem und den Meisten nur spät wird diese Freiheit zu Theil. Die große Hauptarbeit des Künstlerlebens ist das Sammeln, das Verarbeiten des fertigen Stoffes. Das Weitere sei selten mehr als ein Verbinden der angesammelten Vorstellungen. So mißt denn auch Reynolds die Künstler der Vergangenheit weniger nach dem Eigenen als nach der Fülle des Gemeinsamen. Er empfiehlt den Anfängern Jene zum Studium, die den Stoff beherrschen, in Farben, Gedanken und Empfindungen sich auszudrücken gewohnt sind. Und da ist ihm denn Lodovico Carracci der Vollkommenste durch ungekünstelte Breite von Licht und Schatten, Einfachheit der Farbengebung, die zwar die rechten Werthe festhält, doch ohne die Aufmerksamkeit auf Nebendinge zu lenken. Er stellt seinen Meister als Maler über Tizian und den künstlichen Glanz von dessen-Sonnenlicht, er stellt ihn über viele Andere, weil er die Natur nicht peinlich nachbilde, kein bloßer Nachahmer der Natur sei; denn ein Solcher werde nie etwas Großes hervorbringen. Das sei der Weg gewesen, den Bernini einschlug. Winckelmann, auch als Gegner im Banne des Zeitbeherrschers stehend, erzählt, wie der Jungreife nach Vollendung seines Meisterwerkes, der fliehenden Daphne, an der Antike Schönheiten fand, welche die Natur ihm nicht gezeigt hatte; wie diese ihm Wegweiserin im Sehen von Reizen geworden sei, die er bei der unbelehrten eigenen Vertiefung in das Leben nicht gefunden hatte.

Auch Reynolds schließt aus der Erfahrung darauf, daß die Naturnachahmung nicht zur Schönheit führe. Er beruft sich dabei auf alte Schriftsteller, namentlich auf Cicero. Die Größe der Begabung des Künstlers zeigt sich auch für ihn in der Fähigkeit, das Rechte in der Natur zu finden; Schönheit der Kunst ist ihm das Vermögen, das Häßliche der Natur zu vermeiden und auf Erden das Schöne aufzugreifen, sich über alle seltsamen Formen, örtlichen Gewohnheiten, Eigenthümlichkeiten und Einzelheiten hinwegzusetzen. So gewinnt der Künstler die Erfahrung in jenen Grundformen, von welchen abweichend man stets ins Häßliche fallen muß; in jenen Formen, welche die im Naturstudium unermüdlichen und durch diese zur Erkenntniß der vollkommenen Gestalt gelangten alten Bildhauer aufgestellt haben als ein unvergängliches Erbe und Ziel für alle folgenden Kunstzeiten. Nur sorgfältiges Erforschen ihrer Werke wird uns in den Stand setzen, die echte Einfachheit der Natur zu erreichen. Denn sie waren von Haus aus in Sitten und Denken

Digitized by Google

einfacher und standen der Natur näher, unmittelbarer gegenüber; während der moderne Künstler, ehe er die Wahrheit in den Dingen sehen kann, erst den vom Zeitgeschmack ausgebreiteten Schleier lüften muß.

Diese Darlegung genügt um zu zeigen, wie sehr die beiden Künstler, der Deutsche Mengs und der Engländer Reynolds, eines Sinnes waren. Beide geistig die Söhne der Carracci, Schüler einer damals bereits zweihundert Jahre alten Lehre, die freilich nach ihrer Ansicht nicht immer eingehalten, nun aber im Begriff war, neu aufzublühen, neuen Segen zu verbreiten.

Die Zeit, in der Mengs und Oeser den deutschen „Kunstrichtern" als Sterne ersten Ranges glänzten, fühlte sich trotz ihrer Verehrung der Alten keineswegs als eine solche des „Verfalles", wie wir sie wohl nennen. Dessen ist Goethe wieder ein wichtiger Zeuge. Obgleich er erst eben von Rom zurück kam, fand er, daß den bescheidenen, wenig ruhmredigen Deutschen zwar der Glaube an sich selbst schwer falle, daß die jungen Künstler, vom Ruhm der Ausländer geblendet, diesen nachzuahmen suchten; aber die Deutschen zeigen sich in Dem, was er das Wissenschaftliche der Kunst nennt, so brav und unterrichtet, daß sie mit den besseren Künstlern der Nationen, welche sich den größten Ruhm anmaßen, wohl zu vergleichen seien. Sie hätten etwas Wackeres, Rechtliches, Gutes; meist edles und zartes Gefühl. In Hinsicht der Reinheit, Schönheit, des Werthes der Gedanken, der natürlichen, bündigen Darstellung, der Erkenntniß des Gebietes der Kunst und ihrer Grenzen, kurz in Dem, was den echten Geist der Kunst, das wesentlich Nützliche in ihr ausmache, die unendlichen Geistesfähigkeiten der Menschen bilden und veredeln helfe: darin schien ihm das damals in Deutschland Geleistete dem Gepriesensten gleichzustehen.

Das Urtheil wurde gelegentlich der Besprechung des von den Propyläen aufgestellten Wettbewerbes für zeichnerische Entwürfe ausgesprochen. Wer es ruhig betrachtet, Der wird sich wohl über das Selbstgefühl wundern, mit der hier die Kritik sich väterlich lobend über die Kunst stellt, Der wird an der Betonung des Wissenschaftlichen und des Nützlichen Anstoß nehmen, wenn er im Gegensatz zu Goethe der Ansicht ist, daß Beides nichts mit dem Wesen der Kunst zu thun habe; Der wird erkennen, daß immer noch Goethe jene Aesthetik treibt, die aus dem Barock zum Rokoko, aus diesem zum Zopf führte, daß er sich mit dem ganzen Gewicht seines Namens für damals schon ins Schwanken kommende Ideale einsetzte.

Es ist bezeichnend für ihn und für die von ihm geleitete Gesellschaft der weimarer Freunde der Kunst, daß sie sich nicht an die Großen im Schaffen, sondern an die Mittleren wendete. Er wollte heben, nicht erwecken; er hatte die Absicht, die Kunst nicht über sich selbst hinwegwachsen zu lassen, da er ihr ja Schützer bleiben wollte. Ein wissenschaftlich literarischer Hochmuth

Digitized by Google

spricht aus ihm, der lange auf der deutschen Nation gelastet hat, der Hochmuth des Gesetzes, das auch die nicht künstlerisch Sehenden zum rechten Urtheil befähigen sollte; das Uebergewicht des Wissens über das Können; der Maßstab des Dilettanten gegenüber jeder freien Willensäußerung starker Eigenempfindung. Es ist kein Zufall, daß die starken Persönlichkeiten in der Kunst, die sich Goethe näherten, fast Alle von ihm zurückgewiesen wurden. Erst Schadow, dann Cornelius. Die, welche in der Folge Anregungen gaben, sind ihm Alle gleichgiltig geblieben. Man lese z. B. die schier unerträgliche Schulmeisterei, mit der er noch 1817 in dem Vorschlag zur Gründung eines Vereines der deutschen Bildhauer diese behandelt, um sie zur Reise nach London, zum Studium der Werke des Phidias, der Elgin Marbles und jener des Tempels von Phigaleia zu bereden: Jeder solle sich, mit Gefahr des Pilger- und Märtyrerthumes, der Wallfahrt nach London zuschwören; wie er ihnen abräth, jetzt noch nach Rom zu gehen, wo deutsche Künstler nach Belieben und Grillen ihr halb künstlerisches, halb religiöses Wesen getrieben und schuld geworden sind an allen den neuen Verwirrungen, die noch eine ganze Weile nachwirken würden. Man erkennt zu deutlich, wie Goethe, wie die Männer seiner Zeit und seines Geistes die Kunst in die Lehre zu nehmen dachten, wie die Wissenschaft sich ihrer Herrschaft sicher, der denkende Geist über dem künstlerisch schaffenden sich erhaben fühlte. Das Handwerkliche der Kunst wurde zum Nebensächlichen, seit man gefunden hatte, daß der Inhalt deren höchstes Wesen ausmachte, seit man von ihr vor Allem die Darstellung des literarisch Geistreichen forderte.

...Es ist daher nicht ohne Werth, in die eigentlichen Lehrstätten der Kunst einen Blick zu thun. Der berliner Akademieprofessor Pöhlmann giebt uns Gelegenheit, zu erkennen, wie man dort „komponirte", wie man das Handwerk des Bildermachens betrieb. Der Maler besaß etwa 25 Centimeter große Formen für einen nackten Mann, eine angemessen große Frau und ein Kind, aus denen er sich in Wachs, das durch Beimischen von Terpentin biegsam erhalten wurde, die Figuren goß, die er für den Entwurf seines Bildes brauchte. Durch eingesteckte Hölzer hielt er sie in den Bewegungen fest, die er jeder Gestalt gab; man bekleidete sie mit genäßter Glanzleinwand, natürlich im Geschmack der Alten und des Rafael, die Hauptgestalt in lebhaften Farben, die übrigen in „Mitteltinten", Alles in Ansehung der Harmonie der Farben. Die nackten Theile strich man mit Hautfarbe. Bäume ahmte man „sehr gut" mit kleinen Aesten nach, die Wolken mit auf Draht gewickelter Baumwolle. Dann rückte man die Gruppe ins rechte Licht. So ist man nicht darauf angewiesen, die Wirkung der einzelnen Teile in Zeichnung und Farbe auf einander aus der Phantasie zu stimmen, man kann sich an die „Natur" halten und wird vermeiden „ein manierirtes Gemälde hervor-

Digitized by Google

zubringen". Es ist eben wichtig, zu wissen, daß für Pöhlmann die in rechtes Atelierlicht gebrachten Puppen Natur sind. So, sagte er, arbeitete Paolo Veronese, so Poussin, so wurde es geübt, bis die Kunst in Verfall kam und nur noch die „Plafondmaler" die gute Technik der Verkürzungen wegen übten. Aber Carlo Maratta und nach ihm Battoni hätten die Welt wieder belehrt, wie eine gute Komposition entstehe.

Wenn Goethe die Vortheile zusammenstellt, die ein junger Maler dadurch haben könne, daß er sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gebe, so meinte er, daß dieser die Modellirung des Körpers besser studiren müßte als der Maler bei „einfachem" Licht; vor Allem aber, daß er sich die Figuren selbst modelliren könne, um seine Gewänder darüber zu legen und so die Hilfsmittel selbst zu erlernen, die nöthig sind, „um etwas Gutes hervorzubringen". Das werde er namentlich einsehen, wenn ihn sein Geschick nach Rom führe. Also Goethe billigte diese Art, er wünschte sie von jedem Maler geübt, auch ihm bot sie das „Gute". Es ist kein Wunder, daß er bei solchen Ansichten über den Bildungsgang des Künstlers wirkliche Kunst nicht zu würdigen verstand.

Auf Reynolds folgte die Blüthe des englischen Schaffens. Dort konnten zu Goethes Zeit ein Morland, ein Turner zur höchsten Anerkennung kommen, zwei Künstler, die so wenig denkende in Goethes Sinn waren, wie etwa Brouwer oder Hals es gewesen sind: Männer mit schaffenden Sinnen. Die trotz aller ihrer Schwäche echt künstlerische Aesthetik des londoner Akademiepräsidenten hatte die Nation aufs Verstehen hingelenkt; diese selbst begann plötzlich und mit wunderbarer Kraft in Kunstwerken zu reden. In Deutschland waren auf Oeser und Mengs Winckelmann und Lessing gefolgt, — und auf sie die Erkenntniß bei den Gebildeten, daß man über die Kunst gelesen haben müsse, um ihre Werke zu verstehen. Das war kein neuer Gedanke gewesen. In Frankreich hatte er das achtzehnte Jahrhundert beherrscht, bei uns blieb er im neunzehnten mächtig. Wir bekamen eine philosophische Kunst, die aber eine Kunst nur so weit blieb, wie sie der Philosophie sich zu erwehren vermochte.

Und noch heute kämpft die Kunst bei uns gegen das Wissen der allzu gelehrten Leute. Das Rokoko ist vorbei, der Zopf wurde abgeschnitten, das bezeichnende Kleidungstück der um ihren Hals besorgten Folgezeit sind die hohen Binden und Vatermörder. Ein Vatermörderstil hob an. Ein Stil des Halberwürgtseins und der Beengung, eben so wie ein Stil, der mit Allem, was vor ihm war, in Unfrieden lebte, es umzubringen strebte. Man bildete sich ein, Neues zu schaffen, und merkte nicht, wie tief man im Alten watete.

Dresden. Professor Cornelius Gurlitt.

Digitized by Google

Soziologie.

La Philosophie est morte, vive la Sociologie! Mit dieſen Worten möchte ich auf geiſtigem Gebiet das kommende Jahrhundert begrüßen. Eine weſentliche Aenderung wird Das freilich nicht bedeuten: nur eine Aenderung des Geſichtspunktes, unter dem das Leben des Menſchen und ſein Verhältniß zur Welt betrachtet wird. Der Unterſchied liegt hauptſächlich darin, daß die Philoſophie in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts das Leben des Menſchen als eine Aeußerung ſeines ſubjektiven Geiſtes betrachtete, den hinwieder die phyſiologiſche Pſychologie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts als das Produkt eines materiellen Prozeſſes auffaßte, während die aufſteigende „ſoziologiſche Erkenntniß“ deſſen Urgrund und Quellpunkt in dem ſozialen Milieu ſehen will, das aus hiſtoriſch-ſozialer Entwickelung hervorgeht.

Was bisher nur geahnt und angedeutet worden iſt, hat jetzt Guſtav Ratzenhofer in glänzender Weiſe inaugurirt, indem er auf der Grundlage mancher werthvollen naturwiſſenſchaftlichen Errungenſchaften der letzten Dezennien, beſonders der Forſchungen Wundts und Weismanns, ein vollſtändiges philoſophiſches Syſtem bietet.*)

Ratzenhofers Entwickelungsgang iſt eigenthümlich. Daß er nicht zu den zünftigen Gelehrten gehört, lehrt ein Blick in ſeine Bücher. Lauter Text — weder Noten noch Citate: wie wohlthuend ſticht Das von den unternoteten und mit Citaten geſpickten Werken der zünftigen Gelehrten ab. Vor zwanzig Jahren ſchrieb er die „Staatswehr“, noch ganz militäriſcher Fachſchriftſteller. Das Buch behandelte allgemeine Wehrpflicht und Wehrkraft in origineller, knapper und prägnanter Schreibweiſe. Das Thema führte ihn zur Betrachtung des Kampfes überhaupt. In ſeinem „Zweck und Weſen der Politik“ iſt er philoſophiſcher Politiker; da ſpricht er ſchon von „der abſoluten Feindſäligkeit“, die die Beziehungen der ſozialen „Perſönlichkeiten“, d. h. der ſozialen Kreiſe und Gruppen beherrſcht.

Die unangenehme Wahrheit tönte den Ohren widrig; da man ſie nicht widerlegen konnte, zog man vor, zu ſchweigen und zu verſchweigen. Und ſo exiſtirt denn Ratzenhofer weder für die Fakultäten noch für die Zeitungen; aber er hat ruhig den eingeſchlagenen Weg weiterverfolgt, der ihn zur Höhe führte. Militär, dann Politiker, tritt er uns heute als Soziolog oder eigentlich als Philoſoph entgegen. Der philoſophiſche Trieb faßte ihn. „Was hab' ich, wenn ich nicht Alles habe?“ Seine trefflichen ſoziologiſch-politiſchen Beobachtungen verlangten eine philoſophiſche Grundlegung. Der Kampf der „politiſchen Perſönlichkeiten“ muß doch in Qualitäten der Individuen wurzeln und dieſe

*) Die ſoziologiſche Erkenntniß. Poſitive Philoſophie des ſozialen Lebens von Guſtav Ratzenhofer. Leipzig, Brockhaus. 1898.

Digitized by Google

Individuen entwickeln ihre Qualitäten nicht nur aus ihrem sozialen Milieu, sondern im letzten Grunde aus der Beschaffenheit des Keimplasmas. Das demonstrirt ja Weismann. Und woher stammt das Keimplasma? Woher hat dieses seine Eigenschaften und Tendenz? Nun, dieses Keimplasma ist die Aeußerung der „Urkraft". Damit beißt sich die Schlange in den Schwanz: das Weltbild steht geschlossen vor uns da. Wer eine fertige Weltanschauung braucht, Der kann sie in Ratzenhofers „Soziologischer Erkenntniß" finden. Und sie kann auch Dem genügen, der, mit dem ganzen Wissen des neunzehnten Jahrhunderts gewappnet, die Schwelle des zwanzigsten betritt.

Wenn Religion die Wissenschaft der Denkfaulen und Wissenschaft die Religion der Denker ist, dann bietet uns Ratzenhofer den Katechismus des kommenden Jahrhunderts. Ich muß den Ausdruck Katechismus wegen der „Urkraft" wählen, auf die er sich jedesmal ausredet, wenn er auf den letzten Grund der Dinge stößt. Diese „Urkraft" aber scheint mir keine „soziologische Erkenntniß", sondern ein altbekanntes Postulat der praktischen Vernunft. Die Religionen sagen: Gott; Hegel: Substanz; Andere nannten es das Absolute, Schopenhauer den Willen, Hartmann das Unbewußte.

Muß denn aber auch in der Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts dieses alte Inventarstück fortexistiren? Allerdings, wenn man glaubt, ein System ohne Lücke aufbauen zu müssen: Ratzenhofer stopft die unvermeidliche Lücke mit der „Urkraft".

Die „Urkraft" muß „in uns wirken", um die „Konstellation der Atome" aufrecht zu erhalten, „die nothwendigen Atome an sich zu ziehen, die Lebensträger zu gruppiren und die verbrauchten auszuscheiden" (S. 23); unser „Bewußtsein als einzige erwiesene Wirklichkeit ist der Ausfluß dieser im All wirkenden Urkraft" (S. 24), „die lebenden Geschöpfe sind Emanationen der Urkraft", von der „ein Theil als Zellen thätig ist" u. s. w. Das heißt, bekennen, daß man die letzten Gründe der Erscheinungen nicht erklären kann.

Wenn ich hier mit der ablehnenden Kritik beginne, so bin ich mit ihr auch schon zu Ende. Mit den Vorzügen des Buches, mit dem Nachweis der originellen und tiefen Gedanken, die es birgt, werden sich noch die nächsten Generationen befassen, die von diesem Buch, Dessen bin ich sicher, eine neue Phase der Philosophie oder Soziologie datiren werden. Für die Gegenwart enthält es allerdings zu viele bittere Wahrheiten; es ist zu real und phrasenlos; es huldigt zu wenig den Tagesgötzen; es achtet die herrschenden Ideen zu wenig, als daß es von den tonangebenden Autoritäten der Wissenschaft und Presse beachtet oder gar gewürdigt zu werden Aussicht hätte.

Das gilt vor Allem für Oesterreich und Deutschland; für das Ausland ist das Buch zu deutsch geschrieben, d. h. in jenem schweren, mit Gedanken gesättigten Stil, der die ganze deutsche Philosophie zur Voraussetzung hat

Digitized by Google

und Franzosen wie Italienern nicht leicht verständlich ist, den die Engländer nicht goutiren und für den die Amerikaner noch nicht reif sind.

Doch sind diese ungünstigen Verhältnisse nur ein Grund mehr zu eingehender Darlegung.

Mit aller Philosophie gemeinsam ist dem Verfasser das Streben, „den großen Weltprozeß der sozialen Entwickelung unter gemeingiltige Lehrsätze zu bringen“ (S. 4) und eine „Lehre von den menschlichen Wechselbeziehungen“ zu schaffen. Das hat die bisherige Soziologie nicht erreicht. Denn einerseits haftete den dahingehenden Versuchen, so auch z. B. denen Herberts Spencer, „das meritorische Gebrechen an, blos aus dem Wesen des Individuums die Gesellschaft erklären zu wollen, während es sich doch um die Untersuchung der Gesellschaft selbst handelt“ (S. 3). Andererseits wieder hat wohl „Gumplowicz dieses Gebrechen aller soziologischen Forschung erkannt und mit Nachdruck das Individuelle und Persönliche des Sozialgebildes nachgewiesen“, dagegen aber „den Ursprung aller sozialen Kraft nicht hinreichend in dem Einzelwillen ermittelt, sondern das soziale Leben, losgetrennt von seinem Zusammenhange mit der übrigen Schöpfung, als ein besonderes Erscheinungsgebiet aufgefaßt“ (S. 289). Was der Verfasser hier sagt, ist vollkommen richtig und ich will es nur noch dahin ergänzen, daß Gumplowicz den Ursprung aller sozialen Kraft nicht nur „nicht hinreichend“, sondern gar nicht in dem Einzelwillen ermittelte. Ich bin es der Wahrheit schuldig, dies Geständniß hier abzulegen und das euphemistische „nicht hinreichend“ im Interesse der Sache zu verdeutlichen. Ich gestehe offen, daß ich weder in meinem „Rassenkampf“ noch in späteren soziologischen Schriften an einen solchen Zusammenhang des Einzelwillens mit dem Sozialwillen gedacht habe. Mir fiel nur das Entscheidende des Gruppeninteresses für das individuelle Handeln auf und ich hatte die „Keckheit“, wie sich ein wiener Kritiker ausdrückte, von dem gesetzmäßigen ewigen und unerbittlichen Kampf der sozialen Gruppen, die ich „Rassen“ nenne, zu sprechen. Daß dieser „Sozialwille“, wie Ratzenhofer es nennt, in dem „Einzelwillen“ seinen Ursprung habe, Das habe ich, aufrichtig gestanden, nicht geahnt und ich stehe voll Bewunderung vor dem großartigen Unternehmen, den Ursprung dieses Sozialwillens in dem Einzelwillen nachzuweisen. Dies ist, so weit es nach dem Stande der heutigen Naturwissenschaft möglich war, Ratzenhofer gelungen. Ohne diesen Nachweis konnte die Soziologie zu einer monistischen Gesammtauffassung der Welt der Erscheinungen nicht gelangen, sie verblieb eine bloße Wissenschaft von den Wechselbeziehungen der sozialen Gruppen; nun erst, da sie ihn führt, erhebt sie sich zu einer soziologischen Philosophie oder, wie Ratzenhofer es nennt, zu einer „soziologischen Erkenntniß“.

Der Ausgangspunkt des Verfassers ist also die Annahme einer dem

Digitized by Google

All zu Grunde liegenden Einheit des Gesetzes und in diesem „All", in der „Welt der Erscheinungen", ist der Mensch und die soziale Welt mit enthalten. Daraus folgt aber auch, daß es jenes eine Gesetz sein muß, das sowohl das Handeln des Einzelnen wie auch die „sozialen Wechselbeziehungen" beherrscht. „Ist es denn möglich", fragt der Verfasser, „daß dieses organische Leben unserer Erde, in seiner verschwindenden Bedeutung gegenüber dem All, außerhalb jener Gesetze stehen sollte, von welchen dieses in seiner Unendlichkeit beherrscht wird?" (S. 87). Und was er vom „organischen Leben" sagt, gilt ihm selbstverständlich auch vom sozialen.

„Die lebenden Geschöpfe sind Emanationen der Urkraft, welche in ihnen in artgemäßer Form gebunden ist" (S. 24). Diese Urkraft „strebt stets nach Leben und Bewußtsein" und nützt die „Stoff- und Kraftkonstellation aus, um das organische Leben zur höchstmöglichen Vollkommenheit zu entwickeln". So erklärt sich das „organische Leben mit all seinen heftigen Trieben, sich zu erhalten, fortzupflanzen und durch Willensäußerung zu bethätigen"; denn all Das „vermögen wir nur zu verstehen, wenn wir das Drängen einer Urkraft annehmen, die gegebenen Lebensbedingungen auszunützen". Sie differenzirt sich und „in der ganzen Natur stehen sich die differenzirten Kräfte einander paralysirend gegenüber". Die differenzirten „Urkraftcentren ringen nach Gleichgewicht", sowohl in der kosmischen und anorganischen als auch in der organischen und sozialen Welt. In der organischen äußert sich dieses Ringen „als eine Anpassung an die Lebensbedingungen, in der sozialen Welt als Daseinskampf" (S. 25).

„In diesen Lebensbedingungen gleichsam vordrängend, entwickeln sich die Organismen zu den jetzigen Gestalten, während aber auch eine enorme Zahl von Arten unterging, die sich den Widerständen der wechselnden Lebensbedingungen nicht anpassen konnten." Aus der kontinuirlichen Wirkung der Urkraft folgt, „daß die organische Welt im Entwickelungzusammenhange mit der unorganischen steht und daß zu einer gewissen Zeit ein solches Zusammentreffen von schöpferischen Umständen eintrat, daß das erste organische Leben ohne Fortpflanzung aus unorganischen Stoffen erweckt wurde" (S. 26). Wenn auch die Wissenschaft diese Annahme nicht bestätigen könne, so müsse sie doch anerkennen, „daß ohne dieselbe die Welt nicht verständlich bleibt."

Da nun „jeder Mensch ein Werk dieser Kraft und das Bewußtsein ein Aufflammen der einheitlichen Urkraft zur Erkenntniß seiner selbst" ist, so ist „die Einheit aller Geschöpfe, daher auch der Menschen unter sich nach ihrem Ursprunge die Wirklichkeit", während die Individuation der Gattungen, Arten u. s. w. in die „Welt der Erscheinungen" fällt.

Diese Welt der Erscheinungen ist „ein Produkt der Differenzirung der ursprünglich einheitlichen Urkraft in die verschiedenen Erscheinungformen"

Digitized by Google

(S. 27). Auf diesem Wege entstanden die unzähligen „Sondergebilde", von denen „jedem ein besonderes Interesse anhaftet" (Gattungsinteresse, Artinteresse, Individualinteresse).

„Jede Entwickelungform, vom Himmelskörper bis zum Atom, und jeder Organismus ist mithin ein Theil der Urkraft mit einem anhaftenden Interesse an der zugehörigen Entwickelung" (S. 28).

„Die Variirung der Arten ist eine Differenzirung der Organismen in Folge ihres Interesses, die Lebensbedingungen auszunützen."

Aber all diesen differenzirten Erscheinungformen haften in Folge derselben Interessen immer die selben Tendenzen an. So ist es z. B. immer das selbe „Vervollkommnungstreben", das als „Anpassungprodukt" erst Geschöpfe hervorbringt, die sich durch Gravitation entwickeln, dann solche, die sich durch Affinität oder durch physiologische Vorgänge, und schließlich solche, „die durch Bewegung und bewußtes Handeln ihrem Interesse einen immer weiteren Kreis von Lebensbedingungen eröffnen und so eine soziale Welt hervorbringen . ." (S. 29).

Ratzenhofer stellt die vielgesuchte „Einheit des Gesetzes" und die Wesensgleichheit aller Vorgänge auf allen Erscheinungsgebieten dadurch her, daß er überall die selbe „Urkraft" in ihrem überall gleichen, wenn auch nach Gattung, Art und Individuum modifizirten Interesse wirken läßt.

So muß im Menschen dieses interessemäßige Wirken der Urkraft zunächst auf die Vollziehung eines solchen Stoffwechsels gerichtet sein, „daß für seine Entwickelung die günstigste Stoffkonstellation gesichert ist" (S. 30).

Die Nervenfunktionen, die „eine Art Kontrole über den Verlauf des Stoffwechsels ausüben, . . . sind der Ausfluß der interessirten Urkraft, welche den Stoffwechsel besorgt" (S. 32).

Und zwar besorgt sie ihn, „damit der Aufbau des Körpers und der Vollzug der Lebensfunktionen im Sinne des dem Individuum angeborenen (artgemäßen) Interesses vor sich gehe" (S. 32). Auf diese Weise ist „das Gedeihen des Ich sichtlich die Aeußerung der durch das angeborene Interesse geleiteten Urkraft in demselben" (S. 33). Ich verzeichne die große Rolle, die dem angeborenen Interesse bestimmt ist, mit Befriedigung, weil auch ich dem „Eigeninteresse" in den Wechselbeziehungen der sozialen Gruppen die ausschlaggebende Bedeutung zugeschrieben habe. Jene Philosophen, die die Ethik gepachtet haben, nannten Das eine moralische Verkehrtheit und eine „Unklarheit des Denkens". Ich behauptete in meiner „Soziologie", daß „die Gruppe rücksichtlos dem Zuge ihrer Interessen folgt". Darob gewaltige Entrüstung bei den Herren Ethikern, die behaupten und zu glauben vorgeben, daß jede Gruppe im Interesse der „gesammten Menschheit" handelt. Wer anders denkt und die sozialen Gruppen — oder, noch allgemeiner: die Menschen —

Digitized by Google

„egoistisch nennt", wird von ihnen als „Pessimist", wenn nicht gar als moralisch-idiotischer Dekadent abgethan.

Nun haben sie den Ratzenhofer! Was sie wohl mit Dem anfangen werden? Ich flötete doch nur schüchtern von der „sozialen Gruppe, die dem Zuge ihres Interesses folgt"; bei Ratzenhofer aber erschallt das ganze Orchester und er verkündet ohne Scheu dieses „angeborene, artgemäße Interesse" als den Leitstern alles Thuns und Lassens, nicht nur der sozialen Gruppen, sondern auch jedes Einzelnen, und zwar als nothwendige Aeußerung der im Menschen waltenden „Urkraft".

Dieses „angeborene Interesse" ist keine „mystische Vorstellung", wie Schopenhauers Wille, sondern „eine reale Qualität, welche an den Lebensvorgängen untrüglich nachweisbar ist" (S. 33). Allerdings kann häufig „der Wille des Individuums von dessen angeborenem Interesse ganz oder theilweise isolirt" sein: da haben wir es mit „Irrungen über das Bedürfniß des Individuums" zu thun, die sich „durch krankhafte Zustände des Bewußtseinsorganismus" eingeschlichen haben (S. 34): das Individuum ist abnorm, gestört, verrückt. Abgesehen von den krankhaften Zuständen ist aber alles Denken und Trachten des Individuums, all sein Thun und Handeln nur Aeußerung des „angeborenen Interesses". Ja, sogar „die Spontaneität des Denkens beruht auf dem Umherschweifen der Assoziationen im Interessengebiete des Individuums; es vermag nichts zu apperzipiren und nichts zu denken, was nicht im anhaftenden Interesse liegt". Wie schön erklärt dieser Satz doch die täglichen Erscheinungen in der Politik, die Unmöglichkeit, daß gegnerische Parteien sich verständigen oder auch nur verstehen! Das kommt eben daher, weil jede Partei nur Das „zu apperzipiren und zu denken" vermag, „was in dem ihr anhaftenden Interesse liegt". Eine Vergleichung deutscher und czechischer oder deutscher und slovenischer Zeitungen dürfte in dieser Hinsicht äußerst überzeugend sein.

Dieses „Interesse" nun, „als Begleiter der differenzirten Urkraft, kommt dem Leben überhaupt, also nicht blos dem Individuum, sondern der Gattung und aller Entwickelung zu". Damit ergiebt sich der Uebergang von der soziologischen Erkenntniß des Individuums zu der des „Sozialgebildes". Der Urkraft haftet „für jede Gattung, jedes Naturreich" und so fort auch für jedes Sozialgebilde „ein besonderes Interesse" an, das dann die Triebfeder ihres Handelns ist. Daß durch alle Naturreiche, Gattungen und Arten hindurch, von den Protisten bis zu den höchsten Geschöpfen, bis zum Menschen und seinen „Sozialgebilden", das selbe Interesse der Erhaltung und Entwickelung besteht: Das folgt dem Verfasser daraus, daß es „nicht möglich ist, daß sich die Natur grundsätzlich ändert"; diese wendet nur, „getrieben durch das Vervollkommnungsstreben der Urkraft, beeinflußt durch veränderte Lebensbedingungen, veränderte Mittel bei Einhaltung jener Grundsätze" (S. 37) an.

Digitized by Google

Der nähere Nachweis nun der Anwendung dieser „veränderten Mittel bei Einhaltung jener Grundsätze“ von den einfachsten bis zu den höchsten Sozialgebilden, also von den Horden und Stämmen zu den Staaten und Kulturkreisen, bildet den Inhalt der weiteren Abschnitte. Darüber werde ich später berichten. Heute wollte ich zunächst auf die originelle und echt wissenschaftliche Art aufmerksam machen, durch die ein kühner Denker der „Lehre von den Sozialgebilden“ den ihr fehlenden philosophischen Unterbau gegeben hat. Mit dieser Grundlegung wird jede zukünftige Soziologie, zustimmend oder ablehnend, rechnen müssen.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

Im russischen Litauen.

Ein Rabe fliegt auf und kreischt, bitterlich. Der arme, frierende Bursche schreit: Ich klage, klage, klage . . . Er klagt die Kälte an, die schneidende, grausame Kälte. Noch einige Sekunden wird er fliegen, dann wird er sich niederlassen, — und wieder auffliegen, bis er, erstarrt, niederfällt.

— 30 Grad!

Der Himmel ist wunderbar klar; die Sonne lächelt. Ueber Allem lagert die starre, endlose Schneehülle, über Haus und Hof, Wald und Feld und Fluß. Auch über dem langen, schmalen Kirchhof mit seinen zahllosen hölzernen Kreuzen und Kreuzchen. Die großen Kreuze blicken ernst und würdig drein mit den weißen unbeweglichen Köpfen und weißen, schirmenden Armen. Große Menschen liegen darunter! . . . Die kleinen Kreuze sind ganz verschneit. Da liegen nur winzige Kinderleichen . . .

Millionen festgefrorener Schneeflöckchen glitzern wie Kristalle und zwinkern und liebäugeln mit der großen, lächelnden Sonne . . . Und schwere Bastschuhe treten darauf, daß sie knirschen.

Alles hat sich hinter den Ofen verkrochen. Drinnen ist es ja auch viel behaglicher. Nur hier und da kommt ein Bauer heraus, in weißgrauem, gewichtigem Pelz, großen Fausthandschuhen und schweren, klappernden Holzschuhen, um nach dem Vieh zu sehen. Auf der Landstraße, zwischen zwei, auf beiden Seiten, an und auf den Zäunen, aufgethürmten Schneemassen, gleitet ein Schlitten dahin, leicht, fliegend. Das schlankbeinige gelbe Pferdchen dampft, das Glöcklein klingt, der Kutscher in Livree knallt mit der Peitsche und der korpulente Gutsbesitzer hat sich ganz in seinen weiten Reisepelz verkrochen, bis an die Spitze der blaurothen Nase.

Das Gefährt verschwindet, erst das Pferd, dann der Kutscher, dann der Gutsbesitzer. Das muntere Glöcklein klingt noch lange durch die reine Luft. Kling-klang, kling-klang, kling-klang. Das klingt so süß, so melancholisch-gruselnd über die weite, weiße, einsame Fläche. Aber endlich ist auch das Glöcklein verklungen.

Digitized by Google

Bald kommt ein anderer Schlitten angefahren, ein klotziger Bauernschlitten Der ist vollgepackt mit groben, zum Platzen vollen Säcken. Und am Ende des Schlittens, hinter den schwitzenden Pferden, sitzen Zwei: ein Bauer und ein jüdischer Dorfschneider. Der Schlitten ächzt und stöhnt und kommt nur langsam vorwärts.

Der breite, stämmige Bauer läßt unaufhörlich das Peitschenende auf den Rücken der Gäule hinabgleiten, aber sanft, streichelnd und schmeichelnd. Er ist vom Sommer her dran gewöhnt, wo er die armen Thiere vom Schwarm der Fliegen und Hornissen befreien muß. Und dann hat er das Bedürfniß, mit den Thieren in Berührung zu bleiben.

Der Bauer ist ungeschickt, schwerfällig und klotzig, von unbeweglichem Phlegma. Der breite Kopf hängt herunter und die ausdruckslosen grauen Augen haben nur einen Zielpunkt: den Hintertheil der Pferde.

Der dünne, magere Schneider im dünnen, mageren Pelz rückt hin und her. Der Arme friert ganz jämmerlich. Sein wirres, längliches, schwarzgrau melirtes Bärtchen ist ein langer, starker Eiszapfen; die scharfkantige Nase und die beiden langen Ohren sind roth wie glühendes Eisen.

Der Schneider erzählt, eifrig, in Ekstase. Die Hände bilden die wunderlichsten Figuren in der Luft. Und der Bauer hört andächtig und entzückt zu. Seine Augen glänzen. Es sind des Schneiders ruhmreiche Erlebnisse aus dem Türkenkriege, anno 77.

Der Schneider ist nicht nur Krieger, er ist auch Politiker. Er hat von Napoleon gehört, dem Ersten und dem Dritten, von der Großen Armee, vom Krimkrieg, von 70/71; und 77 hat er ja selbst mitgemacht, natürlich als Hauptperson.

Er erzählt und verwechselt die Zeiten wundersam. Er erzählt Märchen, aber er lügt nicht: er dichtet . . . Zu solcher Begeisterung und Seelenerregung und mit solchem Glauben hat selten ein Poet gedichtet.

„Der ganze Berg war voll von Türken... Und ihr Sultan, mit dem goldenen Turban, in der Mitte . . . Alle hatten sie haarscharfe Säbel . . . Und rechts standen die Franzosen, links die Engländer . . . Die haben, außer uns, die größten Schiffe . . Und wir unten waren nur Vierhundert, lauter Schneider . . . Und hinter uns ist geritten der Kaiser, auf 'nem prächtigen weißen Hengst . . . Hui, wie der gewiehert hat! . . . Und der Kaiser sagte: ‚Soldaten', sagte er, ‚wenn Ihr den Berg nicht nehmt, sind die Türken morgen in Petersburg' . . . . Da ging es los! . . . Das hättst Du sollen sehen! . . . Immer zwei Mann eine Kanone, und immer rauf auf den Berg, immer rauf! . . . Und jeden Augenblick los mit den Granaten! . . . Wie Die oben purzelten!... Wie die Affen!... Und in einer halben Stunde ist der Berg genommen!... Und wie die Lämmer lagen sie da, all die Türken, und der Sultan dazwischen! . . ."

„Und die Engländer und Franzosen?" fragt der Bauer, neugierig, was aus Denen geworden sei.

„Die haben sich aus dem Staube gemacht," entgegnet der Schneider mit ruhiger Bestimmtheit.

Einige Augenblicke schweigt er, erschöpft von seinem dichterischen Anfall. Dann setzt er hinzu: „Aber Das hab' ich mir geholt!"

Und er entblößt, trotz der grimmigen Kälte, einen gelben, vertrockneten Arm und zeigt, am Ellenbogen, auf eine tiefe Schußnarbe. Quod erat demonstrandum.

München. Joseph Stutzin.

Digitized by Google

Phantasus.

Neue Gedichte.

*

Ueber den Gipfel des Fuji-no-yama,
auf Feuerflügeln,
hebt sich Kiyo Matija, der graue Drache.

Der Mond verblaßt,
alle Sterne erblinden.

Ich packe meinen Bogen aus Ebenholz,
spanne den federnden Bambusbügel
und lege den silbernen Pfeil auf.

Ich ziele.

Mit der Nase
stürzt er in den Baikalsee,
sein linker Hinterzeh zerquetscht den Dhawalagiri.

Die Erde grünt, ihre Saaten schießen,
alle Weiber gebären wieder!

*

Auf das braune, vertrocknete Laub um die Thiergartenseee
scheint die Novembersonne.

Mit schillernden Köpfchen aus verzaubertem Grün
wärmen sich ihr die Enten.

In stilles,
blaues Wasser mit Wolken
wachsen verkehrt schwarze Bäume.

*

Drei kleine Straßen
mit Häuserchen wie aus einer Spielzeugschachtel
münden auf den stillen Marktplatz.

Der alte Brunnen vor dem Kirchlein rauscht,
die Linden duften.

Das ist das ganze Städtchen.

Aber draußen,
wo aus einem blauen, tiefen Himmel Lerchen singen,
blinkt der See und wogen Kornfelder.

Digitized by Google

Mir iſt Alles wie ein Traum.

Soll ich bleiben? Soll ich weiterziehn?

Der Brunnen rauſcht . . . Die Linden duften.

*

Die Sonne ſank.

Ich wartete. Wie lange . . .

Unſichtbar,
wie erſticktes Weinen,
klang unter den Weiden der Fluß.

Du kamſt nicht!

Durchs Dunkel neben mir taſte ich nach den rothen Blumen.

Sie ſind welk.

Du haſt mich vergeſſen!

*

Hinter hohen Mauern,
hinter mir,
liegt mein Paradies.

Grüne, glitzernde Stachelbeerſträucher,
eine Strohbude
und Bäume mit Glaskirſchen.

Niemand weiß von ihm.

An einem Halm
klettert ein Marienkäferchen,
plumps, und fällt in goldgelbe Butterblumen.

Hilfreich
neigen ſich Tauſendſchönchen,
Stiefmütterchen machen ein böſes Geſicht.

Verſchollen
glänzen die Beete . . .

*

Sieben Septillionen Jahre
zählte ich die Meilenſteine am Rande der Milchſtraße.
Sie endeten nicht.

Myriaden Aeonen
verſank ich in die Wunder eines einzigen Thautröpfchens.

Es erſchloſſen ſich immer neue.

Digitized by Google

Mein Herz erzitterte!

Selig ins Moos
streckte ich mich und wurde Erde.

Jetzt ranken Brombeeren
über mir,
auf einem sich wiegenden Schlehdornzweig
zwitschert ein Rothkehlchen.

Aus meiner Brust
springt fröhlich ein Quell,
aus meinem Schädel
wachsen Blumen!

*

Durch einen schwarzen, schwehlenden Schneckengang
stinken Pechfackeln.

Grüne, johlende Meerkater
mit Eisenklauen und geringelten Schwänzen
schieben, schleppen, zerren, beißen mich
vor die boshaften Greise.

Die hocken, Strohkronen auf ihren Schädeln, und blinzeln.

Ihre langen Geierhälse recken sich,
aus ihren Froschmäulern quillt Geifer.

„Du hast Unsre Tropfsteinstühle bespien!
Du hast über Unsre Gesäßschwielen gelacht!
Du hast Unsre Exkremente nicht verehrt!"

Schon hebt der Henker, ein Mandril, seinen riesigen Plättbolzen.

Der glüht!

Die Bestien brüllen, das Eisen zischt,
rothes, berstendes Blutlicht zersprengt die Höhle.

Pestkanaillen!!

Ich strample, stoße, schäume, schreie, schlage wüthend um mich.

Brechen die Sterne zusammen,
stürzt die Welt ein?

Auf meinem Bettvorleger,
in einem Tümpel,
zwischen den blauen, blinkenden Scherben meiner Karaffe,
glitzert die Morgensonne.

Wilmersdorf. Arno Holz.

Selbstanzeigen.

Giordano Brunos Eroici furori, übersetzt und erläutert vom Dr. Ludwig Kuhlenbeck. Leipzig, Verlag von W. Friedrich.

Da mein Antheil an dem angezeigten Buche nur der eines Uebersetzers ist, kann von einer Selbstanzeige im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein; wenn der Herausgeber dieser Zeitschrift mir gleichwohl gestattete, das Buch unter dieser von ihm eröffneten Rubrik anzuzeigen, so bin ich ihm dafür um so dankbarer, als mir die bescheidene Rolle eines bloßen Interpreten die Freiheit giebt, mich über seinen Werth rückhaltloser zu äußern, als wenn es sich um ein eigenes Werk handelte, das man doch nicht gut selbst loben darf.

Für Giordano Bruno möglichst laut aufzutreten, erachte ich nicht nur für nicht unanständig, sondern sogar für geboten. Gilt doch leider für ihn das Wort, Lessings: „Wir wollen weniger gepriesen, doch fleißiger gelesen sein"; und eben, um Das in Deutschland zu ermöglichen, habe ich mich der Arbeit des Uebersetzens unterzogen. Es verdient nämlich, hervorgehoben zu werden, daß über Bruno in der letzten Zeit, besonders bei Gelegenheit der berühmten Denkmals-Enthüllung in Rom (1889), in fast allen gebildeten Sprachen sehr viel geschrieben worden ist was um so begreiflicher war, als durch die Sühnmessen der Ultramontanen nach jener Feier der Name des aristokratischen Denkers, der wie kein anderer die Verachtung des „gemeinen" Ruhmes bezeugt hat, bis in die entlegensten Dorfkirchen drang. Aber Bruno selbst würde den größten Theil dieser Literatur zweifellos mit dem Bemerken abfertigen, daß man daraus wohl die Gesinnung und Denkweise der Verfasser, nicht aber die seinige erkennen lerne. Und Das gilt nicht am Wenigsten gerade von solchen Schriften, die eine überschwängliche Verehrung des Nolaners an den Tag legen. Ich könnte umfangreiche Schriften über Bruno nennen, bei deren Durchsicht der Zweifel auftaucht, ob die Verfasser auch nur eins der zahlreichen Werke Brunos selbst gelesen haben. Die Einen stempeln ihn zum Atheisten und Materialisten, die Anderen zum Pantheisten, Manche sogar zum Propheten des Freimaurerthumes, wieder Andere zum Sozialisten u. s. w. Die Wenigsten haben sich die Mühe gegeben, die Resultate der wirklichen Bruno-Forscher, wie Moritz Carrière und Brunnhofer, heranzuziehen. Diesem Mangel sollten meine Uebersetzungen, zunächst meine „Lichtstrahlen aus Brunos Werken" (Bauert & Rocco, jetzt Th. Dieter, Leipzig), dann die „Vertreibung der triumphirenden Bestie" (spaccio della bestia trionfante) in dem selben Verlag und „Vom unendlichen All und den zahllosen Welten" (Lüstenöder, Berlin) abhelfen. Obwohl Korrektheit und Lesbarkeit dieser Uebersetzungen nicht bemängelt wurden, war der buchhändlerische Erfolg meiner Veröffentlichungen doch so wenig ermuthigend, daß das Manuskript des zweifellos eigenartigsten Bruno-Werkes, der Eroici furori, zehn Jahre lang ungedruckt bleiben mußte. Und doch hatten schon namhafte Fachgelehrte, wie de Lagarde, Lasson, Brunnhofer, die Uebersetzung gerade dieses Werkes als besonders erwünscht bezeichnet. Brunnhofer schreibt: „Staunendes Entzücken, Ehrfurcht und Liebe, aber auch bittere Reue über die Jahrhunderte lange Vernachlässigung eines so edlen Geistes werden die Empfindungen sein, die rückhaltlos hervorbrechen werden, sobald einmal — nament-

Digitized by Google

lich die Dialoge Degli Eroici Furori — einen guten Uebersetzer gefunden haben werden." Die, wie Carrière bezeichnend sagt, keimkräftige Totalität der Weltanschauung Brunos rechtfertigt einigermaßen, daß er von den verschiedensten Parteien als ihnen zugehörig in Anspruch genommen worden ist; er selbst sagt: „Jeder kann aus meinen Schriften so viel mitnehmen, wie sein mitgebrachter Fruchtkorb faßt." Im vorliegenden Buche giebt er sich als vollendeten Mystiker. Freilich ist es Mystik des Herzens und nicht Mystizismus des Verstandes, es ist die Mystik des geborenen Dichters, die hier zu uns spricht. Denn Bruno, der als Denker nicht engherzig genug war, um Systematiker zu sein, ist noch etwas Besseres als bloßer Denker: er ist ein Dichter, und zwar einer, dessen Lyrik neben Dante und Petrarca bestehen kann. Den Dichter können aber auch Diejenigen würdigen, die der universellen Weltanschauung des Denkers nicht zustimmen.

Jena. Ludwig Kuhlenbeck.

Roms Weiber. Kulturhistorische Satire aus der Weltliteratur. Hamburg, Adolph Will.

Die weltberühmte und in den weitesten Kreisen unbekannte Satire Juvenals in ungeschminkte Prosa zu übertragen, hielt ich für eine dankbare Aufgabe. Den Text bot mir Ludwig Friedländers kritische Meisterausgabe (Leipzig, Hirzel 1895). Nur zwei- oder dreimal griff ich zu anderen Ausgaben. Ich habe nichts verkleistert, nichts beschönigt. Nur die zwei Verse, wo von der Gewichtsbestimmung der auf das Geheiß einer Weltdame zu tilgenden Testiculi die Rede ist, habe ich, ganz abgesehen vom gesetzesfesten Staatsanwalt, mit Rücksicht auf die bekannten kuschen Ohren, Augen und Seelchen der Zeitgenossen etwas behutsam umschreiben zu müssen geglaubt.

Hamburg. Dr. Maximilian Kohn.

Die Meisterkrone. Eine Märchentragoedie in drei Handlungen. Berlin 1899, Ferdinand Dümmlers Verlag.

Meine in den Jahren 1890/91 entstandene Märchentragoedie soll und will in keinen Wettstreit mit gewissen neueren Märchenstücken treten. Sie hat ihre eigene (im „Vorwort" von mir skizzirte) Geschichte, ihren eigenen Charakter. Wie ich in meinem Schauspiel „Die Bildhauer" (und in einigen anderen, bisher noch nicht veröffentlichten Dramen) lange vor Erscheinen der realistischen und naturalistischen Stücke des verflossenen Jahrzehntes der deutschen Bühne den Realismus des Lebens zuzuführen gedachte, so fügte sichs, daß ich auch mit meiner Märchentragoedie einer späteren Modeströmung zuvorkommen mußte; freilich, ohne daß die Welt davon erfuhr. Es geht mir in dieser Beziehung ähnlich wie dem Helden meines Dramas. Er ist ein Dichter, ein eiserner, unbeugsamer Charakter, ein Mann, auf den das, so viel ich weiß, zuerst von Goethe geprägte und in neuerer Zeit so viel mißbrauchte Wort „Uebermensch" in jeder Beziehung paßt. Er heißt Ernst Freudlos und erlebt die Tragoedie des Genies, die, wenn ich nicht irre, noch nie geschaffen wurde. Das Ganze bedeutet nicht mehr und

Digitized by Google

nicht weniger als eine Huldigung für William Shakespeare. Im Uebrigen mag und muß das Werk für sich selbst sprechen. Eugen Reichel.

❦

Auch eine soziale Aufgabe. Ein Erinnerungblatt an den Huldigungfestzug der Kinder Wiens am vierundzwanzigsten Juni 1898. Wien, Kommissionverlag von Georg Szelinski.

Weder eine schriftstellerische Leistung noch neue Gedanken biete ich. Ich vermag nur die Bitte an Alle zu richten, die der Jugend warmes Empfinden entgegenbringen, sich nicht mit mildthätigen Spenden, Worten der Theilnahme und Klagen über Diejenigen zu begnügen, die ohne Schuld schuldig werden, sondern ihr Mitgefühl in jene Werkthätigkeit umzusetzen, die allein einer besseren Zukunft den Boden bereiten kann. Was in Berlin durch den „freiwilligen Erziehungbeirath für die schulentlassene Jugend" geschaffen worden ist und seit dem Jahre 1896 segensreich wirkt, Das sehe ich als vorbildlich an. Nur weil wir Alle viel zu sehr uns selbst leben, kann es geschehen, daß mitten unter uns, unter den Augen der Gebildeten und Besitzenden, so viel Jugendkraft und Jugendblüthe verwelkt, verdorrt und aus Mangel an physischer und geistiger Pflege für die Gesammtheit verloren geht. Möge sich die Erkenntniß mehr und mehr ausbreiten, daß die stärkste Waffe gegen moralisches und materielles Elend eine verbesserte Erziehung ist! Diesem Wunsch verdanken die bescheidenen Blätter ihre Entstehung.

Wien. Katharina Migerka.

❦

Das Mädchengymnasium im preußischen Abgeordnetenhause. Rede, gehalten in der Protestversammlung des Vereins „Frauenstudium" am achtzehnten Mai 1898. Verlag der „Frauenkorrespondenz", Berlin.

In dieser Zeit der Reaktion auf allen öffentlichen Gebieten haben auch die vorwärtsstrebenden Frauen zu der Ablehnung des breslauer Mädchengymnasiums und zu den denkwürdigen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom dreißigsten April 1898 Stellung zu nehmen gehabt. Nicht nur gegen die Maßregel selbst, sondern auch gegen die Art der parlamentarischen Behandlung haben wir energisch protestiren zu sollen geglaubt. Wenn dann meine Rede dem Druck übergeben worden ist, so war der Gedanke bestimmend, daß wir nicht nur gegen eine einzelne Thatsache von vorübergehender Bedeutung Einspruch erheben. Nicht einmal nur um den besonderen Kampf der Frau gegen Bevormundung und Verweigerung der freien Entwickelung handelt es sich, sondern um den uralten Kampf von Lebens- und Schaffensfreudigkeit gegen müdes Gehenlassen, gegen Philistrosität und stumpfes Beharren. Von je her stand der kleinen Schaar der „Seher und Verkünder Dessen, was kommen muß" die kompakte Masse Derer gegenüber, die über Das, was nun einmal „so ist", nicht hinausgelangen. Auf welcher Seite die geistige Elite sich befindet, kann nicht zweifelhaft sein.

Helene Stöcker.

❦

Digitized by Google

Schweizerpillen.

Am zwanzigsten Januar hat die höchste richterliche Instanz der Schweiz den Glauben widerlegt, sie könne geneigt sein, die Interessen des sich gekränkt fühlenden Privatkapitals über die Staatsinteressen zu stellen. Herr Guyer-Zeller, der aus seinem beträchtlichen Besitz an Nordost-Aktien nun nicht mehr „heraus“ kann, wird voraussichtlich in Zukunft weniger von der Gerechtigkeit der Schweiz singen und sagen, — dürfte dieser vielvermögende Mann doch auch bisher mehr an die Gerechtigkeit gedacht haben, die ihm vortheilhaft war.

In dieser großen Niederlage ist den Bahngesellschaften, von denen als erste Klägerin die Centralbahn aufgetreten war, nur ein Trost verblieben, — nämlich der, daß der Bund kaum alle Konsequenzen seines in solchem Umfange von ihm selbst schwerlich erwarteten Sieges ziehen wird. Die Regierung muß sich scheuen, einen Geldbedarf, der an eine Milliarde grenzt, Jahre lang in der Schwebe zu lassen, und wird daher, nachdem sie prinzipiell nun ja gesiegt hat, zu einer Verständigung über Einzelfragen geneigt sein. Kommt es nicht zur Einigung, so droht eine Fluth von Prozessen über die Frage der Minderwerthe, die in Lausanne offen gelassen und den kompetenten Civilgerichten zugewiesen worden ist. Diese streitigen Minderwerthe betreffen den Oberbau, Schienen, Schwellen u. s. w., wofür die Erneuerungfonds gebildet sind, und nach der strengeren Interpretation den ganzen Zubehör der Bahnen, wie Stationen, Brücken u. s. w. Der Wortlaut der Konzessionen verpflichtet die Gesellschaften zu einer Zurückgabe in „vollkommen befriedigendem“ Zustande (bei der Jura-Simplon-Bahn heißt es: „parfaitement“). Dieses „vollkommen“ ist ein dehnbarer Begriff, zumal in der entgegengesetzten Auffassung zweier streitenden Parteien. Haben die bisherigen Besitzer und Instandhalter dabei stets an einen gewissen mittleren Zustand gedacht, der völlig zu genügen habe, so versteht der Fiskus darunter unbedingte Vortrefflichkeit, d. h. einen Zustand, der jede Erneuerung entbehrlich erscheinen ließe. Ganz besonders verwickelt würden Streitigkeiten da, wo das Alter an sich nicht schlechthin über die Güte entscheidet. Gesellschaften und Regirung würden also Sachverständige vorschlagen, die, wie nicht anders zu erwarten, abweichende Gutachten erstatten und mit ihren Kontroversen ganze Aktenfaszikel füllen würden, darüber hätten dann die Gerichte Superarbitrien einzufordern, — und jede Möglichkeit der Verschleppung wäre gegeben. Im Jahre 1903 will aber der Staat unter allen Umständen die Bahnen übernehmen, muß also wünschen, daß bis dahin alle streitigen Punkte erledigt sind.

Auch gestaltet sich die Geldfrage für den Bund durch die ihm sonst günstige Entscheidung in Bezug auf die Obligationen wesentlich schwieriger. Das Bundesgericht hat entschieden, daß die Obligationenschuld den Staat als Käufer nicht kümmere. Wären im entgegengesetzten Falle die Prioritätenbesitzer leicht mit schweizer Rententiteln abzufinden gewesen, so muß nach der jetzigen Entscheidung den Bahngesellschaften ein um so viel höheren Kaufpreis bezahlt werden und es handelt sich dabei um Summen, die allein schon eine Anleihe repräsentiren.

War es nach Alledem klug, daß der Bund es zum Rekurs der Bahnen kommen ließ? Eben jene Verständigung, die er wünschen muß, wird ihm jetzt durch die öffentliche Meinung erschwert werden. Nirgends vielleicht ist man gegenüber dem Prozeßgegner in Eigenthumsansprüchen schroffer als gerade in der

Digitized by Google

Schweiz; und obgleich der Bund durch die Volksabstimmung weitgehende Vollmachten erhalten hat, würde es ihm von zahlreichen Bürgern, die dem Begriff des Wortes summum jus, summa injuria unzugänglich sind, verargt werden, wenn er jetzt auch nur das Geringste von dem erstrittenen Recht aufgäbe.

Es kommt noch hinzu, daß in früherer Zeit die veranschlagten Ertragswerthe der Bahnen veröffentlicht worden sind — wobei allerdings ein besonders eigensinniges Bundesrathsmitglied eine führende Rolle gespielt hat —, so daß Jedermann in der ganzen Schweiz die geringste Abweichung davon an die große Glocke hängen kann. Diese Ertragswerthe, nach denen sich die Abfindung der Aktionäre bemißt, sollten laut der Botschaft vom Frühling 1897 für die Centralbahn etwa 109 Prozent, für die Nordostbahn, die wegen ihrer Nebenlinien freilich uneinheitlich zu verrechnen ist, ungefähr 68, Jura-Stammprioritäten Pari, Jura-Stamm-Aktien ungefähr 61, Gotthard ungefähr 124, Vereinigte Schweizer Stammprioritäten Pari, Vereinigte Schweizer Stamm-Aktien ungefähr 63 Prozent ergeben. Die Schätzung war für die Centralbahn um so größer, als der Bund im Jahre 1891 diese Gesellschaft mit 30 Francs Rente, also zu etwa 200 Prozent, ablösen wollte und Das im Nationalrath mit der Angabe begründete, daß die Bahn nach den konzessionsgemäßen Abmachungen noch mehr zu erhalten hätte. So sprach Herr Welti, dessen Rechtlichkeit und Geschäftskenntniß noch Niemand anzutasten gewagt hat. Inzwischen hat sich die selbe Bahn so gut entwickelt, daß ihr kilometrisches Plus 10000 Francs beträgt, — und dennoch wollte man jetzt anfänglich nur 108 bieten.

In drei Hauptpunkten ist der Rekurs der Centralbahn, präjudiziell zugleich für die anderen Bahnen, unter Bestätigung der Bundesrathsbeschlüsse verworfen worden. Die Bahn hatte beansprucht, die Zinsen der Obligationen zu den Betriebsausgaben rechnen und den Bund zur Uebernahme der Prioritätenschuld verpflichten zu dürfen. Beides ist zurückgewiesen worden. Das ist für die Centralbahn um so ungünstiger, als sie nicht nur eine vierprozentige, sondern auch eine dreieinhalbprozentige Schuld besitzt. Das Bundesgericht will als Betriebsausgaben nur gelten lassen, was direkt mit dem Betriebe des Transportgeschäftes zusammenhängt. Die Besitzer von Obligationen besitzen aber nicht einmal ein Pfandrecht am Bahnkörper, während doch, wie das Urtheil hervorhebt, selbst auf den Käufer eines Wirthschaftbetriebes die darauf haftenden Hypotheken nicht übergehen. Immerhin scheint das hier so wichtige Wort „Reinertrag“ etwas zu doktrinär nach Roscher, Schönberg und Anderen ausgelegt worden zu sein. In vielen Bilanzen trennt man den Betriebsgewinn vom Reingewinn, der nach Abzug der anderweitigen Ausgaben, darunter auch etwa vorhandener Obligationenzinsen, zur Verfügung der Aktionäre übrig bleibt. Bei keiner Depesche, die den Reingewinn eines Jahresabschlusses meldet, denkt man an etwas Anderes als an die Dividendensumme u. s. w.

Auch, daß das neue Rechnungsgesetz rückwirkende Kraft für die Verstärkung der Erneuerungsfonds habe, wurde in Lausanne rückhaltlos anerkannt. Begründet wurde dieser wichtige Theil der Entscheidung mit dem Hinweis auf die allgemeinen Grundsätze einer geordneten Vermögensverwaltung für die Bahnen. Nun ist aber zu bedenken, daß die Schweiz längst ein Eisenbahndepartement besitzt, ohne dessen strenge Kontrole keine Gesellschaft ihre Bilanz feststellen konnte. Dieses Departement hatte also die Abschreibungen selbst gut geheißen und, wo es ihm nöthig schien, oft genug auch erhöht. Nun sollen alle diese staatlich geprüften und anerkannten Doti-

Digitized by Google

rungen der Erneuerungfonds plötzlich im Widerspruch mit einer „geordneten Wirthschaft“ sein? Noch befremdender wird der Gedankengang des Urtheils dadurch, daß der Staat als Käufer einen „vollkommen befriedigenden“ Zustand der Bahn beanspruchen kann. Etwa vorhandene Minderwerthe sind also vom Grundpreise abzuziehen. Weshalb nun noch für die Vergangenheit eine Ergänzung der Erneuerungfonds verlangen, wo sie doch im Falle der Insuffizienz später direkt auf Kosten der Aktionäre ergänzt werden? Hier ist freilich der Schachzug gegen die Aktionäre ungemein durchsichtig. Die Ablösung erfolgt zur fünfundzwanzigfachen Summe des durchschnittlichen Reinertrages der letzten zehn Jahre; kann man diese Reinerträgnisse durch nachträgliche Abschreibungen zu den Erneuerungfonds verkürzen, so wird also auch die fünfundzwanzigfache Summe geringer. Ich halte die Entscheidung in diesem Punkt für geeignet, nicht nur dem Kredite der Schweiz, sondern überall da zu schaden, wo noch Privatgesellschaften mit Ablösungverträgen entstehen.

Man verschone uns mit jener oberflächlichen Popularitätshascherei, die bei der Füllung des Staatssäckels über alle Ausraubungskrupel hinwegsieht. Selbst das praktische Argument solcher Staatsfanatiker, daß man des Kapitalisten von ehedem nicht mehr bedürfe, ist ganz fadenscheinig. Ich habe bereits früher darauf hingewiesen, wie viele Millionen erforderlich werden, sobald einmal die Aera der elektrischen Vollbahnen anbricht. Glaubt man wirklich, dann das Privatkapital und die Aktienunternehmungen entbehren zu können? Gerade die Schweiz wird am Ehesten bei elektrischer Umwandlung ihrer Vollbahnen zu Ausgaben kommen, die ein so kleines Land nicht einfach aus Staatsmitteln aufbringen kann.

Uebrigens dürfte die Wirkung der geplanten Nachbotirung der Erneuerungfonds für die verschiedenen Bahnen verschieden sein. So hat z. B. die Centralbahn stets reichlich abgeschrieben, während die Nordost- und die Gotthard-Bahn nach der neuen Norm stark rückständig sein werden.

Es kommen auf:

	an Aktienkapital		an Obligationen	
Gotthard-Bahn	Frcs. 50	Mill.	114 Mill.	($3^1/_2$ proz)
Nordost-Bahn	„ 49	„	144 „	($3^1/_2$ „)
Central Bahn	„ 50	„	115 „	(4 u. $3^1/_2$ „)
Jura-Simplon-Bahn	„ 49	„	159 „	($3^1/_2$ „)
„ „ „ (Pr. Akt)	„ 52	„		
Vereinigte Schweizer-Bahn	„ $22^1/_2$	„	43 „	(4 „)
„ „ „ (Pr. Akt.)	„ $17^1/_2$	„		

Außer Jura-Simplon-Aktien, die sich über die französischen Kantone stark vertheilen und bei denen neuerdings auch die Tunnelgesellschaft in Betracht kommt, sind die meisten schweizer Aktien in deutschen Händen. Denn der Eisenbahntrust, der den Haupttheil der Central-Aktien eingeschlossen hält, hat vielfach mit unserem Bankenkapital gearbeitet. Unrichtig waren die täglichen Bemerkungen unserer Börsenberichte über die Käufe des „Heimathlandes“. Diese Käufe haben längst aufgehört, denn man zweifelte an der Auffassung der lausanner Richter. Dagegen ist die Spekulation nach oben bei uns sehr stark gewesen und vor Allem sieht sich Berlin jetzt dupirt. Ein Spielerselbstmord ist im Zusammenhang mit diesem Monte Carlo der Börse den erschreckten Lesern gemeldet worden. Pluto.

Digitized by Google

Notizbuch.

Im März des vorigen Jahres veröffentlichte der berliner Professor Delbrück, mit dessen Thätigkeit ich durch eine Provokation mich zu beschäftigen genöthigt worden war, in seinen Preußischen Jahrbüchern eine — hier gleich danach abgedruckte — Erklärung, in der er mir eine schmutzige Leitung der Redaktion und einen auffälligen Mangel an Selbstachtung vorwarf und behauptete, für eine von mir begangene „Infamie“ einen „urkundlichen Beweis in Händen zu haben“. Als ich ihn aufforderte, seine Beweise — den „urkundlichen“ und die anderen — ohne Säumen zu veröffentlichen, und ihm zu diesem Zweck die Seiten der „Zukunft“ zur Verfügung stellte, antwortete er, es sei meine Pflicht, ihn zu verklagen. Dieser Weg schien mir recht umständlich, denn ich wußte, daß bei der Belastung der berliner Gerichte viele Monate vergehen, bis eine Privatklage zur Verhandlung kommt; da der Professor auf einem anderen Wege aber nicht zum Reden zu bringen war, mußte ich den von ihm gewählten beschreiten. Am achtundzwanzigsten Mai 1898 konnte ich endlich hier das Anklagematerial des Herrn Delbrück veröffentlichen: ich druckte, in dem Artikel „Eine Infamie“, den von ihm dem Gericht eingereichten sehr langen Schriftsatz wörtlich ab. Der Inhalt ist den Lesern der „Zukunft“ bekannt und ich habe dem damals Gesagten nichts hinzuzufügen. Gut Ding will Weile haben: am einundzwanzigsten Januar 1899 kam die Sache vor dem Schöffengericht zur Verhandlung. Herr Delbrück hatte inzwischen neue Schriftsätze eingereicht, einen neuen „urkundlichen Beweis“ aber nicht beigebracht oder in Aussicht gestellt; dieser „Beweis“ sollte, wie der Professor auf die wiederholte Frage des Vorsitzenden bestätigen mußte, ausschließlich in den hier abgedruckten Briefen aus den Jahren 1892 und 1895 bestehen. Außer den aus dem ersten Schriftsatz bekannten wurden jetzt aber zwei neue „Beweise“ angeboten; der erste betraf die Angelegenheit des Professors Schiemann, über die ich, da sie in den Heften vom vierzehnten und einundzwanzigsten November 1896 ausführlich erörtert worden ist, nichts mehr zu sagen habe, der zweite einen Vorgang aus den ersten Wochen des Jahres 1891. Ich habe damals, weil mir eine im „Vorwärts“ veröffentlichte Theaterkritik des Herrn Hartleben, von dem ich Schlimmes gelesen und Schlimmeres gehört hatte, nicht aus sachlichen Erwägungen, sondern aus persönlichem Ressentiment und Cliquengefühlen hervorgegangen schien, an die Redaktion eine nicht mit meinem Namen, sondern als „Leser aus dem Volk“ — oder ähnlich — unterzeichnete Postkarte geschrieben, auf der ich in heftigem Ton den Kritiker der Parteilichkeit beschuldigte. Solche rasche Zornergüsse — zu denen ich mich, seit ich literarisch ein Bischen reifer geworden bin, nicht mehr hinreißen lassen würde — sind keinem Redakteur unbekannt; ich erhalte allwöchentlich Proben davon und noch am Neujahrstage stellte sich mir ein junger Fabrikant als den Schreiber eines ein paar Monate vorher eingegangenen, mit den Worten „Einer aus dem Haufen“ unterzeichneten Briefes vor, in dem gegen den Wochenwanderer Pluto eben so hitzige wie unbegründete Anklagen erhoben waren. Meine Handschrift wurde 1891, wie zu erwarten war, sofort erkannt und ich erklärte auf eine Frage natürlich, daß ich der Schreiber sei. Herr Hartleben ging mit der Karte zu dem Besitzer der „Nation“, deren Literatur- und Theaterkritiker ich damals war, und beschwerte sich über mich. Der Angerufene bat mich zu sich und ersuchte mich, in freundlichster Tonart und mit Hinzufügung allzu schmeichelhafter Lobsprüche, mich dem Einfluß eines Herrn, den er sehr übel

Digitized by Google

charakterisirte, zu entziehen und meine — von ihm damals geschätzte — Kraft nicht an nutzlose kleine Fehden zu verzetteln; die Karte habe er Herrn Hartleben abgenommen, es sei also unmöglich, daß ich noch einmal damit belästigt würde. An meinem Verhältniß zur „Nation" und deren Leitern wurde durch diese Geschichte nicht das Geringste geändert, die selben Redakteure des „Vorwärts", denen das Furchtbare bekannt war, gaben mir, trotz der Verschiedenheit der politischen Standpunkte, schriftliche und auf Holzpapier gedruckte Beweise ihrer Hochachtung und Sympathie und Herr Hartleben selbst forderte mich — ich glaube, es war 1892 — spontan auf, die alte Geschichte als begraben anzusehen; dazu war ich um so lieber bereit, als mir mein Vorgehen schon damals recht thöricht erschien. Daß man für eine Thorheit büßen muß, ist nur billig; deshalb freue ich mich, daß Herr Hartleben seinen Sinn geändert und die unsagbar gräßliche Historie von der Postkarte nach acht Jahren nun erst zu den Akten des Prozesses Delbrück gegeben und dann in berliner Zeitungen veröffentlicht hat, und frage nicht, warum er acht lange Jahre verstreichen ließ, ehe er mit dieser Moritat ans Licht trat, die er besonders wirksam ja hier, in der „Zukunft", enthüllen konnte, — hier, wo so oft Alle, die gegen mich Etwas vorzubringen haben, zu Gast geladen wurden. Er ist kein starker Polemiker, aber er hat in den letzten Jahren ein paar sehr hübsche literarische Arbeiten veröffentlicht, die ich erwachsenen Lesern aufrichtig empfehlen kann; sie sind, glaube ich, sämmtlich bei S. Fischer in Berlin erschienen und einzelne von ihnen sind wirklich sehr nett. Vor Gericht hatte die Geschichte von der — inzwischen verschwundenen — Postkarte kein Glück; Herr Delbrück gab seine, ich meine Darstellung des — von mir natürlich keine Sekunde bestrittenen — Sachverhaltes und der Gerichtshof, dem mit dem übrigen Material auch mein von dem emsigen Herrn Hartleben seitdem veröffentlichter Brief aus den Märztagen des Jahres 1891 vorlag, lehnte alle nicht auf die am achtundzwanzigsten Mai 1898 hier abgedruckten Briefe bezüglichen Beweisanträge des Beklagten ab, weil sie nicht geeignet seien, die Beschuldigung des Herrn Delbrück zu stützen. Ich habe diese nicht gerade kurzweiligen Dinge hier so ausführlich erzählt, damit man sieht, daß ich nichts zu verschweigen oder zu vertuschen habe, und damit man erfährt, was denn nun eigentlich herauskommt, wenn man in einem bis zum Jahre 1890 zurückreichenden Zeitraum gegen mich, der angeblich doch unerhörte Schandthaten begehen soll, in allen Ecken und Winkeln Anklagematerial sucht. Das aufgestöberte Material ist den Lesern der „Zukunft" nun im ganzen Umfange bekannt und ich glaube, sagen zu dürfen: viel ists nicht geworden. Daß ein betrübend erregbarer Mensch, der alle Dinge, zu eigenem Schaden, nur leidenschaftlich und heftig anpacken kann, in bewegten Kampfzeiten auch einmal eine Unvorsichtigkeit oder gar eine dicke Thorheit begeht, ist am Ende nicht unverzeihlich, wenn es ihn auch zu strengster Selbstdisziplinirung mahnen muß; daß jede Entgleisung seiner Besonnenheit von dem Riesenchor der Hasser nach Möglichkeit ausgenützt wird, ist nicht wunderbar und kann, als ein Antrieb zu besserer Zügelung der Affekte, für ihn nur nützlich werden... Ueber die Gerichtsverhandlung, die der Hasser Hoffen enttäuschte, ist nicht mehr viel zu berichten. Nach der Verkündung des ersten Gerichtsbeschlusses wurde mir von forensisch erfahrenen Hörern gesagt, er bedeute für mich den „Sieg auf der ganzen Linie." Nach dem Schluß der Beweisaufnahme ermahnte der Vorsitzende Herrn Delbrück — ihn, nicht mich — dringend und wiederholt, „in seinem eigenen Interesse" einen Ausgleich herbeizuführen. Diese Aufforderung, die schon früher mehrfach an ihn gerichtet worden war, hatte der Professor bisher stets entschieden abgelehnt. Jetzt er-

Digitized by Google

klärte sein Anwalt, Herr Justizrath Sello, der mich, den vorher als einen „Infamen" Bekämpften, nun mit einem Händedruck und in den süßer zwischen uns üblichen Formen begrüßte, sein Mandant sei bereit, auf den im Mai hier von mir vorgeschlagenen Ausgleich einzugehen. In dem Artikel „Eine Infamie" hatte ich gesagt, nachdem das Anklagematerial veröffentlicht sei, könne, wenn die Widerklage wegfalle, auch die Klage zurückgezogen werden: „Denn nicht darauf kommt es mir an, ob Herr Delbrück mich infam nennt, mich beschimpft und deshalb bestraft wird, sondern einzig und allein darauf, daß die Thatsachen bekannt werden, auf die er sein mir gleichgiltiges Urtheil stützt." Diese Thatsachen sind bekannt geworden; und so konnte auch mein Anwalt und Freund Dr. Theodor Suse mir nur rathen, nicht in Hybrisstimmung von meinem früheren Standpunkt zu weichen, sondern auf das Angebot einzugehen, wonach Klage und Widerklage unter Theilung der Kosten zurückgezogen werden sollten. Als die Verhandlung geschlossen war, stellten sich die beiden Schöffenrichter mir vor, beglückwünschten mich und erklärten, sie wären, wenn sie einen Spruch zu fällen gehabt hätten, nach ihrer Ueberzeugung gezwungen gewesen, Herrn Delbrück sehr hart zu verurtheilen. Ich bin, nach allen häßlichen Eindrücken dieses Handels, schließlich doch froh, daß ich nicht dem schlimmen Beispiel rachsüchtiger Leute zu folgen und das drückende Gefühl auf mich zu laden brauchte, daß ein Mensch bestraft worden ist, weil er mich beleidigt hat.

* * *

Allerlei unkontrolirbare Gerüchte hatten seit acht Tagen auf eine große Aktion vorbereitet, die nach der Parade des zehnten Armeecorps in Hannover zu erwarten und die geeignet sei, das Verhältniß des Welfenhauses zu Kaiser und Reich in neuem Licht erscheinen zu lassen. Fabelhafte Dinge wurden erzählt; was nun geschehen ist, bleibt weit hinter den herumgetragenen Wundermären zurück, wenn die Meldung auch noch immer überraschend genug klingt. Der Kaiser hat bestimmt, daß die preußischen Truppentheile, „welche die alten hannoverschen Krieger aufgenommen hatten, Träger der Ueberlieferungen der früheren hannoverschen Regimenter sein und deren Auszeichnungen weiter führen sollen". Er hat in zwei Reden von den „ruhmvollen Thaten" und den „glorreichen Traditionen" der früheren hannoverschen Armee gesprochen und die ehemaligen Offiziere dieser Armee als Gäste an seine Tafel geladen. Das ist eine militärische Versöhnung. Ob es auch ein politisches Ereigniß ist? Noch darf man hoffen, daß es bei der militärischen Aktion bleibt. Denn die Paraderede des Kaisers schloß mit den Worten: „Alles, was wir auf dem Herzen haben, Alles, was wir wünschen und hoffen, fassen wir zusammen in den Ruf: Das zehnte Armeecorps Hurrah!"

* * *

Im Reichstag hat ein Vicepräsident verkündet, es sei nicht erlaubt, eine in ihren Einzelheiten noch unbekannte, in großen Umrissen aber schon angedeutete Vorlage der Verbündeten Regirungen ein Schreckgespenst zu nennen. Im preußischen Abgeordnetenhause ist Herr Richter zur Ordnung gerufen worden, weil er gesagt hatte, ein Minister habe einen Eiertanz ausgeführt. Das sind die parlamentarischen Neuigkeiten der abgelaufenen Woche. Ach nein: der Reichstagspräsident hat auch erklärt, Reden des Kaisers dürften nur, wenn sie offiziell zur Kenntniß der Abgeordneten gelangt seien, erwähnt werden; und außerdem hat man gelesen, der Restaurateur könne sich im schlecht besuchten Wallotbräu nur noch halten, wenn ihm eine ausreichende Subvention bewilligt werde. Dabei giebt es immer noch Nörgler, die behaupten, für parlamentarische Vorgänge sei im Deutschen Reich das Interesse erlahmt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Februar 1899.

D. R. A.-G.

Es ging nicht mehr. In Frankreich, dem alten Probirlande der neuen Moden, war es zuerst klar erkannt worden. Noch im Jahre 1898 hatte Herr Charles Dupuy, der Ministerpräsident, gesagt, die Schwierigkeit der Lage sei im Grunde dadurch geschaffen worden, daß zwei Institutionen neben einander bestehen sollten, die mit einander doch nicht zu vereinen seien; in einer auf rousseauischen Grundsätzen beruhenden Demokratie sei für ein straff disziplinirtes, von eigenen Lebensgesetzen gelenktes Heer kein Raum, — und ohne ein starkes Heer könne die Demokratie sich gegen feindliche oder gierige Nachbarn doch nicht behaupten. Das klang erst befremdend und in Deutschland röstete der Philister sich an dem Glauben, sein Vaterland sei von der Verrottung französischer Zustände recht weit entfernt; allgemach aber, als die Anhängerschaar des demokratischen Sozialismus ins Unermeßliche wuchs, ward auch dem früher Getrosten ängstlich zu Sinn. Schon jetzt mußte jedes deutsche Familienhaupt durchschnittlich mehr als siebenundneunzig Mark im Jahr zu den Heereskosten steuern; die Ziffer würde schnell steigen und bald konnte eine Zeit kommen, wo für die Bewilligung des militärischen Milliardenbudgets keine Mehrheit mehr aufzubringen wäre. Der Friedenskonferenz war ein beträchtlicher Erfolg nicht beschieden gewesen und die Befehder des „Militarismus" benutzten nun schlau die Worte des Zaren und Michaels Murawiew für ihre Agitation. Auch sonst war den Regirenden nicht wohl zu Muth; sie mochten sich mühen, wie sie wollten: sie konnten es Keinem mehr recht machen. Die Verhältnisse waren so komplizirt, die Ansprüche so groß, die Bedürfnisse so wandelbar geworden, daß den alten Verwaltung-

Digitized by Google

rezepten die Wirkung versagt bleiben mußte. Heute kamen die Grundbesitzer, morgen die Exporteure und übermorgen die Kleinhändler mit einem Anliegen; bald sollte ein neues Absatzgebiet erobert, bald der innere Markt gekräftigt und das Handwerk gerettet werden und die Forderungen des Industrieproletariates verstummten nie; diese Leute waren auch gar zu begehrlich. Dann kamen die einzelnen Provinzen und Kommunen mit ihren Wünschen und zwischen nationaler Politik und lokaler Profitgier sollte in aller Eile ein fester Brückensteg gezimmert werden. Solchem Ansturm war die ehrwürdig verwitterte Form des Verwaltungwesens natürlich nicht gewachsen; ehe die Bureaukratie sich noch in neue Wege gewöhnt hatte, war es schon wieder nöthig, aus den neuen in neuere Pfade einzulenken, um das rasch wechselnde Bedürfniß zu stillen. Die Geheimen Räthe stöhnten, die Hilfsarbeiter und Diätare schwitzten, die Akten thürmten sich in den Schreibstuben zu gelblichen Wällen, die jedem Luftzug den Eingang wehrten. Und das ewige Weh und Ach mit den Finanzen! Täglich wurden andere „Kulturaufgaben" entdeckt, für die Geld herbeigeschafft werden sollte, und täglich erscholl auch der dem Massensinn stets schmeichelnde Ruf, die Steuern müßten ermäßigt werden. Dabei wurde es immer schwerer, neue Anleihen unterzubringen, weil das Publikum sich von den reicheren Gewinn verheißenden Industriepapieren und von den exotischen Werthen nicht fortlocken ließ. Das mystische Wesen, das man den Nationalwohlstand nennt, wuchs zwar, aber sein Wachsthum war mit der Zerrüttung der Volksgesundheit theuer bezahlt. Eine Weile konnte man auf dem Weltmarkt die Konkurrenten wohl noch unterbieten; aber die nationale Selbstachtung und die Angst, die Ziffer der zum Militärdienst Tauglichen könnte allzu schnell sinken, setzten der wilden Händlerjagd doch gewisse Grenzen. Wie sollte es erst werden, wenn Moskowiter und Kulis in den Wettbewerb eintreten würden? . . . Und schließlich schämten die Regirenden sich auch ihrer scheinbar civilisirenden Politik, die nur danach trachtete, in allen Weltecken den Kundenfang zu organisiren und friedsam nach der Väter Sitte hausende Stämme mit den Heilswahrheiten des Branntweins, der Tricottaillen und der Syphilis zu beglücken. Der gerühmte Wohlstand, den der industrielle Aufschwung schuf, ward in einem Lande ja stets nur dadurch möglich, daß in einem anderen Lande die Lage der Lohnarbeiter verschlechtert wurde. Am Ende dieser Entwickelung drohte der Krieg um die Märkte, — ein Krieg, der von den Ländern höherer Kultur dann vielleicht mit einem untauglichen Werkzeug zu führen war. Das Alles sollte eine Regirung mitmachen, die sich für die berufene Vertreterin sittlicher Mächte

Digitized by Google

ausgab? Sie sollte Asiaten und Afrikaner mit kleinkalibrigen Gewehren und Kanonen zwingen, von ihr zu kaufen, draußen ringsum Feindseligkeit wecken und im eigenen Lande dabei die Schaar der Proletarisirten und deshalb Unzufriedenen wachsen sehen? Nein: es ging wirklich nicht mehr.

Den hellsten Köpfen war diese Erkenntniß längst gedämmert, aber ein aus dem Labyrinth führender Pfad hatte sich auch ihrem Blick, den das Traumbild einer nach Marxens Sinn sozialisirten Gesellschaft nicht blendete, noch nicht gezeigt. Da geschah es, daß im Jahre 1899 das Deutsche Reich und Preußen eine Staatsanleihe im Betrage von zweihundert Millionen Mark an die Deutsche Bank verkauften. Zum ersten Male wurde einem einzelnen Institut ein solches Riesengeschäft zugeschanzt. Und siehe da: die Sache ging, ging besser sogar als früher, wo die Finanzverwaltung sich selbst an das Publikum gewandt hatte. Die durch lästige Kontrolvorschriften und bureaukratische Umständlichkeit nicht gehemmte Bank, die gewöhnt war, mit Yankees und Türken, Briten und Buren, Juden und Antisemiten Geschäfte zu machen, bewältigte auch die ihr jetzt gestellte Aufgabe flink und gut: sie brachte die neuen deutschen Konsols mühelos unter und strich einen ansehnlichen Nutzen ein. Der Vorgang stimmte die Regirenden nachdenklich. War das Bankwesen, dessen Formen sich seit den Tagen der Rialto-Girobank so mannichfach gewandelt hatten, vielleicht noch einer weiteren Entwickelung fähig? Schon beherrscht es die Industrie und weist der Fabrikation die Wege; schon wird von einzelnen Banken Kolonialpolitik großen Stils getrieben und ganze Provinzen, die von der Regirung vergebens Hilfe erflehten, erhoffen nun von einer Bankgründung das Heil. Wenn man einen Theil der Landesverwaltung auf diese Parvenumächte abladen könnte, die sich den modernen Bedürfnissen so schlau anzuschmiegen verstehen! Sie keuchen nicht unter der Last der Tradition, brauchen nicht mit Ethos und Pathos zu wirthschaften und können in künftigen Raufhändeln um die Märkte offen bekennen, daß sie verdienen wollen. Sie werden auch ohne Umsturzgesetze mit dem Proletariat fertig werden und dabei nicht um eines Zolles Breite vom Boden des Besitzrechtes weichen... Unter den im Lande Gewaltigen war Einer, der früher ein Veilchen in der Bankwelt heimisch geworden war. Weit hatte ers da nicht gebracht, die Dividendenbrüder schätzten ihn eigentlich nur als Nachtischredner und Herr von Hansemann sah ihn über die Achsel an; dennoch lebte er als Politiker seitdem von den Kenntnissen und Geschicklichkeiten, die er als Bankdirektor erworben hatte. So stark wirkte selbst im mittelmäßig Begabten die Macht des Milieus. Dieser Mann hatte längst gefühlt, daß mit der alten Verwaltungpraxis Nützliches

Digitized by Google

nicht mehr zu leisten war. Woher sollte man die Präsidenten und Präsidialräthe, die Landräthe und Oberbürgermeister nehmen, die nicht nur den steifen Amtsschimmel reiten und am Geburtstag des Kaisers „zündende" Byzantinertoaste ausbringen können? Die klügsten Leute retteten sich in die große Industrie oder in die hohe Finanz; und unter den Beamten durfte man für die wichtigsten Posten auch nicht einmal die tüchtigsten wählen, sondern mußte erst nach der Abstammung forschen, das Militärverhältniß feststellen und erkunden, in welchem Corps der Kandidat seine Studentenzeit verbummelt hatte. Mit solchem Menschenmaterial war nichts zu machen; es ging nicht aus einer Auslese der Brauchbarsten hervor und taugte höchstens zum trockenen Schreiberdienst. England, dessen Adel sich seit Jahrzehnten in der Industrie und im Bankgeschäft bethätigt, hat ein modernen Ansprüchen gewachsenes Beamtenpersonal. Im Deutschen Reich, dessen Fassade zwar modern aussieht, dessen Wesen aber feudal blieb, wäre dieser Zustand nicht zu erreichen. Hier war an der vis inertiae der Bureaukratie selbst die Riesenkraft eines Bismarck manchmal erlahmt. Der ganze schwerfällige Apparat mußte fallen, wenn dauernd Nützliches entstehen sollte... Haben nicht Banken die Türkei europäisirt, Egypten erobert, Sibirien und China erschlossen? Ist der Kongostaat nicht ein Aktienunternehmen wie die Continental Bodega-Gesellschaft und ließ Zola, der inzwischen als großer Politiker entdeckt wurde, nicht seine Saccard und Hamelin von der Banque Universelle träumen, die den Papst als auf Aktien gegründeten Herrscher im Heiligen Lande ansiedeln sollte? Weshalb soll es unmöglich sein, die gesammte Verwaltung des Deutschen Reiches — oder wenigstens einen beträchtlichen Theil davon — einer Bank oder Bankengruppe zu verpachten? Dann fiele endlich wenigstens der dichte Phrasenschleier und die im girus der Interessenten vereinte bürgerliche Gesellschaft könnte rückhaltlos bekennen, daß der Profit ihr höchster Lebenszweck ist.

... „Deutsches Reich A.-G.": in goldenen Lettern prangt die Inschrift auf der so lange leeren Giebelfläche des früheren Reichstagspalastes. Parlamente sind nicht mehr nöthig: der Aufsichtrath kontrolirt die Geschäftsführung; und Wünsche, Forderungen, Beschwerden werden in der Generalversammlung vorgebracht und erörtert. Das Heer ist nach dem herrlichen Muster der Astorianer und Pinkertonianer organisirt und stets gerüstet, auf den inneren Feind zu schießen; den inneren Feind: so nennt man nämlich die Gegner der Aktionäre, die übrigens nicht etwa in Deutschland gebürtig zu sein oder zu leben brauchen. Hauptaktionär ist Herr John D. Rockefeller in New-York, der schon 1898 ungefähr zehntausend Mark in der Stunde ein-

Digitized by Google

nahm, seitdem der Billionärgrenze sehr nah gekommen ist, zwanzig kleinen und mittelgroßen Potentaten die Civilliste zahlt und sich jetzt das Vergnügen macht, im Geschäftsbetrieb der D. R. A.-G. den entscheidenden Einfluß zu üben. Sein Aktienbesitz wird auf dreihundert Millionen Mark geschätzt und sichert ihm bei allen Beschlüssen eine gewichtige Stimme. Natürlich darf nur bei ihm, der den londoner Rothschild wie einen kleinen Mann behandelt, das für den deutschen Bedarf nöthige Petroleum gekauft werden. Dafür giebt er, wenn die Geldmittel knapp werden, aber auch immer wieder Kredit. Von „nationaler Politik" wird nur noch selten gesprochen und man denkt nicht mehr daran, billig arbeitende Slaven oder Dänen über die Grenze zu jagen; sogar mit Kulis und dressirten Niggern werden schon erfolgreiche Versuche gemacht. Aber der alte Kapitalismus war ja auch international, wenn seine Vertreter freilich auch gern die Patriotenmaske trugen. Deutsche Konsols lagen schon lange in Liverpool, Kopenhagen, New-York und Rio, Niemand konnte wissen, mit wessen Gelde eigentlich in Dar-es-Salaam, Neu-Guinea und Kiautschou kolonisirt und scheinbar germanisirt wurde, und kein deutscher Kapitalist scheute sich, in Lodz oder bei Moskau Fabriken zu gründen und so der russischen Industrie auf die Beine zu helfen, wenn dabei nur ein gutes Stück Geld zu verdienen war. Jetzt war die lästige Hülle gefallen und die Sache ging glatter als je vorher. Alle Akten waren verbrannt, alle Beamten, die dem Anspruch der Generaldirektion nicht genügten, mit Abfindungsummen entlassen worden. Nirgends fand man mehr den Vermerk „reproduc. nach drei Monaten": Alles wurde sofort, ohne umständliche Schreiberei und, so weit es möglich war, mündlich erledigt. Das unbeliebte Volk der Steuererheber war abgeschafft; die Steuern wurden an allen Depositenkassen der Aktiengesellschaft bezahlt, ein bequemes Check- und Clearingsystem erstreckte sich über das ganze Reich und jeder Bürger konnte ohne Sparkassenbuch an jedem Tage den seinem Guthaben entsprechenden Betrag an den Schaltern der Bank abheben. Die Minister, die beinahe nur noch dekorativ zu wirken hatten, sahen staunend, wie sicher, still und prompt Alles ging, wenn man sich des neumodischen Teufelszeuges, der Telegraphen, Telephone und Typewriter, bediente. Nach drei Jahren schon konnte eine Dividende von zwölf Prozent vertheilt werden und im Lande war längst inzwischen der Ruf verstummt, daß „die Kulturaufgaben leiden". Diese Erfolge im Inneren haben zu der Erwägung geführt, ob es sich nicht empfehlen würde, auch die auswärtige Politik der D. R. A.-G. zu überlassen, die schon durch die Beseitigung der längst unnützlich gewordenen Botschafter und Gesandten alljährlich Millionen ersparen könnte.

Digitized by Google

Der Utopist Rodbertus*)

Utopist ist Rodbertus zu nennen. Nicht etwa, weil er den kommunistischen oder sozialistischen Zukunftstaat vorausgesagt hat, denn in diesem stecken wir ja Alle drin. Keine frühere Zeit hat einen Beamtenorganismus gehabt, der sich mit dem unseren vergleichen ließe, und dieser ist die leibhaftige Verwirklichung des rodbertusischen Sozialismus. Wenn sich die Beamten als Todfeinde des Sozialismus geberden, so geschieht Das theils aus Unkenntniß der Sache, theils wird es durch die Haltung der deutschen Arbeiterführer gerechtfertigt. Natürlich sehen sich die Beamten genöthigt, eine Partei zu bekämpfen, deren Führer sich in wahnsinnigen revolutionären Phrasen ergehen und unausgesetzt auf die Regirung schelten. Und vollends seit 1895, wo die Liebknecht und Genossen mit verbrecherischer Unvernunft die der überwiegenden Mehrheit des Volkes heiligen nationalen Erinnerungen beschimpft und dadurch die Arbeiterschutzgesetzgebung vorübergehend zum Stillstand gebracht haben, kann von einer wohlwollenden Neutralität des Beamtenthumes der Sozialdemokratie gegenüber nicht mehr die Rede sein. Und es ist psychologisch erklärlich, daß sich die pflichtgemäße Abneigung der Beamten gegen die Personen auf die Sache überträgt. Bestünde dieser Grund nicht, so müßte man die Abneigung der Beamten gegen den Sozialismus für Konkurrenz-

*) Ein Abschnitt aus dem Schlußkapitel des Buches „Rodbertus“ von Karl Jentsch, das in Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart erscheint. Da Jentsch zum ersten Male zu den Lesern der „Zukunft“ spricht — er zeigt in diesem Heft auch seine neue Schrift über die Agrarkrisis an —, mag ein Wort über das Wesen des merkwürdigen Mannes gestattet sein. Er ist kein zünftiger Nationalökonom, keiner, der sich eine Ordentliche Professur und wissenschaftliches Ansehen ersessen hat, und nur eine kleine Schaar wird ihm, der von Lagarde wohl eben so wie von Rodbertus und Ketteler beeinflußt wurde, auf allen Wegen folgen wollen. Seit aber der damals schon Sechzigjährige 1893 mit den Gedanken hervortrat, die er unter dem Titel „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ zusammenfaßte, muß er als starke und selbständige Persönlichkeit geschätzt werden. Er schreibt nicht nur ungewöhnlich gut, aus einem tiefen, aber von sentimentalischem Ueberschwang freien Gefühl für das Elend der hilflos wimmelnden Masse heraus, und hat nicht nur die Fähigkeit, auf den verschiedensten Gebieten schnell heimisch zu werden: er besitzt auch den bei deutschen Sozialpolitikern so seltenen bon sens, den praktischen Menschenverstand, der ihm Zustände und Erscheinungen ohne den täuschenden Schleier zeigt, den Doktrinarismus und Phrase gewebt haben. Alle guten Eigenschaften des katholischen Pfarrers, der in den Häusern und Hütten seiner Gemeinde kein Fremder ist, verkörpern sich in ihm, — und dabei fehlt ihm jede Spur pfäffischen Wesens. Manchem mag Manches in Jentschs bescheiden vorgetragenen Lehren grillig scheinen: einen Anreger, dessen warmes Empfinden ein kühler Kopf lenkt, muß Jeder in ihm erkennen und es wäre nur nützlich, wenn seine Schriften künftig einen noch größeren Leserkreis fänden, als er ihnen bisher schon beschieden war. M. H.

Digitized by Google

neid halten; denn die Beamten haben genau Das, was die Sozialisten erstreben, und da wäre es denn allerdings erklärlich, wenn sie von der Verallgemeinerung Dessen, was jetzt ihr Privilegium bildet: Existenzsicherheit und gesetzlich begrenztes Arbeitmaß, eine Entwerthung oder Verminderung dieses ihres Vorrechtes fürchteten. Ferner haben wir ungeheure Staatsbetriebe, nicht nur für den Transport und Verkehr, sondern auch Produktionbetriebe im engeren Sinne, wie die fiskalischen Bergwerke; auch die Armee produzirt in den Militärwerkstätten einen Theil ihrer eigenen Bedürfnisse. Ferner werden gerade die größten produktiven Betriebe, die der Aktiengesellschaften, schon heute von Beamten geleitet, während die Mehrzahl der Eigenthümer, die Aktieninhaber, vom Betriebe nichts versteht und auch keinen Einblick darein gewinnt. Wenn der Staat diese Eigenthümer ablöste und jene Privatbeamten in Staatsbeamten verwandelte, so würde Das so wenig Störungen verursachen, wie die Verstaatlichung der Eisenbahnen verursacht hat. Endlich greift der Staat so vielfach und so tief ins Erwerbsleben ein, daß die Erwerbenden nur noch in sehr beschränktem Sinne frei genannt werden können. Der Staat zieht den jungen Arbeiter oder Handwerksgesellen für den Militärdienst und dann noch mehrmals zu Uebungen ein und reißt ihn dadurch aus seinem Broterwerb heraus; für die „Freiheit", sich dann wieder eine Arbeitstelle suchen zu müssen, bedanken sich die Herausgerissenen; sie sind vollkommen im Recht, wenn sie den Staat für verpflichtet halten, ihnen neue Arbeit zu besorgen, nachdem er ihnen die alte genommen hat. Der Staat unterwirft viele Betriebe zum Zweck der Besteuerung einer so strengen Aufsicht, daß z. B. die Spiritusbrenner schon oft den Wunsch ausgesprochen haben, er möge doch gleich selbst den ganzen Betrieb übernehmen und sie ablösen. Der Staat zwingt die Unternehmer zu Beiträgen für die Arbeiterversicherung und hat damit den Weg der Lohnregulirung beschritten. Der Staat greift durch Schutzvorschriften, Arbeitordnungen, Gewerbeinspektion, Sonntagsgesetze in die Betriebe ein, so daß die Unternehmer schon lange nicht mehr so ganz „Herr im eigenen Hause" sind. Der Staat beschränkt den unlauteren Wettbewerb, kümmert sich um die Art, wie der Händler seine Waare an den Mann zu bringen sucht, und sendet seinen Beamten in den Laden, damit er nachsehe, ob auch die Butter getrennt von der Margarine verkauft wird. Warum den Beamten nicht bald hinter den Ladentisch stellen und die Margarine verkaufen lassen? Das wäre eine nützlichere Verwendung des Mannes. Von den Agrariern wird der Staat gedrängt, den Getreidehandel zu betreiben, und er lehnt es hauptsächlich nur aus dem Grunde ab, weil ihm die Sache zu schwierig vorkommt und er sich davor fürchtet. Nachdem der Staat einmal die ungeheure Last der Arbeiterversicherung übernommen hat, wäre es eine Kleinigkeit für ihn, auch noch alle übrigen Versicherung-

Digitized by Google

anstalten zu übernehmen, besonders, da das centralisirte und verstaatlichte Versicherungwesen dadurch ungemein vereinfacht werden könnte, daß es den Charakter der Versicherung abstreifte: der Staat könnte z. B. aus den entsprechend zu erhöhenden Steuereinnahmen ohne Weiteres jedem zur Arbeit Unfähigen, der nachweist, daß er pflichtgemäß an der Nationalproduktion theilgenommen hat, ein Rente zahlen; damit entfielen alle Sonderbeiträge, Sonderberechnungen und Sonderverwaltungen. Von zwei Seiten her veranschaulicht die Privatindustrie die Unvernunft der freien Konkurrenz, die Vernünftigkeit des Sozialismus und bahnt zugleich diesen an. Die großindustriellen Kartelle beschränken die Freiheit ihrer Mitglieder in der Produktion und in der Preisforderung und sichern ihnen dafür die Verzinsung ihres Kapitales. Die Waarenhäuser und Versandgeschäfte aber zeigen die Lächerlichkeit des Kleinkrams. Der Detaillist hat die volkswirthschaftliche Aufgabe, die fertige Waare an den Mann oder an die Frau zu bringen. Ein kleiner Ellenkrämer bewirkt am Tage vielleicht sechs bis zehn Verkäufe, Das heißt also, er geht den ganzen Tag müssig und die paar Handgriffe, Geschäftsbriefe und Rechnungen, die er zu leisten hat, sind nur unbedeutende Unterbrechungen seines Müssigganges. Diese elende Ausübung seines volkswirthschaftlichen Amtes wird ihm mit — sagen wir — 1500 Mark jährlich gelohnt, was ihn selbst natürlich viel zu wenig dünkt, für seine „Arbeit“ aber noch zehnmal zu viel ist. Der junge Mann im Waarenhause leistet zehn-, zwanzig-, vielleicht fünfzigmal so viel Arbeit. Wenn nun das ganze Verkaufswesen in der selben Weise organisirt wäre, so brauchten die Verkäufer natürlich nicht so lange zu arbeiten wie heute die Angestellten in den Waarenhäusern; mit höchstens sechsstündiger Arbeit wäre Alles abgemacht und es blieben von den heute im Handel Beschäftigten (es gäbe ja auch keine Handlungreisenden mehr) noch viele Tausende übrig, die, in Fabriken, Werkstätten und Gruben angestellt, die theilweise überlange Arbeitzeit der jetzt darin Arbeitenden kürzen würden. Also: alle Elemente des Sozialismus sind vorhanden. Wann und in welchem Grade sie zu einer konsequent durchgeführten sozialistischen Eigenthums- und Produktionordnung verwachsen werden, Das ist, scheint es, nur eine Frage der Zeit.

Selbst das Arbeitgeld ist nicht utopisch. Wie das Metallgeld, überhaupt das Bargeld, aus dem Umsatz des Großhandels, namentlich in England, so vollständig verschwunden ist, daß viele Milliarden ohne einen Pfennig Geld, durch bloße Ab- und Zuschreibung, umgesetzt werden, so läßt sich kein innerer Grund denken, warum diese Praxis nicht über den ganzen Tausch- und Kaufverkehr ausgedehnt und dieser in eine vom Staate organisirte Einkommenvertheilung umgewandelt werden könnte. Die Bestimmung der Waarenwerthe in Werkstunden würde freilich ungeheure Mühe verursachen, aber unmöglich wäre sie nicht. Nur täuscht sich Rodbertus — und hier tritt nun

Digitized by Google

der Utopist hervor —, wenn er sich einbildet, der ermittelte Werth würde durchweg der wirkliche Werth und die Arbeiter würden damit zufrieden sein. Gewiß weichen die heutigen Preise meistens sehr weit von dem gerechter Weise anzunehmenden Werth der geleisteten Arbeit ab und fast Jeder hält sich für verkürzt; aber da es eben „der Markt" ist, der die Preise festsetzt, und man dieses unpersönliche Wesen nicht fassen kann, so muß man sich die „ungerechte" Bezahlung seiner Arbeit oder Waare, wenn auch murrend, gefallen lassen. Eine Behörde dagegen, die den Werth jeder Waare nach dem „Normalwerth" festzusetzen hätte, würde einen schlimmen Stand haben. Auch bei einer solchen Behörde würde es menschlich zugehen; und abgesehen davon, daß absolute Gerechtigkeit überhaupt unmöglich ist, würde oft genug aus Mangel an Einsicht, aus Gunst oder Interesse gefehlt werden. Aber selbst wenn sie das Uebermenschliche leistete und die Gerechtigkeit verwirklichte, würde ihr doch Niemand glauben; wie heute, würde sich Jedermann für benachtheiligt halten und man hätte Menschen, die man für den erlittenen Schaden verantwortlich machen könnte. Es würden auch alle die anderen Uebelstände eintreten, die von den Gegnern des Sozialismus prophezeit werden. So z. B. würde sich das Fehlen des Antriebes, den der private Ehrgeiz und die private Habsucht verleihen, durch Verlangsamung des Fortschrittes der Technik bemerkbar machen und die Möglichkeit wäre nicht ausgeschlossen, daß eines Tages die ganze Centralbehörde aus stumpfsinnigen Routiniers von der Art jenes Generalpostmeisters Nagler bestünde, der dem Dampfwagen gebieten wollte, an der preußischen Grenze Halt zu machen. Auch wäre es gar nicht unmöglich, daß die Schwierigkeiten und Schwerfälligkeiten der alten Naturalwirthschaft wiederkehrten. Aber solcher Unvollkommenheiten wegen darf natürlich der Sozialismus nicht utopisch genannt werden: wenn Unvollkommenheit utopisch wäre, dann wäre die ganze Weltgeschichte eine Utopie. Gerade darum sind Rodbertus und die meisten Sozialisten, außerdem noch viele andere Theoretiker, Utopisten zu nennen, weil sie glauben, der zukünftige Zustand, mag er kommunistisch oder sonstwie gedacht werden, werde ein vollkommener Zustand sein und ein solcher vollkommener Zustand sei das Ziel der weltgeschichtlichen Entwickelung.

Utopisch nenne ich den Glauben, daß auf Erden irgend einmal ein Zustand eintreten werde, der vollkommen genannt zu werden verdiente und die Menschen zufrieden machte, das verlorene Paradies wiederbrächte. Nicht deshalb sind Bellamys und Hertzkas Zukunftbilder utopisch, weil sie eine sozialistische Gesellschaftordnung und allerlei technische Wunder ausmalen; das Alles ist möglich und die späteren Geschlechter werden wahrscheinlich Wunder erleben, die wir uns so wenig vorzustellen vermögen, wie sich ein Mensch des vorigen Jahrhunderts das Fernsprechen hätte vorstellen können. Utopisch sind jene Schilderungen nur deshalb, weil sie die Verwirklichung der

Digitized by Google

Vernunft und Gerechtigkeit einschließen und uns überreden wollen, die Menschen würden jemals zufrieden sein. Utopisten nenne ich daher alle Entwickelungstheoretiker — sie mögen von Hegels Idealismus oder von Darwins Materialismus ausgehen —, die den Fortschritt zum Vollkommeneren predigen und als Abschluß der Weltgeschichte ein auf Erden zu verwirklichendes Allervollkommenstes verkünden. Die Irrthümer des Rodbertus in dieser Beziehung sind keine anderen, als die die ganze moderne Soziologie und Naturwissenschaft beherrschen. Es ist nicht wahr, daß der zusammengesetztere Organismus der vollkommenere, das Wirbelthier vollkommener als das Kerbthier oder das Weichthier sei. Ein höheres Wesen darf man es nennen, weil es mehr Geist verräth, aber nicht einen vollkommeneren Organismus. Die Biene nicht nur, sondern schon die Qualle, ja das Infusorium ist ein so wunderbares und vollkommenes Wesen wie der Elefant; jeder Organismus ist vollkommen in seiner Art. So ist auch ein Großstaat mit einem verwickelten Verwaltungsorganismus keineswegs an sich schon höher zu schätzen als ein kleiner Stadtstaat oder eine kleine Bauernrepublik, die sich vielleicht sogar, gleich der Auster, ohne Kopf behilft. Wenn die Bürger des Kleinstaates bessere und glücklichere Menschen sind als die des Großstaates, so ist jener höher zu schätzen. Es ist ferner ein Irrthum, zu glauben, daß die Staatsformen auf einander folgten und daß die eine erst abgelebt sein müsse, ehe eine andere hervortritt. Wie in der Natur die sogenannten niederen Organismen neben den höheren fortleben, so bleiben auch die älteren Staatsformen neben den neuen bestehen; ja, die Ausdrücke Alt und Neu haben hier nur eine sehr zweifelhafte Berechtigung: Groß- und Kleinstaaten, Despotien, beschränkte Monarchien und Republiken haben seit vier Jahrtausenden abgewechselt. Der Fortschritt, sofern man einen solchen in Natur und Geschichte annehmen will, besteht nicht darin, daß alte Organisationformen abstürben und neue an ihre Stelle träten, sondern darin, daß die Welt durch das Hinzutreten neuer Formen zu den alten reicher wird. So wird z. B. auch das Handwerk nicht von der Manufaktur, die Manufaktur nicht von der Fabrik verdrängt, sondern alle drei Betriebsformen bestehen neben einander und es entstehen sogar immer neue Handwerke. Auch das Verhältniß des Individualismus zum Sozialismus hat Rodbertus falsch bestimmt. In einer beinahe lächerlichen Weise tritt sein Vorurtheil gegen den „Freihandel", als eine blos zum Zerstören berufene Kraft, hervor, wenn er die vermeintliche Auflösung des Römerstaates mit Servius Tullius beginnen läßt, d. h. schon in der mythischen Zeit, auf die beinahe ein Jahrtausend gewaltiger Größe folgte. Freilich: zu sterben beginnt der Mensch, wie der Staat, schon im Augenblick seiner Geburt, denn alles Irdische ist sterblich und trägt den Todeskeim vom ersten Augenblick seiner Entstehung in sich. Es ist aber überhaupt nicht wahr, daß der Indi-

Digitized by Google

vidualismus und die Freiheit rein zerstörende, die Vereinigung und die Bindung rein aufbauende Mächte wären. Vielmehr sind Beide nur polar entgegengesetzte Aeußerungen der einen Lebenskraft und die eine ist zum Leben so nothwendig wie die andere. Das organische Leben besteht in einem unaufhörlichen Wechsel von Ein- und Ausathmung, von Oxydation und Desoxydation, von chemischer Verbindung und Zersetzung, und der Tod tritt in jedem Falle ein, mag die eine oder die andere Funktion stocken; der Tod durch Verkalkung ist nicht weniger Tod als der durch Auflösung.

Für den größten und schlimmsten Irrthum endlich halte ich es, daß ein vollkommener Gesellschaftzustand das Endziel der historischen Entwickelung sein und jedes frühere Geschlecht nur um des letzten willen gelebt haben soll. Meiner Ueberzeugung nach, die ich in anderen Schriften begründet habe, liegt der Weltzweck nicht am Ende der Welt, sondern in der Gegenwart jedes Geschlechtes. Die Menschen aller Zeiten leben, um ihre Anlagen zu entfalten, ihre Kräfte zu üben und dabei ihres Daseins froh zu werden. Die gesellschaftlichen Veränderungen haben nicht den Zweck, einen vollkommenen Endzustand herbeizuführen, sondern sie sind weiter nichts als die Lebensfunktionen der Menschheit; sie sind nur die unvermeidlichen Wirkungen der Thätigkeiten, in denen die Menschen jedes Geschlechtes ihren Lebenszweck erfüllen, und zugleich die Mittel zur Verbesserung Dessen, was im Augenblick der Verbesserung bedürftig erscheint. Die Menschen leben, leiden, arbeiten und sterben nicht, um einem Gott oder einem Geschichtprofessor das schöne Schauspiel eines verwickelten Staatsgetriebes aufzuführen, z. B. das des heutigen Deutschen Reiches, sondern, weil die Menschen lebend genießen, arbeiten und dabei so wenig wie möglich leiden und so spät wie möglich sterben wollen, schaffen sie sich allerlei Einrichtungen, bei denen sie diese vier Zwecke am Besten zu erreichen gedenken, darunter auch unsere Reichsverfassung. Das ist der wahre Sinn des hegelschen Satzes von der Vernünftigkeit des Bestehenden. In jedem Moment ist so viel Vernunft thätig, wie sich überhaupt in der Welt vorfindet, und das Quantum der Vernunft bleibt — wenigstens im Verhältniß zur Summe der Unvernunft — durch alle Zeiten gleich groß, weil auch im geistigen Gebiet das Gesetz der Konstanz der Kraft gilt. Aber die Vernunft kann sich hienieden auf keine andere Weise bewähren als durch Ueberwindung der Unvernunft, weshalb der hegelsche Satz durch seinen Gegensatz zu ergänzen ist: Das Bestehende ist jederzeit unvernünftig und muß geändert werden. Wenn Jemand aus dem Umstande, daß das Bestehende nothwendig unvernünftig ist, die quietistische Folgerung ziehen wollte, daß man sich der nun einmal herrschenden Unvernunft fügen und sie sich gefallen lassen müsse, so würde er den Zweck der Unvernunft in der Welt verkennen und, so viel an ihm liegt, vereiteln; oder vielmehr: seine

Digitized by Google

ganze Persönlichkeit würde ein Theil jener Unvernunft sein, die von der Vernunft überwunden werden soll. Im gegenwärtigen Zeitraum ist der Kapitalismus — mit diesem Wort will ich die von Rodbertus bekämpften Verhältnisse und Zustände zusammenfassen — das zu überwindende Unvernünftige. Ob die Ueberwindung zur Herrschaft des Sozialismus führen wird, wissen wir nicht. Soll mit dem politischen Grundsatze der Gleichheit Aller vor dem Gesetz, der Gleichheit der Bürgerrechte und Bürgerpflichten, Ernst gemacht werden, so ist der Sozialismus unvermeidlich; denn weder der Rittergutsbesitzer noch der Industriefeudale, der ein paar tausend Arbeiter kommandirt, wird jemals seinen Untergebenen die volle Gleichberechtigung einräumen. Die meisten Staaten, Dies weniger klar erkennend als instinktiv merkend, verweigern daher den Arbeitern die Vollbürgerschaft; und in Deutschland, wo sie ihnen durch den Buchstaben der Verfassung beinahe zugestanden ist, streben die „Staaterhaltenden" danach, die schon bewilligten Rechte, namentlich das Reichstagswahlrecht, zurückzunehmen, die Reste persönlicher Abhängigkeit, z. B. beim ländlichen Gesinde, zu erhalten und neue Formen gesetzlicher Bindung der Arbeiter zu ersinnen. Also politische Gleichberechtigung ist nicht möglich, so lange sich die meisten Großbetriebe im Privatbesitz befinden. Mag nun die theilweise errungene politische Gleichberechtigung im folgerichtigen Fortschritt zum Sozialismus führen, der, nebenbei bemerkt, mein Ideal nicht ist, oder mag ein anderer Ausweg aus den heutigen Verlegenheiten gefunden werden —: Vernunft und Gerechtigkeit werden in der zukünftigen Gesellschaftverfassung in keinem höheren Grade verwirklicht sein als heute; die Gesellschaft der Zukunft wird das selbe Quantum Unvernunft enthalten wie die heutige und nur die Form, in der die Unvernunft in die Erscheinung tritt, wird sich von der heutigen unterscheiden; deren Ueberwindung wird dann wieder die Aufgabe der kommenden Geschlechter sein.

Weil aber die unvermeidliche Unvernunft Viele unglücklich macht und Keinen zum vollen und ungetrübten Glück gelangen läßt, darum bedarf das Diesseits der Ergänzung durch das Jenseits oder bedürfen die diesseitigen Menschen des Glaubens an ein jenseitiges Reich vollkommener Vernunft und Seligkeit. Deshalb spotte ich nicht mit Rodbertus über die Klerisei, die den Widerspruch zwischen der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter und ihrer menschlichen Bestimmung „mit Singen, Beten, Fasten und Wechseln auf das künftige Himmelreich auszufüllen" sucht, und verurtheile sie nur dann, wenn sie den Armen das jenseitige Himmelreich predigt, um sich selbst das diesseitige zu sichern. Eben so wenig verspotte ich die Utopisten. Eine resignirte Weltansicht wie die meine ist nicht Jedermanns Sache; Männer die welthistorische Aufgaben zu lösen haben, bedürfen der Illusionen, sowohl zur Erhaltung ihrer eigenen Spannkraft, wie um die Massen für ihre Pläne zu begeistern.

Neisse. Karl Jentsch.

Digitized by Google

Die Kunst von heute und morgen.

Beim Vergleichen der Kultur unserer Zeit mit der vergangener Perioden bemerkt man den auffallendsten Unterschied darin, daß diese von Fall zu Fall fortschritt, während die Entwickelung jener etwas Sprunghaftes, Unlogisches hat. Und als Grund dieser Erscheinung wird man finden, daß die Kultur der Vergangenheit ruhig und sicher an Bedürfnisse anknüpfte, während die Kultur der Gegenwart den Bedürfnissen vorauseilt und häufig von ihnen gar nicht eingeholt wird. Aus dieser Thatsache erklärt es sich auch, warum in unserer Zeit so außerordentlich wenige wirkliche Werthe produzirt werden. Fast Alles wird auf Entwickelungen und Verhältnisse berechnet und zugeschnitten, die meist ausbleiben, und schließlich schwebt ein gutes Theil von Allem, was erstrebt wurde, in der Luft. Dieses beständige Verrücken der Ziele für Kulturideale bedeutet nicht nur einen Verlust an Kraft, sondern auch eine Schädigung des Nationalvermögens: denn nicht allein Das macht ein Land reich, was es an materiellen Werthen produzirt, sondern noch mehr Das, was es an ideellen Werthen aus eigener Kraft hervorbringt. Die Kultur des Geschmackes in Frankreich hat diesem Lande ungezählte Millionen eingetragen; und die ideellen Werthe, die die Kultur der Renaissance in Italien hinterlassen hat, bilden heute noch eine bedeutende Einnahmequelle für die Erben jener großen Vergangenheit. Und nichts beweist mehr, daß wir Mangel an Kultur haben, als die äußerst spärliche Produktion solcher Werthe in unserer Zeit, vor Allem aber die täglich zu beobachtende Erscheinung, daß der Allgemeinheit das Gefühl für solche Werthe abhanden gekommen ist. In erster Reihe für die von der Kunst hervorgebrachten. Man hat beinahe alles Schätzungvermögen verloren und die Unsicherheit des Urtheils hat eine ganz trostlose Errungenschaft gezeitigt: die maßlose Bewunderung des Neuen. Nicht des Neuen, das am Ende einer Entwickelungreihe steht, sondern des Neuen um jeden Preis, das der Absicht und Laune sein Dasein verdankt und so zu sagen aus dem Bruch mit der Tradition ein Geschäft macht. Und wo hat es eine Kultur gegeben, die nicht in der Pflege von Traditionen eine Vorbedingung ihrer Existenz, einen Theil ihrer Aufgabe sah? Aus der bloßen Begeisterung für das Neue erwächst keine Kultur; denn Kultur ist nicht denkbar ohne Entwickelung, — und wer bringt für die heute Geduld mit? Man lebt fortwährend in Erwartungen und wirft Alles, was diese Erwartungen nicht sofort rechtfertigt, zum alten Eisen. Deshalb haben wir nur eine Vergangenheitkunst und eine Zukunftkunst. Eine Kunst, die thatsächlich die Gegenwart repräsentirt, fehlt. Was kann es Bequemeres geben, als alle Kunst unter dem Gesichtswinkel der Neuheit zu beurtheilen? Dazu braucht man weder Empfindung noch Erkenntniß, also keine Kultur.

Digitized by Google

Es ist sicher, daß die Kunst in leerem Formenwesen erstarren muß, wenn ihr nicht neue Anregungen, neue Ideen beständig zufließen; aber es kommt auch darauf an, woher sie stammen. Es scheint, daß die Malerei mit Entdeckungen neuer Gebiete und neuer Ausdrucksmittel einstweilen abgeschlossen hat; aber man hätte erwarten können, daß auf der geschaffenen Basis in die Höhe gebaut würde. Inzwischen jedoch ist den Malern das Kunstgewerbe in den Wurf gekommen, und wie früher die Entdeckung der Natur auf die Malerei wirkte, so jetzt die Neigung zur kunstgewerblichen Bethätigung. Die Tafelbilder sinken unter der Einwirkung dieser Neigung mehr und mehr zu dekorativen Effektstücken herab, deren Wirksames vom Plakat, von der Glasmalerei, von der Holzarbeit oder vom Teppich genommen wird. Und je kunstgewerblicher die Bilder werden, um so mehr lockert sich das Verhältniß der Künstler zur Natur. Die Entfernung von der Natur gestattet allerdings, Neues, Unerhörtes zu bieten, aber die Malerei als Kunst, deren Maßstab immer die Natur bleiben wird, geht dabei allmählich zu Grunde. Und betrachtet man die Sache von der anderen Seite, so wird man bemerken, daß der Gewinn, den das Kunstgewerbe durch das Eingreifen der Maler davongetragen hat, sehr zweifelhafter Natur ist; denn er liegt lediglich in dekorativen Aeußerlichkeiten und ist außerordentlich häufig von einer Verringerung des Gebrauchswerthes begleitet. Das Schlagwort von dem individuellen künstlerischen Reiz muß über die unglaublichsten Mißgriffe forttäuschen; und von all den Möbeln, Töpfen, Gläsern und Teppichen, die dem modernen Kunstgewerbe ihr Dasein verdanken, hat nur sehr Weniges bleibenden Werth. Die paar Sachen, die in der That Etwas taugen, werden, genau wie vor dem Eingreifen der Maler, nach guten alten Vorbildern hergestellt. Der moderne Empire- und Biedermaier-Stil ist eben so wenig eine eigene Erfindung der Maler, wie der Renaissance- und Barockstil vor zwanzig Jahren eine selbständige Entdeckung der Architekten war. Das neue Maler-Kunstgewerbe kann seine Existenz ebenfalls nur dadurch behaupten, daß es fortwährend Neues produzirt. Aber Neues schaffen und Werthe schaffen ist Zweierlei. Von der Neuigkeit-Anbetung des Publikums Vortheil ziehen, heißt noch lange nicht, die Kunst fördern oder dem Handwerk auf die Beine helfen. Der ganze Nutzen, den die neue kunstgewerbliche Bewegung erzeugt, besteht darin, daß das Publikum von einer ernsthaften Abneigung gegen die Dutzendproduktion und die Fabrikwaare erfaßt worden ist. Fast alle Vortheile, von denen man sonst spricht, sind nur in der Einbildung vorhanden.

Hand in Hand mit der kunstgewerblichen Bewegung macht sich in der Malerei ein Heranwachsen idealistischer Bestrebungen bemerkbar. Man dürfte sich darüber freuen, wenn diese Bestrebungen in Zusammenhang mit den Fortschritten blieben, die die malerische Anschauung im letzten Drittel dieses

Digitized by Google

Jahrhunderts gemacht hat; aber in dieser Hinsicht ist leider ein Rückgang zu verzeichnen, der sich theils aus der Beeinflussung durch das Kunstgewerbe, theils durch Wiederaufnahme überwundener Anschauungen, in den meisten Fällen aber durch mangelndes Können der Maler erklärt. Dennoch wird man die Steigerung und Verfeinerung der Empfindung und des Geschmackes nicht übersehen dürfen, die sich in einem Theile dieser idealistischen Bestrebungen aussprechen; aber um das richtige Maß für die Anerkennung solcher Thatsachen zu finden, muß man der Erfahrung eingedenk bleiben, daß der dauernde Werth aller malerischen Kunstwerke abhängig ist von der darin niedergelegten Summe künstlerisch angeschauter und wiedergegebener Natur, in zweiter Reihe erst von dem Denk- und Phantasievermögen ihrer Urheber. Jedenfalls hat sich eine Annäherung an den italienischen Idealismus mit seiner Neigung zum Formal-Schönen der deutschen Kunst bis jetzt immer als schädlich erwiesen. Ja, wenn die modernen Vertreter des „Neu-Idealismus" so konsequente Arbeiter wären wie ihre Vorbilder, die sich für ihre großen Aufgaben immer wieder durch Berührung mit der Natur stärkten! Man braucht nur an die Bildnisse zu denken, die die Rafael, Tizian, Tintoretto so nebenbei gemalt haben und in denen sich unschwer erkennen läßt, in einem wie intimen Verhältniß zur Natur sie stets geblieben sind. Aber da fehlt es eben bei den meisten „Neu-Idealisten". Sie verallgemeinern zwar nicht die Natur, aber sie individualisiren sie gewaltsam und gelangen dabei zu Erscheinungen, für die der Maßstab nicht in jener, sondern in dem höchst wandelbaren Geschmack der Zeitgenossen zu suchen ist. Dennoch gilt diese idealistische Kunst für die Kunst der Zukunft, was zunächst ein Zeichen dafür ist, daß sie von der Mehrheit noch nicht anerkannt wird, dann aber auch dafür, daß man eine Entwickelung von ihr erwartet. Ob eine solche aber überhaupt möglich ist, muß man bezweifeln; wenigstens würde sie dem Sinn dieser Richtung insofern widersprechen müssen, als sie zum Vortheil der Sache nur als Rückkehr zur Natur denkbar ist.

Während diese Zukunftkunst mit ihrer ausgesprochen idealistischen Tendenz ihre ersten Lorbern erntet, erlebt in Berlin die Kunst des letzten Vierteljahrhunderts noch einmal eine Auferstehung. Der Anstoß dazu kommt von Paris, wo der Geschmack sich wieder einmal einer entfernteren Vergangenheit zuwendet, wo man die Monet und Degas entthront, um sich desto ungestörter an der lüsternen Grazie Bouchers, an der eleganten Liebenswürdigkeit Watteaus oder Lancrets oder an der nüchternen Sicherheit von Ingres zu erfreuen; von Paris, wo die großen Cocotten auf einmal der idyllischen Heiterkeit ihrer Corots und Daubignys überdrüssig geworden sind und an ihrer Stelle lieber einen ehrbaren Chardin oder einen rührsamen Greuze an der Wand ihres Boudoirs zu sehen wünschen. Um bei diesem Wechsel der Mode nicht zu

Digitized by Google

viel zu verlieren, war es für die pariser Kunsthändler nöthig, ein neues Absatzgebiet zu suchen. Sie haben es in Berlin gefunden, das sich eben anschickt, ein Kunstmarkt zu werden. Für die französische Kunst der letzten dreißig Jahre war es so zu sagen jungfräulicher Boden. Der pariser Kunsthandel hat diese Chance äußerst geschickt benutzt. Erst wurden die geringeren Bilder, die mit berühmten Namen gezeichnet waren, an den Mann gebracht; und jetzt erscheinen die eigentlichen Meisterwerke auf dem Markt, früh genug noch, um als Beweis dafür zu dienen, daß die Zukunftkunst mit ihrer gewerblichen Note und ihrem blutlosen Idealismus einen Rückschritt bedeutet.

Nachdem die pariser Kunsthändler Berlin als Kunstmarkt entdeckt hatten, suchen auch ihre berliner Geschäftsgenossen die Vortheile dieser Entdeckung wahrzunehmen. Zunächst hat sich die Zahl der Kunstsalons vermehrt, — wie immer, wenn es sich um in Aussicht stehende gute Geschäfte handelt, in weit über das Bedürfniß hinausgehender Weise. Nicht, daß es an Publikum fehlen wird, das an interessanten Schaustellungen Vergnügen findet, wohl aber an Material, um diese Schaustellungen auf die Dauer interessant zu machen; denn es ist zwar ein natürlicher Vorgang, daß die Masse des Gebotenen das Publikum verwöhnt, aber auch eine nicht zu leugnende Thatsache, daß gar nicht so viele hervorragende Kunstwerke produzirt werden, wie die Salons zur Heranziehung des Publikums brauchen. Während die Künstler früher Mühe hatten, ihre Arbeiten in den Salons unterzubringen, werden sie jetzt von den Salonbesitzern umworben. Die nothwendige Folge davon wird ein Sinken des künstlerischen Niveaus in den Ausstellungen sein, was am Ende nicht ohne Wirkung auf den allgemeinen Geschmack bleiben kann. Daß der Kunstmarkt sich ganz unabhängig von diesen Ausstellungen entwickelt, geht aus den Erfolgen hervor, die Durand-Ruel und andere pariser Kunsthändler hier erzielt haben, ohne eigentliche Ausstellungen, ohne Zeitungskritiken. Es besteht in Berlin unzweifelhaft ein Bedürfniß nach hervorragend guten Kunstwerken; aber der Bedarf an minderwerthigen Kunsterzeugnissen ist in den letzten Jahren nicht so gestiegen, daß die Vermehrung der Kunstsalons gerechtfertigt erschiene. Dieser Bedarf findet durch die Großen Berliner Kunstausstellungen immer noch mehr als ausreichende Befriedigung. Die Salons, die auf die Kauflust des großen Haufens spekuliren, sind daher von vorn herein überflüssig. Damit scheidet zunächst die Ausstellung des Vereins Berliner Künstler im neuen Künstlerhause in der Bellevuestraße aus der Reihe der wichtigeren Veranstaltungen aus, obgleich sich einige lokale Künstlerklubs dort niedergelassen haben. Die neuen Salons bemühen sich wenigstens, ihren Vorführungen einen einigermaßen erkennbaren Charakter zu geben, um sich von einander zu unterscheiden und ihre gemeinschaftlichen Abonnenten durch Gleichartigkeit nicht zu langweilen.

Digitized by Google

Abgesehen von allem Anderen, bedeutet die Vermehrung der Salons zunächst eine Vermehrung der Kunstgenüsse, denen man sich in Berlin hingeben kann. Was die Qualität des Gebotenen betrifft, wird man die Vorführungen von Bruno und Paul Cassirer an erster Stelle nennen müssen. Schon die Lage dieses Salons in einer der ruhigsten Straßen des Thiergartenviertels deutet seinen exklusiven Charakter an. Dazu ist die Ausstattung der wenigen Räume, in denen die Kunstwerke gezeigt werden, im Gegensatz zu der ins Auge fallenden luxuriösen Einrichtung der übrigen Unternehmungen von verblüffender Einfachheit. Man will nur durch die Kunst wirken und nur auf die Kenner, nicht auf die gewöhnlichen Ausstellungbesucher. Schon die erste Vorführung war ein Programm: ausschließlich Werke ersten Ranges von Degas, Liebermann, Meunier. Es folgten Ausstellungen mit Werken von Rops, Raffaelli, Paterson, Trübner, Israels, Jacob und Wilhelm Maris, Mauve, Breitner, Bosboom und Hans Thoma; geplant ist außerdem eine Monet-Ausstellung. Diese künstlerische Höhe der Darbietungen ist bisher in Berlin noch nicht erreicht worden und wird auch von den anderen Salons nicht erreicht. Obgleich Keller & Reiner durch Erbauung eines Oberlichtsaales hinter ihren früheren Räumen der Malerei in ihren Vorführungen einen breiteren Wirkungskreis geboten haben, liegt der Schwerpunkt ihres Unternehmens doch immer noch auf der Seite des Kunstgewerbes. Man findet in diesem Salon stets das Neueste, und zwar in so erdrückender Fülle, daß das Einzelne kaum zur Geltung gelangt. Das gilt auch für die eigentliche Kunstausstellung: es wird zu Vieles in zu schneller Folge geboten. Man sah hier die belgischen Neo-Impressionisten, französische Impressionisten, Kollektivausstellungen von Ludwig von Hofmann, Kuehl und Ury. Manches sehr gut, Manches recht unbedeutend. Die tausenderlei Kleinigkeiten, mit denen das moderne Kunstgewerbe diesen Salon versorgt, geben ihm, trotz seiner luxuriösen Ausstattung, etwas Bazarartiges, das nicht gut zu ernsthafteren Bestrebungen stimmen will. Das dritte neue Ausstellungslokal, der Salon Ribera, thut noch einen weiteren Schritt dem Geschmack des berliner Publikums entgegen, wenigstens in seiner Ausstattung. Er liegt im ersten Stockwerk eines Hauses in der Potsdamerstraße, nimmt also den Raum einer eleganten Miethwohnung ein. Wände und Fußboden sind mit rothen, grünen, blauen, gelben Stoffen in gebrochenen Farben bekleidet. Es läßt sich nicht leugnen, daß Bilder auf diesem Hintergrunde vorzüglich wirken, er paßt jedoch im Sinn nicht dazu. An dieser Stelle ist der jüngeren deutschen Kunst eine Stätte bereitet. Die Worpsweder, Theodor Hagen, Christian Rohlfs, Baluschek und Andere haben hier schon bemerkenswerth gute Werke gezeigt. Neben diesen neuen Salons wirken natürlich die von Schulte und Gurlitt in bekannter Weise weiter. Auch die Akademie

Digitized by Google

veranstaltet in ihrer Ruine Ausstellungen, theils motivirt, wie die mit dem Nachlaß Geselschaps, theils unmotivirt, wie die von Bildern, Skizzen und Studien Michettis.

Dem berliner Kunstleben fehlt der einheitliche Zug und damit die Aussicht auf eine fruchtbare Entwickelung. Es hätte nahegelegen, das neue Künstlerhaus zum Mittelpunkt aller künstlerischen Bestrebungen in Berlin zu machen, aber die darin waltenden Elemente haben zu verschieden geartete Interessen, als daß Das möglich wäre. Die Kunstliebhabereien des Kaisers bewegen sich in einer den Fortschritten der Kunst entgegengesetzten Richtung und sind deshalb, trotz dem breiten Raum, den sie vor der Oeffentlichkeit beanspruchen, ohne jede Wirkung auf die Kunst. Die Neigung des Publikums hat sich desto lebhafter der in Bewegung befindlichen Kunst zugewandt; aber hier fehlt es an Geschmack und Unterscheidungvermögen. Wenn Berlin trotzdem den innerlichen Beruf zu einem Kunstmarkt zeigt, so liegt Das hauptsächlich an der wachsenden Kunstfreundlichkeit und Sammelluſt in den Kreisen der Finanzwelt. Die Leiter der wichtigsten staatlichen Kunstsammlungen in Berlin, Wilhelm Bode und Hugo von Tschudi, haben diese Kreise in einer Weise für die Sache der Kunst zu engagiren vermocht, wie man es nie für denkbar gehalten hätte. Nicht allein, daß mehr und mehr hervorragende Werke der alten und neuen Kunst in die Sammlungen der Finanzbarone gelangen: die kaufkräftigen Herren spielen auch dem Staate gegenüber die Rolle des uneigennützigen Wohlthäters und ermöglichen die Vermehrung der Museumsschätze auf Gebieten, die vom Staat noch stiefmütterlich behandelt werden. Einen weiteren Faktor in der Richtung einer innerlichen Festigung des erfreulichen Theiles der gegenwärtigen Situation bildet die sympathische Stellung des Kultusministers und seiner Räthe zu den fortschrittlichen Bestrebungen in den Galerieleitungen und in der Künstlerschaft, eine Stellungnahme, die um so höher zu veranschlagen ist, als sie an gewisser Stelle sicher nicht gern gesehen wird. Es ist das Eigenthümliche, daß sich alle diese Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst in Berlin aufheben. Man könnte mit Recht von einem Stillstande sprechen, wenn nicht von Zeit zu Zeit von der einen oder von der anderen Seite der Versuch gemacht würde, die Situation zu klären. So ist ein ewiger Kriegszustand vorhanden, bei dem es nicht an erheiternden Zwischenfällen fehlt. Zu diesen gehören unzweifelhaft die krampfhaften Bemühungen Antons von Werner, den Lauf der Dinge durch das Gewicht seiner Persönlichkeit aufzuhalten. Er hat damit kein Glück mehr, er erreicht sogar das Gegentheil seiner Absichten und erweist, natürlich wider Willen, seinen Gegnern die größten Dienste. Wie er auf diese Art der berliner Sezession in den Sattel geholfen hat, ist geradezu eine Komoedie.

Die Sezession in Berlin ist eigentlich ein Anachronismus; vor sechs

Digitized by Google

Jahren hätte man sie als befreiende That feiern können; heute steht man ihr mit ziemlicher Gleichgiltigkeit gegenüber. Der nicht zu überbrückende Gegensatz zwischen alter und junger Kunst, der in Paris und München einst die Geister auseinander streben ließ, ist kaum noch nachweisbar. Man hat auf beiden Seiten nachgegeben und das „Modernsein" gilt in allen Lagern als erstrebenswerthes Ziel. Von einem Kampfe zwischen Alten und Jungen kann überhaupt nicht mehr die Rede sein; denn die Alten haben längst eingesehen, daß sie die Jungen brauchen, um Ausstellungen zu machen, die das Interesse des Publikums erregen sollen. Es muß also andere als künstlerische Gründe geben, die einen Theil der berliner Künstlerschaft veranlaßten, zu einer Sezession zu schreiten. Diese Gründe liegen auf einem Gebiet, um das sich das Publikum in Berlin so gut wie gar nicht kümmert: im Technischen des berliner Ausstellungwesens. Um nicht länger von Leuten abzuhängen, denen sie die Fähigkeiten absprechen, eine dem Ansehen der Reichshauptstadt entsprechende Ausstellung zu Stande zu bringen, und die doch immer wieder von der künstlerisch minderwerthigeren, aber der Zahl ihrer Anhänger nach mächtigeren Partei der Künstlerschaft zu diesem wichtigen Geschäfte berufen wird, haben die die Sezession bildenden Künstler an die Ausstellung-Kommission einen Antrag auf eigene Säle und eigene Jury gerichtet. Nachdem der Antrag abgelehnt worden war, konnte die Sezession der Kommission nur erklären, sie müsse auf die Theilnahme an der nächsten Ausstellung verzichten. Die Sache der Sezession wäre nun fast hoffnunglos gewesen, wenn ihr in der Person Antons von Werner nicht ein Retter erstanden wäre. Er wollte den Mißerfolg dieser Nörgler benutzen, um sie ganz unschädlich zu machen, indem er sie aus dem Künstlerverein und vielleicht auch aus der Akademie, der mehrere Mitglieder der Sezession angehören, hinauszudrängen suchte. Der Wortlaut der Rede, die er bei dieser Gelegenheit leistete, hat sich leider nicht genau feststellen lassen, aber trotz einer die Tendenz dieser oratorischen Leistung verwischenden Erklärung des Künstlervereins-Vorstandes ist an der Thatsache nicht zu zweifeln, daß der Akademiedirektor Aeußerungen that, mit denen er sich in der wünschenswerthesten Weise blosgestellt und die Sezession so verunglimpft hat, daß ihr mit Nothwendigkeit die Sympathien aller anständig Denkenden zufallen mußten. In gewohnter Weise trug er die ganze Angelegenheit auf das Gebiet des Persönlichen, wobei man erfuhr, daß nach seiner Auffassung die Kunst eine Sache sei, die man treibe, um Ehren, Orden und Titel zu erhalten. Nicht weniger amusant war die kühne Schlußfolgerung, daß die Nichtbeachtung der Ausstellungsatzungen eine Auflehnung gegen den Allerhöchsten Willen bedeute. Es lohnt nicht, den Denk-Saltomortales des wieder nach dem Vorsitz im Künstlerverein strebenden Akademiedirektors zu folgen, — sie haben genügt, die Sezession als Etwas

Digitized by Google

zu kennzeichnen, das nicht in den Kram Antons von Werner paßt, — und Das empfiehlt auf alle Fälle.

Der berliner Sezession, die eigentlich so völlig post festum auf der Bildfläche erscheint, blüht nur eine einzige Aufgabe: Beseitigung des jetzigen Ausstellungsystems. Nichts wäre verkehrter, als eine bloße Parteiangelegenheit daraus zu machen, jetzt, wo mit den Leistungen einer höchst fragwürdigen Zukunftkunst auf den Ausstellungen herumoperirt wird. Man kann heute nicht mehr so radikal vorgehen wie vor acht Jahren. Die Begriffe über Kunst haben sich wesentlich geklärt, seitdem die Richtungen als solche mehr in den Hintergrund getreten sind. Es ist fast nur Eins nöthig: die künstlerische Kultur, die man im letzten Viertel dieses Jahrhunderts erworben hat, festzuhalten und weiter auszubilden. Das absolut Neue, das keinerlei Verbindung mit dieser Kultur zeigt, so unterhaltsam es auch für den Augenblick sein mag, bringt die Kunst als Kunst vom Wege ab. Schon klafft ein gähnender Abgrund zwischen der Kunst, die man noch vor fünf Jahren mit heißem Bemühen erstritt und die heute schon für überwunden erklärt wird, und den neuen Zielen. Ein Zeichen, daß wieder eine kulturwidrige Unterbrechung der Entwickelung eingetreten ist. Es ist kaum zweifelhaft, daß das Eindringen kunstgewerblicher Bestrebungen in die Malerei wesentlich dazu mitgewirkt hat. Man wird gut thun, eine reinliche Scheidung zwischen Kunst und Kunstgewerbe herbeizuführen, um weiteren Schaden zu vermeiden; denn „leicht verlieren sich die Künste“. Wie hoch man auch von der Bedeutung des Kunstgewerbes überzeugt sein mag: in der Rangordnung der Künste steht die Malerei darüber. Es ist also ein verkehrtes Verhältniß, wenn eine Wirkung von unten nach oben eintritt, die über eine Blutauffrischung hinausgeht.

Allgemein bemüht man sich heute um die Kunst. Vom Kaiser herab bis zum Direktor des Schillertheaters möchte man sie auf die Beine bringen; aber wie kläglich ist der Erfolg! Und warum? Weil man die Kunst nicht um ihrer selbst willen pflegt, sondern Dinge verlangt, die ihr fern liegen, die sie als Ziele nicht reizen. Seien es Ergänzungen von Antiken, seien es Bildsäulen von Herrschern, von denen nicht einmal die Geschichte Etwas weiß, seien es Sensationstücke, um das Publikum in langweilige Ausstellungen zu locken. Die Werthe schaffenden Künstler drängen sich nicht zu solchen Aufgaben; denn sie haben Wichtigeres zu thun: Kunst in ihrem Sinne zu machen. Nur da, wo ihnen Gelegenheit dazu geboten wird, wo der Auftraggeber den Willen des Künstlers zu seinem eigenen zu machen weiß, blühen die Künste, ist Kultur. Eine Gegenwart aber, die halb in der Vergangenheit, halb in der Zukunft lebt, sich also innerlich aufhebt, wird keine stolzen Zeugen ihres Daseins hinterlassen, weder auf dem Gebiete der Politik noch auf dem der Kunst. Hans Rosenhagen.

Digitized by Google

Theateragenten.

„Sie treiben da ein sauberes Handwerk", sagt in Lindaus „Maria und Magdalena" die Schauspielerin Verrina zum Theateragenten Schellmann; er antwortet: „Aber es hat einen goldenen Boden." Diese Behauptung muß wohl wahr sein, denn das Original, das dem Autor vorgeschwebt haben soll, starb als steinreicher Mann. Ob auch die Schauspielerin wahr sprach, mag hier einmal untersucht werden, um das große Publikum für eine Frage zu interessiren, die durch neuere Vorgänge für das gesammte Theaterwesen bedeutsam geworden ist.

Erst unser Jahrhundert hat die Einrichtung der Theateragenturen gezeitigt, deren erste Ansätze bis ungefähr in die zwanziger und dreißiger Jahre zurück verfolgt werden können. Früher wickelte sich der Geschäftsverkehr zwischen „Prinzipal" und Mitglied direkt und ohne Mitwirkung eines Dritten ab, meist brieflich oder, wie es der unstabile Charakter der damaligen Schaubühne mit sich brachte, „auf der Durchreise", wobei entweder der Schauspieler sich anbot oder vom Prinzipal für seine „Truppe" angeworben wurde. Wichtiger als formelle schriftliche Verträge — wenn solche damals überhaupt abgeschlossen wurden — war die Verpflichtung des Mitgliedes auf die „Hausordnung", die auf beiden Seiten die Rechte und Pflichten festsetzte und meist ein beiderseitiges Kündigungrecht von drei bis sechs Monaten für das eingegangene Engagement stipulirte. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts traten stehende Hof-, National- und städtische Theater an die Stelle der bis dahin allein bekannten „reisenden Truppen", der Verkehr unter den stabilen Bühnen wurde ein ganz anderer und dabei ergab sich aus Gründen der Nützlichkeit, vielleicht auch der Bequemlichkeit, das Bedürfniß nach vermittelnden Persönlichkeiten, die den Mitgliederbedarf für die Bühnenleitung bald professionell, und zwar auf Kosten der Mitglieder, und so zugleich der neuesten Theatergeschichte das eigenartige Kapitel der Agenturen lieferten.

Seltsam ist, daß diese Spezies aus den Reihen der Soufflenre hervorging, die außer ihrem Flüsteramt die verschiedensten Nebenbeschäftigungen trieben, als da sind: Manuskriptenvertrieb — Das hieß ursprünglich: die Stücke der vogelfreien Autoren wurden gegen Entgelt für andere Bühnen abgeschrieben —, Verkaufen und Verleihen von Musikalien und anderen Utensilien und vor Allem Stellenvermittlung für Schauspieler, Sänger und Musiker. Auch der in der Mitte unseres Jahrhunderts zu besonderem Einfluß gelangte berliner Agent A. Heinrich war vorher Souffleur am königlichen Theater gewesen; er und sein größerer Konkurrent und Nachfolger Ferdinand Roeder — das Original von Lindaus vorhin erwähntem Agenten — sind als die eigentlichen Schöpfer der jetzt im Theatergeschäftsverkehr herrschenden Zustände anzusehen. Namentlich Roeder, der bei großer Personal- und Sachkenntniß die Kunst pflegte, ohne Gewissensbisse viel Geld zu machen, hat vorbildlich auf den Troß seiner Zöglinge und alle die nachwachsenden Konkurrenten gewirkt, die noch heute wie Pilze aus der Erde schießen. Subjekte, die in bescheidensten künstlerischen Stellungen an kleinen und kleinsten Bühnen nicht genügten, fühlen sich plötzlich gedrungen, einem längst gefühlten Bedürfniß nach einer „reellen" Agentur abzuhelfen, und treten nun in den unlautersten Wettbewerb mit den bestehenden Geschäften, — nach eigener Methode. Diese Methode geht natürlich aber immer darauf hinaus, möglichst hohe

Digitized by Google

Provisionen in die eigene Kasse zu leiten. Noch vor Jahresfrist mußte das Präsidium der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger in dem offiziellen Organ sich einer jungen Sängerin annehmen, von der sich ein berliner Agent laut Revers, den er in diesem Fall einen Impresario-Vertrag nannte, ohne jedoch nur eine einzige der Impresario-Pflichten zu übernehmen, fünfundzwanzig Prozent, also den vierten Theil ihres gesammten Einkommens, auf eine lange Reihe von Jahren hatte verschreiben lassen. Mit ganz vereinzelten Ausnahmen sind noch heute alle Agenten die gelehrigen Schüler Roebers, des Erfinders der fünfprozentigen Provision und der „Generalreverse", durch die das Bühnenmitglied in dauernde geschäftliche Abhängigkeit vom Agenten gebracht wurde. Denn es blieb ihm für Lebenszeit zur Provisionzahlung verpflichtet, auch wenn es gar nicht weiter durch einen Agenten oder längst durch einen anderen, natürlich für weitere fünf Prozent, seine Verträge abschloß. Erst in jüngster Zeit hat der Deutsche Bühnenverein innerhalb seiner Machtsphäre diesem Unfug durch strengste Maßnahmen zu steuern verstanden; aber die fünfprozentige Provision für Engagements-Vermittlung blieb bestehen und besteht noch heute. Das heißt: Schauspieler, Sänger und Kapellmeister müssen noch immer für den Vertragsabschluß den zwanzigsten Theil ihres gesammten Einkommens (Gage, Spielhonorar und Benefiz) für die ganze Vertragsdauer dem Agenten verschreiben. Ja, es kommt nicht selten vor, daß zwei Agenten für den Abschluß des selben Vertrages Prozente verlangen und bekommen, so daß dann das Mitglied bis zum zehnten Theil seines Einkommens den Agenten tributpflichtig ist. „Besondere Bemühungen" werden auch „besonders" honorirt; man hat Beispiele, daß in einzelnen Fällen der „Klient" in der Stille um Tausende gerupft wurde. Aber nicht nur die Mitglieder, sondern auch viele Bühnenleiter hatten und haben unter der Macht der Agenten zu leiden, mit denen sie manchmal in finanziellen Beziehungen stehen. Manches Stadttheater kann wohl noch heute nicht die Saison eröffnen, wenn nicht der Agent, dem dafür der Gesammtabschluß für diese Bühne zugesichert war, in die Tasche greift und dem Direktor die Vorschüsse vorschießt. Nur so war es möglich, daß Ferdinand Roeder, wenn einzelne Theater mit den von ihm „gelieferten" Künstlern nicht zufrieden waren und andere verlangten, einfach diktirte: der Schauspieler X und die Schauspielerin Y ist für die und die Stadt gut genug, Andere giebts nicht, — und nun mochten Direktor, Mitglieder, Publikum und Presse versuchen, sich mit dem Gebot des Allmächtigen abzufinden.

Weshalb aber, so fragt der Leser, ließen die Schauspieler eine solche Uebermacht der Agenten groß werden? Die Antwort ist leicht zu finden: sie liegt in der wirthschaftlichen Lage der Bühnenmitglieder. Meist zwischen dem siebenzehnten und dem zwanzigsten Lebensjahr geht man zur Bühne. Geschäftliche Unerfahrenheit und der Ehrgeiz, bald vor der Oeffentlichkeit zu glänzen, lassen Vernunft und Ueberlegung selten sprechen. Der Agent redet von der großen Mühe, den großen Opfern, die er bringt, um für den „Absatz" der Anfänger zu sorgen, während in Wirklichkeit die meisten Bühnenleiter für billige Anfänger schwärmen, — und das Geschäft wird gemacht, ja, viele Kunstjünglinge würden noch viel mehr zahlen — oder thun es wirklich —, um nur anzukommen. Der Zuzug zur Bühne aber bleibt stetig im Wachsen, denn ohne den Zwang eines Ausweises in künstlerischer und wissenschaftlicher Richtung läuft Hinz und Kunz „unters" Theater.

Digitized by Google

So hat der Agent seine Vögel von Anfang an in der Hand; und entwischt ihm doch der eine oder andere, so sorgt der Konkurrent dafür, daß das Rupfen nicht aufhört. Je älter aber das Bühnenmitglied wird, um so schwerer wird es ihm bei der gewaltigen Ueberproduktion, unterzukommen; die Macht der fünfprozentigen Gewohnheit hat ihn mürbe gemacht und sein Rechtsgefühl abgestumpft und weder die Bühnenleiter, zu denen oft der Weg nur durch das Allerheiligste eines bestimmten Agentenkönigs führt, noch die Schauspieler empfinden die Versumpfung dieses Rechtszustandes, wenn sie auch insgeheim über die „Blutsauger“ und „Parasiten“ murren und knurren. So liegen die Verhältnisse noch heute, trotzdem Reichstag, Ministerien und Polizei wiederholt nach ihrer Art zur Sache Stellung genommen haben. Man erinnert sich, daß vor einigen Jahren im Reichstag von den Sozialdemokraten die Ausbeutung der Arbeitnehmer am Theater durch die Arbeitgeber und Agenten zur Erörterung gebracht wurde. Die Interpellation begegnete allgemeiner Theilnahmlosigkeit. Man hat im Reichstag eben keine Zeit fürs Theater; und als ein nationalliberaler Abgeordneter und Theaterintendant aufstand und erklärte, Alles sei in bester Ordnung und die Schauspieler seien eigentlich die Karnickel, da beruhigte sich der Reichstag; ich glaube: es sollten „weitere Erhebungen“ angestellt werden. Damit ist Alles gesagt.

Durch einen Erlaß des preußischen Ministers des Innern vom Jahre 1893, zu dem wohl wiederholte dringende Vorhaltungen der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger den Anlaß gaben, wurden die Polizeibehörden darauf hingewiesen, daß ein Theil der Theateragenten das Stellen suchende Theaterpersonal durch Wucherprozente ausbeute, dessen wirthschaftliche und künstlerische Existenz sich in unzulässiger Weise dienstbar mache und weiblichen Klienten gegenüber die Gebote der Sittlichkeit verletze. Die Polizei wurde angewiesen, Abhilfe zu suchen, und so entstand der Erlaß über die Einführung der Gesindebücher: die Agenten wurden einfach unter polizeiliche Kontrole gestellt und wie alle anderen Dienst- und Gesindevermiether zur Haltung der Gesindebücher A und B verpflichtet. Man kann sich denken, daß dieses nach den bestehenden Gesetzen allein mögliche Auskunftmittel keineswegs auf ein übergroßes Interesse der Polizei für das Nationale des ein Engagement suchenden Fräuleins oder Herrn Y. zurückzuführen ist; die Polizei wollte sich nur ein Mittel schaffen, stets das Geschäftstreiben der Agenten kontroliren zu können. Diese Maßregel besteht noch heute zu Recht und wird von den Agenten als schwere Fessel empfunden. Und doch war sie nur die Einleitung zu der Katastrophe, die durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch über die Agenten (Mäkler) hereinzubrechen droht. Endlich nimmt sich das Gesetz der wirthschaftlich Schwächeren gegen ihre überlegenen Ausbeuter an und bestimmt im § 655 a. a. O.: „Ist für den Nachweis der Gelegenheit zum Abschluß eines Dienstvertrages oder für die Vermittlung eines solchen Vertrages ein unverhältnißmäßig hoher Mäklerlohn vereinbart worden, so kann er auf Antrag des Schuldners durch Urtheil auf den angemessenen Betrag herabgesetzt werden. Nach der Entrichtung des Lohnes ist die Herabsetzung ausgeschlossen.“ Und § 138 des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches lautet: „Ein Rechtsgeschäft, das gegen die guten Sitten verstößt, ist nichtig. Nichtig ist insbesondere ein Rechtsgeschäft, durch das Jemand unter Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines Anderen sich oder einem Dritten für eine Leistung Vermögensvortheile versprechen

Digitized by Google

oder gewähren läßt, welche den Werth der Leistung derart übersteigen, daß den Umständen nach die Vermögensvortheile in auffälligem Mißverhältniß zur Leistung stehen."

Vor diesen beiden Paragraphen muß das Agenturwesen, wie es heute beim Theater betrieben wird, einfach zusammenbrechen. Wir haben gesehen, daß sich die Stellung Suchenden meist in einer Nothlage, in dem Zustande des Leichtsinnes und der Unerfahrenheit befinden, an den im § 138 gedacht ist, und wollen nun noch prüfen, wie sich die heute giltigen Agentenreverse, die die Mäklergebühren normiren, zum § 655 des neuen Gesetzbuches verhalten. Der Agent fordert und erhält jetzt in den fünf Prozent vom engagirten Mitglied den zwanzigsten Theil seines gesammten Einkommens für die ganze Vertragsdauer, also zum Beispiel bei fünfjährigen Engagements mit jährlich 20 000 Mark, die doch für Berlin und an großen Theatern in Oper und Schauspiel nichts Seltenes sind, für fünf Jahre 5000 Mark, bei einem zehnjährigen Engagement mit jährlich 15 000 Mark in zehn Jahren 7500 Mark, aber auch bei einem siebenmonatigen Engagement mit 350 Mark Monatsgage 122,50 Mark und für ein monatliches Choristengehalt von 120 Mark, das nicht immer zum Leben ausreicht, 6 Mark in jedem Monat. Der selbe Provisionsatz ist zu zahlen, falls die Bühnenleitung die Bezüge des Mitgliedes aus freier Entschließung erhöhen sollte oder eine Verlängerung des Vertrages auch ohne Zuthun des Agenten erfolgt. Das gilt selbst für den Fall, daß das Mitglied inzwischen aus jenem Vertragsverhältniß ausgeschieden ist und innerhalb eines Jahres (bei einzelnen Agenten innerhalb sechs Monaten) durch eigene oder durch Vermittlung eines Anderen, dem es dann natürlich auch tributpflichtig wird, mit der betreffenden Theaterleitung einen neuen Vertrag schließen sollte. Ja, die meisten Agenten lassen sich diese Abgabe auch für den Fall verschreiben, daß der vermittelte Vertrag auf direkte oder indirekte Veranlassung des Mitgliedes wieder gelöst werden sollte.

Diese letzte, allem Rechtsgefühl geradezu hohnsprechende Verpflichtung gab den Anstoß zu der jüngsten Bewegung gegen die Agenten. Eine an einer ersten berliner Bühne engagirte Dame, die sich ungenügend beschäftigt fand, wollte, um sich einen zusagenden Wirkungskreis zu suchen, gern ihre Entlassung nehmen, wagte es aber nicht, weil sie laut Revers trotzdem zur Zahlung der Provision aus dem aufgegebenen Engagement verpflichtet geblieben wäre. Sie wandte sich an das Präsidium der Genossenschaft und dieses trat offiziell in eine Unterhandlung mit den Agenten ein, um an die Stelle solcher unerträglichen Härten verständigere Bedingungen zu setzen. Die Agenten, auf denen schon lange der Druck eines Odiums, jetzt auch der polizeilicher Beaufsichtigung, lag und die wahrscheinlich auch schon von dem neuen Gesetz Wind bekommen hatten, zeigten sich willfährig und es wurde eine sechsgliedrige Kommission gewählt, in der drei Genossenschafter und drei Agenten, die durch Vollmacht einige zwanzig Agenturfirmen Deutschlands und Oesterreichs vertraten, die Interessen beider Parteien wahrzunehmen hatten. Fast zwei Jahre lang, in vielen Sitzungen und unter Verbrauch von viel Tinte und Papier, war die Kommission thätig. Den Agenten mußten natürlich die Zugeständnisse der Verbilligung mit diplomatischer Kunst und Mühe abgerungen werden; aber schließlich kam ein zu Gunsten der unbemittelten Bühnen-Angehörigen vereinbarter Provisiontarif zu Stande, der, von $1^1/_2$ Prozent beginnend, erst bei Monatsbezügen von über vierhundert Mark

Digitized by Google

die alten fünf Prozent zulassen sollte. Diese Zugeständnisse der Agenten wurden aber von der Bedingung abhängig gemacht, daß die Genossenschaft von den im Bühnenverein vereinigten Theaterleitern das Zugeständniß erwirke: den Agenten müssen künftig die Prozentabzüge ohne die übliche Remuneration an die Kassenrendanten pure zufließen. Das bewilligte der Deutsche Bühnenverein in seiner Generalversammlung vom Mai vorigen Jahres. Nun wäre ja also die Sache ganz günstig erledigt gewesen und die Agenten hätten, wären sie klug gewesen, durch diesen mit den berufenen Körperschaften des Theaters vereinbarten Tarif dem kommenden Gesetz gegenüber eine offiziell gebilligte Handhabe für die Höhe der Provisionsätze sich gesichert. Aber es kam anders. Beim Theater kommts immer anders, sagte Laube. Mit einer einzigen Ausnahme suchten jetzt die Agenten die lächerlichsten Ausflüchte, um sich zurückziehen zu können, — zu den Fleischtöpfen ihrer fünf Prozent. Der Eine wollte erst „mit seinem Rechtsanwalt sprechen", der Andere sich erst zu dem neuen Tarif bekennen, „wenn alle Agenturen einheitlich acceptirten", und zwei Herren von der Agentenkommission entblödeten sich nicht, zu bemerken, „ihre Mandanten hätten sie wohl bevollmächtigt, zu berathen, aber nicht, zu beschließen". Nach Verlauf von vier bis fünf Monaten besannen sich zwar die meisten berliner Firmen eines Besseren, aber nun wurden sie vom Präsidium der Genossenschaft einfach abgewiesen.

Eins aber hatte man auch aus dieser tragikomischen Kommission gelernt, nämlich, daß die Wohlthat, die den schlechter bezahlten Kollegen durch verminderte Provisionen zugedacht war, in der Praxis wahrscheinlich ins Gegentheil umgeschlagen wäre, weil die Agenten nach ihrer eigenen Andeutung solche Mitglieder einfach aus ihrem Geschäftskreis ausgeschlossen und immer ein Haus weiter geschickt hätten. Diesen Armen wäre also das Suchen einer Stellung einfach erschwert worden und schließlich hätten sie sich, der Noth gehorchend, wieder zum alten Wucherersatz verpflichten müssen. Ein circulus vitiosus, dem man füglich nur mit Sprengstoffen beikommen konnte. Denn das Bürgerliche Gesetzbuch gilt erst vom Jahre 1900 an und richterliche Entscheidungen fallen bekanntlich nicht immer gleich aus, da es absolut gleiche Fälle eben nicht giebt. Aus diesem Morast konnte nur durch Selbsthilfe ein Weg gebahnt werden. Die Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger hat diese Arbeit begonnen und will sich bemühen, eine Vermittlungstelle für Vertragsschlüsse zu gründen, und zwar auf Grund ermäßigter Provisionsätze von 1 bis 4 Prozent, je nach der Höhe des Einkommens. Vier Prozent sollen aber bei langjährigen Verträgen nur drei Jahre, dann nur noch zwei Jahre lang drei Prozent erhoben werden dürfen. Länger als fünf Jahre soll keinerlei Provision gezahlt werden. So wird also das Vermittlungsgeschäft für die breite Masse der mittleren Engagements künftig um mehr als die Hälfte verbilligt und dieser wichtige Betrieb auf ein sauberes Niveau gehoben, den alten Mißbräuchen die Thür verschlossen und ein anständiger Geschäftsmodus geschaffen werden, der den nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch entscheidenden Richtern zeigen kann, bis zu welcher Höhe dem eine Stelle suchenden Bühnenmitglied nach dem Urtheil der Sachverständigen Mäklergebühren auferlegt werden können.

Hermann Nissen,
Präsident der Genossenschaft Deutscher Bühnen Angehöriger.

Digitized by Google

Amerikanismus und Deutschthum.

Seit kurzer Zeit erregt eine Erscheinung in der katholischen Kirche Aufsehen und scheint Priester wie Prälaten, namentlich im französischen Jesuitenlager, in Unruhe zu versetzen. Man kann sie den „Amerikanismus“ nennen. Am zwanzigsten August 1897 hielt der amerikanische Monsignore O'Connell vor einer zu Freiburg in der Schweiz tagenden katholischen Gelehrtenversammlung einen Vortrag, in dem er seinen europäischen Glaubensgenossen die jenseits des Ozeans eingeschlagene und immer mehr zur Geltung kommende Richtung als epochemachendes Ereigniß hinstellte. Der Eifer des Redners und die kühne Zuversicht, mit der er für diese vom Geist der Freiheit und des Fortschritts beseelte neue Bewegung in die Schranken trat, erregten das Aergerniß der konservativen Geistlichen und besonders die Mitglieder der Mönchsorden fingen bald darauf an, sich entschieden mißfällig zu äußern. Man griff die Grundsätze des Amerikanismus als bedenklich und den Katholizismus gefährdend an und versuchte, dessen hervorragendste Vertreter in den Vereinigten Staaten: Kardinal Gibbons, Erzbischof Ireland, die Monsignori Keane und O'Connell und vor Allem Father Hecker, den Haupturheber der Bewegung, als Ketzer und Schismatiker hinzustellen. Eine gegen ihn gerichtete Flugschrift: „Le Père Hecker — Est-il un Saint?“ erhielt das Imprimatur des Vatikans und man ging daran, sogar die Biographie des 1888 gestorbenen hochverdienten Mannes auf den Index der verbotenen Bücher zu setzen. Darüber hat nun die römische Kurie freilich noch nicht entschieden und zunächst die ganze Angelegenheit der Index-Kongregation abgenommen. Ein besonders zu diesem Zweck eingesetzter Ausschuß von Kardinälen ist mit der Prüfung beschäftigt und darin liegt ein günstiges Vorzeichen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Papst den Feinden des Amerikanismus nicht beitreten. Er wird um so weniger verdammen wollen und können, was sein Vorgänger auf dem Stuhle Petri gebilligt hat, als ein solcher Systemwechsel von verhängnißvoller Rückwirkung auf die katholische Kirche in Nordamerika sein könnte.

Schon vor vierzig Jahren sah Hecker ein, daß es unmöglich ist, den mittelalterlichen Katholizismus, wie er in Europa fortbesteht, erfolgreich nach der neuen Welt zu verpflanzen, daß er vielmehr dem amerikanischen Nationalcharakter und den bestehenden Staatseinrichtungen anzupassen ist. Das hauptsächlich unter Mitwirkung des Jesuitenordens ausgebildete und am Stärksten in den romanischen Ländern entwickelte, die persönliche Selbständigkeit und eigene Forschung in Glaubenssachen hemmende System des hierarchischen Absolutismus widerstrebt dem demokratischen Geist der Amerikaner. Hiervon ging eine Denkschrift aus, die er Pius dem Neunten zur Erwägung unterbreitete. Der Papst genehmigte die dargelegten Grundsätze und gewährte die zur Ausführung erforderlichen Mittel, von denen die Stiftung der „Congregation of St. Paul“ und die Gründung einer in New York von Hecker herausgegebenen Monatsschrift „The Catholic World“ besonders zu erwähnen sind. Die als „Paulist Fathers“ bekannten und zum größten Theil aus eingeborenen Amerikanern bestehenden Mitglieder legen kein Gelübde ab, dürfen nach Belieben zu jeder Zeit austreten und verpflichten sich überhaupt zu keiner Regel, die ihrer Stellung und Thätigkeit als Staatsbürger Eintrag thäte.

Digitized by Google

Die nächste und dringendste Aufgabe war, die konfessionlosen Volksschulen sowie die vom Staat unterstützten, von der Kirche unabhängigen höheren Erziehungsanstalten gegen die Angriffe des aus der alten Welt eingeschleppten engherzigen Ultramontanismus zu vertheidigen. An diesem Kampfe für die höchsten Güter der Nation betheiligten sich außer anderen hochgestellten und hervorragenden Katholiken auch Erzbischof Ireland, Monsignore O'Connel und der päpstliche Legat Satolli. Ja, dieser Kardinal trug kein Bedenken, in einer zu Chicago gehaltenen feierlichen Rede die Verfassung der Vereinigten Staaten neben die Evangelien zu stellen und als die „Magna Charta der Menschheit" zu bezeichnen. Hecker hat sich über seine Ziele in zwei Schriften, „Catholicity in the United States" (1879) und „Catholics and Protestants Agreeing on the School Question" (1881), klar und bündig geäußert. Die selbe Umwandlung, die er danach für nöthig hielt, um die katholische Kirche für Nordamerika lebens- und entwickelungsfähig zu machen, hat neuerdings der würzburger Professor, Dr. Hermann Schell als eine Lebensfrage der katholischen Kirche auch für die alte Welt bezeichnet. „Der deutsche Patriotismus", fügt er hinzu, „hindert uns durchaus nicht, bei dem innerlichen Streit in Nordamerika wenigstens im Grundgedanken für den sogenannten katholischen Amerikanismus Partei zu nehmen; denn es ist nicht der nationale, auch nicht der deutsch nationale, noch weniger der katholische Geist im nationalen Streben, der sich drüben bekundet, wenn man gegen die geschichtlichen Grundlagen ankämpft, auf denen die Nordamerikanische Union und ihre Kultur beruhen." Leider fehlt diese Einsicht den meisten Deutsch-Amerikanern und Das haben einige unduldsame Prälaten geschickt benutzt, um den Amerikanismus als deutschfeindlich anzugreifen und sich selbst zu Vorkämpfern des Deutschthums aufzuwerfen. Obgleich vollständig aus der Luft gegriffen, hat die Beschuldigung des Deutschenhasses den beabsichtigten Zweck erreicht und so stehen sich jetzt deutsch-amerikanische und irisch-amerikanische Katholiken vielfach als Gegner und Anhänger des Amerikanismus gegenüber.

Leider ging nun auch die liberale deutsch-amerikanische Presse zum Theil in die ihr gestellte Falle und ließ sich unversehens in das Feldlager des sonst bekämpften Ultramontanismus irreführen. Dagegen haben die eigentlichen Amerikaner, weder die Masse des Volkes noch die gebildeten Kreise, sich bisher sonderlich für den Streit interessirt. Er ist für sie: „a clerical squabble between the Irish priests on one side and the German priests on the other, as well as between the moderates and the extreme ultramontanes, the two squabbles being muddled up together." Doch sind die Sympathien der Amerikaner durchaus auf der Seite der irischen Geistlichen da gewesen, wo sie in Vertretung der toleranteren Richtung die Angriffe der zum größten Theil in belgischen und römischen Jesuitenanstalten erzogenen „deutschen" Ultramontanen von der Volksschule abgewehrt haben. Deshalb ist es als ein bedauerliches Mißgeschick zu betrachten, daß einige der ärgsten und streitsüchtigsten dieser Dunkelmänner als Vertheidiger des Deutschthumes auftraten und daraufhin von den Schreiern über alle Maßen bejubelt wurden, blos weil sie sich in Reden und Zeitungartikeln über „Amerikanismus" und verwandte Gegenstände gehässig ausließen und die Institutionen des Landes möglichst herabzusetzen bemüht waren. Ob die katholische Kirche, wie Hecker wollte, sich in Nordamerika nationalisiren wird oder nicht, geht Niemanden als die Katholiken selbst an. Wahrscheinlich würden die ernsthaftesten Protestanten dort vorziehen, daß sie mit der Kulturentwickelung des Landes in keine

Digitized by Google

Verbindung träte; denn es ist klar, daß, wenn sie außerhalb der Interessen und Funktionen des Ganzen verbleibt, ihr auch kein Fortschritt beschieden ist, sondern daß sie schließlich von dem wachsenden und sich erneuernden Organismus wie ein Fremdkörper im Fleisch ausgestoßen werden würde. Wenn irische Bischöfe versucht haben sollten, „das Predigen in deutscher Sprache in katholischen Kirchen und den deutschen Religionunterricht zu verbieten“: wie kann man amerikanische Einrichtungen für diese Ausschreitung verantwortlich machen, — es sei denn, daß man die Freiheit der Kirche von staatlicher Einmischung überhaupt bekämpfen will? Die weitere Beschwerde über das Bestehen von „Gesetzen zur Unterdrückung deutscher Kirchenschulen in den westlichen Staaten“ beruht auf einem Mißverständniß, wenn nicht auf einer vorsätzlichen Verdrehung der Thatsachen. Solche Gesetze wären verfassungwidrig und würden auf Klagantrag vom höchsten Gerichtshof ohne Weiteres aufgehoben werden Daß die Kirchenschulen aus der Staatskasse nicht unterstützt werden, ist freilich wahr, aber auch ganz in der Ordnung. Gerade im Westen hat man zuerst für die Erlernung der deutschen Sprache in den öffentlichen höheren Erziehunganstalten, den sogenannten „Union Schools“, in löblicher Weise Sorge getragen; und manches Kind deutscher Abstammung hat in diesen Schulen die Muttersprache selbst gegen den Willen der Eltern gelernt. Anfangs drohten katholische Priester, meistens Belgier, sogar, den Gläubigen die Sakramente zu entziehen, wenn sie ihre Kinder in die „Union Schools“, statt in die unter ihrer Leitung stehenden Kirchenschulen, schickten. Als aber die Eltern erfuhren, wie viel weniger diese Schulen namentlich für die wissenschaftliche Fortbildung und Vorbereitung zum Universitätstudium leisteten, lehnten sie sich gegen ihre Seelsorger auf und schickten ihre Kinder wieder in die verpönten Lehranstalten. Ein intelligenter katholischer Handwerker gestand mir, er verzichte lieber auf die Sakramente, als daß er sie mit einer schlechten Erziehung seiner Kinder erkaufen wolle. Ich erinnere mich auch, mit welchem Unwillen Father Hecker „dieses dumme Verbot“ als eine Schande für die Kirche und als eine Versündigung an der Jugend verurtheilte.

In letzter Zeit ist vielfach von der Wahrung und Förderung des Deutschthums in den Vereinigten Staaten die Rede gewesen. Was will man damit noch erreichen? Man hört über eine angeblich starke Abneigung der eingeborenen Amerikaner gegen die eingewanderten Deutschen klagen, obwohl meines Erachtens diese Abneigung weder so stark noch so gefährlich ist, wie die Empfindlichkeit vereinzelter Deutschen glauben machen will. In der Regel würde ein solcher Mißklang kaum vernehmbar sein und bald verhallen, wenn nicht der Resonanzboden der amerikanischen und deutsch-amerikanischen Presse ihn gelegentlich zu politischen Zwecken verstärkend wiedertönte. Gewiß, es giebt Amerikaner, die noch immer auf die „Dutchmen“ geringschätzig herabsehen, aber es giebt auch Europäer, die sämmtliche Amerikaner „Yankees“ nennen und mit dieser Bezeichnung eine Herabsetzung beabsichtigen. Dummköpfe dieser Art kommen leider in allen Ländern vor, und obwohl ihre Zahl mit der Verbreitung der Kultur und der Erweiterung des geistigen Gesichtskreises durch den zunehmenden internationalen Verkehr stetig abnimmt, kann man schwerlich hoffen, daß sie je ganz aussterben werden.

Die deutschen Einwanderer in der Zeit vor dem Unabhängigkeitkriege waren ziemlich ungebildet und kaum geeignet, die Achtung der englischen Kolonisten zu gewinnen, auch war für die Ankömmlinge die fremde Sprache eine jede Annähe-

Digitized by Google

rung erschwerende Scheidewand. Mit dem Ausbruch des Krieges kamen die von England gekauften deutschen Söldner ins Land, die natürlich Deutschland und die Deutschen nicht beliebter machen konnten. Erst in den zwanziger Jahren fing die deutsche Einwanderung durch die politischen Verfolgungen im Vaterlande an, einen anderen Charakter anzunehmen. Begabte und wissenschaftlich gebildete Männer wie Karl Follen, Franz Lieber, Friedrich Hecker, Friedrich Münch, Gustav Körner, Karl Schurz und andere politische Flüchtlinge kamen in der neuen Heimath rasch zu Ansehen und brachten in den besten Kreisen den deutschen Namen zu Ehren. Ein einziger Mann wie Karl Schurz wiegt aber auch einen ganzen Haufen von Zeloten wie den Monsignore Schröder auf, „dessen schneidige Worte“ und „starke Hiebe“ gegen den „Amerikanismus“ und Alles, was sonst nicht in seine kirchliche Begrenztheit hineinpaßt, seinen Gesinnungsgenossen so bewundernswerth erscheinen.

In diesem Zusammenhange ist auch hervorzuheben, daß der vom vorigen Kongreß angenommene und vom Präsidenten Cleveland verworfene Gesetzesvorschlag zur Beschränkung der Einwanderung keineswegs gegen die Deutschen gerichtet war. Allein schon die Bestimmung zu Gunsten der des Lesens und Schreibens ihrer Muttersprache kundigen Einwanderer hätte genügt, um die Deutschen fast ohne Ausnahme zuzulassen. Ins Auge gefaßt waren vielmehr die unwissenden, unbemittelten und oftmals verbrecherischen Klassen des östlichen und südlichen Europas.

In dem vor einigen Monaten erschienenen Jahresbericht der „Deutschen Gesellschaft“ zu Milwaukee im Staat Wisconsin macht der Vorstand, Herr August Stirn, den Vorschlag, eine ausführliche Geschichte der Deutschen in Nordamerika zu veranstalten, um ihre Verdienste in das richtige Licht zu setzen und zu allgemeiner Kenntniß zu bringen. Hoffentlich kommt der löbliche Plan zu Stande. Dann wird sich alsbald zeigen, welch weittragenden und heilsamen Einfluß das deutsche Element in den Vereinigten Staaten auf Handel und Industrie, Politik, Kunst und Wissenschaft, besonders auch auf das gewerbliche und das Hoch-Schulwesen gehabt hat. „Wir Deutsch-Amerikaner“, sagt Herr Stirn, „verlangen weiter nichts als eine gerechte Anerkennung unserer Mitarbeit an der Entstehung, der Erhaltung und der Wohlfahrt der Republik. Der Grundcharakter des eingeborenen Amerikaners ist hochherzig, freisinnig und gerecht und nur eine kleine Zahl gelüstet es, die Fremden zu unterdrücken.“ Der Einfluß dieser „kleinen Zahl“ würde noch geringer sein, wenn er nicht durch jene kirchlichen Kämpfe genährt würde. Zum Glück ist auch die Zahl Derer nicht allzu groß, die, wie ein angesehener deutsch amerikanischer Rechtsanwalt sich ausdrückt, „unter dem schönen Namen des ‚Deutschthums‘ und der ‚Erweiterung der germanischen Einflußsphäre‘ vielleicht mehr aus Unwissenheit als aus Bosheit sündigen.“ Ein falsches „Amerikanerthum“ und ein falsches „Deutschthum“ gerathen einander in die Haare und theilen sich gegenseitig Püffe aus; aber, wie so oft bei Schlägereien, Niemand scheint recht zu wissen, um was es sich eigentlich handelt. Daß die „nativistischen Politiker“, wie eine deutsch-amerikanische Zeitung behauptet, sich an dem Gezänk als Aufhetzer und Ausbeuter betheiligt haben, liegt in dem Wesen der Berufspolitiker und Demagogen, die aber keineswegs die Wortführer der Nation sind.

München. Professor E. P. Evans.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Franzesko Radda. Soziale Tragoedie in fünf Aufzügen. Leipzig, Verlag von Otto Weber. M. 2, geb. M. 3.

Es kam mir darauf an, zu zeigen, wie ein von der Seite des Temperaments und der Gefühle starken Rachetrieben zugänglicher, von Gesinnung aber der Rache abgeneigter Charakter durch schwerste Bedrängnisse zu Kampf und Mord getrieben wird. Den Konflikt bilden Natur und Kultur (die ich hier eben so gut Gewissen oder Sitte oder Gesetz nennen könnte), als psychische Antagonismen der Einwirkung der Außenwelt ausgesetzt; so zwar, daß zuerst das Gewissen die Rache niederzwingt, um schließlich doch von ihr besiegt zu werden. Wenn „Gewissen Feige aus uns Allen macht", so sind die Voraussetzungen des von mir gezeichneten Seelenkampfes gegeben. Des letzte Urtheil über den Helden meiner Tragoedie besiegelt seine Gewaltthat. Wer die Einrichtungen des Rechtsstaates für unfehlbar und allgerecht ansieht, wird meiner Auflehnung gegen das Gewissen keinen Geschmack abgewinnen; ich halte kein Recht für ein vollkommenes Gut, sondern glaube, daß jedes Recht zugleich ein Unrecht in sich birgt; daher auch das Wort: summum ius summa iniuria. Ob es mir gelungen ist, meinen Gedanken künstlerisch zu verkörpern, darüber erwarte ich die Belehrung der Kritik.

München. Christoph Steudall.

Blutstropfen, Novellen und Skizzen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Ich biete in diesem Erstlingswerk in Prosa und Poesie Bilder aus bewegtem Leben. Es ist ein ernstes kleines Buch; aber nicht ernster, als sich das Leben den Meisten von uns erweist. An der Vertiefung und Eigenart meiner Gestalten lag mir Alles, an einem versöhnenden Ausgang wenig oder nichts. Der gewissenhaften Kritik werde ich dankbar sein. Anna Behnisch.

Irrenärzte auf Irrwegen. Offener Brief an Herrn Universitätsprofessor und Medizinalrath Dr. C. Wernicke in Breslau, betreffend den Fall Müller-Breslau. Dresden, Kommissionverlag von Oskar Damm.

Die hier angezeigte Brochure ist die Antwort auf die vom Verein Ostdeutscher Irrenärzte (Vorsitzender Prof. Dr. Wernicke) den Lesern der „Zukunft" (s. No. 23, Jahrgang 1898) angekündigte Veröffentlichung, die die Darstellung meiner Schrift: „Drei Monate ohne Grund im Irrenhause" ihrer „subjektiven Färbung" entkleiden und ihre Lücken ausfüllen sollte. (S. Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. 55, No. 4, S. 446–465.) Ob und wie weit dieses Vorhaben gelungen ist, darüber wird sich der Leser meiner Brochure leicht ein Urtheil bilden können. Ich will nur bemerken, daß das in diesen Schriften behandelte Thema weit über den Rahmen einer persönlichen Angelegenheit hinausgeht. Es handelt sich um einen der Fälle, in dem die Frage, ob gemeingefährliche Geisteskrankheit vorlag und der Kranke in einem Irrenhause zu interniren und in seinem, seiner Angehörigen und im staat-

Digitized by Google

lichen Interesse zu entmündigen war, irrthümlich bejaht werden ist. Darin spiegelt sich die ganze Misere, die dem staatlichen Irrenwesen besonders in Preußen und dem für das Deutsche Reich giltigen Entmündigungverfahren noch immer anhaftet. Auf die Gefahr hinzuweisen, von der jeder Staatsbürger bedroht ist, und an zuständiger Stelle die Erkenntniß zu wecken, daß hier schleunigst Abhilfe zu schaffen und eine gründliche Reform geboten sei: Das war der Zweck meiner mehrfachen Veröffentlichungen.

Dresden. Dr. Ernst F. Müller.

Werden. Novelle. E. Piersons Verlag, Dresden.

„Werden" ist mein Erstling und besitzt alle Fehler eines solchen, vor Allem jenen Ueberschwang, der den Abstand zwischen Wollen und Können besonders empfindlich macht. Ich versuchte, die Unsittlichkeit der Jugend zu bekämpfen, und wandte rohe Gewalt an, wo scharfer Spott oder überlegene Dialektik vielleicht besser angebracht gewesen wären. Aber möge man sich über mich entrüsten, wenn nur mein Ziel erreicht wird, nämlich: Eltern und Lehrern die Augen über Dinge zu öffnen, an denen sie zu häufig scheu vorüberschleichen.

Kleve. Leonhard Adelt.

Die Agrarkrisis. Besteht eine solche und worin besteht sie? Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1899. 166 S. klein 8°. 2,50 Mk.

Meine ersten Grenzbotenbeiträge sind vor zehn Jahren von den Konservativen sehr beifällig aufgenommen worden. Ein paar Jahre darauf haben sie mich und um meinethalben die „Grenzboten" boykottirt. Wer sich die Mühe nimmt, das angezeigte Schriftchen zu lesen, wird darin für Beides die Erklärung finden, falls er Dessen noch bedarf; man braucht nämlich nur mit intelligenten Landwirthen zu verkehren, um zu verstehen, wie Jemand ein warmer Freund der Landwirthschaft und des Bauernstandes und trotzdem — oder eben darum — ein entschiedener Gegner der agrarischen Agitation sein kann; gerade praktischen Landwirthen verdanke ich, was ich von der Landwirthschaft weiß. Das Schriftchen enthält einen Abriß der Geschichte der deutschen Landwirthschaft in den letzten hundert Jahren, eine objektive Darstellung ihrer jetzigen Lage, eine Kritik der Forderungen und der Thätigkeit des Bundes der Landwirthe und endlich Betrachtungen über den Zusammenhang der Landwirthschaft mit der gesammten Staatswirthschaft. Als Anhang ist ein Aufsatz beigegeben, den ein Rittergutspächter vor drei Jahren einer landwirthschaftlichen Zeitung anbot, der ihm aber mit der Begründung zurückgegeben wurde, er habe zwar Recht, aber das Blatt würde drei Viertel seiner Abonnenten verlieren, wenn es den Aufsatz druckte ... Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, zu bemerken, daß es nicht meine Schuld ist, wenn zwei Schriften von mir fast gleichzeitig erscheinen; das Manuskript meiner Schrift über Rodbertus, die in nächster Zeit bei Fr. Frommann in Stuttgart erscheinen wird, ist bereits seit Juli vorigen Jahres in den Händen des Verlegers.

Neisse. Karl Jentsch.

Digitized by Google

Ein konservativer Sozialpolitiker.

Mit Rudolph Meyer ist der Letzte von einer Reihe interessanter Männer aus dem Leben geschieden. Vorausgegangen sind ihm Lavergne-Peguilhen, Thünen, Rodbertus und Wagener. Sie Alle betrachteten sich als konservativ, hielten fast Alle sehr viel von der sozialen Mission des preußischen Staates, standen auf der Seite der Grundbesitzer — Lavergne, Thünen und Rodbertus waren selbst Rittergutsbesitzer —, vertraten aber weder den wirthschaftlichen Interessenstandpunkt im engsten Sinne noch eine beschränkt nationale Richtung, sondern betrachteten die Dinge in einer Art, die man heute soziologisch nennt. Den Liberalen und den demokratischen Sozialisten galten sie als reaktionär, den Konservativen waren sie als rothe Radikale verdächtig. Sie unterschieden sich von Männern wie Haller, Adam Müller, Görres, Gentz durch die Methode. Wenn Haller gegenüber der Vertragstheorie annimmt, daß die Kräftigsten und Klügsten zu Anfang das Land okkupirten und daß die Schwächeren und minder Klugen, die nachfolgten, sich den Bedingungen der ersten Okkupanten anbequemen mußten, so war seine Methode eben so fehlerhaft wie die seiner Gegner auf dem Rousseaustandpunkte: er projizirte eine idealisirte Gegenwart in die Vergangenheit und gab ein Parteipostulat anstatt einer wissenschaftlichen Untersuchung.

Trotz Marx geht der heutige demokratische Sozialismus von Rousseau aus, wie die konservative Reihe von Haller und von den französischen Romantikern, aus denen Haller geschöpft hat; aber auf beiden Seiten ist der Ausgangspunkt durch das historische Denken überwunden worden, das in Deutschland dem französischen Doktrinarismus entgegentrat. Dadurch, daß sie historisch dachten, war es möglich, daß sich Rodbertus und Marx in ihren Anschauungen so oft trafen und daß Meyer ein Freund von Marx und Engels sein konnte. Ihren verschiedenen Ursprüngen entsprechend, gingen sie sonst weit auseinander: der Erbe Rousseaus und revolutionäre Achtundvierziger erwartete von der Zukunft die Diktatur des Proletariates und die kommunistische Gesellschaft; der Erbe des Konvertiten Haller ließ, obwohl er selbst Protestant blieb, seinen einzigen Sohn katholisch werden, weil er zuletzt in der katholischen Kirche die einzige historische Macht zu sehen glaubte, die den noch kommenden Aufgaben gewachsen sei.

Allmählich ist Vieles, was früher eine Kunst und eine Bethätigung der Persönlichkeit war, zu einer Sache der bloßen Gelehrsamkeit geworden. So auch in den Staatswissenschaften, wo es besonders fatal wirkt. Ein Mann wie Lavergne-Peguilhen war einer der klügsten Menschen seiner Zeit und wirklich ein Riese unter den Zwergen der damaligen offiziellen Wissenschaft; und doch wird er heute noch nicht gebührend anerkannt, — aus dem einfachen Grunde, weil er kein gelehrter Handwerker war. Das hat auch Rudolph Meyer an sich erfahren. Allerdings hat er häufig nicht so gründlich zugesehen wie ein Fachgelehrter. Das bewies seine Darstellung der Homestead-Gesetzgebung und ihrer Wirkungen. Die Homestead war alt genug und Hunderte von Gelehrten waren blind daran vorbei gegangen. Meyer war der Erste, der auf ihre ideale Bedeutung hinwies und

Digitized by Google

das weitschichtige Material mühsam zusammentrug. Derartiges ist verdienstlicher und seltener als die fachwissenschaftliche Nachlese, selbst wenn sie böse Fehler berichtigt; denn es erfordert Persönlichkeit. Meyers Arbeiten sind oft flüchtig und unzuverlässig und Adolph Wagner wirft ihm mit Recht vor, daß er sogar die von Rodbertus an ihn gerichteten Briefe in lüderlicher Weise herausgegeben hat. Darf man danach seine Bücher als wissenschaftliche Quellen nur mit äußerster Vorsicht benutzen, so haben sie doch ungleich stärkere Wirkungen gehabt als manche andere, die ungleich besser geschrieben waren, etwa Serings Buch über die amerikanische Konkurrenz, ja selbst als Alles, was Adolph Wagner geleistet hat, die von ihm veranlaßte musterhafte Ausgabe des Rodbertus, das Entzücken jedes Philologen, nicht ausgenommen. Meyer war im Handeln und im Denken ein ganzer Mann, Einer, der die seltene, bei Gelehrten seltenste Gabe besaß, Hauptsache und Nebensache zu unterscheiden. Er war ohne Vorurtheile und setzte seine Persönlichkeit für seine Meinung rücksichtlos ein, was gleichfalls unter Gelehrten selten vorkommt. Er empfand warm, ganz besonders für die Unterdrückten; aber er war nicht sentimental und kein Lobredner der unteren Gesellschaftklassen. Im Umgang war er stets der Selbe, gegen den Niedersten wie gegen den Höchsten; er war nicht hochmüthig, aber er bückte sich auch nicht: nicht einmal vor dem Pöbel.

Meyer wurde im Jahre 1839 in der Neumark als Sohn eines Rittergutspächters geboren. Von da her schreiben sich seine Beziehungen zu verschiedenen hervorragenden Konservativen, seine genaue Kenntniß der Landwirthschaft und sein ausgeprägter Zug, über alle wechselnden Tagesinteressen hinweg die Bodenfrage als die wichtigste Frage der nationalen Zukunft anzusehen. Als Student gehörte er in Berlin einem „feudalen" Corps an. Durch den Grafen Behr, seinen Pathen, wurde er Redakteur der „Berliner Revue", zunächst unter Hermann Wagener, dann selbständig. Hermann Wagener, dem er später treue Freundschaft auch in der schlimmen Zeit bewahrt hat, da der einst Umworbene von Allen verlassen war, wurde recht eigentlich sein Lehrer. Wagener war allen damals von den Arbeitern erhobenen Forderungen zugänglich: Arbeiterschutz, Normalarbeitstag und Staatshilfe für Produktivgenossenschaften. Er war durchaus der ehrlichen Meinung, durch die Produktivassoziationen mit Staatskredit die soziale Frage lösen zu können; die Arbeiter sollten dem politischen Radikalismus entrissen und durch ihr Klasseninteresse für die Monarchie und den preußischen Staat, so wie er war, gewonnen werden; der preußische Staat in seiner bestehenden Form schien dem Geheimrath als Bollwerk gegen Rußland eben unentbehrlich.

Meyer besaß ganz die Unbefangenheit jener Zeit, in der Thünen sich bemühte, den natürlichen Lohn theoretisch festzustellen, und wo Rodbertus über das Ende der kapitalistischen Aera schrieb. Der erste Band des „Kapitals" von Marx erschien damals und Meyer gehörte zu Denen, die sofort erkannten, welche Bedeutung dem Buch zukam. Er verkehrte persönlich mit den berliner Arbeiterführern und stand intim zu Herrn von Schweitzer, dem fähigsten Journalisten und Politiker, den die deutsche Sozialdemokratie besessen hat. Auch Rodbertus, dem er persönlich näher trat, beeinflußte ihn stark. Die „Berliner Revue" ging aus Mangel an Abonnenten ein und Meyer schrieb seinen „Emanzipationkampf des vierten Standes". Das Buch ist jetzt längst veraltet, enthält aber werthvolles Material und beweist die starke Sympathie des Autors für die arbeiten-

Digitized by Google

den Klassen in einer Zeit, in der die Aeußerung derartiger Gefühle noch nicht zur platten Modesache geworden war.

Im Historischen und in der Analyse des Bestehenden ging Meyer mit Marx; aber natürlich glaubte er nicht an die kommunistische Zukunftsgesellschaft; oder, richtiger gesagt, er wünschte sie sich nicht. Sein individuelles Freiheitebedürfniß machte ihn dem Gedanken einer allmächtigen Demokratie abgeneigt und außerdem glaubte er, daß ein Theil der Bevölkerung stets fest mit dem Boden verbunden bleiben müsse. Von Anfang an beschäftigte er sich mit agrarischen Problemen. Schon lange vor dem allgemeinen Sinken der Preise machte sich ländlicher Arbeitermangel fühlbar und die steigende ländliche Verschuldung ließ unheilvolle Folgen voraussehen. Im Jahre 1874/1875 erfolgte der erste große Sturz der Getreidepreise, der die Aera niedrigerer landwirthschaftlicher Rentabilität einleitete. Die Landwirthe, bis dahin freihändlerisch, wurden von 1877 an schutzzöllnerisch und vereinigten ihre Interessen mit denen der gleichfalls schutzzöllnerischen Großindustriellen. Der Kulturkampf ward, um das Centrum für die veränderte Wirthschaftpolitik zu gewinnen, von Bismarck geschlossen und die neue Richtung führte zu einer entschiedenen Arbeiterfeindschaft der Regirung und der Konservativen. Sozialistengesetz und Uebergang zur Schutzzollpolitik hingen durch gewisse Zwischenglieder mit einander zusammen.

Rodbertus erlebte die veränderte Konstellation nicht mehr. Für Wagener und Meyer war die Anknüpfung mit den Arbeitern und die Vertretung von Arbeiterinteressen mehr gewesen als eine Frage der Gelegenheitpolitik. Wagener, der immer großen persönlichen Einfluß auf Bismarck besessen hatte, war aber durch Lasker beseitigt worden und die ungerechte Behandlung dieses bedeutenden Mannes war das bürgerliche Gegenstück zu der schnöden Art, in der die Sozialdemokratie Herrn von Schweitzer abgeschüttelt hatte. So stand Meyer ganz allein. Ich lernte ihn im Jahre 1890 kennen, zunächst brieflich, dann persönlich, und wir traten, so weit der Altersunterschied Das gestattete, in ein freundschaftliches Verhältniß. Ich war viernndzwangig Jahre alt und natürlich ganz der Empfangende. Sein Entgegenkommen gegen einen jungen Mann, der keine Erfahrung und ein geringes Wissen besaß, auch niemals sein Anhänger werden konnte oder wollte, sondern seine Grundansichten verwarf, ist mir stets als ein besonders sympathischer Wesenszug erschienen.

Meyer erzählte mir, wie Schweitzer eines Tages zu ihm gekommen sei und ihm in höchster Aufregung zugerufen habe: „Ich glaube, Bismarck betrügt uns alle Beide.“ Meyer antwortete darauf: „Dann werde ich ihn angreifen“. Und jetzt kam die Zeit, das Wort wahr zu machen.

Noch auf der Höhezeit des Gründungschwindels hatte Meyer, der die Verhältnisse genau kannte und ein sehr ausführliches Handbuch der deutschen Banken herausgab, den üppig wuchernden Schwindelgeist leidenschaftlich bekämpft, vor Allem in der Eisenbahnzeitung, der späteren „Reichsglocke“ Gehlsens. Gehlsen wurde auch von Arnim gebraucht und gab natürlich für alle Angriffe auf Bismarck weißes Papier her. Den Hauptschlag führte Meyer 1877 mit seinem Buch „Politische Gründer und die Korruption in Deutschland“.

Er war sich wohl von vorn herein klar, was er zu gewärtigen hatte. Seine Richtung hatte von je her darunter gelitten, daß hinter den Führern keine Ge-

Digitized by Google

folgschaft stand. Jetzt war die letzte Aussicht auf ersprießliche Thätigkeit in Deutschland für ihn verschwunden, und statt langsam zu verkümmern, zog er es vor, mit einem kräftigen Schlußwort abzutreten. Auf Grund des Buches, das die Zusammenhänge zwischen Gründern und Politikern und auch Bismarcks Verhältniß zu Bleichröder erörterte, wurde er wegen Beleidigung des Reichskanzlers zu Gefängniß verurtheilt. Er entzog sich der Strafe durch die Flucht ins Ausland und hielt sich während der nächsten Jahre in Bern, London, Paris und Wien auf.

In London war er mit dem Kardinal Manning befreundet, — und mit Karl Marx. Er erzählte mir, wie er in der ersten Zeit dem Kardinal einmal sagte: „Wissen Sie, Eminenz, wen ich nach Ihnen besuchen werde? Den Dr. Marx." Manning antwortete: „O, Das ist ein sehr kluger und gelehrter Mann, der es mit den armen Leuten gut meint." Bei Marx erzählte er, daß er eben von Manning komme, und Marx erwiderte: „Das ist ein Mann, den ich von ganzem Herzen verehre und der es sehr gut mit den Arbeitern meint." Wie schön wäre es doch, wenn die Kleinen sich im politischen Leben dieser Güte und Vorurtheilslosigkeit der Großen befleißigen würden! In Paris trat Meyer in nahe Beziehungen zu Le Play und den katholischen Sozialreformern. Schon in Deutschland hatte er sich mit den Ideen Kettelers beschäftigt und in Paris arbeitete er gemeinschaftlich mit dem Grafen de Mun, der Kettelers Ansichten in Frankreich propagirte.

Meyer und Seinesgleichen hatten in Deutschland keine Klasse hinter sich. Ihr soziales Königthum war eine ideale Institution, die den wissenschaftlich erkannten Interessen des gesammten Volkes, nicht einzelnen Klassen, Schichten oder Gruppen dienen sollte. Eine gerechtere Beurtheilung, als sie heute üblich ist, wird einst zugeben, daß die Monarchie theoretisch dieser Aufgabe sehr wohl fähig war: fähiger jedenfalls als die demokratischen Republiken von heute, in denen die jeweiligen Machthaber nur durch Bevorzugung einer Partei zu regiren im Stande sind. In der Praxis ist freilich auch die Monarchie heute ein Spielball der Interessengruppen. Man darf aber nicht vergessen, daß vor einem Menschenalter noch sehr viel mehr von dem alten, strengen und bedürfnißlosen Preußenthum in der Staatsverwaltung lebendig war und, trotz aller bureaukratischer Kleinlichkeit und Enge, Wissen und Charakter eine größere Rolle spielten als heute.

Waren nun seine auf das Königthum gesetzten Hoffnungen gescheitert, so verblieb ihm nur noch die katholische Kirche. Das war eine rein geistige Macht, die nicht um ihre Existenz zu kämpfen hatte, die in keiner Weise an das Bestehen einer bestimmten Gesellschaftordnung oder an die Herrschaft einer Klasse gebunden war und die sogar bei ihrer Entstehung und in ihren großen Zeiten immer für die Bedrückten eingetreten war. Auch ich glaube, daß in den bevorstehenden sozialen Kämpfen die Kirche noch eine große Rolle zu spielen haben wird; nur glaube ich, daß sie mit ihrer ungeheuren Macht erst dann eingreifen kann, wenn die arbeitenden Klassen im Wesentlichen ihr Ziel erreicht haben oder doch nah daran sind, es zu erreichen. Sie ist konservativ, sie paßt sich an, aber sie kämpft nicht mehr für das Neue. In seinen letzten Jahren näherte sich Meyer dieser kühleren Auffassung; aber es ist begreiflich, daß er damals, unter dem Einfluß glühend begeisterter Freunde, mehr erhoffte.

Am Wichtigsten wurde seine Thätigkeit in Oesterreich. Er trat sofort in enge Beziehungen zu den dortigen Konservativen und zu ihrem Organ, dem „Vaterland".

Digitized by Google

und befreundete sich mit den alten Grafen Egbert Belcredi, der schon vorher ähnliche Gedanken gehabt hatte, wie sie jetzt Meyer mitbrachte. Aber auch hier gelang es auf die Dauer nicht, eine große Menge von Menschen für allgemeine gesellschaftliche Interessen gegen engere Standesinteressen in Bewegung zu setzen. Auch Marx war nicht nur Parteipolitiker, sondern umfaßte das Interesse der gesammten Gesellschaft. Aber er hatte praktisch das Glück, daß die Interessen der Arbeiter zum großen Theil identisch sind mit Dem, was für die ganze Gesellschaft der Zukunft nöthig ist, und dieser Thatsache verdankt er seinen politischen Erfolg. Sollten die Arbeiter einmal die Diktatur erlangen, so würden sich auch Konsequenzen ergeben, für die Marx bewußt sicher nicht kämpfen wollte; denn gewisse Interessen der gesammten Gesellschaft sind durchaus nicht identisch mit den Interessen der Arbeiter. Mit denen der Bourgeoisie allerdings erst recht nicht.

In die Zeit dieses wiener Aufenthaltes fällt eine Anzahl größerer Werke, vorzüglich über die Vereinigten Staaten. Um die überseeische Konkurrenz und ihre Einwirkung auf die europäische Landwirthschaft gründlich beurtheilen zu können, unternahm Meyer 1882 eine Studienreise nach Amerika. Er hatte es nie verstanden, seine literarische Arbeit zu Geld zu münzen, und sein Erbtheil hatte er längst verbraucht. So verkaufte er, um die Reisekosten zu decken, Alles, was er besaß, sogar seine goldene Uhr. Ich konnte nie ohne Rührung die schlechte tombackene Uhr sehen, die er sich dafür angeschafft hatte und die er später immer trug. Er reiste anfänglich zusammen mit eine Anzahl junger ungarischer Adeligen, kehrte aber allein zurück, da die Andern einen längeren Jagdausflug vorzogen. Unterwegs wurde er krank und lag in Venedig Monate lang ohne Besinnung; er hatte sich körperlich zu viel zugemuthet.

Freunde liehen ihm ein Kapital, mit dem er als Siebenundvierzigjähriger nach Kanada ging, um sich mitten in der Prairie in einem Gebiet, in dem damals ein Indianerkrieg wüthete, ein Stück Land zu kaufen. In unermüdlicher Arbeit, bei der ihn seine prächtige Frau, die er damals heirathete, treu unterstützte, machte er das Land urbar und baute Haus und Hof. Dabei fehlte es nicht an allerlei Farmerromantik: Prairiebränden, Indianerüberfällen und Aehnlichem. Uebermäßige Anstrengungen und die strenge Winterkälte zogen ihm aber die Zuckerkrankheit zu und er mußte nach sechs Jahren das aufblühende Anwesen verkaufen, um Heilung in Karlsbad zu suchen, das ihn von da an jährlich zweimal sah. Immerhin hatte er ein kleines Vermögen gesammelt, von dessen Zinsen er bescheiden leben konnte.

Er hielt sich dann etwa fünf Jahre in Böhmen auf den Gütern des Grafen Sylva-Taroucа und des Fürsten Salm-Reifferscheid auf; und dieser Zeit verdanken wir sein letztes größeres Werk, den „Kapitalismus fin de siècle". Gemeinsam mit ihm plante ich ein Buch über die Wirthschafts- und Gesellschaftspolitik der Kirche, zu dem wir schon große Mengen von Material zusammengetragen hatten. Während der Arbeit stellte sich der Plan aber als zu umfangreich heraus und Meyer hatte kein Menschenalter mehr zuzusetzen. In seinen letzten Jahren erfaßte ihn die Sehnsucht nach der Heimath stärker und so siedelte er vor etwa drei Jahren nach Dessau über, wo der Sohn seines alten Freundes Hermann Wagener lebte.

Er war einer von den Menschen, die nicht einzuschachteln und zu klassifiziren sind; er war aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzt, aber was in ihm

Digitized by Google

Alles verband, Das war eine große Klugheit und Güte: nicht im trivialen Sinne, denn er hat ſehr häufig gegen die gemeine Klugheit gehandelt, ſondern im höchſten und geiſtigſten Sinn. Seine merkwürdige Vorurtheilloſigkeit iſt mir nur verſtändlich — außer aus ſeiner Klugheit — aus ſeinem Verkehr mit bedeutenden Menſchen jeder Richtung, Nation und Klaſſe. Leſer ſeiner Schriften können ihn vielleicht im Verdacht eines nach falſcher Richtung entwickelten Selbſtbewußtſeins haben. Das beſaß er durchaus nicht; er war von einer wahrhaft rührenden inneren Beſcheidenheit. Charakteriſtiſch war für ihn eine gewiſſe Miſchung von Realismus und Phantaſtik; er ließ ſich leicht in ſeinem Urtheil durch Das beſtimmen, was er wünſchte, und ſah das zeitlich näher Liegende übermäßig groß. Er war Optimiſt und Augenblicksmenſch.

Ich danke ihm außer vielem Anderen die glückliche Erinnerung an eine ſchöne und großgeartete Perſönlichkeit. Das iſt ſehr viel; denn wie wenigen Menſchen von wirklicher Perſönlichkeit begegnen wir doch im Leben!

Dr. Paul Ernſt.

Gasinduſtrie.

Raſtlos arbeitet die Konkurrenz zwiſchen Elektrotechnik und Gasgewerbe. Noch niemals iſt eine neue Technik von ſo glänzenden Erfolgen, wie ſie das elektriſche Licht aufzuweiſen hat — an Kraftbetrieb und Straßenbahnen dachten die leitenden Kreiſe zunächſt gar nicht —, durch eine ältere Technik wieder um eine ſolche Strecke zurückgedrängt worden. Wäre es denkbar geweſen, die Eiſenbahnen durch ein verbeſſertes Rollfuhrweſen oder die Nähmaſchine durch eine verbeſſerte Handnäherei in ihrem Siegeslaufe aufzuhalten? Noch immer iſt die Erſcheinung nicht genug gewürdigt, wie ein vermeintlich überwundenes Syſtem plötzlich der reinſten und ſchönſten Beleuchtung gegenübertrat und Ueberraſchung auf Ueberraſchung bereitete. Die angeblich vorſichtige Preſſe war ſehr unvorſichtig, als ſie das auerſche Gasglühlicht anzweifelte und den ſteigenden Kurs der Auer-Aktien für künſtlich gemacht erklärte. Dadurch hat ſie in einem wichtigen Falle den eigentlichen Nutzen der Aktiengeſellſchaftsform, die Vertheilung des Gewinnes unter eine große Zahl anſtatt unter wenige Einzelne, beinahe ganz verhindert. Freilich verfolgt die öffentliche Aufmerkſamkeit ſeitdem Alles, was auf dem Beleuchtungsgebiet vorgeht, mit um ſo größerer Aufmerkſamkeit.

Die Fabrikation des jetzt ſo häufig genannten Acetylens — erſt kürzlich hat man wieder eine furchtbare Exploſion erlebt oder vielmehr mit Menſchenleben be-

Digitized by Google

zahlen müssen — leidet Mangel an Kalcium-Karbid. Der Preis steigt fortwährend und es ist überhaupt nicht in genügender Menge zu beschaffen. Die Fabriken geben vor, völlig ausverkauft zu haben; in Wahrheit handelt es sich aber häufig um Betriebsstörungen. Man steckt eben noch in den Kinderschuhen und unausgesetzt ereignen sich unangenehme Zwischenfälle, deren ursächlicher Zusammenhang nicht einmal immer aufzuklären ist. Lieferungabschlüsse sind oft nicht eingehalten worden; die im Stich gelassenen Besteller treten dann als Kläger auf und die Beklagten berufen sich auf höhere Gewalt. Fabrikleiter jeder Branchen sollten nicht versäumen, auf die bevorstehenden Urtheile der Richter zu achten. Sie werden daraus lernen können, wie eng die Gerichtspraxis den Begriff der höheren Gewalt interpretirt. Natürlich fehlt es auf dem Gebiet des Acetylens nicht an Neuheiten. So wird mir von einem Apparat Mittheilung gemacht, der je nach der Anzahl der angezündeten Brenner die erforderliche Gas-Quantität selbstthätig reguliren soll. Dadurch würde — neben der bedeutenden Ersparniß — die Explosiongefahr beträchtlich vermindert werden. Eine Vorrichtung am Apparat soll stets genau anzeigen, wie viel Karbid übrig bleibt; auch sollen die Röhren und Brenner so eingerichtet sein, daß sie sich weder verfetten noch verstopfen. Der Apparat wird durch eine Lampe vervollständigt, die nach den selben Grundsätzen konstruirt ist.

Noch wichtiger wäre ein neues Verfahren zur Erzeugung von Kalcium-Karbid, — ein Verfahren, das die Entstehung von Gas, wenn das Karbid der gewöhnlichen oder feuchten Luft ausgesetzt wird, verhindert. Der Erfinder meint, jede Gefahr ausschließen zu können; aber schon eine bloße Verminderung der Gefahr würde die Verpackung und Versendung sehr erleichtern. Dabei soll es sich nicht um die bekannte Anwendung eines Firnisses oder chemischen Präparates zum Ueberziehen der Masse handeln, sondern um ein neues Brennverfahren, dem das Karbid unterworfen wird. Die Kosten betragen bei nachträglicher Anwendung auf bereits fabrizirtes Karbid acht bis zwölf Mark für die Tonne und bei sofortiger Anwendung in der Fabrikation fallen alle Mehrkosten weg. Ob mit solchen Verheißungen zu viel versprochen wird, werden fachmännische Untersuchungen bald zeigen.

Eine ausnehmende Rührigkeit ist seit Kurzem bei uns in der Wassergasindustrie zu beobachten. Europa unterschätzt bekanntlich den Gasverbrauch Amerikas. An dem thatsächlich sehr großen Verbrauch ist das karburirte Wassergas zu drei Vierteln betheiligt. Da jetzt gerade in Preußen mit wichtigen Kommunen wegen der Einführung dieses Gases für einzelne Stadttheile verhandelt wird und die Durchführung einer Anlage sofort andere nach sich ziehen muß, ist es an der Zeit, diesen Unternehmungen eine stärkere Beachtung zu schenken. In Brüssel ist neulich eine Gesellschaft zusammengetreten, die unter der Leitung des Dozenten am wiener Polytechnikum, Dr. Strache, als Generaldirektors, ähnlich wie früher die Auer-Gesellschaft, die Patente und Lizenzen für die verschiedenen Länder veräußern will. Das Gesellschaftkapital beträgt eine Million Francs; jedoch ist den Administratoren eine Erhöhung um eine halbe Million vorbehalten, ohne daß sie deshalb die Generalversammlung zu befragen brauchen. Mit berliner Banken schweben Verhandlungen über Rußland. Die österreichische Kreditanstalt dürfte wahrscheinlich eine Gesellschaft für die habsburgische Monarchie und die Balkanländer bilden, da die hierauf bezüglichen Patente von vorn herein abgetrennt waren; ferner kommt die Köln-Beyerthaler Maschinenfabrik für Deutschland westlich der

Digitized by Google

Elbe in Betracht. Dieses für Gasmaschinen so wichtige Unternehmen will die Lizenz für ihr Gebiet mit einem Grundbetrag erwerben, der von Jahr zu Jahr steigen soll. Man versichert, daß eine Emission von Aktien in keiner Weise beabsichtigt sei und daß die Konstituirung der Gesellschaft an Stelle des bisherigen Syndikates den einzigen Zweck habe, die Vertheilung der Eingänge aus den Patenten und Lizenzen zu erleichtern.

Dieses Wassergas von Strache wird natürlich vom Erfinder auch für Beheizung, Motorenbetrieb und industrielle Zwecke, wie Metallschmelzen, Schweißen und Anwärmen von Gegenständen, für Emaillir-Oefen, Glasfabriken, chemische Fabriken und Laboratorien empfohlen. Die Beleuchtungszwecke betreffen städtische Centralen, Umwandlung bestehender Steinkohlengasanstalten, Zubau von Wassergasanstalten, Vergrößerung der Leistungfähigkeit bestehender Steinkohlengasanstalten durch Aufstellung von Wassergas-Generatoren und Karburirung des Mischgases. So leicht werden die alten Gasanstalten wohl in diesen Veredelungverkehr nicht eintreten; aber sehr erfahrene Direktoren geben bereits zu, daß in manchen Fällen (bei Gasanstalten kommen die verschiedensten Umstände in Betracht!) derartige Kombinationen wohl angängig sind. Kleinere Fabriken und Gebäudekomplexe, wie Krankenhäuser u. s. w., sollen mit eigenen Beleuchtunganlagen versehen werden. Das Allgemeine Krankenhaus in Wien hat das Wassergas wegen seiner bedeutenden gesundheitlichen Vorzüge, seiner Sicherheit und seiner außerordentlichen Helle allen anderen Beleuchtungarten vorgezogen und die Kosten haben sich noch um die Hälfte billiger gestellt als selbst beim Steinkohlen-Auerlicht. Entscheidend für die Einführung dürfte aber weniger diese Billigkeit als der Umstand gewesen sein, daß die minder erwärmten Räume eine Zimmerluft erhalten, die durch Verbrennungprodukte weit weniger verunreinigt ist. Ich würde solchen Angaben aus Wien selbst immerhin mißtrauisch gegenüberstehen, wenn nicht eine Autorität wie Professor Bunte aus Karlsruhe, der bekannte Herausgeber des Journals für Gasbeleuchtung, auf dem nürnberger Kongreß entschieden für das Wassergas eingetreten wäre. Lautete doch der Schluß seines Vortrages: „Für Leuchtzwecke eignet sich Wassergas mit Glühlicht ausgezeichnet. Es haben nunmehr die leuchtenden Bestandtheile des Gases bei Anwendung zu Glühlicht nicht mehr den Werth wie früher; je mehr die Beleuchtung mit Glühlicht steigt, um so mehr wird weniger leuchtendes Gas abgegeben, eben so wie zum Heizen. Es wird somit die Zeit kommen, wo der Leuchtkraft des Gases selbst weniger Werth beigelegt wird als früher, so daß in sehr vielen Fällen das leuchtende Steinkohlengas durchaus nicht mehr produzirt zu werden braucht und durch nicht leuchtendes Wassergas ersetzt werden kann.“ Im Allgemeinen werden Neuerungen im Gasfach skeptisch angesehen, wenn nicht erste Firmen dafür einstehen; es herrscht eben eine Sturm- und Drangperiode auf diesem Gebiete.

Zur Erzielung einer Lichtstärke von 1000 Normalkerzen verbraucht das gewöhnliche Steinkohlenlicht stündlich 30 Kilo Kohle, Acetylen 23 Kilo, elektrisches Glühlicht 11 Kilo, Steinkohlengas-Auerlicht 7 Kilo, elektrisches Bogenlicht 3 Kilo, Wassergasglühlicht aber nur 1 Kilo Kohle. Was die Gefahr der Explosion betrifft, so soll sie viermal geringer als beim Acetylen sein; ich mache aber auf das Unzulängliche solcher Berechnungen aufmerksam, da es dabei immer mit auf die mehr oder weniger geschickte Bedienung der Anlage ankommt.

Digitized by Google

Die Hoffnung auf viele ganz neu zu errichtende städtische Centralen darf natürlich nicht übertrieben werden. Denn die meisten Orte haben bereits Gas. Und wo es sich in kleinen Orten um nicht mehr als 300 bis 500 Flammen für Privat- und Straßenbeleuchtung zusammen handelt, fehlt es meistens an der nöthigen Unternehmungluft. Da ein Einfrieren ausgeschlossen ist, brauchen die Rohre nicht so tief wie die bisherigen Gasröhren gelegt zu werden. Bestehende Centralen werden aber vom Steinkohlengas zum Wassergas da vielleicht übergehen, wo die Anlagen an der Grenze ihrer Leistungfähigkeit angelangt sind oder ihr Rohrnetz nicht mehr ausreicht. In der Provinz Sachsen mit ihren Braunkohlenwerken scheinen besonders günstige Vorbedingungen vorhanden zu sein.

Das Wassergas ließ sich früher nur aus Koks oder Anthrazitkohle herstellen; jetzt erspart man sehr viel durch die Herstellung aus Steinkohle. Eine Beleuchtung damit wurde erst möglich, als es gelang, die blaue, nicht leuchtende Flamme zu verändern. Die in Amerika eingeführte Karburirung beruhte auf der Billigkeit der dortigen Mineralöle. Von der strachischen Erfindung wird nun versichert, daß sie durch Konstruktion geeigneter Brenner unter Anwendung von Auerstrümpfen auch das weit intensivere und billigere Licht hervorbringe. Charakteristisch ist, daß Strache seine Erfindung selbst auch Wassergas-Auerlicht nennt. Die Farbe ist rein weiß, nicht grünlich wie beim Auerlicht aus Steinkohlengas. Auerlicht erzielt für einen Glühkörper, der in gleicher Form beim Wassergas eine Leuchtkraft von 250 Kerzen erreicht, nur 50 bis höchstens 80 Kerzen. Daß die auerschen Glühkörper in der Flamme des Wassergases hart werden, würde besonders der Straßenbeleuchtung zu Gute kommen, da durch Erschütterung die zerbrechlichen Glühkörper häufig leiden. Uebrigens haben in Oesterreich bereits Radkersburg und Pettau Wassergaswerke. Man kann sich also bereits praktisch davon überzeugen, ob die Kosten wirklich um fünfzig Prozent geringer und die Leuchtkraft um 40 Prozent höher als beim Steinkohlengas ist. Ein älteres Wassergas nach dem Verfahren Dellwick in Stockholm ist jetzt in einer städtischen Anlage in Königsberg zur Anwendung gelangt. Natürlich darf ein solcher Betrieb — bei Straches Verfahren ist Das ja ausgeschlossen — nicht Koks, Benzol, Petroleum u. s. w. benutzen, denn sonst beeinflussen die Preisschwankungen der Rohstoffe fortwährend das finanzielle Resultat.

Ueberseht man den stolzen Weg, den die Industrie zurücklegen konnte, seitdem ihr ein wirksamer Patentschutz gegeben ist, so muthet es beinahe märchenhaft an, daß im Jahre 1863 der preußische Handelsminister allen Ernstes das Patentwesen beseitigen wollte. Man sollte heute einmal das Rundschreiben an die Handelskammern nachlesen, in dem die Nutzlosigkeit, ja Gemeinschädlichkeit des Patentwesens auseinandergesetzt wurde. Ohne den Einspruch Werners Siemens hätte damals das Freihändlerthum, das die Erfinderpatente als eine moderne Form der alten Monopole und als unvereinbar mit free trade ansah, den Patentschutz einfach beseitigt. Zum Glück ließ man sich vom Nutzen der neuen Schutzmaßregeln überzeugen. Heute freilich fragen sich weite Interessenkreise schon, ob unser Patentgesetz nicht doch allzu sehr auf die Siemens zugeschnitten worden ist. Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Februar 1899.

Der zweite Kanzler.

Nah bei der preußischen Kreisstadt Krossen, wo das kecke Boberflüßchen sich in die stillere Oder ergießt, ist am sechsten Februar Georg Leo Graf von Caprivi de Caprara de Montecuccoli gestorben, der seit dem sechsundzwanzigsten Oktober 1894 nicht mehr Kanzler des Deutschen Reiches war. Auf Skyren, einem seinen Verwandten gehörigen Rittergut, starb der Mann, dem das schwere, früher, in den Tagen Thünens wie in denen Thüngens, unmöglich scheinende Werk gelungen war, Großgrundbesitzer und Bauern in einem weit über Deutschlands Provinzen sich dehnenden Bund zu vereinen, der Mann, der mit anderen großen Worten gelassen auch das ausgesprochen hatte, er besitze weder Ar noch Halm und wisse deshalb nicht, aus welchem Grunde er Agrarier sein solle. Die Gefolgschaft des zweiten Kanzlers blieb, als die Kunde vom Tod ihres früher vergötterten Helden kam, merkwürdig schweigsam: ihr einst, wenn es den Unermeßlichen zu rühmen galt, so beredter Mund stammelte schüchtern jetzt nur Einiges von der Pflichttreue, dem Fleiß und der Ehrlichkeit des nun Ruhenden, — von Tugenden also, die dem in der Fülle der Macht Lebenden sogar seine Gegner niemals bestritten hatten. Diese Gegner aber dürfen sich der Pflicht nicht entziehen, am Grabe des Grafen Caprivi das Urtheil zu revidiren, das sie, so lange er als einzig verantwortlicher Beamter die Geschäfte des Reiches leitete, über ihn fällten, und sie dürfen bei diesem Beginnen sich nicht von dem chiloni-schen Satz — den Bismarck oft spottend einen den schlechtesten deutschen Eigenschaften entsprechenden nannte — stimmen lassen, über die Toten sei nur das Gute zu sagen erlaubt. Wer über Caprivi spricht, hat über einen

Digitized by Google

wichtigen, vielleicht für die nächste Zukunft entscheidenden Abschnitt der Reichsgeschichte zu sprechen und den Werth eines politischen Systemes zu wägen, das hier, nach dem Namen seines Erfinners und erfolgreichsten Vertreters, unter Bismarcks Beifall zuerst Caprivismus genannt wurde und dessen tiefe Spuren aus der deutschen Politik noch nicht verschwunden sind. Da ist sentimentale Zimperlichkeit nicht angebracht. Wohl aber ziemt es, in ruhiger Stimmung heute noch einmal zu prüfen, ob dem Manne, der es unternahm, an des rüstig lebenden Bismarck Diplomatentisch sich häuslich einzurichten, in der Hitze des Kampfes Unrecht geschehen ist und ob die Politik, die er leitete oder litt, in der Entfernung und auf dem gräulichen Hintergrunde der dürren hohenlohischen Aera günstiger wirkt als in der Nähe und unter dem frischen Eindruck der fruchtbaren Heroenzeit.

Wenn diese Prüfung ans Ziel führen soll, ist es zunächst nöthig, sich einen Augenblick in die kritischen Tage zurückzuversetzen, da ein jäher Schicksalsschlag den nun Entschlummerten seinen getreu Scheinenden entriß. Graf Georg Leo von Caprivi hatte seine Entlassung aus den Aemtern des Reichskanzlers und des preußischen Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten erbeten und erhalten, die Brillanten zum Orden vom Schwarzen Adler waren ihm verliehen worden und er war nun wieder General der Infanterie. Als die Meldung kam — der Börsen-Courier war, ein luftiger Zufall, zuerst mit einem Extrablatt auf dem Platz —, da war mancher schlimme Witz zu vernehmen, hier oder dort wohl auch ein Ausruf froher Genugthuung; von irgend einer tiefer gehenden Erregung aber war nicht das Allergeringste zu bemerken und die Börse sogar, von der man doch eine Aeußerung der Theilnahme erwarten durfte, ließ den Leichenjubel in eine muntere Haussestimmung ausströmen, denn ihre Besucher sind, wo es sich um die Geschäftchenmacherei handelt, zu Sentimentalitäten durchaus nicht geneigt und sie erinnerten sich noch rechtzeitig daran, daß der Caprivismus politisch zwar wundervoll war, daß er an Profiten aber herzlich wenig gespendet hatte. Ein ruhig abwägendes Urtheil konnte über das angeblich große Ereigniß nur sagen: der Rücktritt des Generals von Caprivi hat den Werthe schaffenden Ständen im Deutschen Reich eine lange ersehnte Befriedigung gewährt, er hat Alle, die mit den historisch gewordenen Einrichtungen des Reiches bis zum Jahre 1890 unzufrieden waren, verstimmt und er hat im Auslande die Politiker beunruhigt, die auf eine bescheidene Willfährigkeit der deutschen Regirung gerechnet hatten. Das ist genau das Gegentheil des Wiederhalls, den einst die Entlassung Bismarcks weckte: im März 1890

Digitized by Google

konnten ganze Spalten mit ausländischen Preßfabrikaten gefüllt werden, in denen die Trennung des jungen Kaisers von dem Schöpfer des Reiches als eine harte, aber unvermeidliche Nothwendigkeit bezeichnet wurde; im Oktober 1894 lasen wir, wie bitterlich die Czechen, Polen, Engländer, Dänen, Russen und Ungarn das Scheiden des Grafen Caprivi beklagten. Und noch ein Unterschied zeigte sich, der wichtigste, zwischen den beiden Ereignissen: 1890 ahnte ein Jeder, ob auch verkündet wurde, der Kurs solle der alte bleiben, daß die Geschicke des deutschen Volkes an einem Wendepunkt angelangt seien; 1894 hofften die Anhänger des Entlassenen, einen Wechsel der Politik nicht fürchten zu müssen, und unter den Gegnern fürchteten sehr Viele, diesen Wechsel nicht erhoffen zu dürfen. Bismarck war ein Programm, war das Programm des Deutschen Reiches, und der Graf von Caprivi war nur, nach eignem Geständniß, der verantwortliche Vollstrecker höherer Weisungen. Als der erste Kanzler fortgeschickt war, konnte ein kluger Franzose schreiben: „Il n'est plus rien que M. de Bismarck; à la vérité, c'est encore quelque chose.“ Von dem zweiten Kanzler konnte selbst die beflissenste Freundschaft Aehnliches nicht behaupten; er nahm den Grafentitel mit sich, eine ansehnliche Pension, sehr viele Orden, einige Bilder und Büsten, das Patent eines Ehrenbürgers von Nickerts Gnaden, hohe und höchste Auszeichnungen, schwungvolle Handschreiben und einen ungeheuren Ballen papiernen Ruhmes; auf den selbst gehämmerten Werth einer großen Persönlichkeit aber mußte er verzichten und künftig bescheidentlich sich damit begnügen, ein General wie andere Generale zu sein. Bismarck hatte, als er nicht mehr Kanzler war, seinem Volk noch sehr viel zu sagen; der Graf von Caprivi mußte zufrieden sein, daß er in Skyren nicht mehr zum Reden genöthigt war.

Den Unterschieden, über die man ein Buch schreiben könnte, reiht sich eine Aehnlichkeit an: nach dem Fall beider Kanzler war die Legende bemüht, um die Gründe der Entlassung geschäftig ihre täuschenden Schleier zu nähen. Es hat lange gedauert, bis die Welt erfuhr, warum Bismarck gehen mußte, und manches bedeutsame Detail ist auch jetzt noch nicht publici iuris; die abenteuerlichsten Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt und der Haß verkletterte sich bis zu der Behauptung, der Kanzler habe, mit schnöden Intriguen, die Minister gegen den Kaiser aufgehetzt und schließlich sogar den Anstand verletzt, der im Verkehr mit dem Monarchen unter allen Umständen Pflicht ist; die schöne Geschichte von dem Tintenfaß ist sammt den übrigen Anekdötchen noch in Aller Gedächtniß. Auch dem Grafen Caprivi hat es während der letzten zwei Jahre seiner Wirksamkeit gewiß nicht an erbitterten Gegnern ge-

Digitized by Google

fehlt, aber schon hier zeigt es sich, daß sie aus anderem Holze waren als die schnaubenden Bismarckhasser; nirgends hat sich auch nur die leiseste Verdächtigung hervorgewagt, sondern in ruhiger Gelassenheit wurde die Thatsache festgestellt, daß die gröblichen Angriffe, die in den von der Wilhelmstraße ressortirenden Blättern gegen den preußischen Ministerpräsidenten verübt worden waren, den letzten Anstoß zu der Verabschiedung gegeben hatten. Dafür aber waren die Freunde des Entamteten um so eifriger bei der Arbeit, ihrem Helden noch einen Abschiedslorber zu winden und in alle Lüfte zu rufen, daß er als ein Opfer seiner freiheitlichen Gesinnung glorreich gefallen sei, tückisch gemeuchelt von den schleichenden Schergen der finsteren Reaktion. Das stimmte vortrefflich zu der Rolle eines Hospitanten der Freisinnigen Vereinigung, in die der Kanzler allgemach hineingewachsen war; nur stimmte es nicht zu den wirklichen Vorgängen. Der General von Caprivi hat niemals den Wünschen seines Kriegsherrn widerstrebt, er hat sich auch in der Frage des Kampfes gegen die Umsturzgelüste dem Willen des Monarchen anbequemt. Das ist der ehrenwerthe Standpunkt eines im Dienst ergrauten Soldaten, aber er sperrt der Legende den Weg, die den Entlassenen als ein Opfer unerschütterlicher Ueberzeugungen hinstellen möchte. Der zweite Kanzler mußte gehen, weil er die Kränkung eines Kollegen, an der er nicht ganz unbetheiligt sein konnte, nicht wieder gut machen wollte. Diese Klarheit war nützlich, weil sie den Versuch einer Apotheose vereitelte; leider gab sie nur auf die wichtigste Frage uns keine Antwort: ob die Trennung von der Person für den Kaiser auch eine Trennung von dem System zu bedeuten hatte.

Worin dieses System bestand? Vielleicht ist es dem verantwortlichen Träger selbst niemals deutlich zum Bewußtsein gekommen. Er las täglich, daß er ein bedeutender Staatsmann sei, nicht, wie sein schlimmer Vorgänger, einer von hastiger Genialität, leidenschaftlich im Treffen und Fehlen, sondern der nüchterne, kaltblütig den Blick weit vorausschickende Führer des Volkes, der kein anderes Interesse kennt als das Wohlergehen des Vaterlandes; nicht die künstlerisch wirkende Persönlichkeit Bismarcks, aber der silberne Adel Moltkes sollte ihm eigen sein und zwischen den Zeilen war immer zu lesen, solche sicher beharrende Kraft sei dem Reich sehr viel nützlicher als das impetuose Temperament des Größeren. Wer Menschliches menschlich mißt, wird begreifen, daß der General von Caprivi dem holden Märchen gern glaubte, — um so lieber, als es ja von Männern verbreitet wurde, die nachdrücklich stets sich als politische Gegner des Kanzlers bekannten. Man muß auch zugeben, daß das Gewebe sehr fein und schlau zugerichtet war; unerschütterlich

Digitized by Google

feſt ſtand das Dogma: nur ſchamloſe Intereſſenjäger und feile Wichte, die aus der Bismarckbewunderung ein ſchnödes Geſchäft machten, verfolgten mit gehäſſiger Feindſäligkeit den leitenden General, in deſſen Lager die ganze Schaar der wahren Vaterlandsfreunde ſich ſammelte. Und auch dieſem Dogma neigte der Mann von vorgeſtern ſich gläubig. Nicht einen Augenblick ſchien ihm der Gedanke zu dämmern, der doch ſo nah lag: wenn dieſe Leute mich preiſen und feiern, ſo geſchieht es nur, weil ich ihre Geſchäfte beſorge. Die Gedanken des Grafen Caprivi ſchienen ſich vielmehr nach dieſer Richtung zu bewegen: welche ganz vortrefflichen Leute, dieſe Liberalen und Sozialiſten; ich bin ein ſtreng konſervativer Mann, aber ſie ſpenden meiner eifrigen Arbeit fürs Reich dennoch die herzlichſte Anerkennung, — ganz im Gegenſatz zu den Konſervativen, die mich, ihren Parteigenoſſen, ſchmähen, weil ich ihren eigenſüchtigen Wünſchen nicht dienſtbar werden will. Der Text und die Weiſe waren bis aufs I-Pünktchen den freiſinnigen Zeitungen entlehnt und ſo entſtand allgemach ein Syſtem, das man epigrammatiſch ſo etwa bezeichnen könnte: nachdem der erſte Kanzler dreißig Jahre hindurch mit dem deutſchen Volk gegen die berliner Freiſinnspreſſe regirt hatte, kam ein neuer Mann, der mit dieſer Preſſe gegen die Wünſche der Mehrheit des deutſchen Volkes regirte.

Die Ziele, denen dieſe Preſſe näher zu kommen verſucht, ſind, an und für ſich betrachtet, gewiß durchaus ehrenwerth, genau ſo ehrenwerth wie die Wünſche der Sozialdemokraten, der Polen und Welfen; nur mit den hiſtoriſch gewordenen Einrichtungen des Deutſchen Reiches ſind ſie nicht zu vereinbaren. Man kann freiſinnig regiren, ſich für Parlamentsherrſchaft, Freihandel, Nationalismus, Exportinduſtrie und ähnliche ſchöne Dinge begeiſtern und ſich bemühen, die deutſche Welt zu einem Paradieſe der Bourgeoiſie umzugeſtalten. Man kann auch ſo regiren, daß die Sozialdemokraten oder die Polen, die Dänen oder die Welfen zufrieden ſind; dabei aber muß man ſich immer ſagen, daß auf dieſem Wege die Erhaltung des nun einmal gewordenen Reichsorganismus nicht liegt; gleichviel: vielleicht hat der Vertreter einer ſolchen Politik das Rezept für ein beſſeres Reich in der Taſche. Eins nur iſt unmöglich: man kann nicht nach den Wünſchen der Freiſinnigen, der Sozialdemokraten, der Polen, Dänen und Welfen regiren und doch das mühſam und künſtlich geſchaffene Reich, in dem wir ſeit einem Vierteljahrhundert nun leben, erhalten und befeſtigen wollen. Und dieſes Eine gerade, das Unmögliche, hat der General von Caprivi gewollt und für eine Weile auch ſcheinbar erreicht. Er wurde gefeiert, — aber nur, weil er Das eben nicht war, was er doch ſein wollte: konſervativ; und er iſt an den Lobgeſängen der Schmeichler ſchließlich erſtickt.

Digitized by Google

Die Geschichte wird ihn sehr hart beurtheilen. Sie wird sehen, daß er, ohne zwingende Nöthigung, ein Amt übernahm, dem seine Vorbildung und sein Können nicht gewachsen waren, daß er die Belehrung und die Rathschläge verschmähte, die der Berufenste ihm bereit hielt, daß er eine in jedem Zuge unproduktive Politik trieb, für die organischen Lebensbedingungen des ihm anvertrauten Reiches kein Verständniß hatte, die gesunden Ueberlieferungen atomisirte und dem nationalen Empfinden immer ein Fremdling blieb. Die Geschichte wird nicht danach fragen, ob er im Einzelnen selbst Alles verschuldet hat und wie oft er — nach seinem Lieblingsausdruck — sich in einer Zwangslage befand; denn die Geschichte wird sagen, daß ein politisch verantwortlicher Mann nur bis zu dem Punkt gehen darf, wo die innerste Ueberzeugung ihm die Umkehr gebietet. Auch die Anerkennung der guten Absicht wird das Urtheil nicht wesentlich modifiziren; fortgeschickte Dienstmädchen mögen stolz sein, wenn ihnen bescheinigt ist, daß sie fleißig, willig und treu waren; in Deutschland galt es für einen politischen Beamten bisher nicht als ein besonderer Ruhm, wenn man ihm solches Zeugniß ins Dienstbuch schrieb. Es ist selbstverständlich, daß ein Reichskanzler keine silbernen Löffel stiehlt und daß er die ehrliche Absicht hat, nach bester Kraft die Geschäfte zu fördern; für Diebe und Landesverräther giebt es noch Richter im Deutschen Reich. Aber freilich: der Graf von Caprivi war der Ehrenmann par excellence und von seiner Ritterlichkeit konnte man in allen Börsenblättern bis zum Erbrechen lesen. Die Herren, die, mit einem feigen Blinzeln nach dem Mann in Varzin, Das täglich verkündeten, mögen durch ihren Privatverkehr mit dem Verstorbenen besonders gut orientirt gewesen sein. Das öffentliche Urtheil, das aus verborgenen Quellen nicht schöpfen kann, hatte keinen Grund, an der tadellosen Ehrenhaftigkeit des Grafen Caprivi zu zweifeln, und es brauchte bei einer Analyse seines Charakters sich nicht aufzuhalten. Nur konnten die läppischen Lügner, die gar nichts dabei finden, den Miquel und Posadowsky schmähliche Streberkünste anzudichten, und die in Delirien verfielen, wenn gegen ihren Helden sich sachlicher Widerspruch regte, doch wirklich nicht wähnen, daß die Erfahrungen aus den vier langen Jahren der Capriviherrlichkeit so schnell vergessen sein würden: die Aechtung des Fürsten Bismarck durch den Mann, der später dann bei dem Vervehmten seine Karte abgab, die ins Ungeahnte sich dehnende Beeinflussung der Presse, die gerichtliche und gesellschaftliche Verfolgung der Gegner, der Versuch, auf die freie Entschließung der Richter einen amtlichen Druck zu üben, — diese Erscheinungen, denen sehr viele andere zu gesellen wären, sind von dem

Digitized by Google

Caprivismus nicht mehr zu trennen. Auch der Geschichtschreiber wird sie finden und er wird neben dem tiefen Schatten dieser Periode vergebens die blendenden Lichtseiten suchen, von denen die längst dann vergilbte Zeitungmakulatur so Ueberschwängliches ihm zu melden weiß. Die Reden und die Thaten des Grafen Caprivi bleiben und werden zeugen; wer darin auch nur einen schöpferischen, einen selbst gefundenen Gedanken, nur ein dauernd segensreiches Vollbringen zu entdecken vermag, — Der wird mit seinem Funde der stets nach Helden langenden Masse sicher sehr willkommen sein.

Wenn die Geschichtschreibung angewandte Psychologie geworden sein wird, dann erst wird auch das Wirken des Grafen Caprivi den milderen Richter finden. Dieser Richter wird einen Mann vor sich sehen, dem das lastende Gepäck der ererbten und anerzogenen Vorurtheile, bureaukratischer und militärischer, die Freiheit des Willens und der Anschauung lähmte; einen Mann, der mit der ganzen bitteren Antipathie des armen adeligen Offiziers sein Leben lang auf die glücklicheren Standesgenossen geblickt, der in großstädtischer Stickluft das Gepräge empfangen und über das Phrasengerassel der Zeitungen niemals das Lächeln gelernt hatte. Dieser Mann wurde vor eine Aufgabe gestellt, die ihm, wiederum nach eigenem Geständniß, die Erinnerung an die Zeiten weckt, wo er als Kind mit verbundenen Augen in einem dunklen Zimmer sich zurecht tasten sollte. Er fühlt unsicher umher, tappt und strauchelt, denn durch die Binde fällt kein erleuchtender Schimmer. Sollte er Denen nicht dankbar sein, die an Freundeshand ihm die sicheren Wege wiesen und zu hohem Ruhm und hellen Ehren ihn geleiteten, — zu dem Ruhm und den Ehren, die er im gläubigen Gemüth für die allein echten und werthvollen hielt? Die neuen Freunde sagten ihm ja, daß er der Mann der Situation sei, daß nur die Großstadtpolitik zum wahren Heile führe, daß der Großgrundbesitzer auf Staatskosten sich mästen und schlemmen will und daß die Masse des arbeitenden Volkes den Auserwählten des Schicksals in frohem Jubel umschirmt. Zu lieblich ist solche Suggestion, als daß sie nicht wirken müßte: die Erinnerungen der Jugend mischen sich mit dem belebenden Gefühl eines ersten Rausches, die tieferen Zusammenhänge erschließen den ungeübten Sinnen sich nicht und schließlich dünkt der Held der brausenden Jubelchöre sich den unter Verblendeten einzig klar Sehenden und ahnt nicht, der Aermste, daß er noch immer die Binde trägt.

Er hat es wohl bis an sein Lebensende nicht geahnt. Und doch war ihm herbe Kritik, war ihm harter Tadel sogar niemals erspart worden. Moltke hatte von der militärischen Begabung des Herrn, der als Oberst-

Digitized by Google

lieutenant während des großen Krieges den Generalstab des zehnten Armeecorps leitete, sehr gering gedacht und dieser Ansicht unfreundlichen Ausdruck gegeben; im Kreis der Kameraden wurde der später das selbe Corps kommandirende General der Heilige Infanterist oder, mit grausamerem Spott, der geniale Feldwebel genannt. Das focht sein sicheres Selbstgefühl nicht an. Moltke, so mochte er denken, fürchtete in ihm vielleicht den berufenen Nachfolger; und die Kameraden beneideten wohl den armen, bis zur höchsten Kommandostellung vorgerückten Offizier. Als er, nach mancher Berathung, zu der er bei nächtlicher Weile von Hannover nach Berlin kam, Kanzler geworden war, hatte er einen Augenblick wacher Selbsterkenntniß und gestand der Fürstin Bismarck, die als stets gütig sorgende Hausfrau den Junggesellen an ihre Tafel lud, ihm sei wie einem Knaben zu Sinn, der mit verbundenen Augen zum Blindekuhspiel aufgerufen sei. Schnell aber schwand diese ängstliche Stimmung. Bald hörte man, der Kanzler habe zu einer anderen Dame gesagt, „Macht sei doch süß", und die Zeit kam heran, da jeder Schritt, den der Nachfolger Bismarcks that, jedes arme Wort, das er sprach, wie eine Offenbarung höchster politischer Weisheit bejubelt wurde. Er konnte erklären, das Schlimmste, was uns passiren könnte, wäre, wenn uns Jemand ganz Afrika schenkte — also auch Egypten, den Kongostaat und die Kapkolonie —, konnte verkünden, bei der Erörterung des Volksschutzgesetzes, für das er mit hitzigem Eifer eintrat, handle es sich um einen Kampf zwischen Christenthum und Atheismus, konnte bei dem Manne, den er wie einen Unreinen vom gesellschaftlichen Verkehr absperren wollte und gegen den er von einem pfiffigen Offiziösen eine böse, vor dem Druck dann auf hohen Befehl beseitigte Brochure schreiben ließ, im Alten Schloß als — natürlich abgewiesener — Besucher erscheinen, das Umsturzgesetz unseligen Angedenkens vorbereiten: er blieb dennoch der gefeierte Held. Auch der Kaiser hatte bei Tisch den „weiten politischen Blick des großen Grafen Caprivi" gerühmt. Wer will dem so mit Lobsprüchen Gefütterten, dem die Gabe rascher Auffassung und eine behende Geschicklichkeit nicht abzusprechen war, verargen, daß er sich für den providentiellen Mann hielt, dem, nach seines Kaisers Wort, zweimal schon eine „rettende That" gelungen war?... Er hat selbst noch erlebt, daß sein Name verschollen war und keins seiner einst umjubelten Worte mehr erwähnt wurde, und Bismarck konnte sagen, der Troupier sei eigentlich noch schlechter als er behandelt worden. Das Geräusch ist verhallt und auf den Grabstein des zweiten Kanzlers kann selbst das Wohlwollen heute höchstens die Worte setzen: „Ein gehorsamer Diener Kaiser Wilhelms des Zweiten."

Digitized by Google

Vom Individuellen zum Sozialen.

Wir haben gesehen*), wie Ratzenhofer das individuelle Leben der Lehre von den Wechselbeziehungen der Sozialgebilde zu Grunde legt. Der Uebergang von der Betrachtung des Individuums zu den Sozialgebilden erfordert zunächst eine methodologische Bemerkung. Ratzenhofer bedient sich der Methode der Analogie, die bekanntlich nach den nicht gerade glücklichen Anwendungen durch die „organische" Schule der deutschen Staatsrechtslehrer, später durch Lilienfeld und Schaeffle, keine wissenschaftliche Zukunft zu haben schien. Nun, Ratzenhofer bringt sie wieder zu Ehren und zwar in einer so geistreichen und scharfsinnigen Art, daß auch die entschiedensten Gegner zum Mindesten stutzig werden müssen. Freilich geht er subtiler, man möchte beinahe sagen: raffinirter zu Werke als seine Vorgänger. Das Vorhandensein von Analogien in allen Gebieten der Erscheinungwelt scheint Ratzenhofer dadurch begründet, daß es „im Ursprung der sozialen Welt aus der organischen und in ihrem Zusammenhang mit der anorganischen im Wege des Stoffwechsels liegt, daß die allgemeinen Eigenschaften der Körper ihre entsprechende Anwendbarkeit auf Sozialgebilde haben müssen." (S. 91.) Daraus folgt der scheinbar paradoxe Satz, daß „die Hauptgesetze der Chemie in entsprechender Auffassung auch soziologische Gesetze sein müssen." Aber in der näheren Ausführung verliert dieser gewagte Satz alles Paradoxale, er wird nicht nur einleuchtend, sondern fast selbstverständlich: „Die Chemie hat die Gesetze aufgedeckt, nach denen die bei unserer beschränkten Einsicht scheinbar einfachen Stoffe sich verbinden oder trennen. Die Affinität der Elemente liegt wahrscheinlich in dem Wesen der in ihnen liegenden Urkraft. So wie diese in der sozialen Welt das Streben zeigt, den höher entwickelten Organismen die Herrschaft über die niederen zu verleihen, so giebt sie auch den innigeren Verbindungen durch nachhaltigere Wirkungen den Vorzug gegenüber einem flüchtigen Zusammenhang. Die Element-Atome verbinden sich in einem festgestellten Gewichtsverhältniß ... Die Verwandtschaft der Elemente, die größere oder geringere wechselseitige Affinität oder deren Abneigung gegen gewisse Verbindungen sind Erscheinungen, die den Leidenschaften im sozialen Leben, Liebe und Haß, nicht blos ähnlich, sondern mit ihnen ursächlich identisch sind. Bedenken wir, daß der Stoffwechsel die Ursprungserscheinungen aller menschlichen Beziehungen nach außen ist, so scheint es klar, daß mit der Zeit die ganze Reihenfolge der Ursachen und Wirkungen von der chemischen Anziehung und Abstoßung bis zur Liebe und zum Haß im menschlichen Bewußtsein und in der menschlichen Gesellschaft aufgedeckt wird ... Die Soziologie zeigt, daß die Wechselbeziehungen der Menschen, ihre Vereinigungen sowie ihre Gegner-

*) S. „Zukunft" vom 28. Januar 1899.

Digitized by Google

schaften, auf dem Drang nach jenem Stoffwechsel beruhen, der für die Erhaltung des Menschen unentbehrlich ist. Die Ernährungfragen sind die wesentlichsten Anlässe aller sozialen Bewegungen und selbst die elementarsten Gesellschaftverbände, wie die Ehe, können ohne Beziehungen zum erhaltenden Stoffwechsel nicht gedacht werden. Alle Beschränkung oder Entziehung des nothwendigen Stoffzuflusses ruft im sozialen Leben Gegnerschaft und Haß hervor. Was einer dauerhaften chemischen Verbindung im Wege steht, was sich also zwischen die im Wege der Atome liegende Stoffvereinigung einschiebt und ihr entgegenstellt, wird ausgeschieden; Bikarbonate ruhen nicht eher, als bis sie Karbonate geworden sind. Sobald ein Element in einer Verbindung einen festeren Zusammenhang gewinnen kann, verläßt es bei entsprechender Berührung sein bisheriges Verhältniß und tritt unwiderstehlich in das neue. Der Sauerstoff der Ueberverbindungen verläßt seinen Zusammenhang, sobald er mit einem Stoff in Berührung kommt, mit dem er eine dauerhaftere Verbindung eingehen kann. Die Unwiderstehlichkeit solcher Verbindungen ist soziologisch lehrreich. Der Wechsel des sozialen Verbandes, die Kräfteverschiebungen im politischen Parteileben sind identische Erscheinungen. Wie Explosivstoffe um so heftiger wirken, wenn ihnen der Raum entzogen wird, den die angestrebte neue Verbindung nach der Explosion braucht, so wird ein nothwendiger sozialer Vorgang sich um so heftiger vollziehen, wenn seine Verhinderung versucht wurde." (S. 92.)

Ich habe diese ganze Stelle als Beispiel dafür citirt, wie Ratzenhofer die Methode der Analogie handhabt. Die Treffsicherheit des Vergleiches ist so groß, daß man, trotz aller begründeten Voreingenommenheit gegen die Methode, nicht umhin kann, sich zu fragen, ob hier blos zufällige Aehnlichkeiten vorliegen oder nicht vielmehr eine Wesensidentität der Vorgänge existirt. Das scheint Ratzenhofer zu glauben; denn er führt ihn auf seine „Urkraft" zurück, die auf allen Naturgebieten in wechselnden Formen ihrem „Vervollkommnungstreben" und ihrer „Entwickelungtendenz" treu bleibt. Er überschreitet danach die Kluft, die bisher zwischen organisch-individuellem und sozialem Leben gähnte sicher und so ruhig, als ob er sich auf ebenstem Terrain und auf fortlaufenden Wegen aufwärts bewegte.

Die erste Erscheinung, die ihm am neuen Ufer entgegentritt, ist die Verschiedenheit der einzelnen Sozialgebilde, zunächst als Vielheit der Rassen sich äußernd. Die Frage des Mono- oder Polygenismus verursacht ihm wenig Kopfschmerzen. „Ueber das Entstehen der Gattungen und Arten organischer Geschöpfe", meint er, „bestehen zwei Hypothesen, wovon eine auf Ueberlieferungen beruht und die andere auf wissenschaftlichen Forschungen ... Man ist sich nicht klar, ob man die Entwickelung des organischen Lebens aus einer Urform oder mehreren verschiedenörtlichen Entstehungen organischer Urgeschöpfe annehmen soll." (S. 101.)

Digitized by Google

Für die Thatsache des sozialen Lebens ist ihm jene Entstehungfrage von geringerer Bedeutung. Dieses „soziale Leben ist eine Erscheinungform im Entwickelungprozeß der bewußten Geschöpfe überhaupt, es ist, gleich der physiologischen Funktion des Individuums, die Kollektivaktion Vieler zum Zweck des Stoffwechsels. Die Gesetzeseinheit für die Entstehung individueller und sozialer Arten besteht also in der Relation mit den Lebensbedingungen, daher auch für beide nicht der Entwickelungursprung sondern die Lebensbedingungen während dieser Entwickelung maßgebend sind; denn die Urkraft wirkt und differenzirt mit ihrem bedingten Vervollkommnungstreben in den Individuen und sozialen Gebilden derart, daß sie die Verhältnisse oder Vorstellungwelt interessengemäß ausnützen" (S. 102—103).

„Die lokalen Lebensbedingungen scheiden durch ihre Wirkungen die Menschen in viele Gesellschaften, innerhalb deren sich die natürlichen Wechselbeziehungen erfüllen. . . . Aehnlich der kosmischen Ordnung ist die Gesellschaftordnung ein Resultat der sich bekämpfenden Kräfte. Untrennbar von dieser Welt- und Gesellschaftordnung ist die Unterwerfung des Schwächeren durch den Stärkeren, wenn sie sich in ihrem Streben nach Anpassung begegnen. Es ist Dies jenes Vernichtungsgesetz, dem wir bereits in der kosmischen Welt begegnet sind und auf dem die bedingte Vervollkommnung des organischen Lebens beruht." Dieses „Vernichtungsgesetz" waltet unerbittlich auf allen Gebieten der Natur, also auch auf sozialem.

„Daß die Himmelskörper zu einem langsamen Aufgehen des einen in den anderen bestimmt sind, daß in der unorganischen Welt die Bildung eines Stoffes die Zerstörung anderer bedingt, daß die Pflanzen durch Verzehrung von Kohlenstoffverbindungen und gewissen Salzen leben und daß die Thierwelt die Pflanzen und auch andere Thiere verzehrt: Dies ist die mildeste Form, in der das Vernichtungsgesetz zur Geltung kommt. Die Vernichtung erhält erst eine für bewußte Geschöpfe furchtbare Form durch den Kampf der Organismen gleicher Art um ihre Ernährung. Hier handelt es sich um die Eroberung und Behauptung geeigneter Nährstoffe für die eigenen Zwecke; die Lebensbedingungen müssen also den konkurrirenden Mitgeschöpfen entzogen werden. Dieser Kampf ums Dasein, streng genommen nur der organischen Welt eigen, ist in erster Linie der überquellenden Schöpfungskraft zuzuschreiben, indem diese stets mehr Geschöpfe hervorbringt, als den Lebensbedingungen im unmittelbaren Bereiche des bedürftigen Individuums entspricht" (S. 105).

Damit gelangt der Verfasser mitten in das Getriebe der Kämpfe heterogener Sozialgebilde, den ich kurz als „Rassenkampf" bezeichnete, ohne daß ich dabei an den engsten Begriff der „Rasse" als genealogischer Einheit dachte, den ich vielmehr nur für eine uns ganz entrückte primitivste Ent-

Digitized by Google

stehungperiode des Menschengeschlechtes auf Erden gelten lassen möchte. Heute treten uns solche Kämpfe theils als Völkerkämpfe entgegen, wenn sie von den einheitlichen Organisationen der Völker, d. h. den Staaten, theils als soziale Kämpfe, wenn sie im Inneren der Staaten von den sozialen Bestandtheilen unter einander geführt werden. Ratzenhofers „Vernichtungsgesetz" aber dürfte in physischem Sinne heutzutage nur ausnahmeweise und theilweise (im Kriege) zur Geltung kommen: in der Regel tritt nur Beschränkung und Einengung der Lebensbedingungen feindlicher Gruppen („Rassen" in meinem Sinne) ein. Und insofern bleibt wahr, daß „das Vernichtungsgesetz des Universums auch ein wichtiges soziologisches Gesetz" ist (S. 107) und in letzter Linie auf dem nothwendigen „Stoffwechsel" basirt. „Der Stoffwechsel macht die Vernichtung der Nebengeschöpfe unbedingt nothwendig und alle Bewegungen in der Gesellschaft haben die Sicherung des Stoffwechsels und die hierdurch bedingte Bedrohung oder Vernichtung der Koexistenzen zum Ausgangspunkt oder Endziel" (S. 107).

Die Darstellung der „Sozialgebilde" und der Formen, die in und zwischen ihnen der „Kampf ums Dasein" annimmt, ergiebt Folgendes: Das primitivste Gebilde ist die Horde, schon auf höherer Entwickelungstufe steht der Stamm. „Unterwerfung eines Stammes durch den anderen" gebiert den Staat (S. 109). Nur in der Horde bestand allgemein „individuelle Gleichheit", obwohl schon dort sich ein „Streben nach Ueberlegenheit" entwickelt und so „der verschiedene Werth der Individuen" hervortritt (S. 126).

„Die Störungen durch die Ansprüche überlegener Individuen gedeihen bis zu einer gewissen Höhe, worauf die Differenzirung der Gemeinschaft in mehrere eintritt" (S. 127.) Das ist das alte Schema der Entstehung der Vielheit von Stämmen aus der Differenzirung von Horden und der Heterogeneität der Stämme durch allmähliches Auseinandergehen und Differenzirung aus dem ursprünglich Einen und Einheitlichen. „Durch den Zerfall der Horde in Hordengruppen hat sich aber eine höhere Ordnung entwickelt, der Stamm" (S. 128). Ich habe meine entgegengesetzte Ansicht an anderer Stelle zu begründen versucht,*) doch kann diese vielleicht nie zu lösende Frage getrost zurückgestellt werden: die Hauptsache ist ja eben die thatsächliche Vielheit der heterogenen Sozialgebilde, deren Wechselbeziehungen durch ihre Verschiedenheit bedingt sind, ohne Rücksicht auf deren Entstehung. Mit diesen Wechselbeziehungen hat es die Soziologie zu thun, nach meiner Ansicht ausschließlich, nach Ratzenhofer nur zu einem Theile. Jedenfalls ist dieser Theil des ratzenhoferschen Systems der eminent soziologische. Ich werde nächstens hier von diesem Theil zu sprechen haben.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

*) Vergl. mein „Allgemeines Staatsrecht" (Innsbruck 1897), S. 85 ff.

Digitized by Google

Ketzereien gegen die moderne Frau.

Mit Vergnügen werden viele Frauen am siebenten Januar in der „Zukunft“ gelesen haben, was Frieda Freiin von Bülow in ihrem knappen, klaren Empörungartikel: „Männerurtheil über Frauendichtung“ schreibt. Es scheint so offenbar, daß sie Recht hat. Wenn eine Frauendichtung „frauenhaft“ gerathen sei, so müsse sie Lob, nicht Tadel, dafür ernten, denn jegliches Wesen leiste sein Bestes doch aus eigenem Wesen und nicht aus schülerhafter Nachahmung heraus; nichts sei deshalb so verkehrt und gedankenlos wie das übliche Lob: „Wenn es der Titel nicht sagte, würde man nicht glauben, daß ein Weib die Dichtungen geschrieben habe.“ Daran ändere auch die — nach Fräulein von Bülows Ansicht noch unentschiedene — Frage nichts, welchem der beiden Geschlechter die geistige Ueberlegenheit zukomme. Denn sollten nicht selbst die Niederschriften eines Füchsleins, dem durch ein Wunder literarische Gaben verliehen würden, in genau dem Maße an Werth gewinnen, wie sich sein Fuchs-Wesen, seine Fuchs-Auffassung, in ihnen spiegele, während ihre korrekte Annäherung an Menschenart vielleicht wohl die Kuriosität noch größer, das Dokument aber um so werthloser machen müßte?

Das Alles scheint bis zur Selbstverständlichkeit richtig, ist es aber dennoch nicht. Zunächst nicht, weil eine Verwechselung zwischen den Begriffen von Kunst und Berichterstattung vorliegt. Das Beispiel mit dem Fuchs läßt Das sehr deutlich werden. Gewiß würde das Dokument des Fuchses, aufgefaßt als eine Berichterstattung über die Fuchsseele oder das Fuchsleben, werthloser durch die Verunreinigung mit menschenähnlichem Material, aber einem künstlerischen Werth, einer „Dichtung“, würde es sich vielleicht doch nur dadurch nähern, daß der Fuchs gewisse ganz unfuchsmäßige Aehnlichkeiten aufweist, zum Beispiel eine frappante Aehnlichkeit mit Goethe. Der Umstand, daß er sich literarisch ausdrückt, ist an sich ja schon Etwas, das er eine Menschen-Anomalie nennen müßte, und da ist es, falls er Kunstwerke hervorbringen will, entschieden am Besten, sie noch weiter in der selben Richtung zu entwickeln, selbst wenn seine Fuchsnatur dabei zu kurz kommen sollte. Nun sind die Frauen allerdings keine Füchse, wenigstens in diesem Sinne nicht. Aber es wäre nicht unmöglich, daß ihre unwillkürliche Abschätzung nach männlichen Maßstäben im Gebiet der Kunst eine eben so tiefe heimliche Berechtigung hat, wie wenn sie wirklich Füchse wären. Denn alle „Dokumente“, die sie jetzt über sich selbst vom Stapel lassen und die mit einigermaßen unkluger Plauderhaftigkeit recht interessante Berichte über das Weib erstatten, sind schon diesen innersten Motiven nach unkünstlerisch. Das ist der Grund, warum einem so guten Buch wie dem von Frieda von Bülow erwähnten Gabriele Reuters, gerade um seiner Frauenhaftigkeit, seines werth-

Digitized by Google

vollen Dokument-Charakters willen, nicht überall ein hoher Kunstwerth zugestanden wird. Auch die Männer unter sich ließen es sich nicht im Traum einfallen, gelungene Dokumente ihrer „Männlichkeit" mit Kunstwerken zusammenzuwerfen; aber freilich würden sie auch nicht das selbe Bedürfniß wie die Frauen von heute fühlen, so beflissen ihre eigenen Reporter zu spielen. Die großen, einzelnen Bekenntnisse, die es von ihnen giebt, wollen mehr über den Menschen als über den Mann aussagen, — und mehr über den Menschen in dessen Beziehung zum Gott oder zu den tiefsten Problemen und Lebensfragen als just zum Weibe. Das ist aber kein Zufall. Ich möchte sagen: wenn die Frauen literarisch thätig sind, haben sie es viel schwerer als der Mann, sich vom ganzen praktischen Stoffkreis, in dem sie innerlich und äußerlich leben, leise zu lösen und mit voller sachlicher Hingebung in dem einen Geistesgebilde aufzugehen, das sie schaffen wollen. Die Grundvoraussetzung für alles Schaffen, das intensive Erfülltsein mit dem Gesammtmaterial des eigenen Lebens und Wesens, besitzen auch sie, aber die zweite Bedingung, worin die eigentliche Kunstbefähigung selbst beruht, besitzen sie nicht im gleichen Maße wie der Mann: jenes eigenthümliche selbstlose, zum eigenen Selbst Distanz gewinnende Sich-Verbrauchen-Lassen vom künstlerischen Gebilde als unserem Herrn und Meister, für dessen Gelingen allein man zittert und fiebert und sich selbst tief gleichgiltig wird. Es würde mich viel zu weit führen, wollte ich hier auf die einzelnen psychologischen Gründe dieser Erscheinung näher eingehen; ihr Hauptgrund ließe sich darin aufweisen, daß im Weibe alle einzelnen Bethätigungen des Wesens in engerer und lebhafterer Wechselwirkung mit einander stehen, als es beim Mann mit dessen Fähigkeit zu gesonderterem Kräftespiel nothwendig ist. In Wirklichkeit stellt Das einfach das „geringere Differenzirungvermögen" des Weibes dar; aber man muß nicht vergessen, daß dieser Ausdruck nicht nur etwas Negatives bedeutet, sondern eine festgehaltene hohe Fähigkeit zur organischen Einheitlichkeit, die das Weib nicht nur physisch, sondern auch psychisch zu etwas Einzigartigem, Unersetzlichen macht. Es ist etwas sehr Bestimmtes, das man als „frauenhaft" empfindet, und schließt im gleichen Wort die Schwächen wie die Vorzüge, Lob wie Tadel, zusammen; wenn auf literarischem Gebiet dies Wort dennoch stets nur wie Tadel erklingt, so bedeutet Das — für den Kritiker oft ganz ungewollt und unbewußt — nicht nur ein Urtheil gegen den Kunstwerth des Buches, sondern auch ein schwach mitklingendes Unter-Urtheil gegen dessen weiblichen Verfasser: „Füchslein, bleib in Deinem Bau! Bleibe da, wo Deine Vorzüge unübertroffen sind, und weil Du sie beeinträchtigen müßtest bei ihrer Verwendung außerhalb dieses Baues, außerhalb des ureigensten Zusammenhanges Deiner warmen, tiefen Welt mit dem Allleben, das Dich lieb hatte, als es Dich so fest in seine Arme bettete."

Digitized by Google

Sollen etwa deshalb die Frauen keine Bücher mehr schreiben? Das mögen sie thun, so oft es sie dazu treibt, wie sie überhaupt Alles thun mögen, wozu es sie treibt. Das stört Keinen und Manchen freut es. Denn Weiblichkeit ist ja ein fröhliches Blühen — wenn nur alle Frauen einsähen, ein wie fröhliches! —, nicht aber irgend eine Zwangsanstalt mit vorgeschriebenen Bewegungen. Nur so entsetzlich ernsthaft und wichtig sollen sie es nicht nehmen. Sie sollen ihre literarische Thätigkeit als das Accessorische, nicht als das Wesentliche an ihrer weiblichen Auslebung betrachten und, weit davon entfernt, Artikel zu ihrer besseren Würdigung durch Männerurtheil zu schreiben, sich lieber dagegen wehren, daß man sachliche Vergleiche mit ihnen anstellt und sachliche Censuren, wie öffentliche Ordensverleihungen, ihnen, leutselig lobend, ausstellt. Wenn die Verleger es erlaubten, sollten sie am Liebsten noch anonym ihren Herzen Luft machen. Ungefähr so, wie man jauchzt oder weint, ohne den eigenen Namen darunter zu schreiben. Gerade das stofflich Persönlichere, das minder künstlerisch Geformte an ihren Werken sollte sie zum Entgelt dafür gleichgiltig machen gegen die persönlichste Eitelkeit des Berühmtwerdens. Der große, wahre Künstler setzt mit seinem Namen unter sein Werk im Grunde nur eine Chiffre: sein Werk ist nicht er noch einmal, nicht seine Wiederholung, es hat nur ihn benutzt, um ein Ding ganz für sich zu werden, und wenn der Beschauer oder Leser ihn selbst darin fühlt und findet, so ist es indirekt und auf dem künstlerischen Umwege der Drangebung der eigenen ergriffenen Persönlichkeit im künstlerischen Genuß. Frauenwerke wirken, aus Gründen ihrer Vorzüge nicht minder als ihrer Mängel, viel direkter und indiskreter, sie wirken als Frauen-Wiederholungen; und dadurch, daß eine Wiederholung vollkommen gelungen ist, wird der Werth ihres Originals gar nicht erhöht, — im Gegentheil: es wird fast überflüssig. Zum Glück wird Das nur selten annähernd der Fall sein können, und wer ein Frauenbuch liebgewonnen hat, wird es auf sich wirken lassen dürfen wie eine Rose, die von blühendem Strauch gebrochen wurde. Aber ich kann nicht umhin, einigen Argwohn zu hegen, ob dies köstliche Gefühl einer zarten persönlichen Frauenberührung sich gleich bleiben wird bei der vehementen Art der heutigen Frau, sich auch schriftstellerisch mit Ellenbogenstößen auf den Kampfplatz zu schieben. Sie verbraucht dadurch jetzt so viel, so entsetzlich viel von ihrer intimsten Kraft zu ihren Wesens-Wiederholungen auf Papier. Wird sie dann, wenn man ihr persönlich naht, wirklich noch wie ein blühender Strauch wirken, der Rosen abwirft, oder erschöpft und verbraucht, wie Jemand, der Kostbareres, Unersetzlicheres fortgegeben hat als nur seinen blühenden Ueberschuß?

Ich entsinne mich der Stunde, in der mir diese Frage zum ersten Male aufstieg. Das war in Wien, in einem stillen, alten, vornehmen Gemach,

Digitized by Google

angesichts einer greisen Dichterin, der man wohl nie im Ton des Tadels vorgeworfen hat, daß sie „frauenhaft“ schriebe. Schreibt sie etwa männlich? Ach nein. Aber wenn man ihr in die tiefen, klugen Augen blickt und wenn man das unaussprechlich feine Lächeln um ihre gütigen Lippen spielen sieht, dann weiß man plötzlich, wie wenig weiblich plauderhaft alle, alle ihre Dichtungen sind; wie wenig vom großen Reichthum in ihr selbst in den Worten dieser Dichtungen aufgegangen ist, wie am letzten Ende alle diese Papierblätter doch nur blassen, feinen Rosenblättern gleichen im Verhältniß zum wurzeltiefen, unverwelklichen Baum, der sie abwarf und in alle Winde wehte. Diese Dichterin, der ich damals, voll von solchen Gedanken, die Hände küßte, war Marie von Ebner-Eschenbach.

Und Frieda von Bülow? Ja, sie denkt ja ganz anders darüber. Aber unsere Gedanken sind nicht das Letzte in uns, am Wenigsten in der Frau. Ich zähle sie nicht zu den Schriftstellerinnen, die sich in ihren Büchern ausgegeben haben und deren Weiblichkeit in ihnen literaturfähig wird. Ich zähle sie zu den tiefen Brunnen und blühenden Sträuchen und finde, daß sie sich deshalb recht gering schätzen muß. Mir erlaube sie dafür das Gegentheil.

Schmargendorf. Lou Andreas-Salomé.

Der letzte Tag eines Verurtheilten.

So wichtig für das Studium des Verbrechers die Beschäftigung mit seinem Verhalten bei der Hinrichtung ist, so wenig hat diese tragische Szene die Phantasie der Künstler im Allgemeinen gereizt. Nur widerwillig haben die Künstler ihre Aufmerksamkeit und die der Anderen auf diese wilde und barbarische Art, „Gerechtigkeit zu üben“, gelenkt, und wo es geschehen ist, haben sie den weit verbreiteten Irrthum, der dem Verbrecher im Angesichte des Galgens oder Fallbeiles die Empfindungen und Sensationen eines normalen Menschen zumuthet, unterstützt, indem sie sich durch Autosuggestion an seine Stelle zu versetzen suchten.

Als Schiller in seiner „Maria Stuart“, Shelley in seiner „Beatrice Cenci“, und von den Zeitgenossen Giacosa in seiner „Dame von Challant“, Sardou in der „Tosca“ die psychische Agonie der Verurtheilten schilderten, begnügten sie sich mehr oder weniger mit den Angaben der vulgären Psychologie.

Das, was sie interessirte, war mehr das Verbrechen als die Bestrafung, mehr der Verbrecher als der Verurtheilte, der sich für sie in eine unpersönliche Nummer des Gefängnißregisters verwandelt hat.

Digitized by Google

Auch als Victor Hugo von der Größe der wirklichen oder vermeintlichen inneren Erlebnisse des Verurtheilten erschüttert wurde, der von der Blüthe seines Lebens in vollkommener Gesundheit gezwungen Abschied nimmt, fehlte ihm der sichere Wegweiser direkter Beobachtung des Verbrecherlebens. Auch sein Jean Valjean ist nach der Schablone gezeichnet und außerdem Einer von Jenen, die die kriminalistische Anthropologie Pseudo-Verbrecher nennt. Kein Richter hätte, wie Franck in seiner „Philosophie des Strafrechtes" einsichtig bemerkt, den Helden der „Elenden" zum Gefängniß verurtheilt, weil er unter den Verhältnissen, die Victor Hugo beschreibt, ein Brot gestohlen hat: selbst das geschriebene Gesetz würde diese im äußersten Nothstande des Hungers begangene Handlung entschuldigt haben.

Eben nur dadurch, daß Jean Valjean kein Verbrecher ist, erklären sich sein Heroismus und sein Mitleid. Der beständige Altruismus seiner Handlungen kann allen ehrlichen Leuten sogar, d. h. den wirklich, nicht nur aus Scheu vor dem Staatsanwalt Ehrlichen, vorbildlich leuchten.

So künstlerisch beredt und schön die berühmten Blätter, die den Titel „Der letzte Tag eines Verurtheilten" führen, sind, bieten sie doch nur oberflächlich und äußerlich Wahrscheinliches. Sie variiren aus der Phantasie des Autors, nicht aus experimentaler Beobachtung heraus, die Vorstellung, daß die Guillotine der einzige Gedanke des zum Tode Verurtheilten sei und eifersüchtig jede andere Idee oder Empfindung in seinem Geist unterdrücke. Diese Vorstellung ist aber falsch.

Ueberall, wo die Todesstrafe überhaupt noch besteht, trifft sie nur geborene Verbrecher oder gänzlich Verthierte, nicht Verbrecher aus Leidenschaft oder Gelegenheitverbrecher. Die zum Tode Verurtheilten sind also immer anormal — ob nun ihre Entartung Schuld oder Wahnsinn genannt wird — und die gleiche Anomalie, die sie zum Verbrechen geführt hat, bringt in ihnen angesichts des Todes psychologische Manifestationen hervor, die von der Norm, wie sie sich Künstler oder Publikum vorstellen, wesentlich abweichen.

Die Gerichtsannalen enthalten zahlreiche Dokumente von Apathie der Mörder im Augenblick ihrer Hinrichtung. Diese Apathie nennen die Unerfahrenen Muth, die kriminalistische Psychologie sieht darin einen Beweis für die kongenitale Fühllosigkeit der Verbrecher, einen Beweis ihrer allgemeinen moralischen und physischen Anomalien.

Als ich mich im Jahre 1889 zum zweiten kriminal-anthropologischen Kongreß in Paris befand, erfuhr ich, daß am Morgen des siebenzehnten August zwei der „Mörder von Auteuil" hingerichtet werden sollten, und ich entschloß mich, meinen Widerwillen dem Wunsche — oder vielmehr der Pflicht — zu opfern, einmal dem schrecklichen Schauspiel einer Hinrichtung beizuwohnen.

Den scheußlichen Prozeduren des Mittelalters: der Peinlichen Frage, den Zangen, geschmolzenem Schwefel und geschmolzenem Blei, Rad und Viertheilung, gleichsam einem Wettstreit der Grausamkeiten zwischen dem Richter und dem Missethäter, sind seit dem vorigen Jahrhundert der Galgen, die Garotte, die Guillotine und in Nordamerika, seit der Annahme eines von dem Abgeordneten Elbridge T. Gerry vorgeschlagenen Gesetzes, die Tötung durch Elektrizität gefolgt. Dort ist im Jahre 1888 in Edisons Laboratorium vor einer Spezialkommission zum ersten Male eine Maschine vorgeführt worden, die an Thieren probirt wurde,

Digitized by Google

ehe sie an Verurtheilten zur Anwendung gelangte. Doch verlangte der Mechanismus, der den Körper dem tödlichen Kontakte aussetzt, umständliche Vorbereitungen. Der Verurtheilte wird auf einen Stuhl gesetzt, gefesselt und dann wird ihm eine Kappe angelegt. Zweifellos ist, wenn die Todesstrafe beibehalten werden soll — ich will diese Frage hier nicht erörtern —, das blitzartige Niederschlagen mit Hilfe der Elektrizität allen älteren Hinrichtungarten vorzuziehen, auch dem Vorschlage, den Verurtheilten zu vergiften, um ihm die Marter der psychischen Agonie zu ersparen und um das öffentliche Blutvergießen zu vermeiden.

In England hängt man im Gefängniß, in Anwesenheit einer nur kleinen Zahl von Beamten und Zeitungberichterstattern, während die Menge vor dem Gefängniß das Aufziehen der schwarzen Fahne erwartet, das anzeigt, „der Gerechtigkeit sei Genüge geschehen."

In Frankreich schreibt das Gesetz die Oeffentlichkeit vor. Die pariser Richtstätte befindet sich auf dem Platze zwischen dem Gefängniß „Grande Roquette" und der „Petite Roquette", dem Korrektionhaus für Minderjährige.

Das Publikum wird durch die Garde municipale zu Fuß und zu Pferde in angemessener Entfernung gehalten und sieht nicht viel. Ein Platz am Thor der „Grande Roquette" wird auf Grund besonderen Erlaubnißscheines 200 bis 300 Personen, Journalisten und Neugierigen, freigegeben. Diese wohnen der langen Exposition und der schnellen, blutigen Peripetie des Dramas aus nächster Nähe bei. Doch auch sie erfahren nichts von den Vorgängen im Innern des Gefängnisses und harren ängstlich des Augenblicks, wo der Verurtheilte, dessen Blick sich sofort auf das dreißig Schritt von ihm entfernte blinkende Beil richtet, auf der Schwelle des Gefängnisses erscheint.

Ich wünschte, dem Erwachen und der Toilette beizuwohnen, und meine Bitte wurde vom Generaldirektor des Gefängnisses gewährt.

Ein Polizeiinspektor, den man mir zur Verfügung gestellt hatte, weckte mich um Mitternacht. Wir brachen auf, nachdem wir einen starken Kaffee genommen hatten, und schlugen die Richtung nach der Roquette ein. Je mehr wir uns von dem Centrum der Stadt entfernten, desto zahlreicher wurden die Gruppen, die sich auf das selbe Ziel zu bewegten.

Keine Zeitung hatte die Hinrichtung im Voraus gemeldet und doch hatte die Nachricht sich durch die Stadt verbreitet. Das Verbrechen von Auteuil hatte Aufsehen erregt und man rechnete auf das seltene Schauspiel einer Doppel-, vielleicht gar dreifachen Hinrichtung und erwartete, einer der beiden Mörder würde der Hinrichtung des anderen zusehen müssen.

Diese Qual sollte — auf Anordnung der Regirung — dem wildesten der beiden Verurtheilten, dem einarmigen Sellier, erspart werden; ein Dritter, ein gewisser Mécraut, war begnadigt worden, obwohl er das Opfer, nach der Behauptung des Inspektors, am Meisten gemartert hatte. „Uebrigens", fügte Dieser hinzu, „sind in den Verbrecherbanden die Minderjährigen fast immer grausamer als ihre Komplizen, weil sie sicher sind, den Kopf nicht zu riskiren."

Sie hatten, vier Mann, in einer Frühlingsnacht ein Haus in Auteuil geplündert, das sie für unbewohnt hielten.

Als sie die Treppen hinuntergingen, bemerkten sie im Gelaß des Portiers einen jungen Mann, der vor Angst unter die Bettdecke gekrochen war. Ob-

Digitized by Google

gleich sie von ihm nichts zu befürchten hatten, beschlossen sie, ihn zu töten, und gingen wie Kannibalen zu Werke. Auf Mécrants Rath erschreckten sie ihn durch Geschrei noch mehr, und nachdem sie sich an seiner Todesfurcht genügend geweidet hatten, brachten sie ihm unzählige Wunden mit ihren Messern bei und erdrosselten ihn am Ende.

Als sie das Haus bei Tagesanbruch verließen, dachten sie nicht einmal daran, ihre umfangreiche Beute zu verstecken. Der erste Polizeibeamte, dem sie begegneten, hielt sie als Diebe an. Es gelang ihm, Einen zu verhaften, und dieser Eine gab in der Untersuchung seine Mitschuldigen preis.

Ihr Prozeß kam vor das Schwurgericht, wo sie den äußersten Cynismus zur Schau trugen; sie beschuldigten sich gegenseitig und schonten nur den Vierten, einen gewissen Catelain, mit dem sie unsanberen Geschlechtsverkehr unterhalten hatten. Er erhielt, obwohl rückfällig, mildernde Umstände zugebilligt und wurde zu zwanzigjähriger Deportation verurtheilt.

Gegen die drei Anderen, ebenfalls Rückfällige, wurde auf Todesstafe erkannt. Zwei von ihnen, Allorto, italienischer Unterthan (26 Jahre alt) und Sellier (30 Jahre alt), waren richtige Verbrechertypen; der Dritte, der einer wohlhabenden Familie angehörte und kaum 20 Jahre zählte, der bereits erwähnte Mécrant, war eher ein Entarteter.

Ich beurtheile sie so, nicht allein nach ihrer That und nach dem Prozeßbericht, sondern auch nach ihren Photographien, einem Geschenk Bertillons. Es ist bekannt, daß dieser Beamte in Paris ein ausgezeichnetes Bureau anthropometrischer und photographischer Identifikation leitet, das von der Polizeipräfektur ressortirt. Ich sollte also Allorto und Sellier sterben sehen, die seit über vierzig Tagen verurtheilt waren und sich vergeblich bemüht hatten, ihre Begnadigung durchzusetzen.

— —

Wir waren um 1 Uhr morgens auf der Place de la Roquette; die Hinrichtung war offiziell auf 4 Uhr 55 Minuten festgesetzt. Während wir auf das Eintreffen der Guillotine warteten, die nach 2 Uhr kommen sollte, mischten wir uns, mein Begleiter und ich, unter die auf dem Platz und auf den umliegenden Straßen schon sehr zahlreich versammelte Menge.

Sie bestand hauptsächlich aus Leuten, die der selben Kategorie wie die beiden zum Tode Verurtheilten angehörten; mein Begleiter bezeichnete mir jeden Augenblick einen ihm bekannten Verbrecher oder einen an der charakteristischen schwarzen Mütze kenntlichen Zuhälter.

Auch viele Weiber waren anwesend, deren abstoßende Physiognomien die Merkmale physischer und moralischer Entartung trugen.

Die widerwärtige Lustigkeit dieses Pöbels und seine cynischen Redensarten bildeten für mich das qualvollste Präludium des scheußlichen Schauspiels.

Fast alle Gespräche galten der Haltung zum Tode Verurtheilter im Angesicht der Guillotine. Pranzini war für diese Leute der Gegenstand einhelliger Bewunderung; man erinnerte an seine ruhige und kalte Miene und seine scheinbare Gleichgiltigkeit; man verglich ihn mit Prado, mit Géoman, mit Marchandon und mit noch anderen erst kürzlich Guillotinirten.

Und zwischen zwei Anfällen eines bestialischen Lachens, in einem für mich oft unverständlichen, meinem Gefährten aber wohlbekannten Jargon, stellte man

Digitized by Google

Prophezeiungen an und entrirte Wetten über die wahrscheinliche Haltung von Allorto und Sellier. Viele urtheilten richtig: Sellier, der wildeste der vier Mörder, mußte sich auch angesichts des Todes als der cynischste zeigen.

Auf dem Platze der „Gäste" war der Inhalt der Gespräche, wenn die Form auch weniger brutal war, der selbe. Ich habe von der ganzen Menschenmenge kein Wort, auch nicht ein einziges, gehört, das von Interesse für das Opfer zeugte. Ich dachte an den Ermordeten und der Gedanke an sein Entsetzen und sein Martyrium diente mir als wirksames Gegengift gegen die fieberhafte Erregung und das Grauen, in dem ich mich befand.

Um zwei Uhr erschienen, von Gendarmen zu Pferde eskortirt, die beiden plumpen, schwarzen Wagen vor der Grande Roquette, die die Guillotine und „Monsieur de Paris" mit seinen Gehilfen absetzten. Sie sind sämmtlich im Gehrock und tragen hohe Cylinderhüte.

Das ist die erste „Zerstreuung", die dem Publikum geboten wird. Die Szene ist phantastisch. In der schönen Sternennacht, die von einer erquickenden Brise durchweht wird, wirkt das Aufstellen der einzelnen Stücke der Guillotine besonders schaurig. Die Arbeit geht ohne ein anderes Geräusch als vereinzelte Hammerschläge vor sich; man sieht die Gehilfen, in unregelmäßigen Zwischenräumen, beim Licht einer Laterne, die den blassen Reflexen des Gases, die auf die Menschen fallen, nicht viel Licht zuführt.

Die Guillotine, die, nebenbei bemerkt, weit vor dem Dr. Guillotin existirte (ein Modell findet sich in dem Buche von Bocchi: Symbolicarum quaestionum, Bologna 1573) hatte früher drei Stufen unter dem Ausschnitt, auf dem der Hals des Verurtheilten einen kurzen Augenblick liegt.

Diese Stufen sind entfernt worden. Heute besteht sie aus drei rechtwinkligen Stücken von etwa einem Meter Breite und drei Metern Länge, die je aus vier dicken, viereckigen Bohlen gebildet werden.

Zwei dieser kreuzförmig aufgestellten Stücke werden im Pflaster befestigt. Das dritte erhebt sich wagerecht über dieser Basis und trägt an seinem obersten Ende, drei Meter vom Erdboden, das dreieckige Messer. Ich habe gesehen, wie Deibler dieses Messer mit unendlicher Vorsicht aus einem Sammetetui nahm.

Das Messer wird oben durch eine Feder festgehalten. Man läßt es fallen, indem man an einer Schnur zieht. Es gleitet mit mattem Geräusch in den Fugen der beiden Balken herunter und man zieht es mit einer anderen Schnur wieder hinauf. Gegenüber diesem Gerüst, auf der Seite des Gefängnisses und etwa einen Meter von dem Messer entfernt, sind zwei andere, aber kürzere Parallelbalken errichtet, zwischen denen eine Planke von einem Meter Breite in Manneshöhe angebracht ist. In einer schnellen Folge methodischer Handlungen wird der Verurtheilte, wenn er seinen Kerker verläßt, vor diese Planke geführt. Sein Kopf wird mit Gewalt von einem Gehilfen heruntergedrückt, seine Füße werden von einem anderen Gehilfen aufgehoben und eine rasche Handbewegung streckt ihn auf das Brett, so daß sein Kopf direkt unter dem Messer liegt. Der Scharfrichter überzeugt sich, daß er die Oeffnung genau füllt, und läßt das Messer fallen.

Das Alles wurde mir von dem Inspektor erklärt, während man das Schaffot aufschlug. Was mich betrifft, so habe ich zwei Stunden später eine Reihe sehr schneller Handgriffe und . . . ein blutiges Beil gesehen.

Digitized by Google

Noch Eins: ein Korb ohne Deckel wird gerade unter dem Messer auf die Erde gestellt; einen Augenblick, sagte mir der Inspektor, wird der zweite der Verurtheilten den abgeschnittenen Kopf seines Complicen darin erblicken. Neben der Guillotine erwartet ein anderer großer, verdeckter Korb den Leichnam des Hingerichteten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um 3½ Uhr, eine Stunde, bevor die beiden Verbrecher geweckt wurden, war das Schaffot errichtet.

In diesem Augenblick betraten wir den Kerker, wo sich zwei Priester und zwei höhere Beamte des Justizministeriums zu uns gesellten.

Ich habe dort zum ersten und hoffentlich auch zum letzten Male in meinem Leben den plötzlichen Todeskampf zweier Menschen gesehen, von denen der eine, so zu sagen, schon tot war, bevor ihm noch der Kopf abgeschlagen wurde.

Alle Einzelheiten dieser stummen Szene sind mir gegenwärtig. Ich sehe noch jetzt die Gänge des öden Gefängnisses vor mir und in dem ungewissen Schimmer der Morgenröthe diese beiden Wesen — das eine entsetzt, das andere cynisch —, die ich, gleichsam wie im Traum, von ihrem letzten Erwachen bis zum Tode begleitet habe.

Während ich auf den Direktor wartete, blieb ich einen Augenblick bei dem Portier stehen und ließ mir Etwas über die letzten Tage der Verurtheilten mittheilen. Sellier, erzählte er, hatte nichts von seiner guten Laune verloren. Er rauchte jeden Tag für fünf Sous Tabak, spielte Karten und machte seit einer Woche über seinen letzten Tag Witze. Da er wiederholt rückfällig war, so hatte er sich über sein Schicksal keine Illusionen gemacht. Ich wußte schon von Bertillon, daß Sellier, als man ihn im Bureau der anthropometrischen Feststellungen vorgeführt hatte, lächelnd eine sehr bezeichnende Geste nach seinem Hals machte, während man das Maß seines Kopfes nahm. Er zweifelte nicht.

„Er ist äußerst stark," sagte mir der Gefängnißwärter, „und obwohl ihm der rechte Vorderarm fehlt, ist er schrecklich, wenn er in Zorn geräth. Er hat seine Eltern kommen lassen, nur weil Mécrant häufig Besuch von seiner Mutter erhielt. Der Vater, ein braver Bauersmann, weinte und wurde fast ohnmächtig, als er ihn wiedersah; die Mutter hat sich stärker gezeigt. Sellier sagte ihnen die ganze Zeit über: ‚Es ist nicht der Mühe werth, Euch so aufzuregen . . .' Dann erkundigte er sich nach dem Dorf und nach der Ernte."

Seit dem vierzigsten Tage nach seiner Verurtheilung glaubte er jeden Morgen, zum letzten Male geweckt zu werden, und eine einzige Sorge quälte ihn (ein charakteristisches Symptom): er wollte wissen, ob er einen Todesgefährten haben oder ob er allein sterben würde.

Seinen Schließern erzählte er seine Träume. Mehrmals hatte er sich schon „geköpft" gesehen; schließlich glaubte er, schon „die Wittwe geheirathet" zu haben. Die Guillotine ist nämlich im Verbrecherjargon die „Wittwe" der Hingerichteten.

Sellier hatte selbst folgendes ironische Testament geschrieben: „Ich hinterlasse meinem Freunde Le Baigneur Alles, was sich nach meinem Tode in meiner Zelle vorfinden wird. Gegeben am sechzehnten August. Sellier."

Digitized by Google

Es blieb aber nichts in der Zelle und Le Baigneur mochte dem Kumpan, der die Polizei auf ihn aufmerksam machte, wohl nicht allzu dankbar sein.

Er schrieb außerdem Verse, deren Original ich mir nicht verschaffen konnte; doch selbst in der gemilderten Form, in der ich sie erhielt, bilden sie ein interessantes Dokument der kriminellen Psychologie. Ich werde sie ohne Kommentar wiedergeben; es genügt, sie zu lesen, um darin den kongenitalen Mangel oder die Atrophie des Moralsinnes wiederzufinden, die das Gewissen der Mörder kennzeichnet:

Derniers adieux.

Allorto lui, c'est un' canaille,
C'est vrai que j'suis canaille aussi;
Mécrant ça n'est qu'un rien qui vaille,
On dit que je l'suis autant qu' lui:

L'plus chouett' des quatre c'était Catelain
Qu'avait pas pour deux liards de vice;
Mais il n'a pas été malin
De s'étr' fait choper par la police.

Il en a pour vingt ans d'nouvelle
On n'en revient pas de c'pat'lin-là
Mais l'on part avec sa donzelle*)
C'est tout c'qu' y faut pour vivre là-bas.

Tandis que Bibi et Allorto
Et Mécrant, quoiqu' ca le r'bute,
Nous faudra aller sur la butte
Porter notre poire à Charlot.

Allorto dagegen war traurig und weinte oft seit seiner Verurtheilung. Er zeigte sich auch sehr weich und fragte seine Schließer, ob die Guillotine weh thäte. Sein Schlummer war stets unruhig und manchmal blieb er die ganze Nacht wach; dann lief er in seiner Zelle auf und ab. Alle diese Einzelheiten erinnern an den Helden des „Letzten Tages eines Verurtheilten". Allorto schien unter der beständigen Zwangsvorstellung des Hinrichtungsaktes zu leiden. Daher konnte er auch nicht, wie Sellier, ein geborener Verbrecher sein; er war einer jener Menschen, deren moralische Empfindlichkeit langsam in einem verdorbenen Milieu verkümmert, im Verkehr mit lasterhaften Kameraden und in langen Einkerkerungen fast gänzlich erloschen ist, beim Herannahen des Todes aber aufs Neue erwacht.

Gegen vier Uhr holte mich der Direktor ab. Er führte mich in sein Arbeitzimmer, dann in den Archivsaal, wo ich der Eintragung des Todesvermerks der beiden Delinquenten in das Gefängnißregister beiwohnte:

„17. August 1789. Totenschein von Désiré J. B. Sellier, dreißig Jahre

*) Man deportirt nämlich auch Verbrecherinnen, die sich mit den Sträflingen verheirathen.

Digitized by Google

alt, geboren ... u. s. w., wohnhaft u. s. w. ..., angeblich Junggeselle, gestorben heute morgens um fünf Uhr, Rue de la Roquette No. 168. Unterzeichnet: Royer, Standesbeamter des elften Arrondissements. Haroch, Registrator, und Creuzille, Huissier am Appellationgerichtshof."

Während ich lese, wird meine Schulter von einem Manne gestreift, dessen Unterschrift zur Legalisirung des Dokumentes gleichfalls nothwendig ist: dem Scharfrichter Deibler. Ich mußte eine Bewegung des Widerwillens niederzwingen. Er sah ruhig und ziemlich banal aus: mittlere Figur, leichtes Hinken, rothe und krumme Nase.

In dem selben Augenblick kommen der Untersuchungrichter, den man in Erwartung einer letzten Enthüllung der Verurtheilten hinzugezogen hatte, und der Chef der Sicherheitpolizei, Goron, ein blonder junger Mann von energischem und intelligentem Gesicht. Er theilt mir mit, daß die Verurtheilten diesmal nicht gegen die Autopsie ihrer Leichname Einspruch erhoben haben und daß ihre Körper nach einer Proforma-Beerdigung auf dem Kirchhof von Ivry nach der Anatomie überführt werden würden.

Zwei Tage vorher hatte der Anthropologer-Kongreß den Wunsch ausgesprochen, die Leichen der Verbrecher zu studiren, und auf Intervention der Behörden hatte eine kurze Unterredung des Beichtvaters der Roquette mit den beiden Unglücklichen verhindert, daß sie nach dem Beispiel von Prado und Pranzini einen Protest dagegen unterzeichneten.

Dieser Beichtvater, Abbé Faure, erschien kurz darauf: klein, dick, rundlichem Gesicht und der Miene eines Mannes, der an seinen schmerzlichen Dienst gewöhnt ist. „Das ist die zwölfte Hinrichtung, der ich beiwohne," sagte er ruhig zu einem großen, mageren, blassen und sympathischen Lazaristen, der ihn begleitete. Dieser war im Gegentheil von der Mission sehr erregt, die er zum ersten Male erfüllte. Jeden Augenblick schloß er sein Brevier, erhob sich nervös, trocknete sich die Stirn und bat, das Fenster zu öffnen; er schien nahe daran, ohnmächtig zu werden. Abbé Faure sprach ihm Muth zu; ich sah sogar, wie er ihm aus dem silbernen Becher zu trinken anbot, den gleich danach die blutleeren Lippen Allortos berühren sollten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist Zeit, die Verurtheilten zu wecken. Wir sind sieben bis acht Personen, die den Direktor mit seinen sechs Gefängnißwärtern zu Allortos Zelle begleiten. Er schläft; bei der leichten Berührung des Direktors richtet er sich von seinem Lager auf, reißt seine grauen Augen auf, wird kreideweiß und öffnet halb den Mund, während die Lippen sich verfärben. Der Direktor sagt: „Ihr Gnadengesuch ist verworfen worden ... Muth!"

Statt jeder Antwort wendet er sich zur Wand und murmelt, die Faust ballend: „Meinetwegen!" Dann erhebt er sich, in Schweiß gebadet, und die Wärter helfen ihm, seine Strümpfe und sein Beinkleid anzuziehen.

„Ich schwitze; ich brauche kein Hemd." Er zog es aus und behielt nur seine Unterjacke aus grober Baumwolle an.

„Werde ich allein sterben?" fragt er den Direktor, der ihm keine Antwort giebt.

Der Abbé bietet ihm ein Glas Cognac an; er gießt es in einem Zuge

Digitized by Google

herunter, dann antwortet er mit noch ziemlich fester Stimme auf eine Frage des Beichtvaters: „Aber ich habe ja gar nichts zu bereuen; ich habe den Gärtner nur geknebelt. Ich habe ihn nicht getötet.“

Zwei Schließer packen ihn, helfen ihm vorwärts und wir brechen auf.

Als wir an einer benachbarten Zelle vorübergehen, bricht Allorto das tiefe Schweigen und ruft: „Adieu, Charles; guten Tag ... ich gehe ... Du weißt, ich habe mir nichts vorzuwerfen.“ Hinter der Wand hört man ein leises, verworrenes Gemurmel, eine Art Klage. Das war Méerant, der von der Umwandlung seiner Strafe noch nichts wußte.

Wir befinden uns in dem Zimmer, in dem die „Toilette“ Allortos vorgenommen wird. Man setzt ihn auf einen Stuhl, bindet ihm die Hände auf den Rücken, legt ihm Fesseln an die Beine, um ihn zu hindern, zu große Schritte zu machen, und schneidet ihm seine Wolljacke bis zu den Schultern aus.

Nachdem sie diese Arbeit schnell besorgt haben, werfen ihm die Gehilfen sein Jacket über die Schultern und führen ihn in ein Nebenzimmer, dem Korridor gegenüber, aus dem Sellier bald herauskommen wird.

Allorto verbrachte hier einige Minuten. Er trank gierig drei Gläser Liqueur, die ihm der Lazarist reichte, und starrte uns die ganze Zeit über mit seinen bereits glasigen Augen an. Er bemühte sich vergeblich, auszuspucken; ein konvulsivisches Zucken bewegte seine Lippen. Ich sah ihn mehrmals mit automatischer Bewegung den Mund auf ein Kruzifix drücken, das ihm der Priester vorhielt, und hörte, wie er sagte: „Ja, ich bin katholisch und glaube an Gott.“

Dann weckten wir Sellier, nachdem wir auf den Fußspitzen zwei bis drei Gänge durchschritten hatten. Er war bereits aufgestanden und sah trotz seiner fahlen Bläße ziemlich gleichgiltig aus. Er erwidert dem Direktor, der ihn ermahnt, Muth zu haben: „Muth? Den haben wir!“ Dann verlangt er zu trinken.

Der Mann ist stark und groß und macht einen wahrhaft schrecklichen Eindruck: Stiernacken, grobes Gesicht mit riesigen Backenknochen, große Ohren.

Nachdem er den Cognac getrunken hat, kleidet er sich an, ohne einer Hilfe zu bedürfen, und verlangt eine Cigarette; der Direktor hat keine.

Er bittet, einen Augenblick mit dem Abbé Faure allein gelassen zu werden; darauf wendet er sich mit seinem gewöhnlichen Schritte dem „Toilettenzimmer“ zu; er bittet nochmals um Cognac und meint: „Oh, ich werde nicht den Tatterich bekommen; ich weiß Bescheid!“

In dieser letzten Stunde, ja, bis zu seinem letzten Augenblick scheint er im Banne der fixen Idee zu stehen, sich tapfer zu zeigen, um beim Publikum, wie Pranzini, den Ruf eines muthigen Mannes zu hinterlassen. Alle seine Worte und Handlungen waren auf diesen Effekt berechnet: sowohl die Cigarette wie sein häufiges ironisches Lächeln. Sein Benehmen bildete einen peinlichen Gegensatz zu dem Todeskampf Allortos und machte auf uns weniger Eindruck.

Das ist keine bewußte Willensanstrengung, durch die man zu dieser physischen und moralischen Fühllosigkeit gelangt. Sie ist das Charakteristikum gewisser Verbrecher und erklärt auch die kalte Grausamkeit ihrer Thaten. Sie ertragen Wunden und chirurgische Operationen gleichgiltig, die für Andere sehr schmerz-

Digitized by Google

haft sind. Diese „Unverwundbarkeit“ und Tapferkeit gewisser Briganten ist ein physiologisch und psychologisch ganz anderer Zustand als die Seelenruhe des Märtyrers, der für ein ehrenhaftes und großes Ideal gefaßt auf dem Schaffot oder im Kriege endet.

Selliers „Toilette“ ging ohne Zwischenfall zu Ende und der Henker und seine Gehilfen kehren zu Allorto zurück.

Man hebt ihn in die Höhe und stützt ihn ... Er geht mit unbewußter, automatischer Bewegung, mit wackelndem Kopf vorwärts. Die frischere Luft des Korridors belebt ihn ein Wenig und er geht jetzt allein, wobei er mit kleinen Schritten die Beine nachschleppt ... Im Tageslicht erscheint sein Gesicht grün; er ist bereits mehr tot als lebendig.

Die Thür öffnet sich und in einer schnellen Folge schrecklicher Sensationen bemerke ich Allorto auf der Planke ausgestreckt; ich höre den dumpfen Schlag des Richtbeiles, sehe einen Leichnam, dessen Beine von konvulsivischem Zucken bewegt werden, und die Gesten der Gehilfen, die den Körper in den großen Korb werfen und den Deckel zuklappen. Ich hatte Alkohol bei mir, goß einige Tropfen hinunter, um mich zu stärken ... und sah, wie Deibler die Schneide mit einem Schwamm abtrocknete, bevor er sie wieder hinaufzog.

Diese Kleinigkeit widerte mich noch mehr als alles Uebrige an und ließ mich den Abscheu vor diesem brutalen und albernen Mittel, Gerechtigkeit zu üben, noch tiefer empfinden. Ich kann und will hier nicht über die Todesstrafe diskutiren: sie sollte in keiner civilisirten Gesellschaft geduldet werden. Wie kann man die öffentliche Enthauptung für abschreckend halten?

— —

Wir kehren wieder zu Sellier zurück, der sich erhebt, uns Alle anschaut und sich ohne Hilfe und mit gleichgiltiger Miene in Bewegung setzt.

Ich befand mich ganz in seiner Nähe, als man die Thür öffnete, und hörte, wie er zu dem Oberaufseher mit lauter Stimme sagte — jedenfalls in der Hoffnung, von dem Publikum des „reservirten Platzes“ gehört zu werden —:

„Man verläßt das Erbsenhotel, aber in merkwürdigen Schuhen.“

Er stand bei der Guillotine. Er betrachtete sie, umarmte, nachdem er einen Blick auf seine Umgebung geworfen, den Priester, während er zu ihm sagte: „Viel Glück!“ ... Und zum zweiten Male hörte ich den dumpfen Schlag des Messers und sofort darauf sah ich die beiden blutleeren Köpfe der Hingerichteten, die man von dem kleinen Korb in den großen hinüberwarf. Jedenfalls hat die vollständige und augenblickliche Anämie des Gehirns auf der Stelle jeden Schimmer des Bewußtseins ausgelöscht.

Ich durchschritt den Wall der Polizeibeamten und entriß mich, entsetzt und entnervt, diesem barbarischen Schauspiel, dessen ich mich stets als des größten Opfers erinnern werde, das ich meinen Studien des Verbrechens, dieser so unendlich schmerzlichen Form des menschlichen Elends, gebracht habe.

Fiesole. Professor Enrico Ferri.

Digitized by Google

Was ist Weltgeschichte?

„Hier, Freund, kommt, hier giebts Materie für unsre Weltgeschichte. Ihr habt doch Euer Buch bei Euch?"
Ludwig Tieck, Der gestiefelte Kater.

In der Sitzung der sächsischen Landessynode vom vierzehnten Oktober 1896 that der kürzlich verstorbene Oberhofprediger D. theol. Meier den bemerkenswerthen Ausspruch: „Wir leben in einer Zeit der Geschichte im doppelten Sinne: in einer Zeit, wo Geschichte gemacht und erlebt wird, und in einer Zeit, wo Geschichte geschrieben und die Geschichtschreibung mit ganz besonderer Hingebung und Eifer gepflegt wird." Dieser Charakteristik unserer Zeit scheint das Urtheil zu widersprechen, das ein „deutscher Historiker" in Velhagen & Klasings Monatsheften 1897/98, Heft 7, fällt; aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Er sagt: „Wir leben ganz ersichtlich in einer Zeit, in der sich eine lebhafte Wiederannäherung zwischen der Geschichtwissenschaft und der gebildeten Leserwelt vollzieht ... Es mußte weithin empfunden werden und wird jetzt noch nachempfunden, daß bis vor ganz Kurzem die gebildete Leserwelt und die eigentlichen tüchtigen und maßgeblichen Historiker durch eine Art Mauer, und zwar in gewisser Beziehung geradezu durch eine chinesische Mauer, von einander geschieden waren. Nur die ganz großen Historiker, die Ranke, Sybel, Treitschke, trifft Dies nicht mit; sie schufen Werke, die aus dem Vollen und Neuen heraus die Wissenschaft jedesmal ein bedeutendes Stück voranbrachten und dennoch auch demjenigen Leser, der nicht vom Fach war, in reichem Maß Erhebung, Genuß und Anregung brachten, die nicht erst vermittelt zu werden brauchten ... Aber ziemlich unmittelbar hinter ihnen begann die Kaste, das Mandarinenthum. Wohl war, so gut wie je, auch jetzt das regste Leben, die größte Emsigkeit auf dem weiten Arbeitfelde der Geschichte vorhanden. Aber wer sich als Laie der großen Centralwerkstätte näherte, die man einigermaßen zutreffend mit der waitzschen Schule identifiziren kann, Der vernahm allerdings mehr als genug das eifrige, mannichfaltige Klopfen, Kratzen und Schaben, sah das vielhändige Hin- und Herreichen des Materials und all das gewichtige, sorgfältige Hantiren damit, jedoch alles Das, ohne daß er entsprechend viel wirklich fertig werden sah. Die Fabrik produzirte eben gar nicht für die Ausstattung schöner Läden und Schaufenster, sondern auf lange Sicht für ihre Lagerhäuser oder, um das Bild etwas enger zu fassen, die Erzeugnisse der großen Lohgerberei wanderten direkt in die Bibliotheken." Das sind nicht gerade gewählte Ausdrücke, aber sie treffen im Großen und Ganzen das Richtige. In der That: es war ein geistiger Hochmuth eingerissen, dem es als Todsünde galt, die Errungenschaften der Forschung

Digitized by Google

weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Wer dieser Satzung Trotz zu bieten und in unmittelbaren Verkehr mit dem Publikum zu treten wagte, Der war verdammt. Anathema sit! vernahm der Kühne, der die Früchte der Wissenschaft in genießbarem Zustande dem Volke zu reichen begehrte. Und versuchte nun gar Einer, die Ergebnisse von Einzelstudien zusammenfassend zu verarbeiten, so gerieth die ganze Schaar der Spezialisten in Bewegung. Solch ein Betrieb sei überhaupt nicht Geschichtschreibung, erscholl es dann aus allen Winkeln; wie dürfe ein Einziger wagen, das gesammte Mittelalter in einer Schilderung zu bieten? Ueber jeden der so und so vielen Römerzüge bändereiche Werke zu schreiben, war das Ideal dieser Historik. Ich will mich nicht allzu lange bei diesem unwürdigen Zustand unserer deutschen Geschichtwissenschaft aufhalten, — was ich sagte, mag wie Uebertreibung klingen und ist es doch nicht; genug, wir haben zum Theile heute noch darunter zu leiden. Immerhin aber ist der allgemeine Zug der Disziplin dem Zeitgeiste gefolgt. Das jetzige Ziel ist nicht etwa Verwässerung wissenschaftlicher Arbeit, sondern im edelsten Sinne des Wortes populäre Darstellung. Die Deutschen sind an der Arbeit, die unzähligen Aehren, die sie auf den weiten Feldern der Geschichte gesammelt haben, in Garben zu fassen. Und konsequent bleiben sie nicht dabei stehen, die Geschichte eines einzelnen Volkes, eines einzelnen Zeitalters in ihren wesentlichen Zügen nach dem Stande der heutigen Wissenschaft vorzuführen, sondern wagen sich an die höchste Aufgabe: an die Geschichte der Menschheit.

Nun giebt es aber doch schon eine ganz erkleckliche Anzahl von „Weltgeschichten“: ist also die Aufgabe nicht schon längst gelöst? Nein. Wohin wir auch blicken, sei es auf Becker, Schlosser, Spamer oder Weber, sei es auf Oncken oder Lavisse und Rambaud, überall haben wir nur einen willkürlich herausgegriffenen und künstlich zugestutzten Ausschnitt aus der wirklichen Welt vor uns. Und nicht genug damit, daß man, den klassischen Vorbildern eigentlich nur in der zeitlichen Ausdehnung des Stoffes überlegen, dem Leser die Geschichte der ferner stehenden Glieder der Menschheit vorenthält, versucht man auch noch, das Manko zu verschleiern und jede etwa auftauchende Kritik von vorn herein mundtot zu machen. So spricht sich ein der neuen Richtung sonst freundlich gesinnter Berufsgenosse in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Alterthum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik“, 1898 in folgender Weise aus: „Was die Bezeichnung Weltgeschichte betrifft, so wird darunter die Geschichte der Völker verstanden, die wir als Kulturvölker betrachten, die irgendwie zur heutigen Weltkultur beigetragen haben. Es ist zwar gegen diese Bezeichnung Widerspruch erhoben (damit ist meine Abhandlung über den Begriff der Weltgeschichte im sechzehnten Bande der „Zukunft“ gemeint) und verlangt worden, daß eine Weltgeschichte im eigentlichen Sinne

Digitized by Google

sich eingehend auch mit den Schicksalen der Hottentotten und Suaheli beschäftigen müsse, und zwar nicht blos und nicht erst dann, wenn diese Stämme mit europäischen Kulturvölkern in freundliche oder feindliche Beziehungen treten. Ich gestehe, daß ich diesen Streit als einen leeren Wortstreit ansehe, und halte es für richtig, daß dem Worte ‚Weltgeschichte' sein bisheriger Sinn bleibe und für eine den neuen Forderungen entsprechende Geschichtdarstellung, falls sie sich schon durch den Namen von der alten Weise unterscheiden will, lieber eine neue Bezeichnung, etwa ‚allgemeine' oder, wem Das lieber ist, ‚universale Völkergeschichte' gefunden werde." Damit giebt man zu, daß sich Inhalt und bisherige Bezeichnung nicht recht decken; aber dem einmal eingeführten und beliebten Namen zu Liebe wird das neue Ziel von oben herab behandelt und Dem, der es vertritt, der wohlmeinende Rath ertheilt, sich ja nicht etwa in die Domäne Anderer zu begeben, sondern sich mit einem gütigst überlassenen Nachbargebiete zu begnügen. Anstatt ruhig zu bekennen: Wir fühlen zwar die Lücke, haben aber die Bezeichnung gebraucht, weil sie im Schwange war, sucht man seine Verlegenheit durch Zurückweisung des Richtigen zu verbergen. Darüber bin ich mir ja vollkommen klar, daß auch für den Versuch, die Geschichte der gesammten Menschheit in einer einzigen Darstellung zu bieten, der Ausdruck „Weltgeschichte" um ein recht großes Stück zu hoch und zu weit greift; um so mehr glaube ich, daß alle früheren sogenannten Weltgeschichten ihren allzu viel versprechenden Titel ohne jede Berechtigung führten. Doch: Raum für Alle hat die Erde! „Die Wissenschaft ist wie ein großes Feuer, das in einem Volke unabläßig unterhalten werden muß, weil ihm Stahl und Stein unbekannt sind. Der Eine gehört zu Denen, welche die Pflicht haben, immer neue Scheite in das große Feuer zu werfen. Andere haben die Aufgabe, die heilige Flamme durch das Land, in Dörfer und Hütten zu tragen. Jeder, der an der Verbreitung des Lichtes arbeitet, hat sein Recht und Keiner soll von dem Anderen gering denken." (Gustav Freytag, 1864.)

Ich erhebe nicht den Anspruch, der Erste zu sein, der den leitenden Grundgedanken ausspricht. Mein Eigen ist nur seine systematische Betonung und — wills Gott! — werde ich als Erster zur Ausführung schreiten. Der Grund, auf dem ich mein Gebäude zu errichten gedenke, gehört im Wesentlichen Friedrich Ratzel an. Seine einleitenden Abschnitte zur „Völkerkunde" haben mich aus den alten Gleisen herausgeführt und rückwärts läßt sich eine Brücke bis zu den Folgerungen und Schlüssen von Gatterer, Herder, Heeren schlagen. Im Uebrigen jedoch darf ich bekennen, daß die Uebereinstimmungen mit Aelteren mir meistens erst nachträglich aufgestoßen sind.

Ich fordere von der Weltgeschichte, daß sie die Geschichte der gesammten Menschheit auf Erden sei. Der Universalhistoriker steht vor einem zusammen-

Digitized by Google

hängenden Gewebe von Ursachen und von Wirkungen, die wieder zu Ursachen neuer Wirkungen werden. „Weit entfernt, daß man die Weltgeschichte als gar zu groß und weit vom wissenschaftlichen Programm der Historiker streichen wird, wird man sie vielmehr noch großartiger und reicher fassen denn bisher: nämlich als eine Universal-Kulturgeschichte, von der die alte Weltgeschichte der Staaten und Reiche nur einen Theil bildet" (Wilhelm Heinrich Riehl, 1885). Der Erste, der davon ausging, war Johann Christoph Gatterer (1727—1799). Er brach mit der bis zu seiner Zeit — und auch heute noch hie und da — üblichen Methode. In seinem 1761 erschienenen „Handbuche der Universalhistorie nach ihrem gesammten Umfange" behandelte er die alte Geschichte bis zum Ausgange des fünften Jahrhunderts n. Chr. als wahre Weltgeschichte. Selbstverständlich fiel dabei die Eintheilung nach den vier Monarchien weg. Nachdem er die geschichtlichen Hilfswissenschaften und eine reiche Literatur in der Einleitung untergebracht hatte, behandelte er in neunzehn Büchern die einzelnen Völker. Drei Jahre später erschien dann noch die erste Abtheilung des zweiten Theiles, die China, Tibet und Japan umfaßt. Von dem früheren Schema, das zum Systematisiren förmlich zwang, war also bei Gatterer keine Rede mehr. Trotzdem ist er gründlich und zuverlässig. Neben der rein politischen Geschichte beschäftigte sich das Handbuch auch mit der Geographie der Länder, mit den sogenannten Alterthümern ihrer Völker, ihrer gottesdienstlichen, politischen, häuslichen und gelehrten Verfassung. Damit haben wir den ersten Versuch einer ethnographischen Kulturgeschichte der alten Völker: eine Errungenschaft, die zeitweise verdunkelt worden ist, aber niemals ganz verloren gehen konnte.

Bald nach der Veranstaltung eines Auszuges aus dem Handbuche, des „Abrisses der Universalhistorie nach ihrem ganzen Umfange" (erste und einzige Hälfte, 1765), lernte Gatterer das Werk Goguets kennen: „De l'origine des loix, des arts et des sciences et de leur progrès chez les anciens peuples" (Paris 1750). Durch dies Werk angeregt, ließ er 1785 und 1787 eine neue „Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange" erscheinen; freilich blieb auch sie ein Torso: sie kam über die Perser und Griechen nicht hinaus. Es ist eben, abgesehen von allem Anderen, rein physisch genommen unmöglich, daß ein Einziger die gesammte Weltgeschichte einigermaßen vollständig schreibe. Auch August Ludwig von Schlözer (1735—1809) hatte eine wirkliche Weltgeschichte schreiben wollen. Schon das Gerüst jedoch, das er sich zur Ausführung seines Baus errichtet hatte, war so unermeßlich (er wollte auf je einem halben Bogen etwa die Geschichte von 200 einzelnen Völkern ins Reine bringen und daraus erst sollte die eigentliche Arbeit, eine Geschichte der Kultur und besonders der Erfindungen, hervorgehen), daß er in den ersten Anfängen stecken blieb. Ist daran das achtzehnte Jahrhundert bereits gescheitert,

Digitized by Google

so erfordert das ausgedehntere Stoffgebiet heute erst recht das Zusammenwirken Mehrerer.

Obgleich die Weltgeschichte und der im Jahre 1792 veröffentlichte „Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung Amerikas" dem Hauptinhalte nach nur die Kulturgeschichte der alten Völker geben, so hat Gatterer doch die Alleinherrschaft der politischen Geschichte grundsätzlich gebrochen und als Erster den Begriff der Universalgeschichte annähernd richtig erund gefaßt. Dabei war man sich allerdings immer noch nicht der Fragen bewußt geworden: Welche Völker sind überhaupt Gegenstand der Geschichtschreibung? Hat man aus äußerlicher Zweckmäßigkeit oder aus inneren Gründen einen Unterschied zwischen geschichtlichen und geschichtlosen Völken zu machen? Hat man das Recht, die Splissen der Menschheit, auf die der Begriff „Volk" im engsten Sinne nicht anwendbar ist, als gleichgiltig anzusehen, und darf man sie deshalb von der zusammenhängenden Kette ausschließen?

Die Menschheit bildet ein Ganzes. Die einzelnen Völker stehen zu einander im Verhältniß fortwährenden Austausches ihrer Leistungen; gegenseitiges Nehmen und Geben ermöglicht erst die Entwickelung des Ganzen. Um alle Kräfte der Menschheit zur Entfaltung und zur Wirkung zu bringen, sind die einzelnen Nationen mit ihren besonderen Anlagen und Fähigkeiten nothwendig für das Ganze; in der Vereinzelung sind sie nahezu ein Nichts. So war die nationale Kunst der alten Chinesen dem Erstarren nah, als ihr im zweiten Jahrhundert v. Chr. die durch die Parther erschlossenen Beziehungen zum Hellenismus frische Kräfte einflößten und sie zu einem neuen Leben erweckten. Jedes Volk hat nur als dienendes, schaffendes und empfangendes Glied des Ganzen Daseinsberechtigung und Kulturwerth. Wenn aber Dem so ist, so darf kein Volk ausgeschieden werden. So erklärt auch Johann von Müller (1752—1809) in seinen Briefen an Bonstetten: „Dies Geschäft [nämlich: Vorträge über Geschichte zu halten] nöthigt mich zu einem Studium, ohne welches nicht leicht auch die Historie von Geusau gut geschrieben werden mag, zum Studium aller Jahrhunderte und aller Welt .... ich habe neulich wahrgenommen, daß, nachdem ich den Abulfeda gelesen, ich die Schweiz mit anderen Augen angesehen." Eine wirkliche Weltgeschichte unterscheidet sich von einen bloßem Aneinanderreihen der Geschichten einzelner Völker dadurch, daß sie von den Darstellungen des Lebens der einzelnen Glieder des Menschengeschlechts ausgeht, die Beziehungen der Völker zu einander in den Mittelpunkt der Darstellung rückt und nur insofern auf deren besondere Lebenserscheinungen und Bethätigungen eingeht, als sie für die Allgemeinheit oder für Glieder der Allgemeinheit von Wichtigkeit sind. „Nur Der ist der eigentliche Geschichtschreiber, der überall den Theil der Menschheit, den er geschichtlich behandelt, in Beziehung zum Ganzen bringt und abzusondern weiß, was als bedeutungslos

Digitized by Google

seinem Stoff anhängt" (Gervinus). Der Grad des Interesses für ein Volk richtet sich also nach der Stärke des Einflusses, den es auf die Entwickelung nächster und entfernterer Nachbarn ausgeübt hat.

Die Eintheilung des Ganzen auf geographischer Grundlage giebt alle Experimente preis, die von früheren Universalhistorikern unternommen worden sind. Sieht man von dem Schema der vier Weltmonarchien und von der aus dem siebenzehnten Jahrhundert stammenden Anordnung: Alterthum, Mittelalter, Neuzeit ab, so enthalten alle anderen Dispositionen eine gewisse Bemeisterung des Stoffes, die an sich viel Geist verrathen kann, ohne doch dem ganzen Inhalt gerecht zu werden. Auch der Versuch, dem mechanisch-chronologischen System dadurch eine Seele einzuflößen, daß man aus der äußerlichen Dreitheilung eine Eintheilung nach Bildungzeitaltern (die antike, mittlere und moderne Bildungepoche) macht, ist durch und durch subjektiv. Am Besten ist er Leopold von Ranke gelungen; Andere, wie Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf und Eduard Meyer, ziehen περίοδοι vor; kurz, von einer Uebereinstimmung unter den maßgebenden Denkern ist keine Rede. Außerdem aber haben solche Konstruktionen den Nachtheil, daß sie nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Ausschnitt aus der Menschheitgeschichte passen. Die geschichtliche Entwickelung Amerikas und der Südsee, Asiens und Afrikas nach dem Muster der Mittelmeervölker zu meistern, ist offenbar willkürlich; hat doch, um nur Eins hervorzuheben, für einen großen Theil von Asien die Stiftung des Islams eine viel einschneidendere Bedeutung als die Ereignisse, die Alterthum und Mittelalter abgrenzen. Lassen wir also jeder größeren Einheit ihre Eigenart! Das geschieht, wenn wir der Ordnung der Länder auf dem Erdballe folgen. Karl Lory, dem ich für Vieles in seinen interessanten Ausführungen („Umschau" I, 42 vom sechzehnten Oktober 1897) dankbar bin, vergleicht meine Vorschläge vom „höheren kulturgeschichtlichen Standpunkt" aus mit dem System des Cellarius und pflichtet mir darin bei, daß in der bisherigen Weise nicht weiter zu arbeiten sei. Und wenn er prophezeit, der Konflikt der älteren und der jüngeren Richtung werde damit enden, daß an Stelle der Anschauung von einem stetigen Fortschritte der Menschheit eine vergleichende Erkenntniß der von den verschiedenen Völkern jeweilig erreichten Kulturen treten wird, so kann ich nur bekennen: die Möglichkeit umfassendster Vergleichungen ist gerade das Ziel, das ich erstrebe.

Schon Christoph Gatterer hatte seiner synchronistischen Behandlung eine ethnographische Anordnung zu Grunde gelegt und damit jedem Volke den ihm gebührenden Platz angewiesen. Damit kommt in der Weltgeschichtschreibung denn auch der „Schauplatz" zu seinem vollen Rechte. Kein Verständiger wird die Einwirkung des Bodens so überschätzen, daß er auf einem und dem selben Boden nur eine und die selbe Volksentwickelung für möglich

Digitized by Google

hielte. Aber Niemand wird leugnen, daß Bodenbeschaffenheit, Lage und Ausdehnung des Landes u. s. w. auf die Bewohner starke Einflüsse ausüben. Ohne Erdkunde keine Geschichtkunde. Nach Wilhelm Heinrich Riehls Meinung bestimmen vier „S“ das Werden eines Volkes zur Nation, Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung. Und weil die bestechendste Theorie nichts bedeutet gegenüber der bescheidensten praktischen Ausführung, so hat er in seiner schönen Naturgeschichte des deutschen Volkes „den Zusammenhang von Land und Volk als das Fundament aller sozialen und politischen Entwickelung, als Ausgangspunkt aller sozialen Forschung“ nachzuweisen unternommen. Ich trenne mich hier bewußt und absichtlich von Karl Lamprecht: in der Reihe seiner sozialpsychischen Kräfte kommt meiner Empfindung nach der Schauplatz zu kurz. Ich habe beim Lesen seiner Deutschen Geschichte nie das Gefühl unterdrücken können, daß seine Ausführungen, vor Allem die über die wirthschaftlichen Wandlungen, auch beliebig anderswo zutreffen könnten. Er selbst mag Das als einen Vorzug ansehen; als Schüler Ratzels denke ich anders.

Anders als Lamprecht denke ich auch in einem zweiten Punkte. Sicherlich wohnt einer wissenschaftlichen Weltanschauung, die konsequent ausgebaut ist, eine große Ueberzeugungskraft inne. Auch hat Karl Lamprecht seine Auffassung der Kausalität gegen zahlreiche Gegner im Großen und Ganzen siegreich vertheidigt. Ich selbst fühle mich nicht hinreichend philosophisch geschult, um die Theoreme des genialen leipziger Professors wissenschaftlich zu überwinden; ja, ich gebe zu: in der Theorie hat sein Monismus etwas durchaus Bestechendes. Aber die böse Praxis! Meine persönliche religiöse Auffassung vom Leben hier in die Wagschale zu werfen, davon will ich absehen; sie gehört als rein subjektiv nicht hierher. Was jedoch auf alle Fälle hierher gehört, ist die Frage, ob sich die theoretische Lehrmeinung in die That umsetzen lasse. Ich zögere nicht, darauf mit Nein zu antworten.

Die Erkenntniß des Zusammenhanges des Geschehenden setzt die Enthüllung aller Ursachen voraus. Die Ursachen, daß Etwas geschieht und als Begebniß in die Wirklichkeit tritt, sind äußere und innere. Ein Begebniß auf seine äußeren Ursachen hin wissenschaftlich zu untersuchen und begreiflich zu machen, mag häufig schwer sein, ist aber niemals außer dem Bereiche des Könnens eines Geschichtforschers; dagegen ist es nicht immer möglich, die inneren Ursachen bloßzulegen. Die inneren Ursachen, die Motive des Handelns, liegen in dem Gemüthe, dem Charakter, dem Geist der Persönlichkeit. Nun ist zwar die Psychologie der Gegenwart in ganz ungeahnter Weise fortgeschritten; noch ist es aber bisher nicht gelungen, auch nur einen Zeitgenossen auf dem Sezirtische der Seele in allen seinen Regungen und Bedürfnissen, Willensäußerungen und Willenshemmungen,

Digitized by Google

Einflüssen und Beeinflussungen vor der Mitwelt restlos zu zergliedern. Wen gelüstet es nach solchem Eingeständniß, von einem Moritz von Sachsen, von einem Wallenstein kühn zu behaupten: so hat er gedacht, deshalb mußte er so handeln, anders kann es nicht sein? Auch dem Historiker steht die Tugend der Bescheidenheit wohl an. Denn auch für ihn gilt, was Friedrich August Wolf im Jahre 1802 der Philologie als Richtschnur gab: der Kritiker solle wohl unterscheiden, was von den Ergebnissen seiner Kunst wahr und sicher, was höchst wahrscheinlich, was annehmbare Vermuthung und endlich, was nur zu rathen sei. Eine solche Warnung kann uns nicht niederdrücken. Eine lückenlose Erforschung der Geschichte in allen ihren Ursachen geht über die Kräfte des Menschen überhaupt hinaus. Nur annähernd lassen sich in der Praxis die Ziele des theoretischen Monismus erreichen.

Die Geschichtschreibung, die ich mir als Ideal aufgestellt habe, will ehrlich, ungeschminkt und wahr sein, ohne vorgefaßte Lehrmeinung, Lebensauffassung und Weltanschauung. Niemand kann von sich behaupten, er verkörpere die Objektivität. Ist dem Historiker sein Werk eine subjektive Bethätigung, nahe mit der Kunst verwandt, so wird ihm, alle übrigen Bedingungen als vorhanden angenommen, das Werk gelingen, wenn der selbe subjektive Grundgedanke von Anfang bis zum Ende in ungeschwächter Kraft fortwirkt. Eine solche Arbeit wird sich sowohl wegen der Persönlichkeit des Verfassers als auch wegen des Stoffes zeitlich und räumlich immer in beschränkten Grenzen halten müssen. Ich habe Anderes vor: maius opus moveo. Im Bunde mit einer nicht geringen Zahl von Geschichtforschern, die im Allgemeinen meine Ansicht theilen und meinem Grundplane zugestimmt haben, in den Einzelheiten jedoch Jeder nach seinen Erfahrungen, seiner Erkenntniß und seiner Anschauungweise frei sind, will ich den Versuch wagen, die Weltgeschichte als den Zusammenhang der Erdenvölker und ihrer Geschicke unter und mit einander zu schreiben. Das Warum und Wohin soll uns weniger kümmern; ein von Mehreren verfaßtes Werk muß von der Durchführung geschichtphilosophischer, soziologischer oder religiöser Leitgedanken absehen; denn es giebt keine allgemein verbindliche Teleologie.

Das wären also die drei Punkte meines Programmes: eine ethnogeographische Grundlage, ein bescheidener Monismus, keine Teleologie. Was aber „einen ehrlichen Gelehrten bei den schwierigsten Untersuchungen, unter denen ihm das Leben dahin schwindet, immer erhebt und stärkt, Das ist die unerschütterliche Ueberzeugung, welche durch lange Erfahrung tausendfach bestätigt ist, daß seine Arbeit zuletzt doch der ganzen Menschheit zu Gute kommt“ (Gustav Freytag).

Leipzig. Hans F. Helmolt.

Digitized by Google

Bismarck-Säulen.

In einem Artikel der „Zukunft“ vom einundzwanzigsten Januar hat Herr Eugen Wolf an dem Plan der Bismarck-Säulen einige Aussetzungen gemacht. Zunächst ist nun der Entwurf, der Herrn Wolf vorgelegen hat, keineswegs maßgebend. Vielmehr haben wir schon im Dezember, also kurz nach der grundlegenden Versammlung in Hamburg, bekannt gemacht, daß die Form der Säule aus einer Konkurrenz aller deutschen Künstler hervorgehen solle, zu der wir, nach Erledigung der nothwendigen Vorarbeiten, jetzt erst öffentlich aufgefordert haben.

Die praktischen Bedenken, daß durch die auf den Säulen zu entzündenden Feuer der Stein Risse bekommen oder bei ungünstigem Winde sich schwärzen und von dem herunterlaufenden Rost beschädigt werden könne, sind auch von uns erwogen worden. Eben darum ist in den Bedingungen dem Künstler durchaus freier Spielraum gelassen. Er soll die Spitze der Säule, wie es dort heißt, so ausbilden, daß sie zum Zweck des Feuerentzündens geeignet erscheint, ohne die erwähnten Uebelstände oder wenigstens in so geringem Grade zu zeigen, daß sie praktisch nicht in Betracht kommen. Bei geeigneter Form des Feuerbehälters, der zur Vermeidung des Rostes doch nicht gerade aus Eisen zu sein braucht, ist nach Ansicht von Sachverständigen eine übermäßige Erhitzung des Gesteines wohl zu vermeiden; und da die Feuer doch nicht alle Tage, sondern nur bei seltenen Gelegenheiten entzündet werden sollen, wird die etwa eintretende schwache Erwärmung kaum von schädigendem Einfluß sein. Eine Schwärzung wäre bei der geplanten einfachen Form ohne große Mühe zu entfernen. Uebrigens braucht man nur die Namen der Preisrichter, der Herren Hermann Ende, F. Andreas Meyer, Schäfer, Thiersch und Wallot zu nennen, um die absolute Gewißheit zu haben, daß nicht nur den rein künstlerischen Erwägungen, sondern auch allen praktischen Bedenken bei der Ertheilung des Preises Rechnung getragen werden wird.

Als nationalen Gedenktag, an dem überall die Feuer entzündet werden sollen, haben wir den ersten April vorgeschlagen und es freigestellt, auch an anderen nationalen Festtagen das Selbe zu thun. Damit meinen wir nicht, jede vaterländische Feier solle künftig so verherrlicht werden. Wir wollen vielmehr für alle lokalen Bedürfnisse einen möglichst weiten Spielraum lassen und wir dachten nur an Ausnahmetage, an denen ein großes nationales Ereigniß die Gemüther erhebt und die Erinnerung an Bismarck weckt. Wir selbst haben, da der erste April in die Universitätferien fällt, als studentischen Bismarck Gedenktag den Sonnenwendtag, den einundzwanzigsten Juni, bestimmt.

Was das Material der Säule betrifft, so ist in den Bedingungen ausdrücklich die Verwendung deutschen Gesteines vorgeschrieben, und zwar schlagen wir den harten und wetterfesten Granit vor.

Herr Wolf wünscht, eine Inschrift und ein Medaillon angebracht zu sehen. Wir wollen auch nach dieser Richtung dem Künstler volle Freiheit gewähren. Jedes Kind, so heißt es in unserem Aufruf, soll dem Fremden den Sinn der Säule deuten können. Ob der Künstler die Idee der Bismarck-Säule durch Anbringung von deutenden Zeichen oder aber in einer besonders charakteristischen Form, die Jedem, der sie einmal gesehen hat, sich dauernd einprägt, am Besten verkörpert: auch darüber soll zunächst das Ergebniß des Preisausschreibens belehren.

Bonn. Der Ausschuß der deutschen Studentenschaft.
J. A.: G. Ellermann, stud. med.

Digitized by Google

3 oder 3½ Prozent?

Ein persönliches Moment hat bei der letzten Begebung deutscher Anleihen mitgewirkt. Hätte Herr von Miquel, der Schöpfer unseres dreiprozentigen Zinstypus, sich entschließen müssen, zu dreiundeinhalb Prozent zurückzukehren, so hätte Das für ihn eine empfindliche Niederlage bedeutet. Man muß eben die besondere Abart öffentlicher Meinung kennen, die von Ministerialdirektoren und Geheimräthen ausgeht und die, weil ihr doch die Unterlage fachmännischen Urtheilens nicht abgesprochen werden kann, unter Umständen auch einen talentvollen Chef genirt, — besonders, wenn er fühlt, daß er schließlich ja Unrecht behalten hat. Auch scheint man in den höheren Beamtenkreisen nachgerade am eigenen Leibe zu fühlen, was es bedeutet, daß die Zinserträgnisse unserer Staatspapiere niedriger geworden sind. Daher das lange Zaudern des Finanzministers, seiner Geldnoth ein Ende zu machen. Daß die Banken mit Undank belohnt worden seien, ist eine Fabel. Das alte Preußen-Konsortium hatte sich bei allen — freilich nur indirekt geführten — Verhandlungen nur für dreiundeinhalbprozentige Konsols interessirt. Da war es Herrn von Miquel ein erwünschter Sukkurs, als gewichtige Stimmen aus der Hochfinanz sich für den dreiprozentigen Typus erhoben. Man könnte vielleicht versucht sein, daran zu denken, daß Herr Siemens zu Hofe geladen wurde und später am Kastanienwäldchen erschien, und diese Vorgänge mit dem Sieg der Deutschen Bank in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Diese Annahme wäre wohl falsch. Die Sache verlief sehr viel einfacher und sehr viel zufälliger. Der Finanzminister erfuhr eines schönen Tages von einer Bank, die, als ein weißer Rabe, sich für den dreiprozentigen Typus als den Zukunftstypus für Deutschland begeistere, er entschloß sich kurzweg, — und der Herr Bankdirektor Siemens wurde zu Verhandlungen eingeladen. Politisch standen die beiden Männer einander immer ganz fern; und dabei wird es auch ferner sein Bewenden haben, denn die Vielbeschäftigten werden weder Zeit noch Neigung haben, sich in ihnen von Grund aus fremde Meinungen hineinzuleben.

Der Entschluß der Deutschen Bank, in heutiger Zeit die zweihundert Millionen selbst zu übernehmen, war nicht unbedenklich. Selbst wenn sie Recht behält und die Subskription, abgesehen von der üblichen Aufschminkung, einen wirklichen Erfolg erzielt, ist der Zwischengewinn von ⅝ Prozent doch keine genügende Prämie für das übernommene Risiko. Für einen bedeutenden Theil dürfte freilich Herr Siemens Rückendeckung gesucht haben. Stern in Frankfurt a. M., der mit seinen londoner und pariser Häusern allein schon eine kräftige Gruppe bildet, war von vorn herein betheiligt. Daß auch auf amerikanisches Kapital gerechnet werde, weil doch die Deutsche Bank drüben so einflußreich dastehe, wurde mir mit lächelnder Miene verneint. Immerhin stieg an dem selben Tage, an dem die Bildung des Anleihesyndikates bei uns angezeigt wurde, der Wechselkurs auf New-York, — und Das bedeutet, daß Geld von dort verschifft werden könnte.

Angeblich spielten bei der Uebernahme auch patriotische Gefühle mit; man hätte endlich die Legende von Deutschlands Armuth im Auslande unmöglich machen wollen. Das klingt ja recht schön; nur soll man nicht vergessen, daß das Siemens-Institut mit seinen weltumspannenden Unternehmungen selbst den größten Nutzen von dem Kredit Deutschlands hat. Auch werden die bösartigen englischen Aus-

Digitized by Google

streuungen über unsere Geldverhältnisse darum nicht verstummen. Die Bethätigung des deutschen Kapitals ist klar. Wir hatten Oesterreich, Rußland und die Union finanzirt, ehe das Reich anfing, eine Schuldenlast zu häufen, und selbst dann haben wir noch Italien, Mexiko, Portugal, Serbien, Argentinien und Griechenland sanirer helfen. Wir hätten also in unseren Anlagen nur einseitiger, auf unsere Handelsstellung nur weniger bedacht zu sein brauchen, — und unsere Staatspapiere würden weit über Pari stehen. $2^3/_4$ prozentige englische Konsols werden zu 112 notirt, und wenn unsere dreiprozentigen Konsols auf Pari ständen, so würde der Unterschied dem Abstand zwischen englischem Reichthum und unserer Wohlhabenheit hinreichend entsprechen. Die deutschen Fonds stehen aber auf 92 und so bedeutet der ganze ungeheure Geldanspruch unserer Industrie, die den Neid der Engländer täglich reizt, nicht mehr als acht Prozent am Kurs. Die Baarmittel des deutschen Volkes zu Gunsten seiner festen Anlagen sind also immerhin recht beträchtlich. Selbst die führenden londoner Blätter, die sich sonst großer Objektivität befleißigen, stehen jetzt völlig unter dem Einfluß der Geschäftsempfindungen der dortigen Industri ellen. Der riesige Aufschwung unserer Großgewerbe ist förmlich das Elsaß-Lothringen für die Engländer geworden; schließlich wird es aber ihr eigener Schade sein, wenn sie uns deshalb unfreundlich behandeln.

Unerwartet war die Absage der Diskontogesellschaft und anderer berliner Bankfirmen an die Deutsche Bank. Da es sich um den Anleihekredit des ganzen Landes handelte, hätten sie sich ein Beispiel daran nehmen sollen, was etwa die Sozialdemokraten sagen, wenn Eugen Richter kandidirt und sie selbst keine Aussicht haben: trotz Alledem, ja! Aber die alten Konsortialen waren verärgert und wollten nicht wissen, daß Herr von Miquel eben so gut Herrn von Hansemann hätte holen lassen, wenn er geglaubt hätte, auf seine Zustimmung zum dreiprozentigen Typus rechnen zu dürfen. Die alte Geschäftsverbindung hat einen Stoß erlitten und ein Haus von der Macht Mendelssohns wird Das so leicht nicht vergessen. Freilich halten die Zurückgesetzten den Sieg der Deutschen Bank für einen Pyrrhussieg. Möglich sei, daß unsere Konsols von 92 auch auf 99 steigen, aber eben so möglich sei ein Zurückgehen bis auf 88 im letzten Quartal. Besonders pessimistische, aber doch erfahrene Baukleiter halten es sogar für möglich, daß selbst die dreiundeinhalbprozentigen Konsols unter 90 sinken. Trotz der Diskontoherabsetzung der Reichsbank meinen sie, daß unsere Baarmittel sich in Folge des unverhältnißmäßigen Wachsthumes der Industrie festlegen und immer fühlbarer verringern müssen. Während in England, bei einem Bankdiskont von fünf P ozent, Konsols weiter über Pari verharrten, hingen die Kurse der festen Anlagen in Deutschland offenbar von dem jeweiligen Zinsfuß ab. Diese Erscheinung sei begreiflich, weil jenseits des Kanals die Konsolsbesitzer meist anderen Schichten angehörten als die Leute, die der hohe Diskont für ihre Wechsel interessirt, während bei uns die selben Leute, die in Fabriken und Handelsunternehmungen ein fortwährendes Kreditbedürfniß entwickeln, zugleich auch Inhaber der Staatspapiere sind. Steigt der offizielle Satz für Wechsel und Lombard, so hält Das unsere Fabrikanten und Kaufleute durchaus noch nicht von weiterer Anspannung ihrer Unternehmungen ab; aber Staatspapiere sind bei sinkendem Kursniveau nur schwer verkäuflich. Denn gerade Diejenigen, die sonst zu kaufen pflegen, sind es dann, die durch ihre Verkäufe auf den Markt drücken. In solchen Befürchtungen ist viel Wahres und die Meinung mittlerer

Digitized by Google

Geschäftsleute ist vielleicht besser begründet als die Anschauung der Großen, die den Dingen allzu nah stehen, um in jedem Augenblick klar zu sehen.

Solche Befürchtungen schrecken die Uebernahmegruppe nicht: sie athmet und jauchzt im rosigen Licht! Wenn man sie hört, so entspricht der dreiprozentige Typus allein den Vermögensverhältnissen des deutschen Volkes, denn es lebe bei seinen überaus vielseitigen Geschäftsgewinnen nicht von diesen Zinsen; nur die Ersparnisse werden zu 3 bis 3¼ Prozent angelegt. Auch bisher habe sich schon ein starkes Verlangen nach unseren Konsols geltend gemacht. Das muß allerdings die Deutsche Bank bei ihrer großen Kundschaft beurtheilen können. Nur die Zwischenhände hätten bis jetzt gefehlt, weil die Bankiers nichts mehr übernehmen wollten. Sie hätten eben bei der unfreiwilligen Regirungpraxis der vielen kleinen Anleihen niemals wissen können, wie große Beträge noch folgen und auf den Kurs drücken würden, und die andauernde Ungewißheit, ob man nicht doch zu einer dreiunddreihalbprozentigen Aera zurückkehren werde, habe lähmend gewirkt. Heute seien alle diese Bedenken mit einem Schlage beseitigt — Bedenken, die übrigens auch Herrn von Miquel eingeleuchtet hätten — und damit sei die Bahn für einen Konsolsabsatz im größten Umfange frei. Außerdem sei der eigentliche Druck bisher auch nicht vom verkaufenden Publikum, sondern nur von einzelnen Bankiers ausgegangen, die ihre Papiere einst zu viel höheren Kursen übernommen hatten.

Es ist kaum glaublich, wie siegesgewiß sich diese Optimisten geberden. Ihnen gilt die Transaktion der Uebernahme für ganz unbedenklich, sogar für im höchsten Grade solid, und sie glauben an einen durchschlagenden Erfolg der Zeichnung, also an einen schnellen Verkauf ihrer Bestände. Ob es zu diesem erhofften Erfolg beitragen wird, wenn die Reichsbank und ihre sämmtliche Agenturen als Subskriptionstellen fungiren, ist abzuwarten. Das Publikum pflegt gern seine alten Bankverbindungen. Ziehen aber die neuen Papiere nicht gleich, so rechnet man darauf, daß im Lauf eines Jahres etwa die Industrie aus ihrer Ueberproduktion wieder in normale Gleise eingelenkt haben wird, so daß auch ihre Ansprüche an den Geldmarkt geringer werden. Diese Erwägung ist nicht von der Hand zu weisen. Mit Recht dürfte man auf einen bedeutenden Theil derjenigen deutschen Kapitalisten zählen, die ihre amerikanischen Bonds zu den bekannten hohen Kursen wieder nach drüben abgegeben haben. Wurde jenen Kreisen doch schon vor Abschluß der neuen Anleihe von ganz unbetheiligter Seite gerathen, ihre flüssig gewordenen Gelder in dreiprozentigen Konsols anzulegen. Ungefähr vierzig Prozent unseres Bankbesitzes dürften aber wohl noch unveräußert geblieben sein und von New-York erst nach und nach hinübergezogen werden. Wenn die Amerikaner dann von Neuem große Geschäfte vor sich sehen, werden sie die selben Papiere um einige Prozent billiger wieder losschlagen und unser Publikum wird sie mit Vergnügen zurückkaufen. In England, wo man beständig so viele andere Unternehmungen zur Verfügung hat, verkauft man die amerikanischen Eisenbahnaktien förmlich aus; man hält, durch Erfahrung gewitzigt, von keiner noch so glänzenden Konjunktur dieser Papiere mehr Etwas. Dagegen interessirt man sich jetzt wieder für afrikanische Goldshares. Bei uns sollen besonders die Damen in der Provinz von dem Goldfieber angesteckt sein; sie hören, daß ein solcher Share früher eben so viele Pfund Sterling gekostet hat, wie er jetzt Shilling kostet, — und Das reizt ihre Gier.

Pluto.

Digitized by Google

Theater.

Richelieus weiche und doch oft hart zupackende Prälatenhand lenkte mit leisem Druck schon die Geschicke Frankreichs, das unter Luynes und Vieuville unheilvoller Wirrniß preisgegeben schien, der frondirende Adel war niedergeworfen, den verhaßten Hugenotten die Möglichkeit politischer Wirkung entrissen und im Reich der feinsten Geister die Herrschaft des tourainischen Jesuitenschülers René Descartes wie ein fester, unverrückbarer Fels begründet, als Hercule Sabinien de Cyrano de Bergerac ins Leben hineinwuchs. Um des Gascognersprossen Wiege, die in Paris stand, heulte der Märzsturm; und als der achtzehnjährige wilde Bursche dem Zwang der geistlichen Schule in Beauvais und dem Bakel des pedantischen Magisters Grangier entlaufen und 1638 seinem treuen Freunde Le Bret in die Gardetruppe des Hauptmannes Carbon de Castel-Jaloux gefolgt war, hatte der Kardinal längst den Trotz der vom alten Glauben Abtrünnigen gebrochen, die Königin-Mutter Maria von Medici aus dem Lande getrieben, bei Castelnaudary das Bündniß zwischen dem rebellischen Adel und den Spaniern gesprengt und den letzten Montmorency dem Henker ausgeliefert. Auch die Essais de Philosophie von Descartes waren damals schon erschienen und hatten mit lange nachhallendem Stoß den Philosophenthron erschüttert, auf dem Pierre Gassendi, der epikuräische Sensualist, seit beinahe zwei Jahrzehnten in kaum noch bestrittener Hoheit saß. Taine hat einmal gesagt, es sei fast immer die Aufgabe des französischen Geistes gewesen, die in England entdeckten neuen Thatsachen und die in Deutschland ersonnenen Theorien zu populariſiren, aus dem schwerfaltigen Gedankenschleppkleid zu schälen und ihnen in Europa das Bürgerrecht zu sichern. Das hatte der Provençale Gassendi für den englischen Sensualismus gethan. Er verdankte seinen pariser Lehrstuhl der Gnade Richelieus; ob der kluge Kardinal in den letzten Regirungtagen aber nicht fühlte, daß der starke Vertreter des Spiritualismus, daß Descartes seiner Gunst würdiger war als der Epikuräer, der verkündete, alles staatliche und gesellschaftliche Leben beruhe auf einem Vertrag, den man schließe oder löse, je nachdem es der Vortheil erheische? Der große Staatsmann und der stille Philosoph schienen geschaffen, einander zu verstehen und in ihrem starken Wollen zu stützen. In Hanotaux's Buch über Richelieu mag man lesen, wie das ganze Wesen und Wirken des Kardinals von dem Wunsch beherrscht war, die Allmacht des absoluten Königs

Digitized by Google

vor jeder möglichen Schwächung zu bewahren, — seines Königs freilich, dessen Hand er weise zum Rechten lenken würde. Auf der Spitze der Staatspyramide sollte im Strahlenkranz der gallische Dalailama thronen, unnahbar und von keiner anderen Gewalt in der Glorie beschattet; die Geschäfte würde der oberste Mandarin besorgen, dem eine behutsam gedrillte Intendantenschaar Handlangerdienste zu leisten hatte. Diese dem Oberflächenblick monarchocentrisch scheinende Politik hätte sich mit der anthropocentrischen Weltanschauung des Tourainers gut vertragen. Das vollkommenste Wesen, das Descartes Gott nannte, sollte im engeren Gebiete der Zeitlichkeit nach Richelieus Wunsch König heißen; und wenn der Kardinal auch den kartesianischen Zweifel nicht brauchen konnte, so mußte ihm doch die sauber gegliederte Hierarchie des Descartes willkommen sein, in der alles Geschaffene seinen genau bestimmten Platz hatte: unten die unbeseelte, nur von einem Maschinenmechanismus bewegte Thierheit, oben der vernünftige, im Willen nicht determinirte Mensch. Mit diesem kartesischen Menschen, der — cogito, ergo sum — denkend den Willen zum Leben bejahte und sich — bene qui latuit, bene vixit — in eine Art beschaulicher Selbstkasteiung verschloß, ließ sichs bequem regiren. In ihm war die Lehre der Stoa lebendiger als der auflösende, jedes politische Band lockernde, keinem staatlichen Gefüge günstige Geist des ersten, vorpaulinischen Christenthums. Er strebte nach dem summum bonum der Seelenruhe und stillen Bescheidung und Descartes rief ihm zu: Quiconque a vécu de telle sorte que sa conscience ne lui peut reprocher qu'il ait jamais manqué à faire toutes les choses qu'il a jugées être les meilleures, il en reçoit une satisfaction qui est si puissante pour le rendre heureux, que les plus violents efforts des passions n'ont jamais assez de pouvoir pour troubler la tranquilité de son âme. Ein froher Optimismus, der im Menschen den glücklichen Besitzer des freien Willens und der reinen Vernunft sah; kein jauchzender, sondern ein sanfter Optimismus, der von angstvoller Skepsis zu ruhiger Gewißheit gelangt ist und vor dem störenden Wirbelsturm der Leidenschaften das Fenster schließt und verkittet. Gassendi, den man heute vielleicht einen Naturalisten nennen würde, ärgerte sich an dieser rationalen Philosophie, La Bruyère hieß sie eitel und unfähig, der Menschheit die tiefsten Geheimnisse zu entschleiern, La Fontaine regte der Gedanke, daß seine geliebten Thiere nur noch Maschinen und dem als

Digitized by Google

Krone der Schöpfung gepriesenen Menschen nicht verwandt sein sollten, zu heller Wuth auf und Molière lächelte bitter über den seltsamen Spiritualisteneinfall, sinnliche Triebe und Leidenschaften aus dem Bereich der Menschlichkeit bannen zu wollen. Einem Richelieu aber mußte die Lehre gefallen, die für die Autorität eintrat, allem demokratischen Wesen feindlich war, das Glück der Staaten rühmte, in denen ein einziger fester Wille unbeschränkt gebot, und dem wachen Erdenwaller des Inneren stillen Frieden als allein erstrebenswerthes Ziel wies. Dem Kardinal entging der Philosoph, der Christines Lockruf nach Schweden folgte; der kartesianische Geist aber stützte lange das Werk Richelieus und Ferdinand Lotheissen, der in seiner Geschichte der französischen Literatur im siebenzehnten Jahrhundert die politische Gestaltung leider nur flüchtig streift, konnte mit Recht sagen, daß erst, als die Gebildeten sich von Descartes zu Voltaire und den Gassendis Versuch erneuenden Aufklärern gewandt hatten, für die Revolution, den Umsturz der centralistischen Schöpfung Richelieus und des Sonnenkönigs, der Weg gebahnt war.

Richelieu starb, ehe sein Werk vollendet war, die Spanierin Anna von Oesterreich und der Italiener Mazarin herrschten achtzehn Jahre lang über Frankreich, die Zeit der Fronde kam, dann die Epoche des Glanzes, die vom Pyrenäischen bis zum Frieden von Rijswijk reichte, und endlich, von Dubois bis zu Necker, Calonne und . . ja, — und Sieyès, der Verfall. Die Gebildeten wandten sich von Montesquieu zu den Physiokraten, von Voltaire zu Rousseau, auf Robespierre folgte Bonaparte, die Industrialisirung des Landes begann, Descartes und die Sensualisten waren vergessen, um Royer-Collard, Cousin und Jouffroy sammelte sich eine kleine Gemeinde, nach kurzen Versuchen, die alte Monarchie oder ein neues Caesarenthum mit der Demokratie zu versöhnen, beschritt die Vorhut den Weg, der zur Volkssouverainetät und zur republikanischen Staatsform führen mußte, die Macht der Kirche wurde, so schien es, entwurzelt und mit Posaunenstößen der Sieg der naturwissenschaftlichen Weltanschauung verkündet. Das Experimentirland der Geschichte hat alle erdenkliche Wandlungen durchlebt, sittliche und politische, geistige und wirthschaftliche, und man sollte meinen, heute, nach einem Vierteljahrtausend, müsse es schwer sein, uns in die Atmosphäre zu finden, in der neben dem reinen kartesischen Licht auch das Flämmchen des Satirikers Cyrano aufflackerte. Das wäre ein Irrthum: über der Menschheit große Gegenstände hat die Mode keine Gewalt; sie kann ihr Kleid ändern, auf die alten Modellpuppen neue Flicken nähen,

Digitized by Google

— das Wesentliche überdauert die Zeitlaunen. Es mag, je nach dem Temperament, zur Heiterkeit oder zur Wehmuth stimmen, wenn man sieht, daß heute noch um die selben Fragen gehadert wird wie in den Tagen der Preziösen, der Mazarinaden und Dragonaden. Ist am schönsten Schöpfungtage der Mensch als ein aufrechtes, von göttlichem Odem beseeltes Wesen aus der herrisch gestaltenden Hand des Allvaters hervorgegangen oder ist er das Produkt einer „natürlichen Schöpfungsgeschichte", das entwickeltste Exemplar einer Thiergattung, deren dunkle Ahnenreihe der Blick des Forschers noch nicht völlig entschleiert hat? Ist sein Wille frei oder determinirt? Führt in ihm, nach dem festen Glauben der Dualisten, das in seiner Sinnenlust nie zu stillende Fleisch einen ewigen Krieg gegen den erstarkenden Geist oder dürfen wir dem moderneren Bekenntniß der Monisten trauen? Wie lenkt man am Besten die Völker und welche Staatsform wahrt mit der größten Sicherheit zugleich den Anspruch der res publica und das Recht des Einzelnen? Soll Einer Herr, Einer König sein oder ist die Theilnahme der organisch gegliederten Masse an der Leitung der Volksgeschäfte erstrebenswerth? Und welche Stellung gebührt in der Volkheit den einzelnen Klassen, — gebührt vor Allem dem Krieger, dem Schützer des nationalen Besitzes, dem Manne, der Mannestugend, Tapferkeit, Ehre und Selbstlosigkeit mehr als der in bürgerlicher Arbeit Schwitzende zu verkörpern scheint und der durch die Auslese der Tüchtigsten auf die Höhe seines Berufes getragen wird?... Wer genau hinhorcht, wird bald merken, daß hinter den wechselnden Losungworten des Tages noch immer diese uralten Fragezeichen dräuen, und sich dann nicht mehr wundern, wenn er hört, daß in dem Lande, dem, während Deutschland noch an den Wunden des Dreißigjährigen Krieges blutete, schon eine fein duftende Kulturblüthe beschert war, ein ritterlicher Satiriker aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts wieder der nationale Held sein kann. Cyrano ist Aristokrat, aber kein hochmüthiger Junker; er denkt, wie Corneille: Le pire des États, c'est l'État populaire, aber er liebt das Volk, als dessen Sohn er sich fühlt, und würde im Nothfall für einen gefährdeten Trotzknecht so gern wie für den gesalbten König sein Leben lassen. Er hat, was man heute la piété sans la foi nennt, aber er haßt inbrünstig die Orthodoxen und betet zu der großen, leidenschaftlosen, dem Menschenblick unbegreiflichen Natur, die diesseits von Gut und Böse ist und den Starken, für den Kampf ums Dasein Tauglichen begünstigt, den Schwachen, um Raum zu schaffen, unbarmherzig in den Abgrund stößt. Er ist ein tapferer Brausekopf, aber kein Raufbold, regt sich oft ohne großen Gegen-

Digitized by Google

stand und wäre doch nie bereit, wie ein Fleischerknecht für eine gleichgiltige Sache sein Blut zu vergießen. Und er ist heiter, strahlt von Frohheit noch in der Todesstunde und ist ganz erfüllt von der gallischen Freude am witzigen Wort; er liebt le mot et la pointe und scheut nicht das Geständniß: S'il faut que pour la pointe l'on fasse d'une belle chose une laide, cette étrange et prompte métamorphose peut se faire sans scrupule, et toujours on a bien fait pourvu qu'on ait bien dit; on ne pèse pas les choses: pourvu qu'elles brillent, il n'importe. So ist er, mit dem reinen Federbusch auf dem Hut und dem sicher pointirten Einfall auf der Lippe, der echte Franzos, der unsterbliche Träger der Franzenzüge und heute noch so modern, dem Genius der Rasse so nah wie in den Tagen der Fronde.

Edmond Rostand hat ihn zum Helden einer comédie héroïque gemacht, die auch in Berlin aufgeführt, in ihrem wahren Wesen aber kaum erkannt worden ist. Die Uebersetzung des Herrn Fulda ist, trotz manchen schlimmen Fehlern, als saubere Arbeit zu loben, aber sie giebt von der graziösen Kraft und dem lustigen Reichthum des französischen Dichters keinen Begriff und führt, weil der Uebersetzer sich zum Sklaven des Reimes macht, den nach Verständniß tastenden Hörer oft in die Irre. Und für die Hauptrollen war unter den guten Spielern des Deutschen Theaters die Auswahl so unklug getroffen worden, daß auch aus der mimischen Kunst dem Komoediendichter keine wirksame Hilfe kam. Die Préziöse, die in einer leidvollen Liebe das Zieren verlernt und zum natürlich empfindenden Weibe wird, wurde von einer Theaterdame gekeift und gegreint, der jeder frauliche Adel fehlt und die im Hotel Rambouillet das unwillige Staunen der vergötterten Arthenice erregt hätte. Den Cyrano hätte Herr Reicher vielleicht ohne den panache des Romantikers, Herr Nissen zu norddeutsch gespielt; immerhin hätten Beide Humor mitgebracht und sich bemüht, aus dem Gascogner eine Gestalt zu machen. Das versuchte Herr Kainz, der Unveränderliche, gar nicht erst; er hatte Coquelin einige Effekte abgeguckt, sprach die Rolle geistreich — freilich, um die Behendigkeit seiner Zunge zu zeigen, allzu hastig — und mit der seit Jahrzehnten an ihm bekannten Gaminmunterkeit, aber er behandelte die Sache als einen parodistischen Spaß, den ein gefeierter Künstler mit geringem Kraftaufwand abthun kann, und gab sich in jedem Ton und jeder Geberde als den sieghaften Heldenjüngling, den es kitzelt, auf einer Redoute einmal mit einer falschen Nase zu girren und zu wettern. Cyrano darf nicht aus der Sphäre des heldischen Liebhabers kommen; er muß komisch sein, so komisch und unschön in jeder Wesensregung, daß der Zuschauer sich ihn nicht als einen von einer

Digitized by Google

holden Dame Geliebten vorstellen kann, und er muß dennoch durch die Kraft seines Fühlens und den Glanz seines mählich geläuterten Geistes nach und nach in die Heldenhöhe emporgehoben werden. Denn Das ist der Sinn des heiteren Spieles, das daneben noch eine allerliebste Sittenschilderung aus den Tagen der Astrâa bringt: zu zeigen, wie der Geist einem kümmerlichen Körper Schönheit und glänzenden Schimmer leihen kann und wie bei eleganten Damen sogar der Häßliche, wenn er nur höher denkt und tiefer empfindet als das Gewimmel, den hübschesten, heißesten Jungen auszustechen vermag. Solchen Sieg erringt der Groteske — das Wort aus dem Sprachschatz Victors Hugo und der romantischen Schaar ist hier am rechten Platz, denn in dieser Welt eines Komoediendualismus handelt sichs um den 1830 erklärten Krieg zwischen Grotesque und Sublime — freilich nicht leicht und nicht rasch. Arthenices reizende Jüngerin Roxane glaubt zwar, auf den kühlen Höhen reiner Geistigkeit zu leben, aber sie zieht den schlanken und strammen Junker Christian mit dem blonden Antinouskopf doch dem gnomenhaft häßlichen Herrn de Bergerac mit dem lächerlich riesigen Riechhorn vor, trotzdem Christian ein flacher Dutzendfähnrich und Cyrano ein Poet und ein Denker ist. Sacht aber vollzieht sich in ihrem Sinn die Wandlung: der Geist überwindet den Körper und Roxane liebt an Christian schließlich nur noch die feinen und klugen Worte, die Cyrano ihn sprechen oder schreiben läßt. Und es ist hübsch ersonnen, daß diese Wendung sich gerade vollzieht, während die Preziöse zum Weibe wird, und daß der Kluge klug genug ist, nicht klug zu sein und von der Wandlung im Wesen der Angeschwärmten gar nichts zu merken. Allerdings wird die liebliche Dame nicht auf eine ernste Probe gestellt: spät erst, als sie im Kloster seit fünfzehn Jahren schon um den schmucken Liebsten trauert, den die Spaniermusketen aus blühendem Leben rissen, erfährt sie, daß der Held ihrer Träume nicht Christian, sondern Cyrano hieß; sie erfährt es, als Cyrano selbst schon ein siecher, vom bleichen Banner des Todes umrauschter Mann ist, — und nun ist für das Schnäbeln und Tändeln Zeit und Stimmung dahin. Dem armen Herrn de Bergerac, der sich sein Leben lang nach Liebe sehnte und immer nur feile Gunst kaufen konnte, naht in der Sterbestunde noch der holde Trost: Une robe a passé dans ma vie! Ob aber Roxane, wenn die Entdeckung früher gekommen und es dann ans Umarmen und Küssen gegangen wäre, sich am Ende nicht doch an Cyranos Schicksalsnase gestoßen hätte, die so unförmig schreckend über dem beredten Munde dräute?

Der junge Herr Rostand hat früher schon, namentlich in dem melancholischen Märchen von der princesse lointaine, bewiesen, daß er seinen

Digitized by Google

Gedanken, die nicht gerade tief, aber klar und doch zum Nachdenken reizend sind, eine anmuthige Ausdrucksform zu finden vermag. Den großen Sieg, einen Triumph, wie er seit den Sonnentagen des jüngeren Dumas keinem französischen Dramatiker mehr beschieden war, erstritt ihm erst der tapfere Herr de Bergerac. Er fand die Gestalt . . . ja, wo fand er sie nicht? Sie ist ein Lieblingsgebilde gallischer Phantasie. Sie stammt aus dem spanischen Ritterroman, auf dessen Gipfel Don Quixote in einsamer Erhabenheit thront; und die zierlicheren Enkel haben von dem Ahnherrn wenigstens die Tragikomik des Wesens geerbt. In allen Epochen der französischen Dichtung, von den Tagen d'Urfés, des Asträadichters, bis zu Banville, Coppée und Richepin, begegnet uns der abenteuernde Ritter, dem das Geld immer, der Witz niemals fehlt und der stets bereit ist, für eine gute Sache zu fechten und furchtlos mit dem Teufel selbst um eine arme Seele zu raufen. In Hugos Don César de Bazan, der sich in Deutschland sogar die Operettenbühne eroberte, in Gautiers Fracasse und in den Musketieren des alten Dumas hat sich der Typus, in je nach der Mode verändertem Kleid, den in heiterer Freude bewundernden Blicken gezeigt; und seit die Romantiker in der Paarung ungleich Geschaffener einen neuen Reiz entdeckt hatten, sah man den lustigen Landfahrer mit den leeren Taschen oft auch in ein edles Jungfräulein verliebt, als ver de terre amoureux d'une étoile, nach Hugos tönendem Wort. Daß Rostand ihn so geschickt modernisirte, sicherte seinen Sieg. Die funkelnde, fast allzu reich pointirte Rede mußte französischen Ohren gefallen und der poetische Glanz, der mehr blendet als wärmt, entsprach dem Bedürfniß raffinirten Empfindens; aber der Theatersinn der Pariser ist zu gut geschult, um nicht gleich zu merken, wie locker das Gefüge dieser Heldenkomoedie ist und wie weit in der psychologischen Entwickelung der bunten Bilderreihe die Lücken sich dehnen. Doch der nationale Nerv war berührt: die Franzosen sahen endlich wieder den echten Franzmann mit dem scharfen Schwert und der spitzen Zunge, den idealen Gallier, den sie, während auf ihrer Bühne Skandinaven, Symbolisten, Feministen und Sozialisten herrschten, so lange vermissen mußten, und ihre geschmeichelten Sinne jauchzten in Lust. Daß Rostands Held Cyrano hieß, war im Grunde nur ein Zufall; Roxanes märchenhaft tapferer Vetter gleicht ja nicht einmal aufs Haar dem Manne, der schwache Dramen und starke Satiren schuf und über den Le Bret und Gautier schwärmerisch, Brun nüchterner berichtet haben. Der Theaterheld ist noch tapferer als sein adeliges Urbild; Beiden ist es versagt, den Vorhof zu überschreiten, der zum Glück des Ruhmes und der Liebe führt, und

Digitized by Google

Beide müssen sich mit dem Progonengeschick trösten, Begnadeteren den Weg zu bereiten. Sonst aber scheiden sich ihres Wesens Züge scharf von einander; nur in dem stolzen Widerwillen gegen die Massenmeinung vereinen sie sich noch einmal. Sie wollen allein fliegen, fern von dem Schwarm, — auf die Gefahr, die steile Höhe nicht zu erreichen, nach der ihre Seele sich sehnte. Dem Stärksten wollen sie, nicht einer kraftlos wimmelnden Vielheit, unterthan sein und bekennen sich gern zu dem homerischen Satz: Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω. Ob der Name Cyrano vom griechischen Koiranos abzuleiten ist, mögen die Gelehrten entscheiden; sicher ist, daß der Träger des Namens im Frankreich Faures und Zolas siegte, weil er die Herreninstinkte der an der demokratischen Krankheit Leidenden aufrüttelte und die Erinnerung an die Tage des gallischen Glanzes weckte. Wenn der Dreyfuslärm verhallt ist, wird man merken, daß es sich bei dem in beiden Lagern mit allen Mitteln brutaler Gewalt und tückischer List geführten Kampf um mehr handelte als um einen angeblich unschuldig Verurtheilten und daß auch die semitischen und die antisemitischen Mächlereien nur unbedeutende Begleiterscheinungen eines tiefer reichenden Zwiespaltes waren. Frankreich fühlt sich in seinem Lebensrecht bedroht; es möchte sich als ein starkes Herrenvolk in Europa behaupten und kämpft deshalb gegen die kapitalistische Korruption, gegen die träge Gleichgiltigkeit, die für alle sittlichen Fragen nur ein müdes, skeptisches Lächeln hat, gegen den Baudevillegeist, den selbst der ernsteste, traurigste Vorgang nur zu frechen Witzen stimmt, und gegen die Tyrannis der schnell von jedem Schwindler gefesselten Masse. Die Rettung, so hofft das Volk, soll von dem Heer kommen, das nicht, wie das regirende Parlament, aus käuflichen Strebern, sondern aus ehrenhaft denkenden, in einen starren Ehrbegriff gewöhnten Männern besteht, das der Panamaschmutz nicht bespritzt hat und dem man ruhig die nationale Zukunft anvertrauen kann. Die Hoffnung mag irrig sein; immerhin hat der jede andere Erwägung niederzwingende Wunsch, in dem aller bürgerlichen Autorität beraubten Lande wenigstens das Ansehen der Armee ungetrübt zu bewahren, in dem von Jules Lemaitre geleiteten Bunde La Patrie Française die feinsten Vorhutgeister zusammengeführt. Ist es da wunderbar, daß lauter Jubel den Vertreter des alten Gallierruhmes empfing, den in der Wirklichkeit Aller Augen vergebens suchten und der auf der Bühne obendrein nun noch witzig war? Die Donnay, Hervieu, Lavedan und ihre Geschwister vom Dumasstamm hatten als Satiriker die im Schwelgen faulende Gesellschaft gemalt, die dem Lande Ludwigs und Richelieus in der dritten Republik seit Jahrzehnten zum Unheil ward; Rostand brachte den kerngе-

Digitized by Google

funden Kriegsmann auf die Bretter, deſſen weißer Helmbuſch den Troß zu helleren Tagen herbeizuwinken ſchien, — und ein faſt ſchon verzagendes Volk grüßte in neuer Hoffnung ſein Ideal, den Retter aus Noth und Schmach.

Der Deutſche, dem Dilettantendramen und Puppenalleen geprieſen werden, wenn ſie in Märkerfrommheit das Hohenzollernhaus verherrlichen, der Deutſche, der den „Neuen Herrn", „Willehalm" und den „Burggrafen" gehorſam erduldet hat, mag über den Chauvinismus ſpotten, der die Dichtung in ſeinen Dienſt zwingt, und einem großen Kulturvolk einen aus edlerem Stoff geſchaffenen Helden wünſchen, als es der groteske Herr de Bergerac iſt. Wo aber wird dieſer Wunſch ihm heute erfüllt? Unſere Dichter ſprechen jetzt gern von ihrem Heimathgefühl, gern auch in den Lauten ihrer engeren Heimath, die ſo bequem die tiefere Charakteriſtik erſetzen, doch es gelingt ihnen nicht, eine Geſtalt zu ſchaffen, zu der ein Theil der deutſchen Volkheit, ein Stamm, eine Klaſſe, wie zu einem Vorbild im Leben und Leiden aufblicken kann. Herr Sudermann erzählt, Oſtpreußen, das Land ſeiner Kindheit, habe ihm das mythiſche Drama von den „Drei Reiherfedern" gegeben; könnte die künſtlich ins Dunkel gerückte Kindergeſchichte ſich aber nicht in jedem Fabelreich der Vorzeit abſpielen? Das Mißgeſchick, das ſie dem ſonſt ſo ſicher rechnenden Bühnenherrſcher brachte, war unverdient; in dem wirren Stück ſteckt viel Arbeit — leider nur allzu merkliche, die einen Schweißgeruch ins Märchenland ſtrömt — und mehr reines Wollen als in den lärmend gefeierten, im Innerſten fleckigen Werken des klugen Eklektikers, der ſeiner ſchwerfälligen Sprache diesmal mühſam ſogar einen leiſen rhythmiſchen Reiz abgerungen hat. Doch Rhythmus und Reim blieben unwirkſam und ſelbſt die paar hübſchen lyriſchen Stellen weckten die frühentſchlummerte Theilnahme nicht; der Hörer ward von Menſchenluſt und Menſchenleid nicht gepackt, aus der abſichtlich verdunkelten Räthſeltiefe tönte banale Weisheit für die reifere Jugend und ſchmerzhafter noch als im bunter ausgeputzten Bereich der verſunkenen Glocke wurde man im knirſchenden Sand dieſer Bernſteinküſte auf Schritt und Tritt an Hebbels Hohnwort über die ſchwächlichen Waghälſe erinnert: S'il pouvait! Deutſch iſt an dem Gedicht nur die Dekoration; der fleißige Mann, der es bei der Lampe unter Qualen ſchuf, mußte viele Bücher geleſen, Goethe und Anderſen, Hopfen und Roſtand, Hauptmann und Maeterlinck und manchen Anderen mit heißem Bemühn ſtudirt haben: den preußiſchen Oſten brauchte er nicht zu kennen... Herr von Wildenbruch ſchrieb neulich: „Keine Volksſeele war und iſt ſo wie die deutſche von dunklen, unwägbaren, unmeßbaren Gewalten durchſtrömt, die nicht der

Digitized by Google

Historiker, die nur der Dichter zu deuten vermag; dieser Aufgabe sind meine Dramen gewidmet." Der Satz steht in der Vorrede zu dem bei der Geburt unrettbar verunglückten Drama „Gewitternacht", über das man, um einen trotz seinen letzten Leistungen kräftig begabten Poeten nicht grausam zu kränken, kein Wort sagen darf. Auch diesem „Woller" ist der große Wurf also wieder nicht gelungen ... Und Herr Hauptmann, der Stärkste der Drei? Er hat uns im Herbst den „Fuhrmann Henschel" geschenkt. In dieser unlogischen Tragoedie, deren robuster Held sich im Pferdestall und in Kutscherkneipen eine fast hamletische Zartheit des Gewissens bewahrt hat, mag Mancher nicht ein sauber gearbeitetes und mit feinen sprachlichen Reizen verziertes Melodram, sondern ein Meisterwerk der Menschenbildnerkunst sehen und am Ende gar meinen, die Schöpfung dieser dumpfen, von Ganzguten und Ganzbösen bevölkerten Welt bedeute einen Triumph des Naturalismus, — dem dann wohl auch der sächsische Possenkellner zuzuschreiben ist. Bei diesem freundlichen Wahn brauchen wir uns heute nicht aufzuhalten. Daß der Fuhrmann, mit seinem schwindligen Gewissen, seiner slavischen Büßerinbrunst und Märtyrerhysterie, keine für den deutschen Bauern oder Landstädter typische Gestalt ist, kann nicht ernsthaft bestritten werden; er stammt aus der russischen Literatur und die schlauen und flinken Schlesier würden ihn wie ein Wunderthier anstaunen. Gewiß kann Gerhart Hauptmann mehr und sieht tiefer als Edmond Rostand; einen Helden aber, der dem deutschen Empfinden so nah steht wie Cyrano dem französischen, hat auch er uns bisher noch nicht gezeigt.

Nationale Helden sind nur auf einem Nationaltheater möglich; und daß wir ein solches Theater nicht haben, ist heute noch, wie in den Tagen des hamburgischen Dramaturgen, ein locus communis. Das pariser Publikum ist sittlich und sozial sicher nicht um ein Haar besser als das berliner; aber es hat eine alte Tradition, an die es sich in der Wirrniß klammern kann, und hat in frechster Aufrichtigkeit den Muth seines schlechten Geschmackes. Deshalb sind ihm die schlimmsten Moden niemals dauernd gefährlich geworden. Sogar die Preziösenwirthschaft hat, wie Brunetière lehrt, der französischen Dichtung Nutzen gebracht. Als die göttliche Arthenice im blauen Salon ihres Hotels an jedem Mittwoch den Getreuen die Parole ausgab, war sie der Mittelpunkt eines Kreises gebildeter Damen, die sich zwar spreizten und zierten, allzu spitzfindige Wortspiele liebten und dem unechten Flitterglanz der Alten zweiten und dritten Ranges, der Cicero und Seneca, übertriebene Bewunderung zollten, die trotz allem Schwulst und Ueberschwang aber die gesellschaftlichen Sitten und damit auch die Literatur verfeinerten und von Roheit und Schulfuchs-

Digitized by Google

pedanterie säuberten. So entstand eine Salonkultur, eine Poesie der gens du monde, der jede kraftvolle Volksthümlichkeit fehlte, die aber, weil sie dem Bedürfniß einer bestimmten Gesellschaftschicht entsprach, nicht zu so lächerlichen Auswüchsen führte wie in England der Euphuismus, in Italien der Marinismus. Zu der Marquise de Rambouillet kamen nicht nur vornehme Leute, wie die Prinzen Condé und Conti und die Herren und Damen des höchsten Adels, sondern auch die erlauchtesten Ahnen der intellectuels und cérébraux von heute: Richelieu und Malherbe, Corneille und Bossuet und die ganze Schaar der seitdem Verschollenen. Da wurde über Gassendi und Descartes, über den Sensualismus und das Wesen der Bewegungvorgänge, über die Gebote mondäner Sitte und die Pflicht, irdische Liebe zu reiner, das körperliche Leben überdauernder Geistigkeit zu läutern, geschwatzt, — nicht immer klug gewiß und in allzu kunstvoll gedrechselten Sätzen, stets aber graziös und in der einer werdenden Klasse fast schon natürlichen Tonart des Empfindens. Dieser Klasse entwuchs die französische Klassik, auf deren feinsten Werken ein parfumirtes Pudergewölk liegt, und Brunetière hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, daß diese Klassik ohne die Vorarbeit der illustres précieuses nicht entstehen konnte. Auch in Berlin giebt es jetzt Preziösensalons, giebt es elegante Damen, die einer neuen Literatur Hebammendienste leisten möchten und sich sehr stolz dünkeln, weil sie Zoten, die einen alten Gorilla schamroth machen könnten, in ruhiger Heiterkeit und ohne Blinzeln anhören. Sie tragen Spitzenkleider von Beer oder Worth und schnuppern gierig nach dem Duft des Hundebratens, der verhungerten Webern Brechreiz erregt, und des Tage lang aufgewärmten Sauerkohls, den Henschel mit seiner brünstigen Magd in der Stickluft der schmutzigen Krankenstube verspeist. Hinter ihnen, die mehr pervers als preziös sind, lebt keine Gesellschaftschicht, die eine neue nationale Kunst gebären könnte, lebt nur ein bunt zusammengewürfelter Parvenuhaufe, der immer Angst hat, nicht auf der Höhe der letzten Mode zu sein, und der deshalb Bilder kauft und Bücher preist, die ihm im Grunde gar nicht gefallen. In Frankreich bekennt man sich offen zu literarisch werthlosen Theaterstücken, die dem Zeitgeschmack schmeicheln; in dem von Berlin beherrschten Deutschland heuchelt man Beifall für Werke, denen das Klassengefühl der zahlungfähigen Klatscher widerstreben muß. Wann wird der deutsche Molière erscheinen, der unseren lächerlichen Preziösen im blanken Komoedienspiegel ihr zur Fratze verzerrtes Bildniß zeigt?

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Februar 1899.

Fastenspeise.

Draußen leuchtet die warme Lenzsonne, das Quecksilber hüpft auf dem Thermometer zwischen dem siebenten und dem achten Wärmegrad des wackeren Upsalers Celsius umher, in den berliner Miethkasernen sind alle Fenster weit geöffnet, betriebsame Wirthe haben die den Sommergarten markirenden Pflanzen aus dem Keller flink in den Hof geschafft und im Grunewald wurden die Fastnachtpfannkuchen im Freien verzehrt. Die norddeutsche Menschheit begrüßt das Wunder dieses in den Februar hineingezauberten Frühlings wie ein unerhofftes Geschenk, das noch herrlichere Ueberraschungen verheißt, und läßt sich von dem Gedanken an den Märzschnee, der vielleicht bis Ostern fallen könnte, nicht schrecken. Der Pelz, den ein Mann von alter deutscher Art sonst bis Himmelfahrt trägt, hängt, mit Kampherkügelchen in allen Taschen, schon im Schrank, der gelbliche Sommerpaletot ist aus langer Haft erlöst und beherzte Damen zeigen mittags auf der Straße die prallen Taillen ihrer engen englischen Kleider. Ringsum sieht man vergnügte Gesichter und selbst die Leute, denen es nicht mehr gelungen ist, neue preußische Konsols zu 92 zu erstehen, schmunzeln munter in den Sonnenschein. Und dabei ists mit der Faschingsfreude wieder einmal aus, die kümmerliche berlinische Karnevalsluft ist verbrauſt und die ernste Fastenzeit hat begonnen. Schon regen sich in den katholischen Provinzen die Fastenprediger, der Bischof von Münster eifert gegen das böse Genie der Dichter und Denker und der Abgeordnete Langerhans redet so oft wie in den Tagen, da seine pariser Tante für die deutsche Politik noch pythische Bedeutung hatte. Soll man sich bei dem schönen Wetter dadurch die Laune verderben lassen? Oder Trübsal

Digitized by Google

blasen, weil ein paar löbtauer Arbeiter, die im Bierrausch in eine Schlägerei verwickelt wurden, ins Zuchthaus gesperrt worden sind? Unsinn: den unbotmäßigen Massen kann eine derbe Lehre nicht schaden; und der Arbeit gebende Unternehmer muß Herr in seinem Hause sein, — mindestens, bis es ihm einstürzt, wie neulich in Halensee, und ein Menschenhäuflein begräbt. Schlimmer ist schon, daß die Freisprechung des Herrn Alfred Dreyfus wieder zweifelhaft geworden ist. Paris ist für uns doch viel wichtiger als Löbtau. Dieser nichtswürdige Senatspräsident Quesnay de Beaurepaire, der sein Amt und den Anspruch auf Pension geopfert hat, um Artikel zu schreiben, für die er nicht einmal Honorar bekommt und die der seit Monaten als gewonnen betrachteten Sache plötzlich eine neue Wendung gegeben haben! Gern würde man ihm eine längere Ferienmusse auf der Teufelsinsel gönnen. Immerhin kann man einstweilen zum Zeitvertreib wieder über die Verrottung der französischen Zustände wettern, sich wonnig in der heimischen Herrlichkeit spiegeln und die Wohlthaten preisen, die uns die deutsche Rechtsprechung in ihrer weisen Milde täglich gewährt. Nein: der Deutsche hat, selbst wenn er nicht ein begnadeter Märker oder ein für die Puppenallee geworbener Bildhauer ist, keinen Grund, in Sack und Asche zu trauern. Hat der Galiläer nicht den Fastenden zugerufen, sie sollten nicht sauer sehen wie die Heuchler? Und haben kluge Päpste und kleinere Kirchenfürsten nicht den Gläubigen erlaubt, während der Fastenzeit, sogar während der großen des jejunium quadragesimale, für die einzige Mahlzeit des Tages Fische, Eier, Milch, Butter und Käse auf den Tisch zu bringen, wenn sie nur das arge Fleisch mieden und lieber fleißig Fastenbrezeln aßen, die in Lauge gesottenen Bracellen, die, als gebackenes Symbol der zum Gebet verschlungenen Hände, seit den Kindheittagen der Christenlehre dem Auge der geweihten Sittenwächter wohlgefällig sind? Noch leben wir, trotz der thurmhohen Türkenfreundschaft, ja nicht nach der islamitischen Sitte und nach dem Koran, dessen zweite Sure während des Ramasans alle Mohammedaner zu strengem Fasten zwingt... Der verfrühte Lenz läßt in froh gestimmten Menschen des fleischlichen Gelüstens wilden Urtrieb erwachen. An heiteren Ereignissen ist heute in Deutschland kein Mangel. Wir brauchen, um uns ihrer in Ruhe freuen zu können, einen Butterbrief, einen nach der Ordnung gestempelten Schein, der uns gestattet, die karge Fastenzeit mit etwas fetterer und würzigerer Speise zu unterbrechen.

Un wenn wir ihn hätten: was würden wir thun?

Aus dem Thiergarten sind noch nicht alle Bäume entfernt. Da könnten wir uns auf eine Bank setzen und der Frage nachsinnen, wie es aussehen

Digitized by Google

wird, wenn zwischen dem Großen Stern und der Siegessäule nur noch Puppen stehen. Kein Baum mehr, höchstens noch niederes Strebergesträuch, — und dazwischen lauter Burggrafen, Markgrafen, Kurfürsten und Könige im weißen Paradeanzug, mit ihren Marmorbankbeamten. Schatten wird der Berliner dann vergebens suchen; aber die Liebe zum angestammten Herrscherhaus wird er im Schweiß seines Angesichtes lernen. Die meisten Bäume sind schon gefällt; schreitet die Arbeit weiter so rüstig fort, dann wird man sich im Hochsommer bei den Zelten in die Lüneburger Haide träumen können. Schade, daß die Verwaltung öffentlicher Gärten nicht zum Ressort des Herrn von Podbielski gehört. Eines Tages muß ja doch einer der hauptstädtischen Abgeordneten wegen der Verwüstung des Thiergartens interpelliren; dann würde der forsche Husarenhäuptling, der im Parlament den Ton altberlinischer Possen, so zwischen Thomas und Bendix, anzuwenden liebt, sich von seinem Sitz erheben und ungefähr also im Namen der Staatsregirung sprechen: „Aber, meine Herren, die paar Baumstümpfe machen den Kohl doch nicht fett. Das Zeug stand ja nur im Wege, wie mir mitunter ein Fremdwort, dessen Sinn ich nicht kenne und um das ich doch nicht rumkommen kann. Is ja Alles Unsinn! Schon ein inzwischen verstorbener Dichter, den Einige von ihnen, wie ich höre, sehr hoch schätzen, ließ eine kecke berlinische Volle die nur für Natur schwärmende Mutter fragen, was sie denn die jrienen Beeme angingen. Sie wollen Wald? Machen wir: Fahren Sie für einen Groschen nach Hundekehle, dann haben Sie die Nase voll Wald und können sogar eine Ansichtpostkarte an die lieben Verwandten schreiben. So verdient der Eisenbahnonkel und der Postschwede auch was. Und wenn Sie auf dem Rückweg über den Kurfürstendamm in ‚Indien' einkehren und bei Schaurté Abendbrot essen, sehen Sie gleich die Stätte, wo ich zuerst Sozialpolitik großen Stils getrieben habe. Was? In der Stadt soll der Wald sein? Mitten drin? Hast Du Worte? Hast Du Töne? Nehmen Sie mirs nicht übel, aber ich verstehe wirklich nicht, wie man solchen Sums machen kann. Ein Wald in der Stadt? Wenn ich nicht fürchten müßte, gegen die Sitte des Hohen Hauses zu verstoßen, würde ich mit dem modernsten Poeten fragen: ‚Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda?' Ein königlicher Park, den die gnädige Freigiebigkeit des Allerhöchsten Herrn in ein dynastisches Museum umwandeln will, ist doch kein Kindergarten und kein Bummlerparadies. Uebrigens ist die Abholzerei für die Dienstspritzen ja sehr amusabel. Und schließlich bin ich nur meinem Vorgesetzten für meine Anordnungen Rechenschaft schuldig und kann riesig eklig werden, wenn mir ein Unbefugter in die Parade fährt." Herr Kügler, der Direktor im Kultusministeri-

Digitized by Google

um, würde bei solchen Worten auf seinem Referentenstuhl erzittern und einen ängstlichen Blick auf Herrn von Hammerstein-Loxten werfen, dem er neulich so allerliebst heimgeleuchtet hat. Und der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, dessen Olympierhaupt eine sehr sonderbare Nationalökonomie und Verkehrspolitik entkeimt ist, würde, rathlos zwischen Freude und Verlegenheit schwankend, noch weniger als sonst wissen, ob er mild oder schroff auftreten, die Agrarier streicheln oder schmähen und die unverantwortlichen Reichsbeamten mit süßen oder mit bitteren Sätzen bewirthen solle. Wenn am Tag vor der Fastnacht acht Grad Wärme verzeichnet werden und der Wochenschluß wieder Schnee bringen kann, ists selbst für den Schmiegsamsten schwer, stets nach dem richtigen Thermometerstand gekleidet zu sein. Um Allen zu gefallen, muß man die lächelnde Behendigkeit des Herrn von Bülow besitzen, der, wie es heißt, dem Deutschen Reich schon wieder einen beträchtlichen politischen Erfolg erredet hat und deshalb im Ausland mit verdächtigem Eifer gefeiert wird, oder die Geduld des Herrn Kirschner, der wie ein artiges Kind auf den Tag seiner Konfirmation wartet und gewiß noch bestätigt wird, wenn er vor den Gräbern der Barrikadenkämpfer statt der bedenklichen erst die harmloser klingende Inschrift angebracht haben wird: „Für Männer!" Dann wird sogar der gute Herr von Lucanus den reuigen Sünder nicht mehr über die Achsel ansehen, sondern, so oft er ein Bedürfniß nach Erleichterung spürt, in heiterer Erinnerung an den Friedrichshain stöhnen: „Die Inschrift! Die Inschrift!"

...Im entlaubten Thiergarten kommt man auf unerlaubte Gedanken. Der Butterbrief würde den Bittenden gewiß nicht gewährt, damit sie den Fastendispens zu hämischen Glossen über Staatssekretäre, Minister oder gar Hofdienstboten benutzen. Aschermittwoch ist vorbei, der carrus navalis rollt nicht mehr durch das deutsche Land, mit dem plumpen Maskenballspaß ist auch das Faschingsrecht freimüthiger Narren zum Schweigen gebracht und das petit cochon und die demoiselles à marier der Frau Yvette Guilbert haben den Reiz der Neuheit verloren. Giebt es denn nirgends mehr einen Unterstand, wo der nach bitternißloser Heiterkeit Langende rasten und sich, ohne Winterpaletot, ins Sonnenland der Confetti versetzt glauben kann?

Einem Pfiffigen kam der Einfall, den als Gast des Kaisers in Berlin weilenden Fürsten von Monaco aufzusuchen. Die noch nicht verhafteten Direktoren des Klubs der Harmlosen sind, so dachte er, sämmtlich schon interviewt; aber Albert Honorius Karl, von Gottes Gnaden Fürst von Monaco, der auf dem Hundekopf residirt, wo einst dem Hercules Monoecus ein Tempel ragte: darauf ist noch Keiner gekommen. Der Zar hat sich nicht ge-

Digitized by Google

scheut, sein modernes Denken dem Journalisten Stead zu erschließen und offen zu sagen, wie gering ihm der Werth der gepriesenen politischen Mächlereien unserer Tage scheint. Vielleicht würde auch der Selbstherrscher aller Monegassen ein Bischen den Schleier lüften, der das Geheimniß seines Sinnens den Blicken verhüllt. Er schreibt ja selbst, spielt nach Monarchenart gern den Maecen und seine liebe Frau, Marie Alice, geborene Heine, verwittwete Richelieu, protegirt einen merkwürdig unmusikalischen Musiker, der nicht immer, wie seit ein paar Jahren, Isidor de Lara hieß und den die Fürstengemächer in Monte Carlo so häufig gastlich umfangen, daß böse Buben schon an die Palastpforte schrieben: Ici dort de Lara! Ein Verfahren wegen Majestätbeleidigung wurde nicht eingeleitet. Sonst wäre am Ende irgend ein Labori aus Paris gekommen und hätte vor vergnügt schmunzelnden Hazardspielern und Horizontalen die Familiengeschichte der Grimaldis, der ersten Fürsten von Monaco, und ihrer Erben, der Grafen Goyon-Matignon, erzählt. Dynastische Legenden müssen mit Vorsicht behandelt werden; und in einem Lande, dessen Flächenraum 21 Quadratkilometer umfaßt und dessen Bevölkerung fast 13 400 Köpfe zählt, sprechen entschleierte Geheimnisse sich schnell herum. Auch in Berlin würde der Fürst darüber gewiß nicht plaudern. Vielleicht über Tiefseeforschungen oder über ein anderes, eben so gelehrtes und langweiliges Thema aus dem Bereich der Naturwissenschaft, den er als emsiger Dilettant mit seiner Herzensneigung beglückt. Einerlei: die Leser lechzen nach Lustigem, nach im stärksten Lokalanzeigerstil Sensationellem, das ihnen die Aschermittwochsstimmung verscheuchen und sie für den hellen Februarsonnenschein noch empfänglicher machen kann. Albert Honorius Karl muß helfen.

Er stand in Regentenhaltung einem Spiegel gegenüber, in den er ab und zu einen tiefernsten Blick warf. Ueber seinem Fenster wehte die rothweiße, horizontal gestreifte Landesflagge. Auf dem Tisch lag eine Brieftasche mit dem Rautenwappen in Silber und Roth. Eine echte Monarchengestalt von erhabenem Adel in den feinen, geistvollen Zügen.

„Denken Eure Hoheit gar nicht daran, in den Kreis der Kulturstaaten einzutreten und Ihrem arbeitsamen und reifen Volk eine Verfassung zu geben?"

Seine Hoheit geruhten, mild zu lächeln. „Nein, daran denke ich nicht. Sehen Sie sich um in meinem Reich: da blüht des Bürgers Glück in nie bewölktem Frieden; und dieses Glück gönne ich meinen Monegassen. Uebrigens würde ich mich nicht für berechtigt halten, auch nur den kleinsten Theil der Monarchengewalt zu opfern, die mir durch Gottes Gnade anvertraut ist und für deren Gebrauch ich allein dem Höchsten verantwortlich bin. Im europäischen

Digitized by Google

Westen werden die Allerhöchsten Herren ja schon vom Pöbel in ihren Rechten bedrängt. Und im Süden bin ich, außer dem Sultan und Niki von Montenegro, eigentlich heute schon der einzige absolute Herrscher. Ich habe einen Generalgouverneur, einen Staatsrath, in dem sieben Komparsen sitzen, und einen Gerichtshof, dessen Mitglieder unabsetzbar sind. Scheinbar ist die Verantwortlichkeit also auf Andere abgewälzt. In Wirklichkeit bestimme ich Alles selbst und lasse mir nicht dreinreden. Nur um das Zollwesen kümmere ich mich nicht und überlasse es den Franzosen. Das mir nöthige Geld liefert der Kasinopächter in Monte, — und im Uebrigen interessiren die Finanzsachen mich nicht. Mein Volk hat Alles, was sein Herz begehrt. Sogar für die religiösen Bedürfnisse sorge ich, halte einen Bischof, Diakone und Akolyten und leiste in meiner Kathedrale Inszenirungen, deren sich Ihr Hofausstattungtheater nicht zu schämen brauchte. Für das leibliche Wohl der Bevölkerung sorgt die Administration des Jeux, die den Leuten so viel zu verdienen giebt, daß sie sich mit der kummerlosen Lustigkeit geputzter Opernchoristen unter den Fremden bewegen können. Was soll ihnen eine Verfassung nützen? An demokratischen Einrichtungen fehlt es uns nicht. Wie vor Gott, so sind auch vor dem Croupier Alle gleich. Kein Unterschied des Ranges und der Klasse gilt, wenn der Ruf erschallt: Rouge gagne et la couleur! Und Sie haben vielleicht einmal gehört, daß selbst dem Marquis von Salisbury an der Kasinothür der Eintritt verweigert wurde, weil er im abgetragenen Jacket erschien. Die Kulturvölker kommen zu uns, die Schwindsüchtigen, Bronchitischen und Geldgierigen; wozu sollen wir ihrem Beispiel nachstreben, dessen Allheilsamkeit mir nicht einleuchten will? Meine Unterthanen brauchen sich nicht zu quälen — das Bischen Export von Thonwaaren und Parfumerien spielt keine Rolle —, ihnen fällt, ohne daß sie sich anstrengen, Alles in den Schoß. Euer festländischer Konstitutionalismus ist ja doch nichts als eine vergoldete Lüge, die ein Fürst von Gottes Gnaden immer nur widerwillig dulden wird. Fragen Sie in La Turbie, in Eze oder in der Residenz Monaco, ob die Leute sich nach einem Parlament sehnen! Ich betrachte mich als den Vater meiner Landeskinder, von denen jedes meinem Herzen gleich nah steht und zu jeder Stunde ein offenes Ohr bei mir findet. Ich faullenze nicht. Sehen Sie: eben habe ich von hier aus telegraphisch regirt; da liegt noch das Brouillon. Es handelt sich um eine Maßregel ausgleichender Sozialpolitik. Bisher mußten die Fremden, wenn sie nach elf Uhr abends weiterspielen wollten, nach Nizza fahren. Ich habe angeordnet, daß ihnen künftig die ganze Nacht hindurch in Monte Carlo Gelegenheit gegeben wird, sich im Trente et Quarante und in anderen nützlichen Spielen zu üben."

Digitized by Google

„Bei solcher großherzigen Gesinnung werden Eure Hoheit gewiß geneigt sein, den edlen Plan des Kaisers von Rußland zu fördern?"

„Persönlich bin ich an der Sache nicht sehr interessirt. Ich unterhalte zwar eine Armee von 121 Mann, glaube aber nicht, daß ich in der Lage wäre, die Zahl zu verringern, denn die Leute sehen in ihren bunten Uniformen gut aus und man würde am Ende sagen, ich wolle knausern. Doch werde ich, wenn eine Einladung an mich ergeht, die Abrüstungkonferenz beschicken. Viel wird dabei freilich kaum herauskommen. Ich theile völlig die Ansicht Ihres Kaisers: so lange die Menschheit nicht von der Erbsünde erlöst ist, werden die einzelnen Individuen und Völker einander mit allen Listen und Gewaltmitteln zu übervortheilen suchen. Diese Erwägung hat mich ja auch bestimmt, das Spiel in meinem Kasino nicht zu hindern, trotzdem ich deshalb überall angegriffen und, höchst ungerecht, schnöder Gewinnsucht bezichtigt werde. Kann ich die lues ludendi ausrotten? Oder kann es mein gekrönter Vetter, der König Cleopold, der in Ostende ja auch mindestens ein Auge zudrückt? Ists nicht verständiger, den Spieltrieb, da er einmal vorhanden ist, in geordnete Bahnen zu lenken und der society, der guten und schlechten Gesellschaft aller Welttheile, die Möglichkeit des raschen Profites und einer Nervenerregung zu bieten, die sie nicht mehr entbehren kann und, wenn man ihr die Prunksäle sperrte, in dunstigen Spelunken befriedigen würde? Mein Volk lebt behaglich von den Lastern der anderen; und wenn ich mich über die Zeichen der Zeit nicht täusche, sind die Handelsvölker der alten und neuen Welt in ihrem politischen Streben von meinem System nicht mehr weit entfernt."

Albert Honorius Karl hatte geendet. Als das Interview am anderen Morgen erschien, fanden die Leser, es stehe nichts Sensationelles drin. Sie hatten geglaubt, der monegassische Autokrat sei als Sachverständiger nach Berlin geladen worden, um mit seiner reichen Erfahrung die langwierige Untersuchung gegen den Klub der Harmlosen in etwas schnelleres Tempo zu bringen, und gehofft, nun endlich Authentisches über den berühmten Hotelportier und seine weibliche Kundschaft zu hören. Politische und moralische Betrachtungen: Brr! Das schmeckt nach Fastenzeit, mindestens nach den Semijejunien. Draußen leuchtet die warme Lenzsonne und an heiteren Ereignissen fehlt es im Deutschen Reich nicht. Nur ist noch immer der Butterbrief nicht ins Land gegangen, der den Bürgern gestattet, die vaterländischen Zustände, ohne den großen Kirchenbann fürchten zu müssen, in ihrer wahren Komik zu sehen.

Digitized by Google

Der deutsch-böhmische Sprachenstreit.

Es geht schlecht in Oesterreich. Seit zwei Jahren stagnirt die parlamentarische Arbeit, mit dem § 14 kann nur das Nothwendigste erledigt werden und Alles leidet darunter. Gewiß: auch das beste Parlament zaubert kein Paradies hervor, aber der Mangel jeder gesetzgeberischen Thätigkeit ist doch an und für sich ein großes Uebel. Dazu kommt die Sorge um die Zukunft. Wie lange werden diese unhaltbaren Zustände noch dauern? Das Getreide wächst, die Fabrikschlote rauchen, die Werktagsarbeit geht ihren gewohnten Weg, — aber auf Allen liegt die dumpfe Sorge, wie es werden wird, unterbindet die Thatkraft der Unternehmungslustigen und hemmt jeden kühnen, vorwärts führenden Schritt. Und diese Krise muß das ohnehin zurückgebliebene Oesterreich in einer Zeit durchmachen, da ringsum Welten erobert werden und Alles sich wirthschaftlich drängt und rüstet, um Weltpolitik zu treiben. Bei den Einen führen bereits die Radikalsten der Radikalen das Wort und bei den Anderen werden sie, wenn die heutigen Zustände fortdauern, auch sehr bald an die Spitze treten. Die Vernünftigen, Besonnenen, Gemäßigten flüchten sich erschreckt in den Hintergrund. Gegen die neuen Helden kommen sie nicht auf. Humanität, Toleranz sind in Verruf erklärt: der Nationalitätenkampf nimmt die erschreckenden Formen eines Rassenkampfes an.

Dem, der noch nicht alle Sehnsucht nach einem friedlichen Zusammenleben zweier Kulturvölker verloren hat, wird bang um die Zukunft. In diesem wilden Kampfe muß Oesterreich zu Grunde gehen, wenn nicht rasch ein Ende gemacht wird. Von unten oder von oben. Aber ein Ende muß der Streit finden.

In der letzten Zeit wird wieder von Verständigungversuchen gesprochen und es wird vielleicht nicht ohne Nutzen sein, die Streitpunkte näher zu beleuchten, — so objektiv, wie es eben Einer kann, der mitten im Kampfe steht.

Der nationale Streit in Böhmen ist so alt wie das österreichische Verfassungleben. Der erste Versuch, ihn durch eine Verständigung zu schlichten, die sogenannten Wiener Punktationen vom Jahre 1890, mißlang. Abgesehen davon, daß man den Fehler beging, die Jungczechen nicht zuzuziehen, konnte es nicht anders kommen, weil man die Grundlage einer jeden Verständigung, die Sprachenfrage, in suspenso ließ. Hätte man damals den guten Willen gehabt, die Sprachenfrage so zu lösen, wie es die Besonnenen und Gemäßigten auf beiden Seiten heute vielleicht gutheißen würden, die Entwickelung der neuesten Geschichte Oesterreichs wäre eine andere geworden. Gegen die Zweitheilung des Landesschulrathes, des Landeskulturrathes, überhaupt gegen die nationale Autonomie an sich sträubten sich die Czechen keineswegs, aber den äußersten Widerstand mußten sie einer Lösung dieser Fragen entgegen-

Digitized by Google

setzen, wenn nicht eine gerechte Lösung der Sprachenfrage voranging. Sonst würde die nationale Autonomie, namentlich eine solche mit Kurien und dem Vetorecht, für alle Zeiten ein Hinderniß dieser Lösung geworden sein. Die Czechen können nicht zugeben, daß ihre Volksgenossen in den deutschen Gebieten Böhmens ihr Recht in fremder Sprache suchen müssen und daß sie in irgend einem Theil Böhmens die staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechte in Bezug auf Amt und Schule entbehren sollen. Möge man das historische Recht der Länder der böhmischen Krone in Bezug auf seine staatsrechtliche Wirksamkeit anfechten: das Vorhandensein eines Königreiches Böhmen, als Grundlage der Verfassung und mit allen Konsequenzen für die Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen, werden sich die Czechen nicht streitig machen lassen. Um so weniger, als sie nach ihrer Ansicht nur auf einem gesetzlich geltenden Recht bestehen, worin ihnen der oberste Gerichtshof in seiner neuesten Plenarentscheidung bekanntlich beigetreten ist.

Die Deutschen bestreiten dieses Recht auf Gleichberechtigung im ganzen Lande. Das Wort „landesüblich" des Artikels XIX der Verfassung interpretiren sie als „ortsüblich" und sie haben alle Sprachenverordnungen, die im Sinne der Gleichberechtigung ergangen sind, von Stremayr bis zu Badeni und Gautsch, auf das Allerentschiedenste bekämpft. Sie wollen es in den deutschen Bezirken Böhmens so gestaltet wissen wie in Salzburg, Oberösterreich u. s. w., die deutsche Sprache soll die alleinige Geschäftssprache sein, die böhmische eine fremde, nicht anders als eine jede sonstige nichtdeutsche Sprache. Um möglichst viele rein deutsche Bezirke zu haben, wollen sie eine territoriale Abgrenzung. Es giebt auch Solche, die eine abgesonderte Verwaltung für die deutschen Gebiete verlangen und aus dem Titel der Staatssprache den Anspruch auf Vorrechte für die deutsche Sprache selbst in czechischen Bezirken schöpfen.

Möge es mir gestattet sein, beide Standpunkte etwas näher zu prüfen. Bei der Forderung eines ausschließlich deutschen Sprachgebietes übersieht man nach meiner Ansicht einen wichtigen Umstand: das Ineinandergreifen der sozialen und wirthschaftlichen Entwickelung der beiden Gebiete. Das deutsche Grenzgebiet, rauher, gebirgiger, weniger fruchtbar, war von je her auf die Industrie angewiesen und eine der Hauptursachen seiner Blüthe und seines Reichthumes war die Wirthschaftgemeinschaft mit dem reichen agrarischen Centrum des Königreiches, das von den Czechen bewohnt war. Das war das natürlichste, nächste Absatzgebiet für die deutsche Industrie, aber auch das Reservoir für die in den deutschen Fabriken nothwendigen Arbeitkräfte. Und auch seitdem die deutsche Industrie eine Exportindustrie geworden, ist das böhmische Absatzgebiet wichtig für sie geblieben; außerdem ist die überschüssige böhmische Agrarbevölkerung nach wie vor für die deutschen Fabriken, für den reichen Bergbau geradezu unentbehrlich. Auf der anderen Seite hat

Digitized by Google

selbstverständlich die böhmische Landwirthschaft aus den Bedürfnissen der konsumtionkräftigen industriellen Bevölkerung ihren großen Nutzen gezogen. Das ist eine natürliche Wechselwirkung — durch die geographische Lage und Konfiguration und durch Jahrhunderte lange Anpassung bedingt —, die zu zerstören ein Wahnsinn wäre, weil es beiden Theilen nur Schaden bringen würde.

Diese wirthschaftlichen Vorbedingungen des Zusammenlebens beider Nationen im Königreich Böhmen sind es, die eine oberflächliche Beurtheilung so leicht vergißt und die jeden Vergleich mit Salzburg, Oberösterreich, Kärnthen ausschließen. Möchten etwa die Deutschen in Böhmen auch in wirthschaftlicher Hinsicht mit den Bewohnern der Alpenländer gleichgestellt sein? Oder kann Jemand bestreiten, daß ihre wirthschaftliche Kraft gerade durch ihre Zugehörigkeit zu einem wirthschaftlichen Gebiet mit hochentwickelter Agrikultur bedingt war und es noch lange sein wird? Endlich: wird Jemand leugnen können, daß dieses wirthschaftliche Ineinandergreifen und diese Abhängigkeit zweier Nationen von einander in den Sprachverhältnissen zum Ausdruck kommen muß, daß es eine gegenseitige sprachliche Duldung geradezu erfordert?

Die Deutschen fühlen allerdings auch die Unentbehrlichkeit der czechischen Einwanderung in ihre Gebiete, aber sie fürchten, wie sie behaupten, die Czechisirung. Aber doch wohl nicht die Czechisirung der Deutschen. Das wäre widersinnig, denn die Deutschen sind die wirthschaftlich Stärkeren, also zum nationalen Wettkampf besser ausgerüstet als die czechischen Arbeiter und Kleingewerbetreibenden. Sie können also nur fürchten, daß die Czechen durch die ihnen im amtlichen Verkehr gewährleisteten sprachlichen Rechte von der Assimilirung an die Deutschen zurückgehalten würden, und sie fürchten weiter, daß die amtirenden Czechen sofort ein Element der nationalen Propaganda werden würden, so daß mit der Zeit die deutschen Bezirke ihren ausschließlich deutschen Charakter verlieren könnten. Was nun die Beamten anbelangt, wäre vielleicht die Gefahr nicht so groß, weil es doch nicht ausgeschlossen ist, daß ein Theil der deutschen Beamten die czechische Sprache erlernt, — und die Czechen werden sicher die Beamtenposten in deutschen Bezirken nicht aufsuchen; denn es ist nicht gerade angenehm, unter einer feindlichen Bevölkerung Beamter zu sein. Daß die zuströmenden Czechen sich assimiliren, können die Deutschen aber überhaupt nicht mehr erreichen.

Die Arbeiter, die kleinen Gewerbeleute lassen sich ja heutzutage nicht so leicht entnationalisiren, einen Organisator finden sie unter sich leicht genug — man sieht ja, daß man im nationalen Kampfe ohne besondere Bildung und Geistesgaben auch der Führer eines ganzen, großen und kulturell hochstehenden Volkes sein kann —, und wenn eine Gefahr für die Deutschen wirklich da ist, so wird sie auch durch das nur auf der Oberfläche wirksame Mittel einer ausschließlich deutschen Amtssprache nicht aufgehalten werden können.

Digitized by Google

Auf der anderen Seite können die Czechen ihre Forderung nicht aufgeben, in ganz Böhmen in ihrer Sprache bei allen staatlichen Behörden ihr Recht zu finden. Die Einheit des Landes in dieser Beziehung kann keine czechische Partei und kein czechischer Politiker aufgeben. In dem einigen Königreich und in der Gleichberechtigung beider Völker wurzelt alles czechische Staatsbewußtsein und das Aufgeben dieser Forderung würde weder den Gesetzen noch der Zweckmäßigkeit entsprechen. Wäre man selbst zu einem solchen Opfer geneigt, so würden es aber auch soziale und wirthschaftliche Gründe verhindern. Umgekehrt liegt die Sache für die Deutschen. Selbst wo sie in czechischen Bezirken ihrem Erwerbe nachgehen, sind sie die wirthschaftlich Stärkeren. Die Deutschen im czechischen Gebiet sind meist Industrielle, Kaufleute, industrielle Beamte, die Czechen im deutschen Gebiet, wie bereits erwähnt, meist Arbeiter und Kleingewerbetreibende. Die Deutschen können sich daher im Falle der Noth viel eher durch bezahlte Anwälte vertreten lassen und werden auch bei czechischen Behörden immer Beamte finden, die des Deutschen mächtig sind. Die Czechen haben mit Hunderttausenden ihrer Stammesgenossen zu rechnen, die in den deutschen Bezirken arbeiten, und können die sprachlichen Rechte dieser wirthschaftlich Schwachen und Bedrängten nicht aufgeben. Eben so wenig darf Das der Staat. Der Arbeiter, der kleine Gewerbetreibende, der die deutsche Sprache wenig oder gar nicht beherrscht und dem man doch den Rechtsschutz und die Fürsorge der staatlichen Verwaltung nicht weigern kann, hat nach Recht und Billigkeit einen Anspruch darauf, in seiner Sprache Recht und Beistand zu finden. In dem Zeitalter, das sich mit Vorliebe das sozialpolitische nennt, sollte es für ausgemacht gelten, daß der Arbeiter die selben staatlichen Rechte haben muß wie die übrigen Staatsbürger; hat er doch auch die selben Pflichten, vor Allem durch die indirekte Besteuerung und die Wehrlast.

Allerdings wenden die Verfechter der Zweitheilung in Böhmen ein, der Arbeiter solle Deutsch lernen. Nun, Das ist leichter gesagt als gethan und man hat ja im letzten Sprachenstreit bis zum Ueberdruß von jener Seite gehört, daß es für den Deutschen, der Beamter werden will, eine ungeheure Zumuthung sei, Czechisch zu lernen. Der czechische Arbeiter kommt nicht als Bettler, sondern, um zu arbeiten, und er muß sich sein Brot hart genug verdienen. Der deutsche Unternehmer zieht aus dieser Arbeit seinen Gewinn und kann ohne den czechischen Arbeiter überhaupt nicht existiren. Uebrigens hat der Staat, da es sich nicht um Einzelfälle, sondern um Massenerscheinungen andersprachiger Minoritäten handelt, sich einfach den Thatsachen anzupassen und seine Aemter so einzurichten, daß sich die Aemter der Bevölkerung unterordnen, nicht umgekehrt. Oder sollen die czechischen Arbeiter, weil sie der deutschen Sprache meist unkundig sind, faktisch rechtlos sein?

Digitized by Google

Das wird kein gerecht denkender Deutscher verlangen können, namentlich nicht, wenn er ein Herz für die wirthschaftlich Schwachen hat, deren soziale Hebung schlecht damit anfinge, daß man ihnen ihre Sprache nimmt.

So stehen die beiden Ansichten einander schroff gegenüber. Und es giebt doch vielleicht eine Vermittlung zwischen beiden; nur darf man sich nicht gerade an die Extreme halten. Die badenischen Sprachenverordnungen, die Allen, die künftig in Böhmen Beamte werden wollen, die Kenntniß beider Landessprachen vorschrieben und die Durchführung einer jeden Amtshandlung in der Sprache der Eingabe anordneten, gingen von der Voraussetzung aus, daß damit auch eine sachlich richtige Geschäftsführung am Besten gewährleistet sein würde. Entscheidungen auf Grund von Uebersetzungen sind immer unbewußten und unbeabsichtigten Fehlern preisgegeben. Die Agitation, die gegen diese Verordnungen entfacht wurde, operirte mit dem Losungworte, daß die Deutschen zur Erlernung der böhmischen Sprache gezwungen werden sollten, obgleich in Wahrheit Niemand gezwungen wurde als Diejenigen, die Beamte werden wollten, und es gelang leider, das einzig vernünftige und für den staatlichen Dienst einzig ersprießliche Projekt unmöglich zu machen, — das einzige, wenn bei der Regelung der Sprachenfrage auf die Zustimmung der Deutschen nicht verzichtet werden soll. Baron Gautsch hat die badenischen Sprachenverordnungen aufgehoben und Böhmen in drei Sprachzonen getheilt, eine rein deutsche, eine rein czechische und eine gemischte Zone. Jedermann kann bei staatlichen Behörden im ganzen Lande in seiner Sprache Recht suchen und finden, aber die innere Landessprache richtet sich nicht mehr nach der Sprache der Eingabe, sondern nach der Sprache des Amtes und nur in den gemischten Bezirken nach der Sprache der Eingabe. Wie man sieht, erfuhr damit das Prinzip der von den Czechen vertheidigten absoluten Gleichberechtigung eine sehr weitgehende Einschränkung zu Gunsten der Einsprachigkeit der nationalen Gebiete. Und die Czechen haben zwar diese Sprachenverordnung nicht gebilligt, weil sie keine Ursache hatten, den rein prinzipiellen Standpunkt aufzugeben, ohne dafür die Zustimmung der Deutschen zum sprachlichen Frieden einzutauschen, aber sie haben deshalb die Regirung nicht angegriffen und sind auch nicht in die Opposition gegangen.

Die Absichten des Grafen Thun sind offiziell nicht kundgegeben worden, aber man wird kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß sie auf eine weitere Milderung des starren Prinzips der absoluten Gleichberechtigung gerichtet sind, namentlich für Bezirke, in denen die nationalen Minoritäten sehr klein sind; und auch wegen dieser Absicht haben die Czechen dem Grafen Thun die Freundschaft nicht gekündigt. Aus der Ruhe, mit der die jungczechische Partei die Politik des Grafen Thun beurtheilt hat, läßt sich doch schließen, daß die Czechen um des Friedens willen nicht abgeneigt wären, über eine

Digitized by Google

Milderung der Schlußfolgerungen aus dem Prinzip der absoluten Gleichberechtigung zu verhandeln und eine Lösung zu suchen, die früher vielen Deutschen für annehmbar galt und noch heute Denjenigen, die überhaupt den Frieden wollen, dafür gilt. Kann auch von der Gleichberechtigung als Grundlage nicht abgegangen werden, so ist es doch möglich, lokale Verhältnisse dort zu berücksichtigen, besonders da, wo die schwächere Nationalität nur ganz sporadisch vertreten ist. Nur dürfte da nicht einzig die seßhafte Bevölkerung in Betracht gezogen werden, denn dabei würden national und sozial die czechischen Arbeiter zu kurz kommen. Freilich muß berücksichtigt werden, daß nach dem neuen österreichischen Heimathgesetz Seßhaftigkeit viel früher und viel leichter erworben wird als vorher. Aber in diesen Konzessionen an den vorherrschenden nationalen Charakter deutscher und böhmischer Bezirke müßte eine vollständige Gleichheit, namentlich in Bezug auf die innere Amtssprache und den sprachlichen Charakter des Amtes überhaupt, durchgeführt werden. Ein Vorrecht der deutschen Sprache in den böhmischen Bezirken kann aus dem Titel der Staatssprache oder einer allgemeinen Verständigungsprache nicht gefolgert werden.

Alle diese Ausführungen beanspruchen nichts Anderes zu sein als die logischen Konsequenzen der Haltung der jungczechischen Partei; eben deshalb aber werden sie wohl kaum Lügen gestraft werden. Und man wird so gerecht sein müssen, anzuerkennen, daß, wenn die Czechen zu solchen Konzessionen bereit sind, sie im Interesse des Friedens und des gemeinsamen Vaterlandes mehr thun, als wozu sie nach Lage der Dinge verpflichtet wären; denn sie bilden die Majorität der Bevölkerung des Landes, stehen kulturell und wirthschaftlich den Deutschen in Böhmen nicht nach und haben für die strikte Gleichberechtigung Recht und Gesetz auf ihrer Seite.

Es wäre nur zu wünschen, daß auch die Deutschen von ihrer Forderung der territorialen Zweitheilung, die ja ohnehin sehr neuen Datums ist und im Anfange sehr gewichtige deutsche Stimmen gegen sich gehabt hat, abgehen und sich mit der nationalen Autonomie begnügen wollten. Nationale, nicht territoriale Autonomie beider Völker in Böhmen ist die richtige Lösung. Eine territoriale Theilung ist schon geographisch ein Unding und die administrative Leitung der deutschen Bezirke und Grenzbezirke von irgend einem Punkte Deutschböhmens aus wäre geradezu ein administratives Monstrum. Vom staatlichen Standpunkte wäre eine solche Zweitheilung offenbar eine Gefahr, die man nach den üblen Erfahrungen in den italienischen Grenzgebieten kaum heraufbeschwören wird, namentlich, wenn man das offen verkündete Programm der extremsten Deutschradikalen ins Auge faßt. Und wirthschaftlich würde eine solche Zweitheilung Gegensätze entfesseln, die für die Harmonie des deutschen industriellen Gebirgslandes und der czechischen Ebene mit ihrem Ackerbau und ihrer landwirthschaftlichen Industrie ver-

Digitized by Google

hängnißvoll werden könnten. Böhmen stellt eine so bevorzugte wirthschaftliche Einheit dar, daß es nur des einträchtigen Zusammengehens der Nationalitäten bedürfte, um das Uebergewicht Böhmens in Oesterreich zur Thatsache zu machen. Ferner läßt sich die nationale Scheidung auch deshalb nicht rein durchführen, weil gewisse gemischte Bezirke in Folge der Abhängigkeit der deutschen Industrie von den czechischen Arbeitkräften überhaupt nicht einheitlich abgezirkelt werden können. Auch würden die Czechen die Einheit des Königreiches bis zum Aeußersten vertheidigen; und ihre Widerstandskraft zu unterschätzen, wäre ein eben so folgenschwerer Fehler, wie zu glauben, daß man die Deutschen zum Zweck einer Czechisirung drücken dürfe. Endlich würde, wie schon erwähnt, eine Theilung des Landes den Deutschen nicht einmal jene Erfolge bringen, die sie davon erhoffen. Eine ausgedehnte Germanisirung der czechischen Arbeiter ist heute nicht mehr möglich. So stark werden die Deutschen in dem gemischtsprachigen Oesterreich, wo sie nur eine Minorität der Bevölkerung, wenn auch eine kulturell und wirthschaftlich sehr bedeutsame, bilden, nie mehr sein, um den Czechen das Versammlung- und Vereinsrecht zu beschränken; sie werden sich auch der Errichtung czechischer Schulen auf die Dauer nicht zu widersetzen vermögen, weil sie die bestehende Schulgesetzgebung nicht umstoßen können, und statt des erhofften Friedens müßten sie eine noch intensivere Agitation der Czechen gewärtigen. Ja, die nationale Bewegung unter den Arbeitern würde schließlich so stark werden, daß selbst die Sozialisten genöthigt wären, für die sprachlichen Rechte der böhmischen Arbeiterschaft einzutreten.

Wenn Dieser oder Jener unter den Deutschen den Frieden nicht will oder nicht brauchen kann, dann allerdings mag er die Forderung nach administrativer Theilung des Landes aufrechterhalten. Soll jedoch Friede werden in Böhmen, dann ist der Weg dazu nur die nationale Autonomie beider Völker. Der Anfang ist schon gemacht und hat sich im Großen und Ganzen nicht schlecht bewährt: ich meine die Theilung des Landesschulrathes und des Landeskulturrathes in böhmische und deutsche Sektionen. Und wenn dagegen die Jungczechen einst mit so erbitterter Entschiedenheit gekämpft haben, daß die weitere Durchführung der wiener Vereinbarungen eingestellt werden mußte, so hatte Das seinen Grund nur darin, daß diese neuen Institutionen ein integrirender Theil der Punktationen waren, die, wie schon erwähnt, die Sprachenfrage nicht nur vollständig ungelöst ließen, sondern auch die Erfüllung der legitimen Ansprüche der Czechen auf die Gleichberechtigung in unabsehbare Ferne rückten. Wünschenswerth wäre allerdings — nebenbei bemerkt —, daß im Landeskulturrath nicht nur das national Trennende, sondern auch das wirthschaftlich Einigende so viel wie möglich gepflegt und daß ein gemeinsames Vorgehen in allen Fragen herbeigeführt würde, in denen es sich um

Digitized by Google

große, weit ausgreifende Reformen, um Schaffung von Institutionen, deren die böhmische und die deutsche Landwirthschaft gleichmäßig bedürfen, und um Vertheidigung gegen fremde Konkurrenz, die ja Beide bedroht, handelt.

Die Idee der nationalen Autonomie, die hier in ihren Anfängen verkörpert ist, könnte weiter ausgebildet werden. Wenn die Sprachenfrage in Böhmen auf Grund beiderseitigen Einverständnisses oder in Ermangelung eines solchen auf irgend einem anderen Wege unter billiger Berücksichtigung lokaler Verhältnisse durch ein unumstößliches Gesetz geregelt würde, wenn ein Gesetz für die Schulen der Minoritäten Errichtung und Erhaltung dahin regelte, daß der erforderliche Aufwand auf das ganze Land oder auf die Rechnung der national getheilten Steuerleistung übernommen würde, um einen der Hauptgründe für das Unbehagen der gemischtsprachigen Städte zu beseitigen, die nach den jetzigen Gesetzen Schulen für die Minoritäten nach langem Prozessiren endlich doch erhalten müssen, so wäre bereits viel erreicht. Die Ungerechtigkeiten der bisherigen Wahlordnung wären so abzustellen, daß die national-deutsche Minorität im Großgrundbesitz eine gesicherte Vertretung im Landtage erhielte und daß die czechische Mehrheit der Bevölkerung, die durch die heutige künstliche Wahlordnung so ungerecht verkürzt ist, gerechter berücksichtigt würde, eventuell unter Angliederung einer Kurie des allgemeinen Wahlrechtes; dann würde der Augenblick kommen, wo man durch nationale Kurien mit dem Vetorecht, durch Wahlkurien im Landtage für den Landesausschuß, für die Landtagsausschüsse u. s. w. das friedliche Nebeneinanderleben beider Nationen für immer begründen und jeden ferneren Kampf um Vorherrschaft für die Zukunft unmöglich machen könnte. Allerdings müßte man den Wirkungskreis der nationalen Kurien auf die rein nationalen Angelegenheiten beschränken und ihre Kompetenz scharf begrenzen. Ueber die Spachenfrage, die Schulangelegenheiten und nationale Kultursachen, über die Frage der Vertretung in politischen Körperschaften hinaus dürfte nicht gegangen werden. Sonst würde aus den nationalen Kurien allmählich eine separatistische Legislative für einen immer größeren Kreis staatlicher Aufgaben werden, die mit der nationalen Frage nichts oder nur sehr wenig zu thun haben. Die Gefahr, daß die nationalen Kurien dann allmählich den wirthschaftlichen und sozialen Zusammenhang der beiden Völker lösen würden, wäre um so größer, wenn man den neuerdings gemachten Vorschlag annehmen wollte, daß die Kurien jeden beliebigen Gegenstand an sich ziehen könnten, wenn sich dafür nur eine qualifizirte Majorität in der Kurie fände. Nur eine die einzelnen Fälle aufzählende, allerdings nicht engherzige Zuweisung bestimmter Kompetenzgegenstände an jede der nationalen Kurie könnte hier künftigen Kämpfen vorbeugen. Man darf eben nie aus dem Auge verlieren, daß in Böhmen nur der nationale Gegensatz trennt, während alle wirthschaftlichen

Digitized by Google

und sozialen Interessen vollständig gleichartig sind. Deutsche und czechische Landwirthschaft haben die selben Gefahren zu bestehen. Der czechische und der deutsche Gewerbestand ringen in dem selben schweren Kampf und deutsche und czechische Großindustrie schließen sich schon heute in der Vertheidigung ihrer Interessen zusammen, eben so wie die organisirte Arbeiterschaft. In diese gemeinsame Wahrnehmung gemeinsamer Interessen ein trennendes Moment durch kuriale Einrichtungen zu tragen, wäre eine folgenschwere Verblendung. Vielleicht würde sich auch empfehlen, für nationale Kulturzwecke, aber auch nur für diese, die direkte Steuerleistung national zu scheiden, damit jede Nation hier nach eigenem Gutdünken ungehindert schalten könnte. Das ist nur eine Frage der Zweckmäßigkeit und eine Lösung wäre wohl nicht schwer zu erreichen. Wäre so die Hauptschwierigkeit aus dem Wege geräumt, dann würden alle Nebenaufgaben leicht zu lösen sein, so z. B. jene der territorialen Abgrenzung der national gemischten Bezirke, wo sie ohne wirthschaftliche Schädigung der Bevölkerung möglich ist, weil es sich dabei doch wohl nicht um die Schaffung von nationalen Käfigen, sondern allein um die Schaffung von lebensfähigen Verwaltungskörpern handeln kann. Auch die Frage der Errichtung von autonomen Kreisvertretungen würde dann nicht mehr dem bisherigen Argwohn begegnen. Die Kreisverwaltung ist eine alte böhmische Einrichtung, die als Mittelglied zwischen den Bezirkshauptmannschaften und der Statthalterei eine gründliche und gewissenhafte, aber auch rasche Erledigung der stetig wachsenden Arbeiten der staatlichen Verwaltung gedeihlich fördern könnte.

Oft hat man den Czechen vorgeworfen, daß sie in Wien Autonomisten, in Prag jedoch Centralisten sind: nur scheinbar mit Recht. Sie wünschten sich ja nichts sehnlicher, als auch in Böhmen Autonomisten sein zu können. Man befreie sie nur von der Furcht einer Zweitheilung des Königreiches, die das größte Unglück für Böhmen und Oesterreich bedeuten würde, und sie werden auch zu Hause für eine gesunde, thatkräftige Autonomie eintreten.

Die Hindernisse einer Schlichtung des nationalen Streites in Böhmen sind also nicht unüberwindlich. Nichts ist dazu nöthig außer der Anerkennung des gleichen Rechtes für beide Völker und der gute Wille, den Streit auch für die Zukunft durch die Ausbildung nationaler Autonomie unmöglich zu machen. Allerdings ist der Friede in Böhmen nicht denkbar ohne den Frieden in Mähren und Schlesien. In Mähren kann die Frage eines geschlossenen deutschen Gebietes gar nicht aufgeworfen werden. Der jetzige Zustand, wo die Zweidrittelmajorität der böhmischen Bevölkerung im Landtag und im Landesausschuß sich in der Minorität befindet, ist auf die Dauer unhaltbar. Das sehen die Deutschen selbst ein und deshalb wurde die Friedensaktion in Mähren eingeleitet. Auch hier ist die Schaffung eines gerechten Sprachengesetzes, das die Unbilligkeit der Sprachenverordnung des Herrn von Gautsch beseitigen und beiden

Digitized by Google

Völkern die Gleichberechtigung geben müßte, und die Reform der unerträglichen Wahlordnung die Voraussetzung der Versöhnung. Durch eine der von mir für Böhmen vorgeschlagenen entsprechende nationale Autonomie könnten auch in Mähren die nationalen Rechte beider Völker für alle Zukunft gesichert werden. In Schlesien endlich sind die Ansprüche der böhmischen und polnischen Bevölkerung vorläufig so bescheiden, daß ihnen leicht genügt werden kann.

Der Traum eines nationalen Friedens in Böhmen, Mähren und Schlesien ist fast zu schön, als daß man an seine Verwirklichung glauben dürfte. Was könnten diese Länder, was könnte Oesterreich werden, wenn die reichen kulturellen und wirthschaftlichen Kräfte der beiden vorgeschrittensten, bedeutendsten Völker Oesterreichs einander nicht paralysiren würden! Dazu wäre nichts nöthig als guter Wille, Ruhe, Objektivität, Friedensliebe Derjenigen, denen die Völker ihre Schicksale anvertraut haben, — aber auch der Muth, diese Eigenschaften zu bethätigen. Eben deshalb kann jedoch der Glaube an den Frieden von Volk zu Volk nicht aufkommen. In Oesterreich findet man heute nichts so schwer wie Ruhe, Objektivität und Friedensliebe; wo sie sind, da wagen sie sich nicht hervor. Maßlose Leidenschaft, die jedes Urtheil trübt, beherrscht Alle und kühles, objektives Urtheilen hat in Oesterreich aufgehört, „landesüblich" zu sein. Die Völker und ihre Vertreter sind unfähig, den Frieden herbeizuführen, die Gemäßigten scheuen jede Verantwortung und die Massen jubeln Denen zu, die ihre Maßlosigkeit am Besten umschmeicheln und aufstacheln. Und doch, wenn nicht Friede wird in dem schwergeprüften Reiche, so birgt die Zukunft unabsehbare Gefahren. In Zeiten, wo die Leidenschaften der Massen das treibende Element geworden sind, tritt an die Regirungen die ernsthafte Pflicht heran, Einhalt zu gebieten, nicht durch polizeiliche Maßregeln und kleinliche Repressalien, sondern durch eine männliche, muthige That, durch die freiwillige Uebernahme der Verantwortung, die die Massen und die Führer der Massen niemals tragen können. Es gilt nicht, die Symptome der Krankheit zu ersticken, sondern, die Ursache des Uebels zu beseitigen. Dasjenige, was die Gemäßigten und Besonnenen beider Völker für billig und gerecht ansehen, was sie als die Garantie eines dauernden Friedens für die Zukunft betrachten, muß unumstößliches Gesetz werden, eine Schranke, an der die nationalen Leidenschaften sich ohnmächtig brechen. Warten und Zuschauen mag dem fern Stehenden frommen, nicht der Regirung, die für das Wohl und Weh des Staates verantwortlich sein soll.

Wien, im Februar 1899.

Dr. Karel Kramarz,
Reichsrathsabgeordneter.

Digitized by Google

Des Königs Ankus.*)

Kaa, die Felsenriesenschlange, hatte ihre Haut, zum zweihundertsten Mal vielleicht seit ihrer Geburt, gewechselt; und Mogli, der nie vergaß, daß er einer Nachtarbeit Kaas zu Cold Lairs sein Leben verdankte, kam, ihr zu gratuliren. Hautwechsel macht Schlangen immer mürrisch und niedergeschlagen, bis die neue Haut wieder schön und glänzend ist. Kaa machte sich nicht mehr über Mogli lustig; sie hielt ihn, wie alles Dschungelvolk jetzt, für den Meister des Dschungel und trug ihm alle Neuigkeiten vor, die ein Python von ihrer Größe natürlich erfährt. Was Kaa von dem Mitteldschungel, wie sie es nennen, von jenem Leben, daß sich zwischen dem Geröll in den Erdfurchen und unter den Baumwurzeln abspielt, nicht wußte, hätte man auf die kleinste ihrer Schuppen schreiben können.

An diesem Nachmittag saß Mogli in einem von Kaas großen Ringen und ließ die fleckige, zerrissene alte Haut, die löcherig und verwickelt, so wie Kaa sie verlassen hatte, zwischen den Felsen lag, durch seine Finger gehen. Kaa hatte sich sehr höflich unter Moglis breite, nackte Schultern gepackt, so daß der Knabe in einem lebendigen Sessel ruhte.

„Bis zu den Augenschuppen ist sie vollständig", sagte Mogli vor sich hin, mit der alten Haut spielend. „Wunderbar: seine eigene Kopfbedeckung zu seinen Füßen liegen zu sehen!"

„Mir scheint es nicht wunderbar", meinte Kaa, „da es bei meinem ganzen Volk so Sitte ist; und Füße habe ich nicht. Fühlt Deine Haut sich nicht zuweilen hart und alt an?"

*) Im ersten Jungle Book hat Kipling erzählt, wie Mogli in den Wald gekommen ist. Schier-Khan, der Tiger, ist beim Angriff auf Holzarbeiter in das Lagerfeuer gesprungen und hat sich die Pranke verletzt. Die Holzhauer sind entkommen, ihr jüngstes, nacktes Kind — Mogli — ist bei der Flucht zurückgelassen worden. Wölfe haben Mogli gefunden und die Wolfsmutter säugt ihn mit ihren Jungen zusammen. Schier-Khan, der Tiger, erhebt Einspruch dagegen und fordert das Kind als seine Jagdbeute. Nachts, im Mondschein, da die Wölfe zusammenkommen, wird er mit seiner Klage abgewiesen; Balu, der Bär, kauft ihm das Kind um den Preis eines erlegten Bullen ab. So wächst Mogli mit den Wölfen auf und Balu, der Bär, und Baghira, der schwarze Panther, unterrichten ihn in dem heiligen Gesetz des Dschungels, das Jagdrecht und Friedensrecht für alle Thiere ist. Sie lehren ihn die Jagdrufe und die Friedensformeln kennen, die für sie Alle Geltung haben. Kaa, die alte Riesenschlange, hat sich, so mißgünstig sie sonst ist, mit dem „Menschenjungen" angefreundet und es gerettet, als der Bandar-log, das feige Volk der Affen, es einst geraubt und in die alte indische Trümmerstadt (Cold Lairs genannt) geschleppt hatte, deren Ruine von Moos überwuchert im Walde geborgen ist. Selbst Hathi, der Elefant, der Herr des Dschungels, duldet ihn freundlich. Nur Schier-Khan, der Tiger, hat die alte Feindschaft mit Mogli nicht vergessen und hat ihm heimlich Rache geschworen, bis Mogli sich selbst an ihm rächt, wilde Stiere auf ihn hetzt und ihn schließlich tötet. Das ist Moglis erste große Kriegsthat, die ihn allen Thieren lieb gemacht hat, denn sie haßten Schier-Khan, den Würger.

Digitized by Google

„Dann waſche ich mich, Plattkopf! Aber es iſt wahr: bei großer Hitze habe ich oft gewünſcht, meine Haut ſchmerzlos abſtreifen und ohne Haut herumlaufen zu können.“

„Ich waſche mich und lege doch meine Haut ab. Wie ſieht mein neues Kleid aus?“

Mogli fuhr mit der Hand über die buntſchillernden Diagonalen des ungeheuren Rückens. „Die Schildkröte hat einen härteren, aber keinen ſo geputzten Rücken“, ſagte er kritiſirend; „der Froſch, mein Namensbruder, hat ihn heller, aber nicht ſo hart! Deine Haut iſt ſehr ſchön, wie die Sprenkeln im Mund einer Lilie.“

„Sie hat Waſſer nöthig. Eine neue Haut bekommt ihre volle Farbe erſt nach dem erſten Bad. Komm! Wir wollen baden.“

„Ich will Dich tragen“, ſagte Mogli; und er bückte ſich lachend, um Kaa in der Mitte ihres großen Leibes, da, wo ſeine Walze am Dickſten iſt, aufzuheben. Ein Mann hätte eben ſo gut verſuchen können, einen zwei Fuß ſtarken Maſtbaum aufzuheben; Kaa lag ſtill und blähte ſich vor Vergnügen.

Dann begannen ſie ihr regelmäßiges Abendſpiel; der Knabe in ſeiner überſchäumenden Kraft, der Python in ſeiner prachtvollen neuen Haut ſtanden einander zum Ringkampf gegenüber, zu einer Probe auf Stärke und Blick. Natürlich hätte Kaa, wenn ſie ſich gehen ließ, ein Dutzend Moglis erdrücken können; aber ſie ſpielte vorſichtig und brauchte nicht den zehnten Theil ihrer Kraft. Seit Mogli ſtark genug war, ein derbes Anfaſſen zu vertragen, hatte Kaa ihn dies Spiel gelehrt und es machte ſeine Glieder ſo geſchmeidig, wie nichts Anderes es vermocht hätte. Zuweilen ſtand Mogli bis an den Hals umſchlungen von Kaas ſich ſchiebenden Ringen und ſtrengte ſich an, einen Arm frei zu machen, um ſie an der Gurgel zu faſſen. Dann gab Kaa ſchmiegſam nach. Und wieder ſuchte Mogli mit raſchem Sprung den ungeheuren Schwanz, der, rückwärts geſchwungen, nach einem Fels oder Baumſtumpf als Stütze taſtete, zu packen. Sie ſchoben ſich hin und her, Kopf gegen Kopf, jedes ſeine Gelegenheit erſpähend, bis die wundervolle plaſtiſche Gruppe ſich in einem Wirbel von ſchwarzen und gelben Ringen und zappelnden Armen und Beinen löſte. „Nun! Und nun! Und nun!“ ſagte Kaa und machte Ausfälle mit ihrem Kopf, daß ſelbſt Moglis flinke Hände nicht ausweichen konnten. „Sieh, ich treffe Dich hier, kleiner Bruder. Und hier! Und hier! Sind Deine Hände erſtarrt? Hier wieder!“

Das Spiel endete ſtets in der ſelben Weiſe: mit einem geraden, ſchwingenden Schlag des Kopfes, der den Knaben umwarf. Mogli konnte ſich vor dieſem blitzartigen Stoß nie bewahren lernen und Kaa ſagte, es nütze nicht, es noch ferner zu verſuchen.

„Gute Jagd!“ murmelte Kaa endlich, — und Mogli wurde, wie immer, ein Halbdutzend Meter weit fortgeſchleudert. Er erhob ſich keuchend und lachend, die Finger voll Gras, und folgte Kaa, der weiſen Schlange, zu ihrem Lieblingsbadeplatz. Das war ein tiefer, pechſchwarzer, von Felſen umgebener Pfuhl, auf deſſen Grund verſunkene Baumſtümpfe ruhten. Der Knabe ſchlüpfte, nach Dſchungelart, lautlos hinein, tauchte, ſchwamm unter dem Waſſer hinweg, kam wieder empor, legte ſich auf den Rücken, die Arme unterm Kopf verſchlungen, ſah den Abend über den Felſen emporſteigen und brach den Reflex im Waſſer

Digitized by Google

mit seinen Zehen. Kaas diamanten glänzender Kopf durchschnitt das Wasser wie ein Messer, kam wieder hervor und ruhte auf Moglis Schulter. Sie lagen dann still, schweigend in dem kühlen Wasser.

„Es ist herrlich", sagte Mogli endlich schläfrig. „Das Menschenvolk, wie ich mich entsinne, legte sich um diese Stunde auf harte Stücke Holz, in Schmutzfallen, und nachdem alle reinen Winde sorgfältig ausgeschlossen waren, zogen sie häßliche Tücher über ihre Köpfe und fangen abscheulich durch ihre Nasen. Im Dschungel ist es besser."

Eine hurtige Cobra schlüpfte von einem Felsblock herunter, trank, bot ihnen „Gute Jagd" und eilte weiter.

„Ssh!" machte Kaa, als ob ihr plötzlich Etwas einfiele. „So giebt das Dschungel Dir Alles, was Du wünschest, kleiner Bruder?"

„Nicht Alles", sagte Mogli lachend. „Es müßte sonst in jedem Monde einmal einen neuen starken Schier-Khan zu töten geben. Jetzt könnte ich ihn allein mit meinen Händen zwingen und brauchte keine Hilfe mehr von den Büffeln. Und dann habe ich oft mitten in der Regenzeit gewünscht, die Sonne möge scheinen, und im tiefen Sommer, Regen möge die Sonne verdunkeln. Und wenn ich leer ging, wünschte ich, ich hätte eine Ziege getötet, und hatte ich eine Ziege, dann wünschte ich, es wäre ein Bock; war es ein Bock, sollte es lieber ein Nilghai sein. Aber so empfinden wir, wir Alle."

„Und andere Wünsche hast Du nicht?" fragte die große Schlange.

„Was mehr könnte ich wünschen? Ich habe das Dschungel und die Gunst des Dschungel! Giebt es noch mehr zwischen Sonnenauf- und Untergang?"

„Nun, die Cobra sagte —" meinte Kaa.

„Welche Cobra? Die eben fortging, sagte nichts. Sie war auf der Jagd."

„Es war eine andere."

„Hast Du viel mit dem Giftvolk zu thun? Ich lasse sie ihre Wege gehen. Sie tragen Tod in ihrem Vorderzahn und Das ist nicht gut, weil sie alle so klein sind. Aber was für eine Weißhaube (Cobra) war es, mit der Du sprachst?"

Kaa wälzte sich langsam im Wasser, wie ein Schiff in einer Stoßsee. „Drei oder vier Monde sind es, da jagte ich in Cold Lairs — Du hast den Ort wohl nicht vergessen? — und das Ding, das ich jagte, floh schreiend an den Teichen vorbei, nach dem Hause, dessen Wand ich, Deinetwegen, einbrach, und rannte in die Erde hinunter."

„Aber das Volk von Cold Lairs lebt nicht in Erdhöhlen." Mogli glaubte, daß Kaa von dem Affenvolk rede.

„Dieses Ding", sagte Kaa mit lüstern bebender Zungenspitze, „lebte nicht unter der Erde, aber es verkroch sich hinein, um am Leben zu bleiben. Es rannte in eine Erdhöhle, die sehr weit führte. Ich folgte, tötete und schlief. Als ich erwachte, ging ich vorwärts."

„Unter der Erde?"

„Gewiß. Und da traf ich endlich auf eine weißhaubige Cobra: sie sprach von Sachen, die über meinen Verstand gingen, und zeigte mir viele Dinge, die ich nie zuvor gesehen hatte."

„Neues Wild? Gab es gute Jagd?" fragte Mogli, während er sich rasch auf die Seite drehte.

Digitized by Google

„Es war kein Wild und ich würde mir alle meine Zähne daran ausgebrochen haben; aber die weiße Cobra sagte, daß ein Mensch — und sie sprach so, als ob sie die Brut gut kannte — den heißen Athem unter seinen Rippen geben würde, um nur einen Blick auf diese Dinge zu werfen."

„Wir wollen sehen", sagte Mogli. „Ich erinnere mich, daß ich einst ein Mensch war."

„Sacht, sacht! Eile tötete die gelbe Schlange, die die Sonne fraß. Wir redeten mit einander unter der Erde und ich sprach von Dir, als von einem Menschen. Da sagte die Weißhaube — und sie ist wirklich so alt wie das Dschungel —: ‚Es ist lange her, daß ich einen Menschen sah. Laß ihn kommen; er soll alle diese Dinge sehen, für deren Geringstes viele Menschen ihr Leben geben würden.'"

„Das muß neues Wild sein! Und dennoch: das Giftvolk würde es uns nicht sagen, wenn neues Wild zu haben wäre. Es ist ein unfreundliches Volk."

„Es ist kein Wild. Es ist — es ist — ich kann nicht sagen, was es ist."

„Wir wollen hingehen. Ich habe noch nie eine Weißhaube gesehen. Und ich möchte auch die anderen Dinge sehen. Hat sie die Alle getötet?"

„Es sind Alles tote Dinge. Sie sagt, sie sei der Wächter über sie Alle."

„Aha! So wie der Wolf über dem Fleisch steht, das er in seine Höhle geschleppt hat! Laß uns gehen."

Mogli schwamm ans Ufer, rollte sich im Gras, um sich zu trocknen, und die Beiden machten sich auf den Weg nach Cold Lairs, der verlassenen Stadt. Mogli fürchtete sich nun nicht mehr vor dem Affenvolk, aber das Affenvolk hatte die größte Furcht vor Mogli. Die Affenbanden marodirten jetzt aber im Dschungel und so stand Cold Lairs leer und schweigend im Mondlicht da. Kaa leitete aufwärts zu den Ruinen des Pavillons der Königin, der auf der Terrasse stand, schlüpfte über das Geröll und tauchte die halb eingefallene Treppe hinunter, die vom Mittelpunkt des Pavillons unter die Erde führte. Mogli gab den Schlangenruf: „Wir sind vom selben Blut, Du und ich" und folgte auf Händen und Knien nach. Sie schlichen eine lange Strecke über einen abschüssigen Weg, der Wendungen machte und sich drehte, und langten endlich da an, wo die Wurzel eines großen Baumes, der dreißig Fuß über die Oberfläche empor ragte, einen massiven Stein aus der Mauer gedrängt hatte. Sie krochen durch die Oeffnung und waren in einer weiten Höhlung, deren gewölbte Decke ebenfalls von Baumwurzeln durchbrochen war, so daß einige Lichtstreifen in die Dunkelheit fielen.

„Ein sicheres Lager", sagte Mogli, „nur zu weit entfernt, um täglich herzukommen. Und was giebt es nun hier zu sehen?"

„Bin ich nichts?" klang eine Stimme aus der Mitte des Gewölbes und Mogli sah etwas Weißes sich bewegen. Langsam, ganz langsam richtete sich die ungeheuerste Cobra, die er je gesehen, vor ihm auf, ein Geschöpf von beinahe acht Fuß Länge, die durch die Dunkelheit zu elfenbeinernem Weiß verblichen war. Selbst das Brillenmuster an dem haubenartig ausgebreiteten Kopf war zu mattem Gelb verblichen. Ihre Augen waren roth wie Rubinen und sie war wundervoll anzuschauen.

„Gute Jagd", rief ihr Mogli zu, den seine Höflichkeit so wenig wie sein Messer je verließ.

„Was Neues aus der Stadt?" fragte die weiße Cobra, ohne den Gruß

Digitized by Google

zu erwidern. „Was Neues aus der großen, von Mauern umschlossenen Stadt, der Stadt der hundert Elefanten, der zwanzigtausend Rosse und der zahllosen Rinder? Der Stadt des Königs von zwanzig Königen? Ich werde hier taub und es ist lange her, seit ich die Schlachtgongs hörte."

„Das Dschungel ist über unseren Köpfen," antwortete Mogli. „Von den Elefanten kenne ich nur Hathi und seine Söhne. Baghira hat alle Rosse im Dorf totgeschlagen; und . . . was ist ein König?"

„Ich sagte Dir," sprach Kaa sanft zu der Cobra, „ich sagte Dir vor vier Monden, daß Deine Stadt nicht mehr da ist."

„Die Stadt, die große Stadt vor dem Walde, deren Thore von des Königs Thürmen beschützt waren, kann niemals vergehen. Sie wurde gebaut, bevor meines Vaters Vater aus dem Ei kroch, und wird noch bestehen, wenn meines Sohnes Söhne so weiß sind wie ich. Salomdhi, Sohn des Chandrabija, Sohn des Vijeja, Sohn des Yegasuri, baute sie in den Tagen von Rappa Rawal. Wessen Kinder seid Ihr?"

„Es ist eine verlorene Fährte", sagte Mogli, sich zu Kaa wendend. „Ich verstehe ihre Rede nicht."

„Ich auch nicht. Sie ist sehr alt. Vater der Cobras, hier ist nur das Dschungel und war hier von Anfang an."

„Und wer ist er?" fragte die weiße Cobra, „der da vor mir sich nieder setzt und sich nicht fürchtet, der da den Namen des Königs nicht kennt und der unsere Sprache spricht mit Menschenlippen? Wer ist er mit dem Messer und der Schlangenzunge?"

„Mogli nennt man mich," war die Antwort. „Ich bin vom Dschungel. Die Wölfe sind mein Volk und Kaa hier ist mein Bruder. Vater der Cobras, wer bist Du?"

„Ich bin der Wächter der Schätze des Königs. Kurrun Raja baute den Stein über mir, in den Tagen, da meine Haut dunkel war, daß ich Tod bringe über Alle, die kommen, um zu rauben. Dann senkten sie den Schatz durch die Steine hernieder und ich hörte den Sang der Brahmanen, meiner Meister."

„Hm," sagte Mogli zu sich selbst, „ich habe schon einmal mit einem Brahmanen zu thun gehabt, bei dem Menschenpack, und ich weiß, was ich weiß. Von da her kommt nichts Gutes!"

„Fünfmal seit meiner Wacht ist der Stein gehoben, aber immer, um mehr herabzulassen, niemals, um Etwas wegzunehmen. Reichthümer wie diese giebt es nicht mehr, — diese Schätze von Hunderten von Königen. Aber es ist lange, seit der Stein zum letzten Male gehoben ward, und ich denke, meine Stadt hat es vergessen."

„Es ist keine Stadt da", rief Kaa. „Schau aufwärts! Dort sind die Wurzeln der großen Bäume, die die Steine auseinander treiben. Bäume und Menschen gedeihen nicht neben einander."

„Zweimal und dreimal haben Menschen den Weg hierher gefunden," antwortete grimmig die weiße Cobra, „aber sie sprachen nicht. Ich überschlich sie im Dunkel und dann schrien sie nur noch einen Augenblick. Aber Ihr, Ihr kommt mit Lügen, Mensch und Schlange, Beide. Ihr wollt mich glauben machen, daß meine Stadt nicht mehr lebt und daß meine Wächterschaft zu Ende geht.

Digitized by Google

Menschen ändern sich in den Jahren. Aber ich ändere mich nie. Bis der Stein hinweg genommen wird, bis die Brahmanen herabsteigen und die Gesänge singen, die ich kenne, bis sie mich füttern mit warmer Milch und mich hinauftragen an das Tageslicht, halte ich, ich, ich, und kein Anderer, die Wacht an des Königs Schatz! Die Stadt ist tot, sagt Ihr, und hier sind die Wurzeln der Bäume? Bückt Euch denn und nehmt, was Ihr wollt. Die Erde birgt nicht wieder solche Schätze wie diese. Mensch mit der Schlangenzunge, wenn Du lebendig den Weg zurückgehst, den Du gekommen, dann werden Könige Deine Diener sein."

„Wieder ist die Fährte verloren," sagte Mogli kühl. „Sollte irgend ein Schakal sich so tief unter die Erde gewühlt und die Weißhaube gebissen haben? Sie ist sicherlich toll. Vater der Cobras, ich sehe nichts, was ich mitnehmen könnte."

„Bei den Göttern der Sonne und des Mondes!" zischte die Cobra, „der Todeswahnsinn ist über dem Knaben. Bevor Deine Augen sich schließen, will ich Dir Gnade erweisen. Blick her, Du, und schaue, was Menschen nie vor Dir geschaut!"

„Wer im Dschungel zu Mogli von Gnade sprechen wollte, Dem würde es nicht wohl ergehen," sagte der Knabe zwischen den Zähnen, „aber die Dunkelheit ändert die Sache, ich weiß wohl. Ich will hinschauen, wenn Du es wünschest."

Er blickte mit aufgerissenen Augen im Gewölbe umher und hob von der Erde eine Handvoll glitzernder Dinge auf.

„Oho," rief er, „Das ist wie der Plunder, mit dem das Menschenvolk spielt; nur daß dieser gelb und der andere braun ist."

Er ließ die Goldstücke fallen und bewegte sich vorwärts. Der Boden des Gewölbes war auf fünf bis sechs Fuß Tiefe unter geprägtem Gold und Silber begraben, das aus den Säcken, die es einst umschlossen, herausgequollen und zusammengerutscht war, wie Sand bei niedriger Fluth. Darin, darauf und daraus hervorragend, wie Wracks sich durch den Sand arbeiten, waren mit Juwelen verzierte Elefantensessel aus getriebenem Silber, mit Platten von gehämmertem Gold beschlagen, die wieder mit Karfunkeln und Türkisen besät waren. Da waren Tragbetten und Sänften für Königinnen, aus Silber und Emaille, mit Stangen aus Ambra und verzierten Knäufen und Ringen. Da waren goldene Kandelaber, an deren Armen Stränge von durchstochenen Smaragden zitterten. Da waren fünf Fuß hohe Bildsäulen von vergessenen Göttern, aus Silber, mit Juwelenaugen. Da waren Panzerhemden aus Gold, mit Stahl eingelegt und mit alterthümlichen, geschwärzten Perlenschnüren befranst. Da waren Helme mit taubenblutfarbenen Rubinen geziert. Da waren Schilde aus Schildkrötenschale und Rhinozoshaut mit Kanten von Gold und Smaragden. Da waren Schwertscheiden mit diamantenem Griff, Dolche und Jagdmesser. Da waren Opferschalen und Schöpflöffel aus Gold und goldene tragbare Altäre von einer Form, wie man sie nie im Tageslicht gesehen hat.*) Da waren Becher und Armspangen und Weihrauchbrenner und Kämme und Gefäße für Wohlgerüche, für Henna und Augenpuder, — alle aus getriebenem Gold. Da waren unzählige Nasen- und Armringe, Kopfspangen, Fingerringe und Gürtel. Da waren sieben Finger breite Geschenke von quergeschnittenen Diamanten und

*) Da sie nur bei nächtlichen Prozessionen benutzt wurden.

Digitized by Google

Rubinen; dreifach mit Eisen geklammerte Holzkästen, deren Holz in Staub zerfallen war und die nun die Reihen von ungeschliffenen Sternsaphiren, Opalen, Katzenaugen, Rubinen, Diamanten, Emaillen und Granaten frei enthüllten.

Die weiße Cobra hatte Recht. Nicht bloßes Geld allein konnte den Werth dieser Kostbarkeiten aufwiegen, dieser zusammengehäuften Beute aus den Kriegen, dem Raub, dem Handel und den Tributsteuern von Jahrhunderten. Die Münzen allein waren unschätzbar, abgesehen von dem Edelgestein; das tote Gewicht des Silbers und Goldes betrug wohl zwei- bis dreihundert Tonnen. Jeder eingeborene Herrscher in Indien, wäre er auch noch so arm, besitzt einen Hort; und wenn auch in seltenen Fällen einmal ein aufgeklärter Fürst vierzig oder fünfzig Ochsenkarren mit Silber beladet, um Werthpapiere dafür einzutauschen: die Mehrzahl bewahrt ihren Schatz und hält ihn geheim. Aber Mogli ahnte natürlich nicht, was diese Sachen zu bedeuten hatten; die Messer fesselten wohl seinen Blick, doch da sie nicht so geschmeidig waren wie sein eigenes, ließ er sie wieder fallen. Zuletzt fand er doch Etwas, das ihn wirklich reizte: es lag auf der Kante eines Elefantenfesſels, halb unter den Münzen begraben. Ein zwei Fuß langer Ankus war es — Elefantentreibstachel — ein Ding, ähnlich einem kleinen Schiffshaken. Am obersten Ende war ein runder, glänzender Rubin und acht Zoll unterhalb der Handhabe ein Beschlag von dicht zusammengefügten, ungeschliffenen Türkisen, die einen bequemen Griff bildeten. Unter diesem ein Blumenmuster auf Emaille; die Blüthen aus Rubinen versanken in den kühlen, grünen Smaragdblättern. Das Uebrige war ein Schaft von Elfenbein; die Spieke und der Haken von Gold, eingelegt mit in Stahl gegrabenen Bildern vom Elefantenfang. Und diese Bilder fesselten Mogli; er sah, daß die Etwas mit seinem Freund Hathi zu thun hatten.

Die weiße Cobra war ihm auf dem Fuß gefolgt.

„Ist das nicht werth, das Leben dafür hinzugeben?“ fragte sie. „Habe ich Dir nicht eine große Gnade erwiesen?“

„Ich verstehe Dich nicht,“ antwortete Mogli. „Die Sachen sind hart und kalt und keinesfalls gut zu essen. Aber Dies“ — er hob den Ankus auf — „Dies wünsche ich, mitzunehmen, damit ich es in der Sonne sehe. Da sagst, daß Alles Dir gehöre. Willst Du mir Dies geben? Ich will Dir dafür Frösche zu fressen bringen.“

Die weiße Cobra schüttelte sich vor böser Lust.

„Gewiß will ich es Dir geben,“ sagte sie. „Alles, was hier ist, will ich Dir geben, wenn Du gehst.“

„Aber ich gehe jetzt gleich, dieser Ort ist kalt und dunkel und ich will dies dornenspitze Ding mit in das Dschungel nehmen.“

„Schau, was liegt vor Deinen Füßen?“

Mogli hob etwas Glattes, Weißes auf. „Es ist ein Knochen von einem Menschenkopf;“ sagte er ruhig, „und hier sind noch zwei.“

„Die kamen vor vielen Jahren, um den Schatz zu rauben. Ich sprach zu ihnen im Dunkel und sie lagen still.“

„Aber was kümmert mich Das, was Du Schatz nennst? Wenn Du mir den Ankus zum Mitnehmen giebst, so bedeutet Das ‚Gute Jagd‘. Willst Du ihn nicht geben, so sage ich dennoch ‚Gute Jagd‘, denn ich kämpfe nicht mit dem Giftvolk und das Meisterwort Deiner Bande ist mir bekannt.“

Digitized by Google

„Hier giebt es nur ein Meisterwort: das meine!"

Kaa schwang sich mit blitzenden Augen vorwärts. „Wer hieß mich den Menschen bringen?" zischte sie.

„Ich sicherlich," lispelte die alte Cobra. „Es ist lange her, daß ich einen Menschen sah, und dieser Mensch spricht unsere Sprache."

„Aber von Töten war keine Rede," sagte Kaa. „Wie kann ich in das Dschungel zurückgehen und sagen, daß ich ihn in den Tod geführt habe?"

„Ich spreche nicht von Töten ... vor der Zeit. Und was Dein Gehen oder Nichtgehen betrifft: da ist das Loch in der Mauer! Friede nun, Du fetter Affentöter! Ich brauche nur Deinen Nacken zu berühren und das Dschungel sieht Dich nicht wieder. Niemals kam an diesen Ort ein Mensch, der ihn mit dem Athem unter seinen Rippen verlassen hätte. Ich halte die Wacht des Schatzes unter des Königs Stadt."

„Aber, Du weißer Wurm des Dunkels, ich sage Dir, es ist weder König noch Stadt mehr da! Das Dschungel allein ist über uns," schrie Kaa.

„Der Schatz aber ist noch da! Doch Eins mag noch geschehen! Warte ein Weilchen, Kaa von den Felsen, und sieh den Knaben rennen. Hier ist Raum für Wettrennen. Leben ist gut, renne noch eine Weile hin und her, belustige Dich, Knabe."

Mogli legte ruhig seine Hand auf Kaas Kopf. „Das weiße Ding hat bis jetzt nur mit Menschen von dem Menschenpack zu thun gehabt. Es kennt mich nicht. Es hat Jagd gefordert: es soll Jagd haben."

Mogli stand da, den Ankus in der Hand, dessen Spitze nach unten gekehrt war. Er schleuderte ihn rasch von sich und traf hinter die Haube der großen Schlange, so daß sie auf den Boden gespießt war. Wie der Blitz war Kaas großes Gewicht auf dem zuckenden Körper und lähmte ihn von der Haube bis zum Schwanz. Die rothen Augen braunten und der Kopf schlug wüthend nach rechts und links.

„Töte!" rief Kaa, als Moglis Hand sich auf sein Messer legte.

„Nein", sagte er, die Klinge herausziehend, „nie wieder will ich töten, es sei denn um des Futters willen. Aber sieh her, Kaa!" Er packte die Cobra hinter der Haube, öffnete ihren Mund mit der Klinge des Messers und zeigte, daß die giftigen Vorderzähne schwarz und verdorrt in dem Zahnfleisch hingen. Die weiße Cobra hatte ihr Gift überlebt, wie es bei Schlangen vorkommt. „Haube, Du hast nur noch verdorrte Baumstümpfe", sagte Mogli; er winkte Kaa, ihm zu folgen, hob den Ankus auf und gab die Cobra frei.

„Des Königs Schatz bedarf eines anderen Wächters", sagte er ernsthaft. „Du hast ausgedient. Renne hin und her, Haube, und belustige Dich!"

„Ich bin geschändet", zischte die weiße Cobra. „Töte mich."

„Es ward schon zu viel vom Töten geredet. Wir wollen nun gehen. Ich nehme das dornspitzige Ding mit, denn ich habe Dich bekämpft und überwältigt, Haube."

„Gieb denn Acht, daß das Ding nicht Dich tötet. Es ist Tod! Erinnere Dich wohl: es ist Tod! Das Ding hat genug in sich, um allen Menschen in meiner Stadt den Tod zu bringen. Nicht lange wirst Du es halten, Dschungelmensch, noch Einer, der es Dir abnimmt! Sie werden sich töten um des Dinges

Digitized by Google

willen. Meine Stärke habe ich überlebt, aber das Ding wird mein Werk thun. Es ist Tod! Es ist Tod! Es ist Tod!"

Mogli kroch durch das Loch in der Mauer. Das Letzte, was er sah, war, daß die weiße Cobra mit ihren Giftzähnen in die dummen goldenen Gesichter der auf dem Boden liegenden Gottheiten schlug und zischte: „Es ist Tod!"

Sie waren froh, das Tageslicht wiederzusehen; und als sie in ihrem eigenen Dschungel waren und Mogli den Ankus im Morgenlicht glitzern ließ, war er so glücklich, wie wenn er ein Büschel neuer Blumen gefunden hätte, um sie in sein Haar zu stecken.

„Dies glänzt noch mehr als Baghiras Augen", sagte er entzückt, den Rubin herumwirbelnd, „ich will es ihm zeigen; aber was meinte die Haube, als sie vom Tode sprach?"

„Ich kann es nicht sagen", antwortete Kaa, „ich bin kummervoll bis zu meines Schwanzes Spitze, daß sie Dein Messer nicht zu fühlen bekam. Es giebt stets Unglück in Cold Lairs, — über und unter der Erde."

„Baghira muß dies Ding sehen. Gute Jagd!" Mogli tanzte fort, den großen Ankus schwenkend und von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um ihn zu bewundern, bis er in den Theil des Dschungel kam, wo Baghira sich meist aufhielt. Er fand ihn trinkend, nach schwerem Töten. Mogli erzählte ihm seine Abenteuer von Anfang bis zu Ende und Baghira schnüffelte ab und zu an dem Ankus. Als Mogli die letzten Worte der Cobra wiederholte, schnurrte Baghira beifällig.

„Also", fragte Mogli eifrig, „hatten die Worte der Weißhaube ihren Grund?"

„Ich wurde geboren in des Königs Käfigen zu Oodeypore und mein Magen weiß, wie die Menschen sind. Viele würden dreimal in einer Nacht töten allein um des einzigen rothen Steines willen."

„Aber der Stein macht es nur schwer in der Hand. Mein kleines scharfes Messer ist besser; und der rothe Stein ist nicht gut zu essen. Warum sollten sie um seinetwillen töten?"

„Mogli, geh hin und schlafe! Du hast unter den Menschen gelebt und .."

„Ich erinnere mich. Menschen töten, nicht, weil sie jagen, nein, zum Vergnügen und aus Bosheit. Wach auf, Baghira! Wozu wurde denn das dornenspitzige Ding gemacht?"

Baghira öffnete ein Wenig seine Augen — er war sehr schläfrig — mit einem verschmitzten Zwinkern. „Die Menschen machen es, um es in die Köpfe der Söhne Hathis zu stoßen. Ich habe Das in den Straßen von Oodeypore, vor unseren Käfigen, gesehen. Das Ding hat das Blut von vielen Solchen wie Hathi geschmeckt."

„Aber warum stoßen sie es in die Köpfe der Elefanten?"

„Um sie Menschengesetz zu lehren! Weil sie weder Klauen noch Zähne haben, deshalb machen die Menschen solche und noch schlimmere Dinge."

„Immer mehr Blut", sagte Mogli; „ich bin angewidert, wenn ich auch nur an die Dinge herantrete, die Menschen machen." Er war etwas ermüdet von dem Gewicht des Ankus. „Wenn ich Das gewußt hätte, würde ich es nicht mitgenommen haben. Erst war es Messuas Blut an den Stricken und nun ist es Hathis. Ich will es nicht mehr brauchen. Sieh her!" Der Ankus flog

Digitized by Google

blitzend dahin und begrub sich selbst, mit der Spitze nach unten, zwischen den Bäumen. „So, nun sind meine Hände frei von Tod", sagte Mogli, seine Hände an der frischen, feuchten Erde reibend. „Die Haube sagte, Tod würde mir folgen, aber sie ist alt und weiß und toll."

„Weiß oder schwarz, Tod oder Leben; ich will jetzt schlafen, kleiner Bruder! Ich kann nicht die ganze Nacht jagen und den ganzen Tag heulen, wie gewisse Leute."

Baghira trabte fort, nach einer zwei Meilen entfernten Jagdhöhle, die er kannte. Mogli machte sichs bequem auf einem Baum, knotete einige Schlingpflanzen zusammen und wiegte sich in einer Hängematte, fünfzig Fuß über dem Erdboden. Obwohl ihm das helle Tageslicht nicht unangenehm war, folgte Mogli doch der Sitte seiner Freunde und benutzte es so wenig wie möglich. Als er von den lauten Stimmen des in den Zweigen lebenden Volkes erwachte, war es wieder Zwielicht und er hatte von den schönen Kieselsteinen, die er weggeworfen, geträumt.

„Wenigstens will ich das Ding noch einmal sehen", sagte er und ließ sich an einer Schlingpflanze hinunter auf die Erde gleiten. Baghira stand vor ihm. Mogli hörte ihn im Halbdunkel schnüffeln.

„Wo ist das dornenspitzige Ding?" rief Mogli.

„Ein Mensch hat es aufgenommen. Hier ist seine Spur."

„Nun werden wir sehen, ob die Haube die Wahrheit sprach. Wenn das spitze Ding Tod ist, muß der Mensch sterben. Laß uns ihm folgen."

„Töte erst", sagte Baghira. „Ein leerer Magen macht ein unsicheres Auge. Menschen gehen sehr langsam und das Dschungel ist feucht genug, um die schwächste Spur festzuhalten."

Sie töteten, sobald sie konnten, aber es dauerte fast drei Stunden, bis sie ihr Mahl und ihr Trinken beendet hatten und sich in die Fährte begaben. Das Dschungelvolk weiß, daß nichts wichtig genug ist, um sich bei den Mahlzeiten zu beeilen.

„Denkst Du", fragte Mogli, „daß das spitze Ding sich in des Mannes Hand umdrehen und ihn töten wird? Die Haube sagte, es sei Tod!"

„Wir werden sehen, wenn wir ihn gefunden haben", sagte Baghira, mit gesenktem Kopfe vorwärts trottend. „Es ist ein Fuß (er meinte, daß nur ein Mann da gegangen sei) und das Gewicht des Dinges hat seine Ferse tief in den Grund gedrückt."

„Hoh! Das ist so klar wie ein Sommerblitz", antwortete Mogli; und im schnellen, frischen Fährtentrab glitten sie durch die wechselnden Mondreflexe, der Spur der zwei nackten Füße folgend.

„Hier lief er schnell", sagte Mogli. „Die Zehen sind auseinander gespreizt. Sie gingen über nassen Grund. Warum hat er sich hier seitwärts gedreht?"

„Warte", sagte Baghira und schwang sich mit einem stolzen Sprunge, so weit er konnte, vorwärts. Das Erste, wenn eine Fährte unklar wird, ist: sich vorwärts schwingen, ohne die eigenen Fußspuren, die nur Verwirrung bringen könnten, auf dem Boden zurückzulassen. Baghira drehte sich zu Mogli um, als er wieder still stand, und rief: „Hier kommt eine andere Spur der ersten entgegen. Es ist ein kleinerer Fuß und die Zehen sind einwärts gekehrt."

Digitized by Google

Mogli stürzte herbei, sah nieder und sagte: „Es ist der Fuß eines Gond-Jägers. Sieh, hier zog er seinen Bogen über das Gras. Deshalb drehte die erste Spur sich so plötzlich zur Seite. Großer Fuß verbarg sich vor kleinem Fuß."

„Das ist richtig", sagte Baghira. „Gehen wir Beide zusammen, so machen wir die Fährte verwirrt. Laß Jeden seine eigene Fährte gehen. Ich bin großer Fuß, kleiner Bruder, und Du kleiner Fuß, der Gond."

Baghira schwang sich rückwärts auf die erste Spur, während Mogli der sonderbaren Spur der einwärts stehenden Zehen des kleinen, wilden Mannes der Wälder folgte.

„Nun", rief Baghira, Schritt für Schritt der Kette von Fußspuren folgend. „Ich, großer Fuß, drehe hier zur Seite, verberge mich hinter einem Felsblock und wage nicht, meine Füße weiter zu schieben. Rufe Deine Spur, kleiner Bruder."

„Ich, kleiner Fuß, komme zu dem Felsen", rief Mogli, seine Fährte aufwärts rennend. „Nun setze ich mich bei dem Felsen nieder, lehne mich auf meine rechte Hand und stütze meinen Bogen zwischen meine Zehen. Ich warte lange, denn die Spur meiner Füße ist hier tief."

„Ich auch", sagte Baghira, sich hinter dem Felsblock bergend. „Ich warte und stütze das Ende des dornenspitzigen Dinges auf einen Stein. Es gleitet ab, denn es ist ein Riß in dem Stein. Ruf Deine Fährte, kleiner Bruder."

„Ein, zwei Aeste und ein großer Zweig sind hier gebrochen", sagte Mogli mit leiser Stimme. „Wie kann ich Das rufen? Ah: nun ists klar. Ich, kleiner Fuß, mache nun Lärm und trample, so daß großer Fuß mich hören muß." Er bewegte sich Schritt vor Schritt von dem Felsen fort, die Stimme, wegen der Entfernung, erhebend, da er sich einem kleinen Wasserfall näherte. „Ich — gehe — weit — weg —, dahin —, wo — der Lärm — des — fallenden — Wassers meine — Stimme — dämpft; und — da — warte — ich. Ruf Deine Spur, Baghira, großer Fuß!"

„Ich komme hinter dem Felsen hervor auf meinen Knien, ich schleppe das dornenspitzige Ding. Ich sehe Niemand; ich renne. Ich, großer Fuß, renne scharf. Die Spur ist klar, laß Jeden seiner eigenen folgen! Ich renne."

Baghira streifte der deutlich gezeichneten Fährte nach und Mogli folgte den Fußstapfen des Gond. Kurze Zeit war Schweigen im Dschungel.

„Wo bist Du, kleiner Fuß?" tönte es dann wieder von Baghira herüber. Moglis Stimme antwortete aus einer Entfernung von kaum fünfzig Metern zur Rechten her. „Um!" machte der Panther, mit einem tiefen Husten. „Die Beiden laufen Seite an Seite und nähern sich einander."

Sie liefen noch eine weitere halbe Meile, ungefähr in der selben Entfernung von einander; dann schrie Mogli, dessen Kopf nicht so nah der Erde war: „Sie haben sich getroffen. Gute Jagd! Schau! Hier stand kleiner Fuß, ein Knie auf einem Felsblock, — und dort ist großer Fuß."

Nicht zehn Meter weit vor ihnen lag, hingestreckt über einen Haufen zerbröckelter Felsstücke, der Körper eines Dörflers aus dem Distrikt, mit einem dünnen, kleinen, befiederten Gondpfeil durch Brust und Rücken.

„War die Haube so alt und so toll, kleiner Bruder?" fragte Baghira sanft. „Hier ist ein Tod wenigstens."

Digitized by Google

„Folge weiter. Aber wo ist der Trinker von Elefantenblut, der rothäugige Dorn?"

„Kleiner Fuß hat ihn vielleicht. Es ist nun wieder ein Fuß."

Die einfache Spur eines leichten Mannes, der mit einer Last auf der linken Schulter schnell gelaufen sein mußte, führte rund um einen niedrigen, mit trockenem Gras bedeckten Grund, wo dem scharfen Auge der Verfolger jeder Fußtritt wie in heißes Eisen gegossen erschien. Keiner sprach, bis die Fährte sie an die Asche eines in einem Abgrund verborgenen Feldfeuers führte.

„Wieder!" rief Baghira, still haltend, als wäre er in Stein verwandelt.

Der Körper eines kleinen, hageren Gond lag da, mit den Füßen in der Asche, und Baghira blickte fragend auf Mogli.

„Das wurde mit einem Bambus gethan", sagte der Knabe nach einem Blick. „Ich habe solch ein Ding bei den Büffeln gebraucht, als ich dem Menschenpack diente. Der Vater der Cobras — ich bin betrübt, daß ich mich über ihn lustig machte — kannte die Brut gut, ich hätte ihm glauben sollen. Sagte ich nicht, daß Menschen aus Bosheit töten?"

„Sie töten um der rothen und blauen Steine willen", antwortete Baghira. „Bedenke: ich war in des Königs Käfigen zu Oodeypore."

„Eins, zwei, drei, vier Fußspuren", sagte Mogli, sich über die Asche bückend. „Vier Fußspuren von beschuhten Männern. Die laufen nicht so schnell wie Gonds. Was Böses kann ihnen der kleine Waldmann gethan haben? Sieh, alle Fünf haben, hier stehend, mit einander geredet, bevor sie ihn töteten. Baghira, laß uns zurückgehen. Mein Magen ist schwer in mir und dabei tanzt er auf und ab, wie ein Orioles(Pfingstvogel)-Nest an der Spitze eines Zweiges."

„Es ist keine gute Jagd, wenn man das Wild laufen läßt", sagte der Panther. „Die acht beschuhten Füße sind nicht weit gegangen."

Eine Stunde lang wurde nicht gesprochen, bis sie die breite Spur von vier Männern mit beschuhten Füßen gefunden hatten.

Es war jetzt volles, heißes Tageslicht und Baghira sagte: „Ich rieche Rauch."

„Menschen mögen immer lieber essen als laufen", meinte Mogli, aus- und einwärts durch das Gestrüpp des Dschungel trottend, das sie durchforschten. Baghira, der sich links ihm zur Seite hielt, machte ein unbeschreibliches Geräusch mit seiner Kehle.

„Hier ist Einer, der nicht mehr zu futtern braucht", sagte er. Ein Bündel buntfarbiger Kleider lag unter einem Busch und rund umher war Mehl verstreut.

„Das ist wieder mit einem Bambus gethan", sagte Mogli. „Sieh, solchen weißen Staub essen die Menschen. Sie haben Diesem, der ihr Futter trug, den Tod gegeben und geben ihn nun Chil, dem Geier, als Futter."

„Es ist der Dritte", sagte Baghira.

„Ich will dem Vater der Cobras frische, große Frösche hintragen und ihn mästen", sagte Mogli zu sich selbst. „Dieser Elefantenbluttrinker ist selbst der Tod und dennoch verstehe ich nicht —"

„Folge", rief Baghira.

Sie waren kaum eine halbe Meile weiter gegangen, als sie Ko, die Krähe, im Gipfel eines Tamarindenbaumes, unter dessen Schatten drei Männer hingestreckt lagen, ein Totenlied singen hörten. In der Mitte eines Kreises, unter

Digitized by Google

einer eisernen Platte, auf der ein schwarzer, verbrannter, ungesäuerter Brotkuchen lag, rauchte ein halb erloschenes Feuer. Dicht bei dem Feuer, im Sonnenlicht glitzernd, lag der mit Rubinen und Türkisen überladene Ankus.

„Das Ding arbeitet schnell; hier endet Alles", sagte Baghira. „Wie wurden diese Menschen getötet, Mogli? Es ist weder Zeichen noch Wunde an ihnen."

Ein Dschungelbewohner weiß durch Erfahrung mehr über giftige Pflanzen und Beeren als eine Menge Doktoren. Mogli beschnüffelte den Rauch, der von dem Feuer aufstieg, brach ein Stück des geschwärzten Brotes ab, kostete es und spie es wieder aus.

„Apfel des Todes", hustete er. „Der Erste muß ihn in das Futter für Die gemischt haben, die ihn töteten, nachdem sie den Gond getötet hatten."

„Gute Jagd, — in der That," rief Baghira. „Tod folgt auf Tod."

Apfel des Todes nennt man im Dschungel den Dornapfel oder Datura, das am Raschesten wirkende Gift in Indien.

„Was nun?" sagte der Panther. „Sollen wir, Du und ich, uns nun um dieses rothäugigen Totschlägers willen töten?"

„Kann es sprechen?" flüsterte Mogli. „Habe ich es beleidigt, da ich es von mir schleuderte? Zwischen uns kann es nichts Uebles bringen, denn wir wünschen nicht, was Menschen wünschen. Wenn es hier liegen bleibt, wird es aber sicher weiter Menschen töten, Einen nach dem Anderen, und so schnell, wie Nüsse bei hohem Wind fallen. Ich liebe die Menschen nicht, aber selbst ich möchte nicht sechs in einer Nacht töten lassen."

Was schadets?" rief Baghira. „Es sind nur Menschen! Sie töteten einander mit Vergnügen. Der erste kleine Mann vom Walde jagte gut!"

„Sie sind Kindsköpfe; und ein Kindskopf würde sich ersäufen, um den Mond im Wasser zu beißen. Mein ist die Schuld", sprach Mogli, als ob er Alles über Alles wüßte. „Niemals wieder will ich fremde Dinge in das Dschungel bringen, und wären sie so schön wie Blumen. Dieses" — er hob behutsam den Ankus auf — „geht zu dem Vater der Cobras zurück. Aber erst müssen wir schlafen; und wir können nicht neben diesen Schläfern schlafen. Auch müssen wir ihn erst begraben; er könnte fortrennen und noch sechs Andere töten! Grabe mir ein Loch unter jenem Baum! Wenn wir aufwachen, will ich ihn herausnehmen und zurückbringen."

Zwei Nächte später, als die weiße Cobra in dem Dunkel des Gewölbes lag — trauernd, beschimpft, beraubt und allein —, wirbelte der von Edelsteinen funkelnde Ankus durch das Loch in der Mauer und krachte auf den mit Goldmünzen bedeckten Boden nieder. „Vater der Cobras", rief Mogli — er blieb wohlweislich außerhalb der Mauer —, „nimm Dir aus Deinem Volk einen Erfahrenen und Starken zur Hilfe, um den Schatz des Königs zu hüten, auf daß nie wieder ein Mensch diesen Ort lebendig verlasse."

„Ah — ah! Er kommt also zurück!" murmelte die alte Cobra und schlang sich zärtlich um den Ankus. „Wie kommt es, daß Du noch am Leben bist?"

„Bei dem Bullen, der mich loskaufte, ich weiß es nicht! Das Ding hat sechsmal in einer Nacht getötet. Laß es nie wieder hinaus!"

Kalkutta. Rudyard Kipling.

Digitized by Google

Wissenschaft und Praxis.

Vor einigen Monaten war der „Vorwärts“ in der Lage, zu melden, daß der preußische Minister des Innern, Freiherr von der Recke, eine vertrauliche Umfrage an sämmtliche Regirungspräsidenten gerichtet hatte, in der er sich Aufschluß über die Ursachen des neuerlichen Anwachsens der Sozialdemokratie erbat. Leider ist nicht bekannt geworden, ob und welche Antworten inzwischen bei dem Minister eingelaufen sind und aus welchen Quellen die Präsidenten geschöpft haben. Zweifellos würden die Antworten uns mehr interessiren als die Umfrage. Sie müßten lehren, ob unter unseren hohen Verwaltungbeamten Männer sind, die volkswirthschaftlich-historisches Wissen mit unabhängigem Urtheil verbinden. Leider ist Das unter Zuständen, in denen die „gute Gesinnung“ Alles, der Muth der Ueberzeugung nichts ist, unwahrscheinlich. Das Schicksal des ehemaligen Handelsministers von Berlepsch, der die Kühnheit besaß, auch da noch den Standpunkt der Februarerlasse von 1890 festzuhalten, als der Wind sich gedreht hatte, ist ein Mene-Tekel für Alle, die Karriere machen wollen. Auch läßt die volkswirthschaftliche Ausbildung des höheren Verwaltungpersonals ziemlich Alles zu wünschen übrig. Nasse, Schönberg, Gustav Cohn, Jolly und Schanz berichteten 1887 in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik übereinstimmend von der mangelhaften Vorbildung der höheren Verwaltungbeamten in Preußen. Sie weisen auf den Mißbrauch der sogenannten akademischen Freiheit hin, halten ein längeres und gründlicheres Studium der Juristen für nöthig und erklären eine eingehende Beschäftigung mit Nationalökonomie und Finanzwissenschaft als Vorbereitung zum höheren Verwaltungdienst für unbedingt erforderlich. Zu den Gutachtern gehörte auch Herr Bosse, damals noch Direktor im Reichsamt des Innern. Er schrieb:

„Gewisse Gebiete unseres öffentlichen Lebens haben durch die moderne Entwickelung eine Bedeutung gewonnen, die es nöthig macht, daß jüngere Verwaltungbeamte sich in größerem Umfange, als es durch die akademischen Studien und während der praktischen Vorbereitungzeit möglich ist, damit vertraut machen. Es möge dabei beispielsweise nur an das Versicherungwesen, die Währung- und Münzverhältnisse, das Bankwesen, die Verhältnisse der Landwirthschaft, die großen Zollpolitik- und Tarifffragen, den Weltverkehr und die Handelspolitik, die Statistik und die der staatlichen Einwirkung zugänglichen Erscheinungen des sozialen Lebens u. s. w. erinnert werden. Das tiefere und für eine erfolgreiche Mitwirkung bei der administrativen und legislatorischen Behandlung dieser Dinge unerläßliche Verständniß wird dem Durchschnitt unserer jungen Assessoren während ihrer Vorbereitungzeit nur in den seltensten Fällen zugänglich gewesen sein. Ein großer Theil der zur Gewinnung eines selbständigen Urtheiles in diesen Fragen erforderlichen Kenntnisse ist aus Büchern allein eben so wenig zu gewinnen wie aus akademischen Vorlesungen. (Auch nicht aus Beidem zusammen?) Daraus erklärt es sich, daß bei einem Theil unserer Verwaltungbeamten eine zuweilen erstaunliche Indolenz welt- und zeitbewegenden Fragen gegenüber zu beklagen ist...“

Herr Bosse weist dann darauf hin, daß die Beamten des auswärtigen

Digitized by Google

Dienstes, die bei Missionen und Konsulaten beschäftigt und genöthigt waren, mit diesen Dingen sich praktisch und theoretisch zu beschäftigen, gewöhnlich die besten Kenntnisse besitzen. Im Anschluß daran empfiehlt er, junge Assessoren sechs Monate bis zu zwei Jahren im Konsulatdienste oder im Ressort der Reichsbank oder auch in großen aus- oder inländischen Handelsbetrieben und industriellen Unternehmungen zu beschäftigen.

Die Nothwendigkeit einer gründlichen Ausbildung der zukünftigen Verwaltungbeamten in den Staatswissenschaften und in der Nationalökonomie sieht Herr Bosse also selbst ein; vom Studium der Wissenschaft auf Universitäten und aus Büchern hält er aber weniger als von einer kurzen Thätigkeit in der Reichsbank, in einem Handelshause, in einer Fabrik oder in einem Konsulate. Das Gesetz vom elften März 1879 betonte in seinen Motiven ausdrücklich, daß eine gründliche Kenntniß der Volkswirthschaftlehre und der Finanzwissenschaft zur befriedigenden Wahrnehmung der Pflichten der Verwaltungbeamten unerläßlich, aber nur durch früh beginnendes ernsthaftes Studium, nicht erst im Laufe der praktischen Vorbildung zu erlangen sei. Und dieser Verächter der „Professorenweisheit" ist Kultusminister in Preußen! Möchte man Herrn Bosse nicht beinahe empfehlen, sich einmal einen populären Vortrag über den Nutzen der Wissenschaft anzuhören?

Jeder Einblick in die Praxis von Handel, Gewerbe und Verkehr ist für einen jungen Assessor lehrreich. Aber zu behaupten, Das könne das Studium der Nationalökonomie irgendwie ersetzen oder sei ihm gar vorzuziehen, ist denn doch so seltsam, daß es einem unterrichteten Manne kaum zuzutrauen ist. Weiß etwa Herr Bosse nicht, daß gerade unter den Großkaufleuten und im Bankfach schon seit langer Zeit ein Bestreben nach Aneignung theoretischer nationalökonomischer Kenntnisse sich geltend macht? So lange in diesen Kreisen selbst das Fehlen theoretischer Vorkenntnisse in der Volkswirthschaftlehre und in der Finanzwissenschaft als ein empfindlicher Mangel anerkannt wird, dürften sie sich kaum zum Lehrberuf eignen. Die intelligente Großkaufmannschaft hat an der elektrischen und chemischen Industrie, in denen Deutschland bekanntlich an der Spitze Europas marschirt, gelernt, welche gewaltigen Erfolge die Praxis erzielen kann, wenn die Wissenschaft vorangeht. Würde man gestatten, daß Jemand als Chirurg operirte, dem die theoretische Anatomie unbekannt geblieben ist? Würde es vielleicht genügen, wenn ein solcher Mann ein bis zwei Jahre bei einem Fleischer das Schlachten gelernt hätte? Ist die Struktur des Wirthschaftkörpers nicht noch feiner und komplizirter als die des menschlichen Körpers und sind Operationen, die über das Wohl von Millionen, ja der ganzen Nation entscheiden, nicht eben so wichtig wie Operationen, bei denen die Gesundheit eines Einzelnen auf dem Spiele steht? Aber für die Chirurgen des Wirthschaftkörpers unseres Volkes hält Herr Bosse das theoretische Studium der Anatomie eben dieses Körpers, im Gegensatz zu allen Sachverständigen und zu seinen Vorgängern im Ministerium (s. d. Gesetz v. 11/3. 79), nicht für erforderlich.

Alle Praxis sollte sich auf den Grundlagen der Wissenschaft aufbauen; und doch sträubt sich die Praxis so häufig gegen die Wissenschaft. Schon im Jahre 1755 schrieb der Kameralist Justi, daß die Zeiten vorüber seien, da die Rechtsgelehrten zu allen Bedienungen des Staates taugten; die ganze Gestalt der Sachen habe sich geändert und es seien zehnmal mehr Bedienungen vorhanden,

Digitized by Google

zu denen Kenntniß in Kameral-, Polizei-, Kommerzien, und Oekonomiesachen erfordert werde. Das war im Jahre 1755, — und wie sieht es heute aus? Nach wie vor giebt allein das juristische Staatsexamen den Rechtstitel auf die höchsten Stellungen im Staate; daß für die Verwaltungskarriere seit einiger Zeit der Nachweis von ein oder zwei Semestern Kameralia verlangt wird, ist bloßer Schein. Es genügt, sich bei Beginn und Schluß des Semesters mit der nöthigen Testirung der bezahlten Vorlesungen zu versehen.

Man kann bei der Besprechung preußischer Zustände heute nicht umhin, auch der persönlichen Anschauungen des Trägers der Krone zu gedenken.

Nun wissen wir durch Busch, daß Bismarck sich einer Aeußerung des damals dreiundzwanzigjährigen Prinzen Wilhelm erinnerte, die keine sonderlich günstige Meinung über die Professoren verrieth. Der Herrscher mag seitdem, wie jeder Mensch zwischen dem dreiundzwanzigsten und vierzigsten Lebensjahre, seine Anschauungen verändert haben. Er hat, besonders in neuerer Zeit, häufig Veranlassung genommen, der Kunst und den technischen Wissenschaften zu huldigen. Aber dabei handelte es sich doch in der Regel um künstlerische Leistungen, die den Herrscher persönlich besonders ansprachen, oder um Technisches, sogenannte „praktische Wissenschaft", deren Forschung- und Lehrthätigkeit in augenfälliger und unmittelbarer Weise der Praxis dient. „Dozenten und Bücherschreiber" haben von kaiserlicher Huld bisher nicht viel verspürt und mancher Regimentskommandeur kann sich höherer Auszeichnungen rühmen als unsere hervorragendsten Gelehrten. Und Das erklärt vielleicht, wie Herr Bosse, der die Verwaltungbeamten in Fragen der Staats- und Finanzwissenschaften nur „praktisch" geschult wissen will, Kultusminister und Herr von Stumm, der die „unbotmäßigen Arbeitermassen mit Kanonen zur Raison bringen" will, ein einflußreicher Mann werden konnte.

Da in der ganzen Zeitkultur verwandte Züge stark ausgeprägt sind, mag dieser Sinn fürs Praktische Manchen bestechen; der unparteiische Beobachter aber wird sich schwerer Besorgnisse nicht erwehren können. Hingen damit nicht das Volksschulgesetz des Grafen Zedlitz und das Vereinsgesetz des Freiherrn von der Recke eng zusammen? Ist es nicht bereits dahin gekommen, daß die Wissenschaft Vielen als für den Staat gefährlich und als umstürzlerisch gilt? Die Lehren der Naturwissenschaft sollen dafür verantwortlich gemacht werden, daß dem Volke „die Religion geraubt" und daß ihm damit seine moralische Stütze, sein Trost im Unglück entzogen wird. Und doch steht die wahre Religion, die Goethe in der „ruhigen Verehrung des Unerforschlichen" fand, in keinerlei Gegensatz zu der Naturwissenschaft, die sich auf das Erforschliche beschränkt. Nichts von Dem, was Christus verkündet hat, steht im Widerspruch mit den Lehren der modernen Wissenschaft. Aber das Beiwerk, das die Kirche im Laufe der Jahrhunderte hinzugefügt hat, um die Massen zu beherrschen, widerstrebt der gesunden Vernunft und den Einsichten der Gegenwart. Nicht die Naturwissenschaft hat dem Volk die Religion verleidet, sondern jene Orthodoxie, die an dem entstellenden Beiwerk festhält und der Dummheit oder der Heuchelei bedarf. Martin Deutinger, Schüler von Görres und Baader, schrieb: „Bequemlichkeit und pharisäischer Hochmuth haben sich mit einander verbunden, das Vorurtheil unter den Menschen auszubreiten, daß nur mit Gefahr des wahren Glaubens die Wege des Forschens und der Erkenntniß betreten

Digitized by Google

werden könnten. „Gehe nicht hinaus,' spricht der Faule nach der Schrift, „denn es ist ein Löwe auf der Straße!' .... Wie können Diejenigen, die nie auf der Bahn lebendigen Wissens gewandelt sind, behaupten, daß es verderblich sei, nach einer solchen Erkenntniß zu ringen, daß der Mensch beim Glauben beharren soll? Auf diese Weise sich auf den Glauben berufen, heißt geradezu, den Glauben als eine lebendige, uns verliehene Gnade und Gotteskraft leugnen."

Wenn die Regirung kirchlich-orthodoxe, der Wissenschaft feindliche Bestrebungen fördert, wenn sie den konfessionellen Charakter der Schule mehr und mehr betont, die Religionstunden auf Kosten des übrigen Unterrichts vermehrt, die Geistlichkeit in verstärktem Maße zur Schulaufsicht heranzieht, die Lehrerschaft in materieller Hinsicht zurücksetzt und die Einnahmen der Universitätslehrer zu beschränken unternimmt, so schädigt sie Unterricht und Wissenschaft.

Die Abneigung „maßgebender Kreise" gegen jede volkswirthschaftliche Lehre, die geeignet sein könnte, der Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen und, was man damit identifizirt, der Lehre der Sozialdemokratie Vorschub zu leisten, ist offenkundig. Noch immer ist das Schlagwort vom Katheder-sozialismus nicht abgethan und damit gelten gewisse unbequeme Theorien als widerlegt und gerichtet. Anstatt die bessernde Hand an Zustände zu legen, deren Reformbedürftigkeit von der Wissenschaft erwiesen ist, zieht man vor, die Gesetze fortschreitender Entwickelung zu ignoriren. Und wenn Herr Bosse der „praktischen Ausbildung" vor dem Studium den Vorzug giebt, so fürchtet er offenbar, die zukünftigen Staatslenker könnten von dem Gift der Wissenschaft inficirt werden.

Würde die Androhung von Zuchthausstrafe für Anreizen zum Strike möglich sein, wenn unsere verantwortlichen Politiker mit der sozialen und wirthschaftlichen Entwickelung Englands in diesem Jahrhundert besser vertraut wären? Das englische Gesetz vom neunundzwanzigsten Juli 1800 verbot jegliche Verabredung von Arbeitern zur Erzielung von Lohnerhöhungen, Herabsetzung der Arbeitzeit und Verbesserung der Arbeitbedingungen. Zuwiderhandelnde sollten mit Zuchthaus (hard labour) bestraft werden und gesammelte Gelder sollten verfallen sein. Was war die Folge dieses drakonischen Verbotes? „Seine einzige Wirkung bestand darin, die Gefühle der Arbeiter gegen die übrigen Gesellschaftklassen zu vergiften, den Geist des Mißtrauens, des Hasses und der Verzweiflung unter ihnen zu säen, den Sinn für Recht und Unrecht in ihnen zu ertöten. Damals nahmen die Koalitionen den Charakter geheimer Verbindungen an; unter den gräulichsten Eidschwüren verpflichteten sich ihre Mitglieder und in der Verfolgung ihrer Zwecke schraken sie selbst vor den schändlichsten Verbrechen nicht zurück. Und Wer wollte darüber staunen! Wurden sie doch, gleichviel ob sie nichts als eine einfache Koalition schlossen oder ob sie schwere Gewaltthaten begingen, in ganz gleicher Weise bestraft."*)

Im Jahre 1824 wurden die Koalitionverbote abgeschafft, die Arbeiterbewegung lenkte allmählich in gesetzliche Bahnen ein, die Organisationen gewannen fortgesetzt an Ausdehnung und schließlich fielen alle Ausnahme-Bestimmungen; der Selbsthilfe der Arbeiter wurde unbeschränkter Spielraum eingeräumt, — und heute besitzt England die am Wenigsten staatgefährliche Arbeiterschaft.

Das erfährt ein Assessor allerdings weder bei der Reichsbank noch in einem

*) Professor Lujo Brentano: Das Arbeitverhältniß gemäß dem heutigen Recht.

Digitized by Google

großen Handelshause, sondern nur aus Büchern. Aus dem Studium einiger guten Bücher könnte der Freiherr von der Recke, der als Assessor vielleicht auch nur „praktisch“ ausgebildet worden ist, sogar die Lehre ziehen, daß die Zunahme der Sozialdemokratie in Deutschland eng mit dem Druck gesetzlicher und administrativer Maßregeln und mit der strengen Praxis der Gerichte zusammenhängt.

Professor Oldenberg hat vor einigen Monaten lehrreiche Daten aus der amtlichen preußischen Strikestatistik mitgetheilt. Daraus ist zu entnehmen, daß die Erfolge der Strikenden seit dem Sommer 1895 im Vergleich zu früheren Jahren ganz erheblich zugenommen haben. Das ist zugleich der Zeitpunkt, der den neuerlichen, ganz außerordentlichen Aufschwung der deutschen Industrie bezeichnet. Während in der ersten Hälfte der neunziger Jahre die strikenden Arbeiter durchschnittlich in fünfunddreißig von hundert Fällen ihre Forderungen ganz oder theilweise durchsetzten, erhöhte sich dieser Prozentsatz für den

Winter	1894/95	auf 49	Prozent
Sommer	1895	„ 49	„
Winter	1895/96	„ 77	„
Sommer	1896	„ 71	„
Winter	1896/97	„ 51	„
Sommer	1897	„ 64	„

So lange das Angebot von Händen die Nachfrage überstieg, hatten die Strikenden geringere Erfolge; als in der Periode des Aufschwunges sich Mangel an Arbeitkräften herausstellte, waren sie erfolgreich. Auch die absolute Zahl der Strikes weist in den letzten drei Jahren eine erhebliche Zunahme auf; und daraus geht hervor, daß eine große Anzahl von Arbeitgebern nur durch Zwang zu bewegen war, ihre Arbeiter an den steigenden Gewinnerträgnissen entsprechend Theil nehmen zu lassen. Daß auch die Konkurrenzfähigkeit darunter nicht litt, lehren die zunehmenden Erträgnisse unserer Industrie in den letzten Jahren. Natürlich erhöhte eine sehr erhebliche Anzahl von Betrieben die Löhne auch ohne Strikes und ich will nicht untersuchen, ob Das häufiger aus Humanität geschehen ist oder, um die Arbeiter nicht zu verlieren und Strikes vorzubeugen. Jedenfalls sollten Herr von Stumm und Konsorten schon aus der Thatsache der vielfachen Strikeerfolge entnehmen, daß es immer noch Unternehmer giebt, die ihren Arbeitern freiwillig nichts einräumen. Das wird auch weiterhin der Fall sein, so lange Selbstsucht und Eigennutz nicht aus der Welt verschwunden sind. Da aber hierüber noch einige Zeit hingehen wird, so ist der Strike und der „Anreiz“ zum Strike — ohne den kein Strike möglich ist — im Sinne der wirthschaftlichen Gerechtigkeit nicht zu entbehren. Gewaltthätiges Vorgehen gegen Arbeitwillige ist natürlich nicht zu dulden. Aber schon gewisse gerichtliche Bestrafungen auf Grund friedlicher und maßvoller Aeußerungen, die bestimmt waren, Berufsgenossen vom Strike in Kenntniß zu setzen, gehen zu weit. Vor Abwegen kann nur Eins schützen: nicht die vermeintliche Klugheit der Praktiker, sondern die unparteiische Stimme der Wissenschaft, die den Dingen ohne Vorurtheil und ohne Eigennutz gegenübersteht.

Julius Steinhügel.

Digitized by Google

Die Saharet.*)

Von Hamburg fuhr ich nach Berlin, wehmuthvoll an Friedrichsruh vorüber. Bei den Nichtrauchern roch es nach Bratheringen mit Spiegeleiern — ein Vortheil der D-Züge —, bei den Rauchern nach Freimaurercigarren. Ich entschied mich für die Raucherabtheilung. Der Inhalt der Nachmittagsausgaben aller hamburger Zeitungen war bald erschöpft, zu ernster Lecture regte mich die Witterung drinnen und draußen nicht an. Eben wollte mich das bekannte Eilzugschläfchen übermannen, als ein hamburger Kaufherr mich mit der mir nicht mehr ganz fremden Anrede begrüßte: „Sind Sies oder sind Sies nicht?“ Ich wars und zündete mir eine von seinen guten Cigarren an. Kaum war die Unterhaltung, die ich vom chinesischen Gebiet möglichst bald auf das Thema „Nichts Neues vor Berlin?“ hinüberzulenken bemüht war, in Fluß, als er äußerte: „Ich fahre extra deshalb noch einmal nach Berlin, um sie zu sehen. Sie geht — oder, richtiger: sie tanzt — mir furchtbar im Kopf herum, ich sehe sie überall vor mir, ich kann sie nicht vergessen. Meine Frau weiß nicht, daß ich nach Berlin fahre; mit dem heutigen Nachtzuge reise ich wieder zurück... Sahen Sie sie tanzen?“ „Nein, ich habe sie nicht gesehen, ich weiß auch gar nicht, wen Sie meinen!“ „Ach, die Australierin, die Tänzerin im Wintergarten, die Saharet.“ „So!“ Wir hielten im Lehrter Bahnhof. „Auf Wiedersehen!“

— — — — — — — — — — — — — — —

So ziemlich alle zwei Jahre besuche ich die Reichshauptstadt und trete bei dieser Gelegenheit die Runde durch sämmtliche Vergnügunglokale Berlins an; aber höchstens einmal: dann habe ich für die nächsten paar Jahre mehr als genug. Nur den Wintergarten besuche ich öfter, weil ich sicher bin, dort Bekannte aus den Kolonien zu treffen; im Wintergarten wird nämlich Kolonialpolitik getrieben. Man muß das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.

Da sah ich sie nun tanzen, viermal, an den sämmtlichen vier Abenden, die ich in Berlin zugebracht habe; ich war bei ihr, sie bei mir; auch ihren Tanzübungen, dem Einstudiren neuer Tänze habe ich an einem trüben Nachmittag auf der Bühne des Wintergartens beigewohnt. Wir waren Fünf: die Saharet, ihr Mann, ihr Kind, ein spanischer Balletmeister und ich.

Eine merkwürdige, in ihrer Art einzige Erscheinung, diese Gazelle, dieses

*) Die Tänzerin Saharet — sie heißt eigentlich Clarissa Rose und stammt aus Melbourne — hat im berliner Wintergarten ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt und besonders bei künstlerisch gestimmten Naturen einen Beifall gefunden, wie er den Sternen der Spezialitätenbühne sonst selten beschieden ist. Meister Franz von Lenbach hat sie im Januar nach München geladen, ihr den Verlust des riesigen berliner Honorars und die Reisekosten reichlich ersetzt und sie verpflichtet, sich vierzehn Tage lang seiner Kunst allein zur Verfügung zu stellen. Er hat sie mehrfach gemalt und ist nicht müde geworden, die wilde Grazie der „Strahlenden“ zu bewundern. So wird man denn nicht darüber staunen dürfen, daß diese fremdartig reizvolle Erscheinung auch auf Herrn Eugen Wolf, der als Weltfahrer — und, nebenbei bemerkt, als ein sehr wirksamer Förderer der deutschen Kolonialpolitik — so vieler Menschen Länder und Städte sah, ihren Zauber geübt und den nicht leicht mehr Entzückten zu einem Karnevalshymnus angeregt hat.

Digitized by Google

Känguru, diese australische Saharet mit den großen runden Augen, deren Weißes ins Bläuliche schimmert, deren Pupille alle Farben annimmt; je nachdem sie spricht oder schweigt, tanzt oder ausruht, werden diese grünlichen oder grauen, blauen oder goldigen Augen klein, groß, rund, länglich. Mitunter leuchten sie wie Katzenaugen, dann wieder sind es die Augen einer scheuen Gazelle. Während ich mich mit ihr unterhalte, bläst die lustige Saharet die rothen Bäckchen auf wie ein Engelchen und platzt lachend heraus: „Sehen Sie, Das thue ich immer, damit bringe ich die Männer in Verzweiflung. Wissen Sie, was meine Augen sind? Es sind . . . grey eyed greedy guts.“ Und sie deklamirt mit Pathos: „Look me in the eye vilain that I may smite you with a feather.“ In dem kleinen, runden, übermüthigen und frischen Gesichtchen der zwanzigjährigen Frau ist auch das Näschen interessant: fein, klein, kurz, an der Grenze des Stumpfnäschens. Spricht man mit der Saharet, so bläht sie die Nüstern auf, wie ein Rassepferd. Dieses freche Näschen ist ein ganz merkwürdiges Ding; es spricht nämlich mit: trotz seiner Kleinheit ist es überall dabei und verräth einen gewissen Grad von Selbstbewußtsein. Die Ohren der Saharet sind niedliche, ideal schön geformte, durchsichtige rosarothe Muscheln; sie hat es nicht nöthig, die Lauscher mit ihrem eigenem Haar oder mit falschen Bandeaux zu bedecken, wie eine als berühmt ausgegebene Tänzerin à la mode. Auf der Oberlippe wiegt sich ein zart angedeuteter niedlicher dunkler Flaum, der den Schelm verräth. Auch der Mund ist merkwürdig; er sieht fast aus, als müsse, wenn die untere Lippe schmollt, die obere küssen, — und umgekehrt.

Die Saharet hat mit mir übrigens nie geschmollt... Auch habe ich sie natürlich nie geküßt.

Von dem Wirbel ihres Köpfchens richtet sich, wenn sie tanzt, ein Büschel Haare kerzengerade in die Höhe, ungefähr so, wie es bei den Pathans in Indien oder bei den Koreanern gebräuchlich ist. Während ich ihren feinen Kof betaste platzt sie lachend heraus: „On the right side the bump of high kicks, on the left the bump of splits!“

Das Haar trägt sie ziemlich kurz; doch ist der etwa dreißig Centimeter lange Haarbüschel, den sie so zu arrangiren versteht, daß er vom Wirbel direkt in die Luft hinausragt, besonders charakteristisch an ihr, — ein Geheimniß ihrer Haartracht, das sie nicht verräth und um das sie von ihren Konkurrentinnen beneidet wird. Das dunkelbraune Haar ist weich, glänzend, fein. Die Zähne sind prachtvoll; wenn sie lacht, kommt die Spitze eines kleinen, frechen Züngleins zum Vorschein; man muß mitlachen, ob man will oder nicht.

Es interessirte mich, zu erfahren, ob ihr Herz und ihre Lungen bei der angestrengten Thätigkeit — die Saharet übt nämlich jeden Tag mehrere Stunden — noch normal seien; ich frage, ob sie mir gestatten wolle, diese Organe von einem Arzt untersuchen zu lassen. Sie lacht hell auf, — und ich muß jetzt selbst bei dem Gedanken lachen, daß mein Interesse für sie so weit ging. In dem schlanken Körper arbeitet eine höchst gesunde Lunge; und daß ihr Herz nichts zu wünschen übrig läßt, hat mir außer dem Arzt auch ihr Mann bestätigt.

Die Saharet wiegt nur 55 Kilo, trotz ihrer Länge. Reicht sie Einem die Hand, so umfaßt man eine lange, feste, Willenskraft verrathende, kühle Hand. Auch der Fuß ist lang, schmal, fest und kräftig. Ihre Gelenke sind von merkwür-

Digitized by Google

diger Beweglichkeit, wie man sie eigentlich nur bei Kautschukmännern erwartet. Sie spricht zwei Sprachen: eine mit dem Mund, die andere durch ihre merkwürdig belebte Mimik; was sie sagen will, kann sie auch mit den Augen, mit der Nase, mit einer Lippenbewegung sagen, ohne den Mund aufzuthun.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich bin eine Australierin, denn ich bin in Australien geboren; meine Mutter aber ist Kanadierin, mein Vater Schotte. Meine Mutter war beim Theater, auch wahrsagte sie aus der Hand und trat als Cirkusreiterin auf; mein Vater war Oberst-eward auf einem Dampfer. Meine Mutter hat dann noch einmal geheirathet.“ „Was war denn der zweite Vater?“ „Der war nichts. Meine Mutter hatte einen Fruchtladen — ich habe alle Aepfel aufgegessen —, dann mußte sie das Geschäft aufgeben. Nachher heirathete sie zum dritten Male, einen Barbier; und jetzt hat sie einen vierten Mann. Der heißt ‚Ralley‘, — mehr weiß ich nicht von ihm.“ „Haben Sie denn noch Geschwister?“ „Ja, vom ersten Vater waren fünf Kinder da.“ „Die sind wohl Alle so gesund wie Sie?“ „No! Das erste Kind starb, weil es zu viele unreife Pflaumen gegessen hatte; das zweite starb an kalten Füßen, das dritte, — wer weiß, woran, ich kann mich wirklich nicht mehr darauf besinnen. Eins weiß ich noch: als ich klein war, hatte ich immer schmutzige Schuhe und bekam Prügel. Auch wollte ich immer lesen; ja, das Lesen war meine Leidenschaft und ist es geblieben. Als ich so ein kleines Ding war, habe ich heimlich immer die Lichtstümpfchen gestohlen und unter meinem Kopfkissen versteckt, damit ich nachts lesen konnte.“

So scherzte sie, bis ihr zweijähriges Kind Carry in die Stube kam. Ein Engelsköpfchen, wie es Murillo nicht schöner gemalt hat. Das Kind tritt mit graziösem Spanischen Schritt ins Zimmer herein, in Gesellschaft von zwölf Puppen, die sie in einem kleinen Korbwägelchen hinter sich herzieht, bewacht von einem Foxterrier, der zwar der Hauswirthin gehört, aber mit dem Kinde innige Freundschaft geschlossen hat.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Saharet plaudert weiter. „Sehen Sie, ich bin jetzt zwanzig Jahre alt; mit achtzehn Jahren habe ich geheirathet. Sie wußten wohl nicht, daß ich verheirathet bin? Hier ist mein Mann; er ist zugleich mein Impresario. Er sah mich tanzen und: mich sehen und heirathen war Eins. Natürlich kam dann gleich das Kind. Carry ist jetzt zwei Jahre alt und kerngesund. Sie geht mit mir nach Rußland, hat überhaupt alle Reisen mitgemacht. Unterwegs habe ich sie mit der Flasche genährt, eine Amme hat sie nie gehabt; aber sie tanzt, tanzt viel besser als ich, tanzt Alles, was ich tanze, und wenn ich einen neuen Tanz einübe, dann übt Carry mit und die Puppen müssen tanzen, alle, und dann muß der Hund tanzen, der aber wenig entzückt von dem Tanzunterricht scheint.“ Während die Saharet mit mir spricht, mir von ihrer Familie und ihrem Kind erzählt, kocht sie Chokolade für ihr Töchterchen und spielt mit dem Kinde „Elefant“. Das war eine Separatvorstellung, gegen die ich nicht den ganzen Nibelungenring eingetauscht hätte. Sie macht sich plastisch zum Elefanten und zeigt dem Kinde, wie Elefanten den Rüssel bewegen und „Chokolade trinken“. Plötzlich fliegen Vater, Mutter, Kind, zwölf Puppen und der Hund auf das Sofa, — ein Knäuel von Elternglück, Kinderfreude und harmloser Fröhlichkeit. Dazu

Digitized by Google

singt die Saharet: „Romm di diddell da romm di daddell di dei“ oder „Killey Killey Punko“ (soll Kille Kille, Pankow heißen, — ein in Berlin beliebtes Lied des Komikers Little-Carlsen) oder „Klick klick klick I'm a monkey on a stick, a monkey on a stick am J ...“ Ich frage sie: „Fühlen Sie sich denn in dieser kleinen Miethwohnung glücklich und wären Sie nicht lieber zu Hause, im wilden Westen Australiens, wo Sie Ihre große Liebe für Thiere praktisch als Landwirthin bethätigen könnten?“ „Ja, Das will ich auch später thun, aber jetzt muß ich sehr weise und praktisch sein und Geld verdienen, wissen Sie.“

In ihrer Wohnung lagen so viele Anzüge herum, daß mindestens zwölf Tänzerinnen sich Kostüme hätten aussuchen können. „Sehen Sie, das Alles lasse ich in Paris beim ersten Theaterschneider machen. Es kostet mich ein Heidengeld, aber wenn ich nicht ganz reine Toiletten, namentlich ganz reines seidenes Unterzeug anhabe, bin ich unglücklich. Das hier“ — dabei flogen mir einige ihrer Kostüme um den Kopf — „sind getragene Sachen, aber sie wären für manche andere Tänzerinnen immer noch rein; tadellos saubere Kleidung ist doch der beste Schmuck.“

„Weshalb tragen Sie denn keine Brillanten, wie die Otero?“ „Ach was, Brillanten! Brillanten könnte ich in Fülle haben, wenn ich wollte. Aber wenn ich sie hätte, möchte ich sie nicht tragen. Wozu denn? Bin ich nicht sauber? Bin ich nicht jung? Bin ich nicht hübsch gewachsen?“ Dabei dreht sie eine Pirouette, biegt den Oberkörper nach hinten über, wirft mir einen lieben Blick zu und pfeift vor sich hin: „Hol di dol di dei du Hol di dol di da.“

„Wenn ich mich anziehe, kommen erst die Strumpfbänder an die Reihe. Das scheint Ihnen sonderbar, nicht? Dann die Höschen, die Taille, das Oberkleid, höchstens ein Tröpfchen Karmin, das muß ich mir so auftupfen wegen des Lampenlichtes, ein paar ganz gewöhnliche große Ohrringe; ohne Ohrringe kann ich gar nicht tanzen. Und dann habe ich noch eine Caprice: ein dünnes, unansehnliches schwarzes Sammetbändchen, das binde ich mir um, sonst bilde ich mir ein, die Bühne nicht betreten zu können. Auch die alten rothen Schuhe, die hinten aufgerissen sind, muß ich tragen, weil ich am Besten in rothen Schuhen tanze; es ist wohl Einbildung, aber am Besten tanze ich, wenn ich vorher hinein gespuckt habe.... So ein Spitzenkleid, von schwarzen Spitzen, wie dieses da, muß ganz durchsichtig sein, damit das kirschrothe Unterkleid auch zur Geltung kommt. Wenn ich weiße Spitzen um die Büste gelegt habe, wird noch ein klatschrosenrothes Bouquet hineingesteckt, dann bin ich fertig. Das geht bei mir eins — zwei — drei! Wenn ich heute nach der Vorstellung mit Ihnen speisen werde, sollen Sie sehen, wie schnell ich aus der Tänzerin heraus springen und fertig sein kann.... Da liegen auch die Tambourins herum; ich muß kleine nehmen, denn große Tambourins mit dem Fuß zu treffen, wäre viel leichter, als die kleinen, die nur zwanzig Centimeter Durchmesser haben. Je verbrauchter das Kalbfell meines Tambourins ist, desto lieber habe ich es. Auf diesem dunklen, schmutzigen Fell habe ich viel herum gearbeitet, — natürlich mit der Fußspitze. Die meergrünen und kirschrothen Bänder, mit denen ich abwechselnd das Tambourin am äußeren Rande ziere — die Bänder sind fünfzehn bis dreißig Centimeter lang —: Alles meine eigene Handarbeit. Hier haben sie eins von meinen alten, mir so lieb gewordenen Tambourins; ich schenke es Ihnen zum Andenken an unsere kurze Bekanntschaft. Die Tanzschuhe lasse ich alle

Digitized by Google

in Paris arbeiten; meistens nehme ich kirschrothe Schuhe. Vorn auf dem Ausschnitt sitzt ein rundes, apfelgrünes Pompon. Ich muß mindestens vier Centimeter hohe und nach innen geschweifte Absätze an den Schuhen tragen; mit flachen Tanzschuhen, wie Sie mir vorschlagen, ginge es gar nicht. Ja, mein Fuß ist lang, aber schmal. Wie gefällt Ihnen mein Fuß?“ Bums: da lag er vor mir auf dem Tisch. „Meine Bloomers sind hellgrün; diese Frühjahrstriebfarbe gefällt mir und das Apfelgrün erinnert mich auch an die vielen Aepfel, die ich in meinem Leben gegessen habe. Meine Höschen bestehen aus sieben Volants, die von der Hüfte bis zum Knie reichen. Jeder Volant ist etwa fünfzehn Centimeter lang und zwischen jeden Seidenvolant lasse ich einen weißen, mit Silber durchwirkten Tüllvolant einfügen; die Seidenvolants sind gezackt, die Tüllvolants glatt. Meine Oberschenkel sind von der Hüfte bis zum Knie 67 Centimeter lang. Split-Weite bis zum Knie 85; ich mache doch beim Tanzen den ‚großen Split‘ und dann beträgt die Entfernung von einer Fußspitze zur anderen 1 Meter und 80 Centimeter. Die Taille wird hinten genestelt. Das kann ich mit meinen langen Armen selbst besorgen. Sie muß hinten tief ausgeschnitten sein, ich brauche Luft und Freiheit der Bewegungen; ich lasse sie aus der schwersten Seide, die man bekommen kann, arbeiten; sehen Sie, hier ist eine alte, oft getragene, lange gebrauchte Taille.“ Sie ist aus kirschrother Seide, hat den Schnitt der spanischen Bolerojäckchen, kurze Puffärmelchen aus schwerstem Seidenatlas und vorn ein apfelgrünes Jabot. Kleine, runde Goldplättchen sind in Arabeskenform aufgenäht; imitirte Steine in Kirschkerngröße, in allen Farben, Rauchtopas, Saphir, Rubin, Amethyst, Smaragd, schmücken das Jäckchen. Auf jeder Seite hängen fünfzehn schwere goldene Troddeln. „Das trägt mehr zur Bewegung des Bildes bei“, sagt sie. „Mein Tanzjupon hat 56 Centimeter Taille und 88 Centimeter bis zum Knie, aber unten hat das Röckchen fünf Meter Umfang: so viel muß ich haben, wenn ich den ‚großen Split‘ mache. Es ist ein Doppel-Jupon; innen ist es aus apfelgrüner — ja, Sie lachen, weil ich immer von Aepfeln spreche! Ach bitte, bringen Sie mir heute Abend welche mit! — innen ist es aus apfelgrüner, weicher Seide; da lasse ich drei Seidenvolants mit grünem Stoß anbringen und dazu wieder weiße, mit Silber durchwirkte Tüllvolants. So durcheinander wirkt das malerisch, wenn ich herumfliege und die äußere kirschrothe Farbe des Jupons sich mit der inneren hellgrünen Seide und den weißen Volants vermählt. Beide Röcke sind aufeinandergenäht und sehr schwer; sie müssen es sein, damit sie beim Drehen das Rad bilden. Die Gold-Pailletten habe ich in Arabeskenform aufnähen lassen; und die Goldtroddeln, die falschen Steine um das Taillenband und der große falsche Smaragd als Gürtel-Schluß: das Alles gehört dazu. Wenn meine Kostüme weniger reich wären, würde ich trotz meiner Kunst nicht gefallen. Ich werde wohl noch zehn Jahre arbeiten müssen, ehe ich im Stande bin, mir in Australien ein kleines Häuschen auf dem Lande einzurichten, um dort mit meinem Mann und meinem Kinde glücklich zu leben.“

Dabei tanzt sie im Zimmer herum und lacht. „Ich bin immer lustig und vergnügt, ich tanze für mich, es macht mir Vergnügen.“ Und sie tanzt, das kleine Kind tanzt hinter ihr her und sie singt dem Baby vor: „Klick klick klick I'm a monkey on a stick, a monkey on a stick am J...!“

Köln, im Karneval 1899. Eugen Wolf.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Beiträge zur amerikanischen Literatur- und Kulturgeschichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1898. 424 S. 8 Mark.

Der Zweck dieses Buches ist: eine richtige Vorstellung von den höheren Literatur- und Kulturbestrebungen in den Vereinigten Staaten zu geben und auf kräftige Strömungen im amerikanischen Geistesleben hinzuweisen, die dem Auge des Ausländers meist entgehen, aber bestimmt sind, auf die Bildung und Beschaffenheit des Nationalcharakters einen entscheidenden Einfluß zu üben. Bei der Beurtheilung eines fremden Volkes hat man gewöhnlich ein scharfes Gesicht für auffällige, aber unwesentliche Sonderbarkeiten, die einen so starken Eindruck auf den Beobachter machen, daß er alles Andere übersieht. Unter solchen Umständen werden die Bilder, die man von Land und Leuten entwirft, leider in den meisten Fällen zu lächerlichen Zerrbildern. Die Aufrechterhaltung und Erweiterung der seit der Gründung der Republik bestehenden friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sollte jeder Deutsche und jeder Amerikaner, dem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, nach Kräften befördern. Auf geistigen, gewerblichen, landwirthschaftlichen und handelspolitischen Gebieten stehen die beiden Länder in einem gewissen Abhängigkeitverhältniß zu einander und werden erst recht gedeihen und den ihnen gebührenden Platz unter den Weltmächten einnehmen, wenn sie die Vortheile der Forsetzung und Befestigung der herkömmlichen Eintracht einsehen und wenn diese Einsicht bei der Regelung des internationalen Verkehrs sich geltend macht und zur Richtschnur bei der Lösung aller internationalen Fragen dient. Wenn der deutsche Aar und der amerikanische Adler bei der geringsten Veranlassung gierig herabschießen, um sich wie Geier um jedes Aas zu zanken und zu bekriegen, werden sie nie die stolze Höhe erreichen, zu der sie sich sonst im idealen Wetteifer leicht aufschwingen könnten. Selbst die flüchtigste Darstellung der Kulturgeschichte der Vereinigten Staaten muß die Errungenschaften des deutschen Geistes in der Kunst, Wissenschaft, Literatur und namentlich in dem höheren Erziehungwesen in Betracht ziehen und dessen veredelnden Einfluß auf die Ausgestaltung der Civilisation in der neuen Welt anerkennen. In meinem Buch wird mehrfach darauf hingewiesen und die Bedeutung Deutschlands für Amerika in dieser Beziehung hervorgehoben.

München. Professor E. P. Evans.

Rauchringe. Wien, Verlag von Leopold Weiß.

Ich habe versucht, diesen Band Verse mit einer Eigenschaft zu imprägniren, die man von Versen eigentlich nicht verlangt und die doch dazu dienen könnte, die allgemeine Gleichgiltigkeit gegen neue Lyrik zu überlisten: ich meine die Eigenschaft, den Leser zu amusiren. Ich hoffe, daß mir der Versuch nicht ganz mißlungen ist, und freue mich, daß Martin Greif am einundzwanzigsten Dezember des vergangenen Jahres im Fränkischen Kurier über die „Rauchringe"

Digitized by Google

schrieb: „Auch rein unterhaltende Dichter soll und darf es geben, und wenn ein Solcher, wie es hier der Fall ist, zugleich echte Grazie besitzt, so heißen wir ihn mit um so größerer Freude willkommen".

Wien. Emil Rechert.

Die moderne Seele. Leipzig, Hermann Haacke. 1899.

Es handelt sich um eine Autopsychologie des modernen Menschen, da der Verfasser die Entwickelung seines eigenen Seelenzustandes zu einer Darstellung der modernen Seele überhaupt zu erweitern versucht hat. Vor Allem sei die Terminologie des Buches erklärt, die in einem neuen Sinne verstanden sein will. Ich unterscheide zwischen „unbewußten" und „bewußten" Menschen und nenne Diejenigen, die im Gleichgewicht des Wollens und des Wissens leben, „Unbewußte". Als Vertreter dieses Typus sehe ich in der heutigen civilisirten Menschheit nur das Weib und das Kind an. „Bewußte" nenne ich die Vertreter des männlichen Typus unserer Zeit, des Typus, in dem das „Bewußtsein" zum Tyrannen des Lebens geworden ist und der in seiner äußersten Konsequenz die dem Arzte wohlbekannten „Gehirnneurastheniker" erzeugt. Carlyle sagt: „Unbewußtheit gehört dem reinen, ungemischten Leben an, — Bewußtheit einer krankhaften Mischung und einem Kampf zwischen Leben und Tod". Werdet wie Weib und Kind, wie die freien, unbewußten Geschöpfe der Natur! Das weltsymbolische Beispiel einer solchen Ueberwindung der „Bewußtheit" zum Frieden, zum freudigen Einheitgefühl mit der Natur ist Christus, nicht der mißverstandene Christus der Kirche, sondern der Christus, der zum Herzen der Natur, zur göttlichen Urseele zurück- und eingekehrt war, als er sich „Sohn Gottes" nannte. Dieser Christus litt nicht mehr. Die Worte entströmten unbewußt seinem heiligen Munde, wie der Duft der Rose unbewußt ihren Blüthen entströmt. Gegeißelt, verhöhnt, bespien und gekreuzigt, litt er nicht mehr. In solcher Auffassung Christi wagt es der Verfasser, allen Kranken, allen um das Gleichgewicht ihrer Kräfte Gebrachten, allen innerlich Zerstörten und Faulen den Weg zur Gesundung zu weisen.

Max Messer.

Ein Nachwort zum Dogma vom klassischen Alterthum. Neun Briefe an Julius Schwarcz. Leipzig, L. L. Hirschfeld. 1899.

In den vier ersten Briefen spreche ich von der Aufnahme, die mein Buch bei der Kritik gefunden hat, und wehre mich dabei insbesondere gegen Angriffe. Zunächst beleuchte ich die Kampfesweise, deren sich der petersburger Professor Herr Th. Zielinski in seiner Schrift über Cicero mir gegenüber bedient; dann suche ich nachzuweisen, daß zwei Andere der Gegner, Paul Cauer und Arnold Ohlert, zwar aus anderem Holz geschnitzt sind, daß aber auch ihre Besprechungen zu denen gehören, die zeigen, wie Besprechungen nicht sein sollen; zu Dank verpflichtet dagegen haben mich neben Anderen, wie namentlich einigen Fachzeitschriften und Max Schneidewin in seiner „Antiken Humanität", in erster Linie die „Grenzboten" und Alfred Rausch in der „Zeitschrift für Philosophie und

Digitized by Google

Pädagogik". Der fünfte bis siebente Brief enthalten Erläuterungen und Ergänzungen meines im „Dogma" eingenommenen Standpunktes. Ich weise irrige Auffassungen meines Verhältnisses zur Religion zurück, ich zeige, daß eine Verwirklichung meines pädagogischen Ideals zwar erst von der Zukunft erwartet werden kann, daß aber auch nicht Weniges des von mir Verlangten in der Gegenwart durchführbar ist, so namentlich meine Forderung der radikalen Trennung des Sach- und des Sprachunterrichtes und meine Ausführungen über das Deutsche. In den letzten beiden Briefen ergänze ich den historischen Theil meines Buches dadurch, daß ich zunächst die Stimmen einiger besonders charakteristischen Anhänger des Dogmas, die dort keine Stelle finden, auf ihre Bedeutsamkeit hin prüfe; den Abschluß bilden Diejenigen, die ich zu den das Dogma Bekämpfenden rechne. Zu Jenen gehören hauptsächlich Oskar Jäger, Theobald Ziegler und U. von Wilamowitz-Möllendorf, zu Diesen Raoul Frary, Eduard von Hartmann und Paul Pfizer. Professor Paul Nerrlich.

Johannes. Von Gustav Flaubert. Deutsch von Heinrich Bürck. Berlin, Verlag von Hugo Steinitz.

Flauberts gedankenschwere Erzählung, ein Meisterwerk an Geschlossenheit und Vollendung der Form, hatte bisher keinen deutschen Bearbeiter gefunden. In den letzten Jahren haben sich verschiedene dichterische Erzeugnisse mit dem Ende des Täufers Johannes befaßt. So schien es gerechtfertigt, die Arbeit des großen normännischen Erzählers dem deutschen Leser näher zu rücken. Die Kürze und Schärfe des flaubertschen Ausdruckes deutsch wiederzugeben, ist eine Aufgabe von eben so hohem Reiz wie großer Schwierigkeit. Kleine Freiheiten habe ich mir erlaubt. „Herodias" lautet die Bezeichnung des 1877 erschienenen Originals. „Johannes" mochte heutigen Tages den Vorzug verdienen. Einzelne Kleinigkeiten sind weggeblieben, wenige unwesentliche Zusätze sind gemacht. Eine Beilage enthält geschichtliche Angaben, besonders über die verwickelten Verwandtschaften im herodianischen Hause, führt die einschlägigen Stellen aus den Evangelien und aus dem Josephus auf und weist auf den Zusammenhang zwischen dem neueren „Johannes" des Herrn Sudermann und der Erzählung von Flaubert hin. Der Franzose hat sich in allen wesentlichen und entscheidenden Punkten an den schlichten und großen Bericht der Evangelien gehalten. Dagegen war es sein Gedanke und seine Erfindung, die Römer und die römische Welt mit den Ereignissen in Zusammenhang und zu den Menschen in Judäa in Gegensatz zu bringen. Diese Gegenüberstellung ist in der Folge wiederholt, in ihrer Wucht und Bedeutung aber nicht erreicht worden. Es war wohl auch nicht nöthig, „Herodes zu überheroden", wie jüngst geschehen. Die Pille, die der alte Feinschmecker von Rouen seinen Kostgängern gewürzt hat, ist genügend stark. Neuere Bearbeitungen des Stoffes können der Vergessenheit anheimfallen; der von Flaubert zu funkelnden Flächen und Kanten geschliffene Blutkarneol wird unerreicht weiterhin leuchten.

Heinrich Bürck.

Digitized by Google

Subskriptionfest.

Vom Gesichtspunkt ihrer eigenen Interessen aus hatte die Börse allen Anlaß, den unleugbaren Erfolg der neuen Anleihen kühl zu betrachten. Denn wenn das Publikum wieder anfängt, sich für die Kursentwickelung dreiprozentiger Konsols zu interessiren, so drohen dafür Einbußen auf dem Gebiet der Industriepapiere. Von den vier Milliarden, die gezeichnet wurden, sind natürlich einige Milliarden verdächtig. Erstens giebt es viele Leute, die nur daran denken, an dem Emissionkurse von 92 einige Prozent zu verdienen; dann werden aber auch viele Anmeldungen von vorn herein verdoppelt und verdreifacht, weil die Zeichner sicher sein wollen, den wirklich gewünschten Posten zu erhalten, und endlich subskribiren gewisse Großbanken da, wo die Liste ihrer Auftraggeber schließt, noch für eigene Rechnung größere Beträge. Die Betheiligung des Auslandes mag vielleicht nicht sehr stark sein, obgleich das reiche Holland einen Bankdiskont von nur $2^1/_2$ Prozent hat und aus Amerika bemerkenswerthe Ziffern — allerdings ganz unkontrolirbare — gemeldet werden. Alle diese Momente sind aber nicht stark genug, um den gewaltigen Erfolg der Anleihen zu erschüttern. Dieser Erfolg ist für Jeden, der aus Thatsachen Etwas zu lernen fähig ist, ungemein instruktiv. Wurde nicht noch vor wenigen Wochen bezweifelt, daß Deutschland bei den starken Anforderungen seiner Industrie überhaupt 200 Millionen dreiprozentiger Konsols aufnehmen könne? Und jetzt hat sich herausgestellt, daß selbst ein dreifacher Betrag immer schlank unterzubringen wäre, denn 600 Millionen des gezeichneten Betrages mindestens können sicher als ernste, d. h. feste Anlagen gelten. Herr von Miquel kann zufrieden sein, — und eben so seine Rathgeber in diesem schwierigen Fall. Ich habe mich bemüht, von den verschiedensten Kommissiongeschäften, solchen, die mehr mit dem sparenden Publikum, und solchen, die mehr mit Spekulanten zu thun haben, Auskünfte zu erhalten, und beinahe alle diese Firmen haben mir geantwortet, daß etwa die Hälfte der durch sie vermittelten Zeichnungen auf die Absicht fester Anlage hinzudeuten scheine. Ein solches Verhältniß ist durchaus befriedigend. Nun hat sich das deutsche Kapital nicht etwa plötzlich für drei statt für dreiundeinhalb Prozent begeistert; aber man hat sich schnell in das Unvermeidliche gefügt und zieht die Beständigkeit des geringeren Zinsfußes der Ungewißheit einer höheren Rentirung mit Recht vor. Dabei kann nicht genug betont werden, daß gerade jetzt erste Hypotheken wieder auf vier Prozent Verzinsung steigen und selbst sehr große Posten von unbedingter Bonität auf zehnjährige Zeiträume zu $3^7/_8$ Prozent abgeschlossen werden. An ersten Hypotheken geht nur in den seltensten Fällen Etwas verloren; und wenn Das vorgekommen ist, wie z. B. in dem Sturmwehen des Völkerfrühlings anno Achtundvierzig, dann konnten Alle, die nur genug Muth hatten, beliehene Grundstücke selbst zu ersteben, nach kurzer Zeit schon bedeutende Gewinne realisiren. Deshalb nehmen auch viele große Kapitalisten lieber erstklassige Hypotheken als Pfandbriefe. Die Pfandbriefe, die übrigens auch von dreiprozentiger zu dreiundeinhalbprozentiger Verzinsung übergehen, werden vom Mittelstande bevorzugt, — von eben dem Mittelstande, dessen Leiden bekanntlich alle Parteien sich als Aerzte anbieten, der aber die Milliarden der Pfandbriefe bisher mit Leichtigkeit verdaut zu haben scheint. Dabei ist es vielleicht gut, einmal daran zu erinnern, daß dem Mittelstande in Deutschland schon recht lange der Untergang prophezeit wird.

Digitized by Google

Auerbach schrieb im sechsten Kapitel seines „Diethelm von Buchenberg“ schon im Jahre 1852: „Und wo Drei im Vaterlande heutigen Tages beisammensitzen, sprechen sie über die fortschreitende Noth und Verarmung des mittleren Bürger- und Bauernstandes.“ Nützlich wäre es, wenn namentlich die Reichsbank und ihre sämmtlichen Geschäftsstellen detaillirte Mittheilungen über die Zeichnung veröffentlichten, nicht nur über die Summen, sondern auch über die Persönlichkeiten. Das ergäbe werthvolles Material für eine allgemeine Statistik der Anlagefähigkeit.

Was will es dagegen bedeuten, wenn Herr Siemens im Reichstage die bekannten Zahlenspielereien zum Besten giebt, nach denen jeder Preuße so oder so viel Vermögen besitzt! Die Hauptsache ist die Vertheilung des Reichthumes, besonders der Antheil der mittleren und unteren Klassen. Beachtenswerther war, was er über den Werth auswärtiger Anleihen als Deckung unserer Goldwährung sagte. Manchem scheint das Verhalten der Amerikaner, sich zum Ausgleich ihrer Einfuhren noch immer keiner fremden Staatsanleihen zu bedienen, schon recht veraltet. Eine weise Warnung lag auch in dem Hinweis des Dr. Siemens, daß ein großes Kapital mit großer Machtstellung einer Bank identisch sei. Nur gilt Das mehr von der Deutschen Bank als von der Reichsbank. Der Tag naht, an dem unsere großen Geldinstitute, die heute glauben, niemals zu viel Geld heranziehen zu können, mit ihren riesigen Mitteln ohne genügende Verwendung dastehen werden.

Die Börse hat sich also nicht sonderlich begeistert, — auch nicht für Bankaktien im Allgemeinen oder für die Aktien der Deutschen Bank, die eben jetzt in Mexiko ein großes Finanzunternehmen gegründet hat. Der Jahresabschluß der Nationalbank für Deutschland wurde nicht günstig aufgenommen. Bei der Deutschen Bank war es nicht sowohl die Befürchtung, zu hoch gespannte Erwartungen könnten von der Wirklichkeit enttäuscht werden, als der neue, aber schon feste Glaube, man sei vorläufig bei einer Maximaldividende angelangt. In der That: was nützen die glänzendsten Erfolge den Kursen unserer Bankaktien, wenn angenommen wird, daß sie in absehbarer Zeit nicht wieder erreicht werden können? Das ist aber die Auffassung der Börse; und auch ich habe mich hier früher schon der Meinung der Siemens-Kreise angeschlossen, daß wir uns auf ein baldiges Abbröckeln der Hochkonjunktur unserer Industrie gefaßt machen müssen. In dem Augenblick aber, wo der unternehmungslustige Theil des Publikums auch nur kleine Kursrückgänge an seinen Industriewerthen erfährt, wendet er sich naturgemäß wieder den Staatspapieren zu, — und Das scheint die Gefahr, daß die neuen Konsols gegen Ende des Jahres stark sinken könnten, einigermaßen zu verringern. In dem Abschluß der Nationalbank für Deutschland macht sich auch der Anfang des landauschen Bankgeschäftes geltend; die Erwerbstransaktion bleibt aber ziffernmäßig undurchsichtig. Auffällig ist das Stehenbleiben der Effekten- und Konsortialgewinne. Abzuwarten ist, ob nicht die Breslauer Diskontobank gerade in diesen Posten ein bedeutendes Plus aufweisen wird. Die Kurstreibereien in österreichischen Bankaktien, auch in den Aktien der Kreditanstalt, mahnen zur Vorsicht.

Eigenthümlich ist die Lage des Bergwerkmarktes. Die fortgesetzt günstigen Situationberichte der Zechen haben die Kontremine von größeren Engagements abgeschreckt und die Folge davon war, daß die Steigerung ausblieb, die von Deckungskäufen der Börse auszugehen pflegt. Das Gegentheil war bei Hütten-

Digitized by Google

aktien der Fall, deren Kurssteigerung — die noch dazu in verhältnißmäßig kurzer Zeit eintrat — der Position verschiedener leidenschaftlicher Fixer bedrohlich zu werden begann. Daraufhin kaufte ein bekannter Faiseur aus Mühlheim an der Ruhr Unsummen von Prämien und forderte am Erklärungtage wider Erwarten die festen Stücke. Den Baissiers blieb nichts übrig, als zurückzukaufen, — und Das trieb die Kurse von Bochumern, Laura u. s. w. in die Höhe. Uebrigens muß auch der Unparteiische unsere leitenden Hüttenaktien als nicht zu theuer gelten lassen. Bochumer stehen bei 15 Prozent Dividende etwa 242, Laura bei 13 1/2 Prozent 224, Oberschlesische bei zuletzt 9 Prozent — und dieses Jahr werden es jedenfalls erheblich mehr — etwa 153. Dazu kommen die überaus starken inneren Abschreibungen, an die man sich meist erst dann erinnert, wenn ein neuer Hochofen oder gar eine ganze Waggonfabrik aus den laufenden Eingängen gedeckt werden.

Der Metallmarkt mit seinen zum Theil noch immer kolossalen Steigerungen wird von unseren Industriellen jetzt mit größter Spannung beobachtet. Prophezeiungen sind nicht gut möglich; heute wird Kupfer als überhoch angesehen, morgen kann eine kleine Abschwächung diese Ansicht scheinbar bestätigen und bereits übermorgen liest man wieder von Preiserhöhungen um zwei Pfund Sterling auf die Tonne in den londoner Depeschen. Unter solchen Umständen haben die Aktien einiger Kupferminen geradezu den abenteuerlichen Charakter der Goldshares angenommen. Besonders Amerika bringt jetzt nur zu oft neue Kupferminen auf den Markt, deren Aktien dann in London mit 1 Pfund Sterling eingeführt werden und gleich darauf in Paris auf 50 Francs, also auf die doppelte Höhe, emporschnellen. In Paris verwandelt sich jede von London ausgehende Hausseбewegung schnell in einen Taumel. Kupfer und Gold vertragen sich da mit einander vorzüglich. Das beweist auch das neue Unternehmen der Diskontogesellschaft und der Herren Wernher Beit in Deutsch-Südwestafrika. In Goldminen ist, wie die Transfers (Uebertragungpapiere) ausweisen, wenigstens bisher die deutsche Spekulation zurückhaltender gewesen als die der Engländer und Franzosen. Augenblicklich spielen zwei persönliche Umstände mit: der alte Robinson hat sich mit Wernher Beit ausgesöhnt, die sich auf die Börsenkünste besser verstehen — Randfontein würde in ihrem Besitz statt zu 3 1/2 Pfund Sterling wahrscheinlich schon zu 6 Pfund Sterling notirt werden — und es ist Aussicht vorhanden, daß Alfred Beit wieder in Johannesburg erscheint. Hält er sich für politisch nicht mehr gefährdet, so wird sehr bald auch wieder eine andere gerissene Persönlichkeit ihre Hand in den dortigen Verhältnissen haben. Die Transvaalregirung hat bereits zwei Minen ein gewisses Entgegenkommen gezeigt: Jubilee und Salisbury sind ihre „Bewaarplatzen" (goldhaltige Plätze zum Aufbewahren der Geräthe u. s. w.) zugesprochen worden. Wichtiger noch bleibt die Ergiebigkeit der Tiefbauminen. So hat man bei Rose Deep und Geldenhuis Deep auf Kohle gegraben und in der Tiefe plötzlich reiche Goldfunde gemacht.

Im Hintergrunde all der Ereignisse, die unsere Börsen bewegen, bleibt das neue afrikanische Goldland nach wie vor Gegenstand der lockendsten Hoffnungen. Nicht nur wegen des gelben Metalles, das wir uns dort holen, sondern auch wegen des wachsenden Konsums seiner europäischen Bevölkerung. Pluto.

Digitized by Google

Notizbuch.

Auf dem Grabe des Grafen Caprivi sind von den Trauerkränzen die goldenen Troddeln gestohlen worden. Ob der Thäter ein gemeiner Dieb war oder ob er durch eine symbolische Handlung zeigen wollte, an dieser Leiche werde allzu viel güldener Glanz entfaltet? In jedem Fall hätte er nicht nur gegen das Strafgesetz verstoßen, sondern auch nach dem ungeschriebenen Sittengesetz der anständigen Leute häßlich gehandelt. Die Toten dürfen, wie es ihnen richtig scheint, ihre Toten begraben; und dem in Skyren von rathloser Irrfahrt Ruhenden ist der Glanz auf seinem Grabe eben so zu gönnen wie der hymnische Trauerchor, den seine Trabanten anstimmten, als sie die erste scheue Regung zaghafter Scham überwunden hatten. Bei uns zu Lande ist es ja immer noch üblich, die Toten in den Himmel zu heben; und die Macht der sichtbaren Thatsache wird verhindern, daß über den Grafen Caprivi das Urtheil der Geschichte gefälscht werden kann. Er hat muthwillig den geheimen Vertrag aufgegeben, der uns für den Fall eines französischen Angriffskrieges die Neutralität Rußlands sicherte, und ist unbewußt ein mächtiger Förderer des franko-russischen Bündnisses geworden, in dem der Kurzsichtige eine Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes, also eine Besserung der einst durch den Dreibund geschaffenen Lage, zu erkennen glaubte. Er hat, mit allen erreichbaren, auch mit nicht einwandfreien Mitteln, ein schlechtes Militärgesetz durchgebracht, dessen schwere Fehler erst zum Theil wieder gutgemacht worden sind. Er hat, durch den Verzicht auf Sansibar und Witu, durch die Beseitigung Wissmanns, durch das System Soden und durch seine von unkritischer Anglophilie erfüllten Reden, die deutsche Kolonialpolitik so schwer geschädigt, daß viele ernste Patrioten dem in beinahe dithyrambischer Tonart gehaltenen Beileidstelegramm der Kaiserin Friedrich nur beistimmen werden, wenn in den seltsamen Satz, der von Caprivis „segenbringendem Wirken“ spricht, die beiden nicht unbedeutsamen Wörter „für England“ eingeschaltet werden. Er hat durch unklares Irrlichteliren und durch sein blindes Vertrauen in die staatsmännische Weisheit des Herrn von Koscielski der ohnehin gefährdeten Sache des Deutschthumes in der Ostmark einen Schaden zugefügt, dessen Folgen erst allmählich und unter beträchtlichen Opfern beseitigt werden können. Er hat den im Auslande lebenden Deutschen den Schutz des Reiches, auf den sie gerechten Anspruch haben, in dunklen Stunden versagt und so den mühsam geschaffenen Ruf deutscher Macht und Zuverlässigkeit in der Fremde geschmälert. Er hat Handelsverträge geschlossen, deren technische Mängel längst nicht mehr geleugnet werden, die großen Schichten der produzirenden Stände die Lebensmöglichkeit vermindert haben und deren politische Wirkungen in der Zerklüftung der bürgerlichen Klassen heute noch schmerzhaft fühlbar sind und lange bleiben werden. Er hat das Volksschulgesetz vertreten und die Umsturzvorlage vorbereitet und dadurch den Aufstand der Gebildeten gegen eine unmoderne und unkluge Regirung verschuldet. Er ließ sich zu dem Lex Heinze getauften Monstrum drängen, dessen heuchlerische Lächerlichkeit uns dem Spott der kultivirten Menschheit preisgab und das nächstens wahrscheinlich, mit kaum wesentlichen Aenderungen, unheilvolles Gesetz werden wird, weil der Widerstand der Modernen dagegen durch die Langeweile der Sache ermüdet ist und man sich fast schon schämt, überhaupt noch darüber zu reden. Er hat den diplomatischen Dienst des Reiches desorganisirt, die fähigsten Männer aus lohnendem Wirken entfernt, aus allen Ecken

Digitized by Google

und Winkeln die Bismarckfeinde herangezogen und sich durch sein Handeln, natürlich ohne ihn auszusprechen, zu dem hier oft warnend gedruckten Grundsatz bekannt: „Wer was kann, muß fort!“ Er hat den Kaiser schlecht berathen und am Meisten dazu beigetragen, daß die Verantwortlichkeit des Kanzlers verdunkelt wurde und die Gestalt des Monarchen, ohne, nach Bismarcks Wort, durch ministerielle Kleidungstücke vor ehrfurchtlosen Blicken geschützt zu sein, immer häufiger in den Vordergrund trat... Die Liste ließe sich leicht verlängern; doch schon das Gesagte zeigt wohl, daß es selten einen Minister gab, dessen Thätigkeit seinem Lande, statt ihm zu nützen und sein Ansehen zu heben, so verhängnißvoll geworden ist. Der Kaiser hat an den Neffen des Verstorbenen telegraphirt: „Als Soldat von seinen Kriegsherren immer hochgeschätzt, als Reichskanzler mein arbeitfreudiger, überzeugungtreuer Mitarbeiter, hat Graf Caprivi auch in der Zurückgezogenheit seiner Inaktivität es verstanden, sich die Anerkennung und Dankbarkeit seines Königs und Kaisers zu erwerben.“ Da der Kaiser doch sicher nicht meinen kann, Dank und Anerkennung erwerbe jeder entlassene Minister, der, im Gegensatz zu Bismarck, wenn er fortgeschickt ist, schweigt und sich in still duldendem Gehorsam ins Unvermeidliche fügt, wäre es wichtig, zu erfahren, welche Verdienste der Graf von Caprivi sich, seit er von Berlin schied, um das Reich und den ersten der deutschen Bundesfürsten erworben hat. Einstweilen sind diese Verdienste unbekannt und ihre Spur finden wir auch in den Totenhymnen nicht, die den zweiten Kanzler flink zum Heros erhöhen möchten. Unter all den jetzt auftauchenden „Erinnerungen“ an den lange vergessenen Mann ist eigentlich nur die eine erwähnenswerth, die berichtet, der General von Caprivi habe einmal nachts auf die trotz der späten Stunde noch hellen Fenster vor Bismarcks Arbeitzimmer gedeutet und gesagt: „Der mal Dessen Nachfolgerschaft übernimmt, muß ein dummer Kerl sein!“ ... Die Goldtroddeln sind von den Trauerkränzen auf seinem Grabe gestohlen worden und die Preislieder werden echolos ins Leere verhallen. Das Zufallswort aber, das er in guter Stunde vor fast zwanzig Jahren sprach, kann uns daran mahnen, daß selbst der Nachfolger und eifrige Bekämpfer Bismarcks, der Mann, der in der Reichsgeschichte stets als ein täppischer Unheilbringer fortleben wird, auf mitleidiges Gedenken berechtigten Anspruch hat.

* * *

Wie es nach der in der „Zukunft“ seit ihrem Bestehen geltenden Sitte üblich ist, spricht, nach den Abgeordneten Eim, Kaizl — dem jetzigen österreichischen Finanzminister —, Pfersche und Lecher, heute hier wieder ein Führer der Czechen, Herr Dr. Kramarz, über den deutsch-böhmischen Sprachenhader. Ihm wird bald wohl ein Deutscher antworten; und so kann allmählich vielleicht eine Klärung der wirren und vielleicht auch für uns nicht gefahrlosen Lage des Nachbarreiches herbeigeführt werden. Dem Reichsrathsabgeordneten Kramarz ist in der deutschen Presse ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er in einem für die Revue de Paris geschriebenen Artikel den Dreibund neulich einem „abgespielten Luxusklavier“ verglichen hat, das nur zur Zier noch im Zimmer stehe. Herr Kramarz ist Czeche und vertritt, wie sichs gebührt, offen den nationalen Standpunkt seines vorwärts strebenden Stammes. Aber giebt es denn unter Deutschen heute, nach den russisch-österreichischen Abmachungen, nach der Orientreise des Deutschen Kaisers und in der Aera Thun, noch Naive, die wähnen, der Dreibund sei mehr als ein Luxusmöbel, das man an Festtagen zur Ausstattung kahler Wohnräume herbeischleppt?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Februar 1899.

Der Präsident.

Am siebenzehnten Januar 1895, als der großindustrielle Feudalherr Casimir-Périer nach siebenmonatiger Präsidentschaft in übler Laune dem Elysée entlaufen war, wurde im zweiten Wahlgange der Marineminister Felix Faure zum Präsidenten der französischen Republik erwählt, weil die 184 Wähler, die vorher für Herrn Waldeck-Rousseau gestimmt hatten, den politisch unbescholtenen, als Swell von guten Manieren bekannten Herrn aus Havre dem düster und feierlich blickenden radikalen Tribunen Henri Brisson vorzogen. Brisson war damals, ehe er um rasch verrauschten Eintagsruhm seine sämmtlichen Grundsätze verleugnet hatte, ein Programm und er schien ein Wille; Faure war ein netter, wohlhabender Mann, ein gesättigter Lederrentier, der sich eine hübsche Yacht hielt, gute englische Kravatten trug, bei keinem mondänen Vergnügen fehlte und behaglich lebte und leben ließ. Konnte den Abgeordneten und Senatoren, die auf der Spitze der Staatspyramide am Liebsten eine anmuthige Nichtigkeit lungern sehen, die Wahl schwer sein? Von Brisson hatten sie viel, von Faure nichts zu fürchten. Zwar nannte der mit dem sanftesten Sozialismus äugelnde Herr Goblet den in Versailles Erwählten un Président de droite, einen Präsidenten der Reaktionäre, wie man bei uns sagen würde; aber er wurde ausgelacht. Und wer das lehrreiche kleine Buch liest, in dem Léon Muel eben die Geschichte der französischen Ministerkrisen während der letzten vier Jahre geschrieben hat, wird im Ernst nicht behaupten können, daß unter Faure, der Bourgeois und Brisson zur Leitung der Geschäfte berief, reaktionäre Politik getrieben wurde. Der Nachfolger Casimir-Périers täuschte die Erwartung seiner Wähler nicht: er repräsen-

Digitized by Google

tirte und amusirte Frankreich, fügte sich der wechselnden Politik seiner Minister und wäre im Dezember 1901 wahrscheinlich wieder gewählt worden. Nun ist er plötzlich gestorben. Während er wohl schon von der Eröffnung der Weltausstellung träumte und sich zu einer Reise ans Mittelländische Meer rüstete, wo er in Monte Carlo den Zaren, in Nizza die Königin von England, in Beaulieu den König der Belgier und in Bordighera die Kaiserin Friedrich besuchen wollte, machte eine Gehirnhämorrhagie seinen bunten Plänen ein Ende. Und nun sah man das selbe Schauspiel, das sich vor vier Jahren abgespielt hatte. Am achtzehnten Februar 1899 wurde zum Präsidenten der französischen Republik der Senatspräsident Emile Loubet erwählt, weil die Mehrheit der Abgeordneten und Senatoren in dem früheren Bürgermeister von Montélimar, der sich nie durch besondere Intelligenz oder Willenskraft lästig gemacht hatte, ein gefügigeres Werkzeug zu finden hoffte als in dem zähen, energischen und klugen Herrn Méline, der ihnen als Ministerpräsident gezeigt hatte, daß mit ihm nicht zu spaßen ist. In einem Punkt nur unterschieden sich die beiden Schauspiele: diesmal gab es keinen Besiegten. Denn Herr Méline war klug genug gewesen, gar nicht erst zu kandidiren; mochten die Freunde ihn noch so sehr bedrängen: er wußte, daß er, als eine starke, deutlich erkennbare Individualität, nicht der Mann der Mehrheit sein konnte, die für den elysäischen Palast einen stilleren Wirth suchte, und stimmte selbst für Loubet, der ihm politisch so nah steht wie bei uns etwa Herr von Kardorff dem Grafen Mirbach. Aber Mélines Name war einen Augenblick genannt worden; und diese Thatsache genügte, um alle Radikalen und Sozialisten für Loubet mobil zu machen, mit dem sie politisch nicht die mindeste Gemeinschaft haben. Une haine commune vous unit, rief Bismarck einst der rothen und schwarzen Schaar seiner Gegner zu; das selbe Wort konnte auch Méline sprechen, da er die Todfeinde vereint für Loubet stimmen sah, der Jahre lang der Vertreter der reaktionärsten, den Radikalen verhaßtesten Körperschaft gewesen war.

Die deutsche Presse hat längst verlernt, französische Vorgänge in kühler Gelassenheit zu betrachten. Fürst Hohenlohe hat den Reichstag zu der mindestens überflüssigen Kundgebung einer Theilnahme veranlaßt, die in Frankreich nicht erwidert, sondern nur als ein Zeichen der Schwäche und ein Versuch sachter Annäherung gedeutet werden wird, und dabei gesagt, der Deutsche sehe in dem französischen Volk „einen der größten Träger der Civilisation". Diese Ansicht mag der Kanzler in den selben Zeitungen gefunden haben, in denen der witzige Herr von Bülow die deutschen Sympathien für die Vereinigten Staaten entdeckt hat. Wir anderen, von amtlicher Weisheit nicht erhellten

Digitized by Google

Erdenbewohner lesen seit Jahr und Tag, daß die französische Armee von Gaunern, Fälschern und Meuchelmördern geleitet wird, daß skrupellose und listige Pfaffen das Land beherrschen und das Volk in dumpfer Kirchenzucht und knechtischer Knutenanbetung völlig verkommen ist. Uns sind auch jetzt wieder nur Gräuelmären aus dem Franzenreich berichtet worden. Weil die Pariser ein heißes, von politischen Ereignissen leicht erregtes Temperament haben und leidenschaftlich auf politische Vorgänge reagiren, wird uns erzählt, an der Seine hause die Anarchie, — als ob nicht sogar die hitzigste Uebertreibung des politischen Interesses besser und nützlicher wäre als die stumpfe Gleichgiltigkeit, die Alles regunglos über sich ergehen läßt. Zu dem neudeutschen System, dessen Segnungen selbst der Blinde bald spüren wird, gehört aber nun einmal das Eigenlob, mag es auch übel duften, und die Lästerung und Verhöhnung der Nachbarn. Deshalb durften die Sensationen, die sich in Paris und Versailles abspielten, nicht ungenützt bleiben: an ihnen konnte der gute Bürger, wie an einem Schulbeispiel, lernen, daß nur im Deutschen Reich das Leben schön und bekömmlich ist. Und so wurde ihm denn mitgetheilt, Frankreich werde nicht lange mehr Republik sein, sondern nächstens einem kecken Soldaten als Diktator huldigen; Faure sei ein eitler Narr, ein Säbelanbeter und Antisemit gewesen; und Loubet sei zwar ein höchst ehrenwerther Mann, werde aber, da dem Präsidenten keine Macht gegeben sei, gegen den Jesuitengeneral und die verpfafften Heerführer nichts ausrichten können. Mit solchen Gespenstergeschichten schreckte man sonst allenfalls schläfrige Kinder ins Bett; jetzt werden wache, erwachsene Männer damit bewirthet.

Daß Marianne sehnsüchtig den starken, brutalen Bändiger sucht, hören wir seit fast dreißig Jahren. Wer genau hinsieht, muß merken, daß die Aussichten der Prätendenten schlechter geworden sind und die Gewöhnung an die republikanische Staatsform sich immer fester eingewurzelt hat. Die herrschende Bourgeoisie, die überall für profitliche Ruhe und Händlerfrieden ist, will von einer Umwälzung nichts wissen, die, wie sie schließlich auch enden mag, stets die Berechnungen der Kapitalisten stört. Das Proletariat, die Masse der städtischen Bevölkerung, ist für die sogenannte legitime Monarchie von Gottes Gnaden so wenig wie für den Caesarismus zu haben. Was bleibt? Die Armee, die aber doch kein eigenes, vom Volk geschiedenes Leben führt und die, trotz allem Gerede, in Frankreich eine unvergleichlich bescheidenere Rolle spielt als in Deutschland. Die Schauergeschichte vom Jesuitenpater Dulac, der das Heer am Schnürchen lenkt, würde in einem Kolportageroman gar nicht übel wirken; im hellen Licht des Alltages klingt sie nur

Digitized by Google

komisch. Sind die Männer, die jetzt das Heer gegen den Ansturm des Dreyfusvolkes vertheidigen, sind die Lemaître, Bourget, Coppée, Sully-Prudhomme, Barrès und die anderen Führer der mehr als achtzigtausend der besten Namen Frankreichs umfassenden Liga La Patrie Française etwa Jesuitenknechte und Kasernenbewunderer? Sind sie nicht vielmehr, da sie den größten Theil der Wissenschaft und humanistischen Bildung des Landes vertreten, eher als das Häuflein der mit ihrer Decadence prahlenden artistischen Stutzer berechtigt, sich intellectuels und cérébraux zu nennen? Sie kämpfen für die Republik, der eine ernste Gefahr erst drohen wird, wenn die Provinzen, wenn die schwerfälligen Bauernschaaren sich gegen die pariser Schachermächler erheben; und was sie wollen, hat Jules Lemaître, Taines feinster Schüler, neulich so ausgedrückt: Puisque le parlementarisme, tel que nous le voyons pratiqué, est l'impuissance, le désordre et quelquefois la honte, puisque nous n'avons rien à attendre ni de gouvernants qui ne gouvernent pas, ni de politiciens qui ne songent qu'à leurs intérêts électoraux, nous voulons agir et nous gouverner nous-mêmes, en dehors et au-dessus d'eux. Nous ferrons nous-mêmes le plus que nous pourrons de nos affaires, puisque ceux que nous en croyions chargés les font si peu ou si mal. So sprechen nicht Knechte, die den Herrn suchen, sondern freie und selbstbewußte Männer, die wissen, daß die Republik verloren ist, wenn an der Spitze Muth und Entschlossenheit noch länger fehlen. Und weil sie die Republik retten möchten, deshalb haben sie sich bemüht, für die Wahl eines Präsidenten zu wirken, dessen Willenskraft auch durch die Furcht nicht zu brechen wäre, er könne in Paris unpopulär werden und statt der Hochrufe schrille Zischlaute hören.

Ein solcher Präsident war Felix Faure nicht. Er liebte den Beifall, liebte, wie manches gekrönte Staatsoberhaupt, geräuschvolle Feste, in deren Mittelpunkt er, ohne Schmähung fürchten zu müssen, als eleganter Herr glänzen konnte. Man hat ihn, sehr thöricht, getadelt, weil er auf gute Garderobe hielt; er war schon nach der besten englischen Mode gekleidet, als er in Hamburg noch seine Geschäftsfreunde besuchte, und konnte als Präsident der Bourgeoisrepublik doch nicht Anzüge tragen, wie sie dem Biebersteiner oder dem Grafen Phili passend scheinen. Es mag sein, daß er ein Bischen eitel wurde, seit der Gossudar Imperator von Rußland ihn seinen Freund genannt und auf beide Backen geküßt hatte, und daß er im Bekanntenkreis von der Königin Viktoria als von seiner „alten Freundin" sprach, mit der er etwa auftauchende Schwierigkeiten schnell erledigen werde. Ist es gar so wunderbar,

Digitized by Google

daß ihm seine persönlichen Erfolge zu Kopf stiegen? Er hatte Tage lang von früh bis spät mit dem mächtigsten Autokraten und dessen Frau verkehrt, hatte die kleine Zarentochter auf seinem Roturierknie reiten lassen und nie eine von den Taktlosigkeiten begangen, vor denen selbst die legitimsten Monarchen nicht immer bewahrt bleiben, und Bismarck hatte ihm als Sachverständigster das Zeugniß ausgestellt: „Herr Faure, der ein tüchtiger Kaufmann gewesen sein soll — gar keine üble Schule für Staatschefs —, scheint für die neue Mode der Reisepolitik allerlei nützliche Eigenschaften mitzubringen: er ist gegen Waggon- und Kabinenstrapazen offenbar abgehärtet, hat einen guten Magen und benimmt sich in heiklen Lagen taktvoll und geschickt, ohne schädliche Uebertreibungen und Exzesse der Beredsamkeit"... So leicht wie den Kronenträgern wird einem französischen Präsidenten das Leben nicht gemacht; er ist auch als Privatmann der Kritik, oft genug der boshaftesten und rohesten, ausgesetzt, die Staatsanwälte stützen sein Ansehen nicht und Caran d'Ache wird, selbst wenn er den Vertrauensmann der Nation noch so frech karikirt, nicht ins Gefängniß gesperrt. Da Felix Faure aus allen Anfechtungen als ein glücklicher Liebling der Massen hervorgegangen war, konnte man ihm die naive Freude an seinen Siegen wohl nachsehen. Daß er, der das Stichblatt der Monarchisten war und bei Revuen von den graubärtigen Troupiers verspottet wurde, für die Diktatur des Säbels geschwärmt habe, ist eine läppische Erfindung; daß er dem katholischen Klerus nicht mit der wünschenswerthen Inbrunst huldige, war die stete Klage der Frommen; und daß er, trotzdem er gern mit der geistreichen Madame Gyp plauderte, kein Antisemit war, können seine jüdischen Freunde in Hamburg bezeugen. Er war ein vorzüglicher Präsident, ein Mann nach Mariannes Herzen, — nur eben kein Mann starker Aktion, keiner, der den Muth hatte, eine Weile unpopulär zu sein. Das Applausbedürfniß hatte seinen politischen Charakter mit einer drückenden Hypothek belastet. Deshalb trat er nie offen mit einer persönlichen Ansicht hervor und gebrauchte die Macht nicht, die ihm anvertraut war. Es ist eine Legende, daß der Präsident der französischen Republik ein machtloses Scheindasein führen müsse. Er hat das Recht, dem Ministerrath vorzusitzen und, so oft er will, das Wort zu ergreifen. Er verfügt über die Armee und besetzt alle bürgerlichen und militärischen Stellen. Die Verfassung giebt ihm, wie den beiden Kammern, das Recht, Gesetze vorzuschlagen, und sie erlaubt ihm, ihm allein, von den Kammern eine erneute Berathung verabschiedeter Gesetze zu fordern, die ihm nicht verweigert werden darf. Er kann an die Kammern Botschaften richten, die ein Minister in öffentlicher Sitzung

Digitized by Google

verlesen muß, kann zweimal in jeder Session auf je einen Monat beide Häuser vertagen und, wenn der Senat ihm zustimmt, die Deputirtenkammer auflösen. Kein Paragraph beschränkt ihn in der Wahl der Minister; und er kann, sobald es ihm nöthig scheint, durch eine Botschaft zum Lande sprechen. Diese — nicht geringen — Machtmittel hat Felix Faure eben so wenig wie Sadi Carnot benutzt. Beide waren auch nicht gewählt worden, weil man sie für starke Männer hielt, sondern, weil die politischen Geschäftsleute die korrekte Gleichgiltigkeit und die ehrsame Schwäche gekrönt sehen wollten.

Solchem Ruf dankt nun auch Herr Loubet, den der Kleinstadtwitz früher „die schöne Fatme" nannte, das Glück seiner Wahl. Er gilt für bequem. Bei der Verfolgung der Panamaleute war er recht lau und zügelte, statt ihn zu spornen, den Eifer des Staatsanwaltes und der Polizei. Das haben die Fleckigen vom Schlage der Clémenceau und Reinach ihm nie vergessen. Dazu kommt, daß er immer, wenn ihm keine bessere Phrase einfällt, die „großen Grundsätze von 1789" im Munde führt, die ja auch den Checkpolitikern theuer sind, — so theuer, daß sie ihnen nur um hohen Preis abgekauft werden können. Die Mehrheit der nach Macht lüsternen Beutejäger suchte einen stillen, ehrbaren, nicht kompromittirten Mann, der ihr als Präsident das Spiel nicht verderben würde, und sie fand Herrn Loubet; sie konnte ihn auf den höchsten Sitz heben, weil nach der Verfassung vom Jahre 1875 die Wahl, sobald der Präsidentenstuhl frei geworden ist, immédiatement vollzogen werden muß und in vierundzwanzig Stunden die Stimme des Landes nicht hörbar zu werden vermochte. Das Land hätte den Maire von Montélimare nicht gewählt; es ersehnt den providentiellen Mann, der, wie einst Jesus im Tempel, die Antwort auf die Frage weiß: Quod signum ostendis nobis quia haec facis? Herr Emile Loubet wird, um solchen neugierigen Fragen zu entgehen, vielleicht gar nichts thun und sich begnügen, die großen Grundsätze von 1789 spaziren zu führen. Die erste Botschaft, die er ins Land gehen ließ, schlängelt sich nur über dürre Gemeinplätze hin und verräth an keiner Stelle eine starke Persönlichkeit. In Gesprächen mit Zeitungleuten hat der neue Herr freilich erklärt, er werde durch kraftvolles Auftreten bei Freunden und Feinden Staunen erregen. Er wird bald zeigen können, ob er den Muth hat, der Präsident der nationalen Wünsche zu werden, oder sich, dem Caucus zur Wonne, damit bescheiden will, ein Präsident wie andere Präsidenten seit Grévys Tagen zu sein.

Digitized by Google

Die soziale Bewegung in der Kulturwelt.*)

Alle bisherigen Rechtsordnungen sind in letzter Reihe aus Machtverhältnissen entstanden und haben deshalb den Zweck verfolgt, den Nutzen der wenigen Mächtigen auf Kosten der großen Volksmassen zu fördern. Die Rechtssysteme des Alterthumes, das griechische und das römische Recht, brachten dieses Verhältniß dadurch offen zum Ausdruck, daß sie den weit überwiegenden Theil der Bevölkerung durch das Institut der Sklaverei den Herren zur beliebigen Ausbeutung überwiesen. Auch die feudale Gesellschaftordnung, die während des ganzen Mittelalters und bis tief in das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert ihre Geltung behauptet hat, besaß in der Hörigkeit und Leibeigenschaft Rechtsinstitute, die den selben Zweck und Erfolg hatten. Auch die französische Revolution, unter deren Nachwirkungen noch heute die gesammte Kulturwelt steht, hat dieses Mißverhältniß nur verdeckt, nicht beseitigt. Zwar lösten die französische Revolution und die mit ihr zusammenhängenden Bewegungen die persönliche Abhängigkeit der Volksmassen von bestimmten Machthabern auf und gründeten die wirthschaftliche Ordnung auf das System der Vertragsfreiheit; da jedoch diese Vertragsfreiheit nur eine scheinbare ist und bei den wichtigsten Verträgen Reiche und Arme, Mächtige und Machtlose einander gegenüberstehen, so blieben die Besitzlosen auch nach Aufhebung der Hörigkeit den Reichen als Volksklasse unterworfen. Trotz zahlreichen Versuchen, diese Zustände in Staat und Gesellschaft zu Gunsten der Volksmassen umzubilden, ist ein Rechtssystem, das dem Nutzen der weitesten Volkskreise und nicht dem von wenigen Mächtigen dient, in Theorie und Praxis erst noch zu schaffen.

Die erste Erhebung der unteren Volksklassen, die nach zahlreichen vergeblichen Versuchen wenigstens einen äußeren Erfolg hatte, war die Entstehung des Christenthumes. Der älteste Christenglaube hatte, wie Dies auch von einem Programm der Armen nicht anders zu erwarten war, durchaus nicht jene fast ausschließlich auf das Uebersinnliche gerichtete Tendenz, die ihm später unter dem Einfluß der herrschenden Klassen aufgeprägt worden ist. Vielmehr hofften die ersten Christen, daß Christus in kurzer Zeit glorreich in den Wolken wiederkehren und ein herrliches irdisches Reich gründen würde, ein Reich, in dem die Letzten die Ersten sein würden und jeder Christ, der um Christi willen Vermögen und Familie hingegeben hätte, hundertfältigen Ersatz finden würde.**) Die ursprünglichen Christengemeinden strebten

*) Fragment aus der in Bearbeitung begriffenen „Neuen Staatslehre" des Verfassers.

**) Vgl. das Evangelium nach Matthäus 19, 27—30; nach Marcus 10, 28—31; nach Lukas 18, 28—30; Apokal. 20, 4 ff.; 21, 1 ff.

Digitized by Google

also, wie die Sozialreformer der neuen Zeit, als letztes Ziel einen den Armen günstigeren Gesellschaftzustand an und der Unterschied besteht nur darin, daß nach altchristlicher Auffassung die Herbeiführung des neuen Zustandes durch ein Wunder erfolgen sollte.

Aber die äußeren Verhältnisse, die bei Entstehung des Christenthumes die griechisch-römische Kulturwelt beherrschten, waren jenen Bestrebungen keineswegs günstig. Erwägt man, daß damals eine einzige Person den bekannten Erdkreis unumschränkt beherrschte, daß überall im römischen Reich einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Freien eine ungeheure Masse von Sklaven gegenüberstand und daß auch die Freien durch die schroffsten Gegensätze des Reichthumes und der Armuth geschieden waren, so kann es nicht befremden, daß die ältesten Christen den Muth verloren, sich einem solchen Ozean von Unrecht und Gewaltthätigkeit entgegenzusetzen und die Rechte der Armen schon in diesem irdischen Dasein zur Geltung zu bringen. Deshalb, und weil auch die wunderbare Wiederkehr Christi nicht eintrat, wurde sehr bald das angestrebte Gottesreich in ein jenseitiges Leben verlegt, in dem die menschlichen Geschicke ihre gerechte Ausgleichung finden sollten. Dadurch wurde das Christenthum nicht nur seines sozialen Charakters entkleidet, sondern es wurde auch die Aufmerksamkeit der Volksmassen von den Ordnungen ihres irdischen Daseins abgelenkt, das nunmehr blos als eine vergängliche Vorbereitung für das ewige Gottesreich im Jenseits erschien. Und wir sehen denn auch, daß die Bewegungen der Volksmassen in den nächsten zwei Jahrtausenden fast ausschließlich einen religiösen Charakter an sich trugen und daß in ihnen die sozialen Strömungen in Beziehung auf Ziel und Erfolg ohne große Bedeutung waren.

Erst nachdem die religiösen Gefühle durch die Reformation und durch die Aufklärungperiode eine erhebliche Abschwächung erfahren hatten, erwachten in der großen französischen Revolution die unteren Volksklassen aus ihrem Todesschlummer. Zwar war diese Volksbewegung, ihrem vorherrschenden Charakter nach, eine politische Auseinandersetzung des Königthumes und der bevorrechtigten Stände mit dem aufstrebenden Bürgerthum; die ökonomischen Fesseln, die die besitzlosen Volksklassen drückten, wurden nur frisch bemalt, nicht gebrochen. Aber zum ersten Mal — und Dies wird der französischen Revolution für alle Zeiten ihre Bedeutung sichern — traten die unteren Volksklassen, ohne von religiösen Triebfedern bestimmt zu sein, als die bewegende Macht im Staate auf und erlangten Erfolge, die später nur zum Theil zurückgewonnen werden konnten.

Seitdem haben die Bestrebungen der besitzlosen Volksklassen, eine ihren Interessen entsprechende Rechtsordnung zu schaffen, niemals vollständig aufgehört. Bis zur Julirevolution verfolgten die Volksbewegungen, eben so wie die erste französische Revolution, vorherrschend politische Ziele, während

Digitized by Google

von dieser Zeit an der Sozialismus entschieden die Oberhand gewonnen hat. Gegenwärtig erstreckt sich die soziale Bewegung schon auf Europa, Amerika und Australien, und wenn man aus den vorhandenen Kultur- und Wirthschaftverhältnissen einen Schluß ziehen darf, so wird sie bald auch Asien ergriffen haben, wo sich die unteren Volksklassen trotz einer alten Entwickelung in besonders gedrückter Lage befinden. Im zwanzigsten Jahrhundert wird die soziale Frage, darüber kann kein Zweifel bestehen, eine Frage der ganzen Menschheit sein.

Wien. Professor Anton Menger.

Die deutsche Schule in Brasilien.

Zu den hauptsächlichsten Faktoren für die Erhaltung des Deutschthumes im Auslande gehört die Pflege der deutschen Muttersprache. Am Wichtigsten ist es natürlich, daß in der Familie deutsch gesprochen wird, damit die Kinder in dauernder Uebung bleiben. Aber auch die deutsche Schule ist nicht zu entbehren. Denn die Eltern, selbst die gebildeteren, besitzen selten die Fähigkeit, ihre Kinder über die Regeln der Grammatik zu orientiren. Sind die Eltern gar ungebildet, so lernen die Kinder von ihnen zwar Deutsch, aber ein schlechtes Deutsch. Da setzt die Aufgabe der deutschen Schule ein, — und sie hat eine hohe Kulturaufgabe zu erfüllen.

Nur ein kleiner Theil der Deutschen im Auslande ist pekuniär in der Lage, seine Kinder in die Heimath zu senden und dort unterrichten zu lassen. Die Meisten, kleine Kaufleute, Gewerbetreibende, Handwerker, müssen dem Lande, in dem sie ihre Existenz gefunden haben, auch die Schulausbildung ihrer Kinder überlassen. Gewöhnlich bilden sie dann einen deutschen Schulverein, sammeln Geld, miethen ein Schullokal oder kaufen ein geeignetes Gebäude und engagiren die Lehrkräfte auf gemeinschaftliche Kosten. Bisweilen bringen die Schulvereine es sogar zu einem stattlichen Vermögen. Die Lehrer werden mit Vorliebe aus Deutschland berufen. In neuerer Zeit werden Lehrer mit seminaristischer Vorbildung bevorzugt.

Vielfach sind die deutschen Schulen im Auslande von der deutschen Regirung durch Zuschüsse unterstützt. Die Mittel dazu werden im Etat bewilligt. Im neuesten Etatsentwurf hat die deutsche Reichsregirung ihre Subventionen von 110000 auf 150000 Mark erhöht. Sie beabsichtigt, fortan auch der Beschaffung guter Lehrmittel ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im Wesentlichen sollen allerdings die Schulen im Auslande sich selbst erhalten.

Auf einer Reise durch Süd-Brasilien habe ich eine Reihe interessanter Beobachtungen gemacht. In den deutschen Kolonien Brasiliens ist die Schule der Mittelpunkt

Digitized by Google

aller nationalen Bestrebungen. Mögen auch sonst noch so starke Gegensätze vorhanden sein: in dem Wunsche treffen alle Deutschen, die nicht abtrünnig geworden sind, zusammen, daß ihren Nachkommen die deutsche Sprache erhalten bleibe. So habe ich denn überall in Brasilien, wo Deutsche in größerer Zahl sitzen, einen lobenswerthen Eifer für die Schule wahrgenommen. Die Schule ist kulturell auch wirklich das beste Bindeglied zwischen Kolonien und Mutterland. Die aus Deutschland gekommenen Lehrer und die deutschen Lehrmittel, besonders die Geschichtbücher, tragen mächtig zur Erhaltung des deutschen Selbstbewußtseins bei. Die Unterstützung des Reiches wird überall sehr gern angenommen und ist schon moralisch von Bedeutung. Nur könnten die Zuschüsse höher sein und sollten mehr den kleineren Schulen zu Gute kommen.

Dort, wo die Deutschen in kompakter Masse zusammenleben, ist freilich der Untergang des Deutschthumes nicht zu besorgen. Mit der Zeit würde sich aber doch ein Heruntergehen der allgemeinen Volksbildung fühlbar machen und der Zusammenhang mit der Heimath würde sich lockern, wenn die Schule nicht eingriffe. Bei Denen, die selbst erst eingewandert sind, lebt meistens die vaterländische Tradition ungebrochen fort; anders schon bei den Kindern. Darum hat die deutsche Schule in Brasilien eine heilige Mission zu erfüllen: die Erhaltung deutscher Kultur unter 400 000 deutschen Stammesgenossen ist ihre hohe Aufgabe; und nirgends sonst auf der Welt haben wir Reichsdeutsche, wenn wir unseren idealen Pflichten nur einigermaßen gerecht werden wollen, ein größeres Interesse an der Erhaltung und Förderung deutscher Schulen.

Zwischen den städtischen Schulen und den Kolonieschulen bestehen große Unterschiede. Leider befinden sich die Kolonieschulen vielfach noch auf dem Niveau der preußischen Schulen unter Friedrich dem Großen: ausgediente Feldwebel und Unteroffiziere sind der beste Theil ihres Lehrermaterials. Nennenswerthe Erfolge erzielen überhaupt nur diejenigen Kolonieschulen, in denen der Ortsgeistliche den Unterricht übernommen hat. Häufig sind unter den Lehrern an diesen Schulen auch gestrandete Existenzen. So lernte ich in Santa Catharina einen drolligen Menschen kennen, der „mir" und „mich" verwechselte und einen Kramladen nebst Ausschank und Nachtherberge hatte, dabei zugleich aber Lehrer war und aushilfeweise predigte. Bei Gelegenheit trat er auch noch am Abend im Cirkus als Clown auf. Die deutschen Kolonisten gehen bei der Anstellung ihrer Jugenderzieher leider von dem Grundsatze aus, daß, wer sonst zu nichts taugt, als Lehrer immer noch brauchbar ist. Obgleich sie zum größten Theil recht wohlhabend sind, besolden sie aus übel angebrachter Sparsamkeit die Lehrer überaus kärglich. Während die städtischen deutschen Schulen, die meistens vom Deutschen Reiche subventionirt werden, ganz vortrefflich gedeihen und ein Bollwerk für die Erhaltung des Deutschthumes bilden, liegt in Folge Dessen das Schulwesen auf dem Lande arg darnieder. Deshalb sollte das Deutsche Reich auch dort helfend eingreifen; denn auf dem Gedeihen des Deutschthumes in den Kolonien beruht die Kraft des Deutschthumes in Brasilien überhaupt.

Besonders häufig ist in den deutschen Kreisen Brasiliens der Wunsch laut geworden, daß deutschen Lehrern, die einige Jahre in Brasilien zu unterrichten wünschen, von den vorgesetzten Behörden weniger Schwierigkeiten bereitet werden möchten. Heute wird der junge Lehrer, der nach Brasilien geht, fast immer aus dem

Digitized by Google

Staatsdienst völlig entlassen, und selbst wenn er beurlaubt worden ist, werden ihm die Jahre, in denen er für die Förderung des Deutschthumes im Auslande gewirkt hat, in der Anciennetät nicht angerechnet. Da ist eine Abhilfe dringend nöthig.

In Espirito Santo, wo etwa 13 000 Deutsche als Kaffeebauern sitzen, sind die Schulen, in denen auch deutsche Geschichte gelehrt wird, verhältnißmäßig gut. Die meisten Kolonisten können lesen und schreiben und verfolgen mit Interesse die heimathlichen Vorgänge. In Petropolis wohnen etwa 6000 deutsche Handwerker und Gemüsebauern, die mehrere deutsche Schulen unterhalten. S. Paulo, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, zählt bei einer Einwohnerzahl von 200000 Seelen etwa 10 000 Deutsche mit mehreren blühenden Schulen. Der Verein „Deutsche Schule" von 1878 hat ein eigenes Grundstück und auf diesem ein schönes Gebäude. Die Schule ist fünfklassig, wird von ungefähr 200 Knaben und Mädchen besucht und hat einen Oberlehrer, vier ordentliche Lehrer, einen Hilflehrer und eine Hilflehrerin. Knaben und Mädchen werden zusammen unterrichtet. Dieses System besteht an fast allen deutschen Schulen Brasiliens und hat sich vortrefflich bewährt. Ich wohnte dem Unterricht bei und gewann von ihm einen vorzüglichen Eindruck. Das Ziel der Schule gleicht dem einer deutschen Mittelschule. Der Verein hat sein stattliches Vermögen aus eigener Kraft zusammengebracht; vom Reiche hat er bisher keine Unterstützung erhalten. Im Staate S. Paulo sind deutsche Schulen außerdem nur noch in Santos, Campinas und in einigen kleineren Siedelungen. Die deutsche Schule in Santos verdankt ihre Entstehung und ihre Erhaltung hauptsächlich dem deutschen Konsul Christ; zwar besteht dort auch ein deutscher Schulverein; aber die Mitglieder, meist Handwerker, sind nicht in der Lage, größere Aufwendungen zu machen. Ein Zuschuß vom Reiche wäre dieser Schule sehr zu wünschen. Santos, die Hafenstadt S. Paulos, zählt unter 50 000 Einwohnern nur etwas mehr als 1000 Deutsche. Die deutsche Schule hat zur Zeit in einem kleinen, freundlichen Hause zwei Klassen mit 58 Schülern; ein drittes Klassenzimmer soll angebaut werden. In Begleitung des Konsuls habe ich der Schule einen Besuch abgestattet und auch hier die besten Eindrücke empfangen. Auf dem großen Spielplatz, unter Orangenbäumen, ließ der Oberlehrer beide Klassen in Reihe und Glied antreten und einige Lieder singen.

Curitiba, die Hauptstadt des Staates Paraná, zählt bei etwa 25 000 Einwohnern ungefähr 8000 Deutsche und hat eine große deutsche Vereinsschule auf eigenem Grundstück. Sie wird von 182 Schülern besucht, ist konfessionlos und hat vier Lehrkräfte. Seit 1896 wird sie von der deutschen Regirung mit jährlich 1000 Mark subventionirt. Vor dem Schulhause sind zwei Granitsteine zur Erinnerung an die Gründung des Deutschen Reiches und aus Anlaß der Centennarfeier errichtet worden. Das Ziel der vierklassigen Schule geht über dasjenige einer reichsdeutschen Bürgerschule hinaus. In Begleitung des deutschen Konsuls de Drusina habe ich auch diese Schule besucht und mich von ihrer Leistungfähigkeit überzeugt. In Curitiba befindet sich auch eine deutsch-katholische Schule, die der Leitung des dortigen deutsch-katholischen Pfarrers untersteht und über 100 Schüler zählt.

Santa Catharina hat städtische Schulen in Florianopolis, Joinville, Blumenau, Brusque und anderen Kolonisationcentren, ferner zahlreiche Kolonieschulen. Die deutsche Vereinsschule in Joinville ist in einem einfachen, beinahe baufälligen Hause untergebracht, ist sechsklassig, hat aber nur drei Lehrkräfte, so daß je zwei Klassen kombinirt werden müssen; doch ist der Unterricht in den Haupt-

Digitized by Google

fächern getrennt. In dem deutschen Pfarrer Rau hat sie einen vortrefflichen Leiter. Ihr bisheriges Ziel ging über das Ziel einer mehrklassigen Volksschule hinaus. Die Hauptfächer der ersten Klasse sind: Deutsch, Geschichte, Rechnen, Portugiesisch, Geometrie und Geographie, außerdem Morallehre (nicht Religion). Künftig soll auch Französisch und Englisch gelehrt werden und als Ziel wird die Reife für den Einjährigen-Dienst in Deutschland erstrebt. In finanzieller Beziehung hat der Schulverein mit Schwierigkeiten zu kämpfen; er erhielt vom Reiche ursprünglich 2000 Mark, seit dem vorigen Jahre 500 Mark weniger, die der deutschen Schule in S. Bento zugefallen sind. Diese Verkürzung der Subvention macht sich sehr fühlbar.

Die Schulen in der Kolonie Dona Francisca sind meist in ärmlichen Häuschen untergebracht. Auf meinen Fahrten durch die Kolonie begegnete ich häufig blonden Kindern, die sich auf dem Schulwege befanden. In der Inselstraße unterrichtet der Pfarrer in der Kirche; eben so ist es in Brüderthal. Die deutsche Vereinsschule in Blumenau ist vierklassig und hat vier Lehrkräfte. Als Direktor fungirt der evangelische Pfarrer Faulhaber; die Leistungen sind sehr tüchtige. Mir fiel auf, daß im Geschichtunterricht Fragen nach Boabdil und nach der Schlacht von Xeres de la Frontera befriedigend beantwortet wurden. Sehr schön war auch der Gesang des gemischten Chors. In der Vereinsschule zu Florianapolis, die dem deutschen Kaufmann Ernesto Bahl außerordentlich viel zu verdanken hat, sah ich besonders gute Lehrmittel und eine vorzügliche Bibliothek. In dem durch den „Fall Roth“ zu trauriger Berühmtheit gelangten Palhoça, wo das lusobrasilianische Element überwiegt, haben die Deutschen besonders schwer um ihre Schule zu kämpfen gehabt. Auch Rio Grande do Sul hat deutsche Schulen in großer Zahl. Die vierklassige Knabenschule zu Porto Alegre hat fünf Lehrer und 110 Schüler; sie lehrt Englisch und Französisch. Sie hat ein eigenes großes Haus mit geräumigen Klassenzimmern, breiten Bogengängen und großem Spielplatz. Die 1890 gegründete deutsche Töchterschule zu Porto Alegre hat fünf Lehrkräfte, 90 Schülerinnen und wird von dem Pfarrer der evangelischen Gemeinde geleitet. Auch hier werden fremde Sprachen gelehrt. In Hamburger Berg besuchte ich das Evangelische Stift, ein Töchterpensionat, das unter der Oberleitung des Pfarrers Pechmann steht. Es hat sieben Lehrerinnen und etwa 50 Schülerinnen, die zu tüchtigen deutschen Hausfrauen herangebildet werden. In Santa Cruz ist im vorigen Jahre die deutsche Gemeindeschule in eine Synodalschule umgewandelt worden. Die deutsche evangelische Synode des Staates Rio Grande do Sul hat das Schulhaus zum Internate ausgebaut und unter der Leitung des Direktors Görlitz fördert die Schule das dortige Deutschthum ganz erheblich. Später soll sie in sechsjährigem Kursus auch Präparanden und in dreijährigem Kursus Seminaristen ausbilden, um einen inländischen Stamm von deutschen Lehrern für Rio Grande do Sul zu schaffen.

So kämpft die deutsche Schule in Brasilien auf vorgeschobenem Posten wacker für deutsche Sprache, Sitte und Kultur. Wünschen wir ihr Erfolg, aber vergessen wir auch nicht, daß es unsere Pflicht ist, ihr nach Kräften die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenthürmen, überwinden zu helfen.

Groß-Lichterfelde. Franz Giesebrecht.

Digitized by Google

Lippe und Koburg.

Seiner früheren Zersplitterung verdankt Deutschland die Entwickelung eines Zweiges der Rechtswissenschaft, um den uns andere Länder schwerlich beneiden: die Entwickelung des Privatfürstenrechtes oder der Jurisprudentia heroica, wie die Gelehrten, die sich mit diesem Theil der Wissenschaft zu beschäftigen die Ehre hatten, respektvoll sagten. Viel ist darüber gestritten worden, ob das Privatfürstenrecht ein Theil des Staatsrechtes oder des Privatrechtes sei. Mir scheint hierüber zutreffend, was Zachariä vor mehr als vierzig Jahren schrieb: „Es besteht zwar aus einem Inbegriff von besonderen, vom allgemeinen deutschen Civilrecht abweichenden Rechtsgrundsätzen in Betreff der persönlichen und Güterverhältnisse des hohen Adels. Ihrem Ursprung nach sind es aber nichts als Grundsätze des älteren deutschen Rechtes, die sich bei dieser Klasse von Personen trotz der Einführung der fremden Rechte, vermöge ihres ausgedehnteren Autonomierechtes, erhalten haben. Vermöge der Entwickelung des Landeshoheit auf zum Theil privatrechtlicher Grundlage bilden aber noch jetzt Grundsätze des Privatfürstenrechtes die Basis einzelner staatsrechtlicher Lehren." Das gilt namentlich von der Thronfolge. Die jüngste Zeit hat in dem unerfreulichen lippischen Handel einen Beweis dafür erbracht und in den letzten Tagen ist mit dem Tode des Erbprinzen von Sachsen-Koburg-Gotha ein Ereigniß eingetreten, das wiederum geeignet ist, die Blicke Aller, die an der Entwickelung des deutschen Staatsrechtes Antheil nehmen, auf das Privatfürstenrecht zu lenken.

Als Jurisprudentia heroica hat sich das Privatfürstenrecht in der lippischen Frage buchstäblich erwiesen: durch einen heroischen Akt hat der Bundesrath am fünften Januar 1899 den Streit über das lippische Thronfolgegesetz vorläufig zum Abschluß gebracht, — freilich zur endgiltigen Entscheidung hat der Heroismus der Bundesrathsmehrheit augenscheinlich nicht ausgereicht. In dem angeblichen Streit zwischen Schaumburg-Lippe und Lippe(-Detmold), der in Wirklichkeit ein Streit zwischen dem Fürsten von Schaumburg und dem Staat Lippe ist, hat sich der Bundesrath, dem klaren Wortlaut und Sinn der Reichsverfassung zuwider, für zuständig erklärt, die Entscheidung selbst aber vertagt, weil zur Zeit weder Thron noch Regentschaft in Lippe erledigt seien. Richtig ist, daß das Wort „Bundesstaat" in der Reichsverfassung gleichbedeutend mit „Bundesglied" ist. Die Parteigänger des Fürsten von Schaumburg gehen aber weiter und behaupten, daß nach dem Sprachgebrauch und der Terminologie der Reichsverfassung unter „Bundesglied" auch ein Bundesfürst zu verstehen sei. Wäre Dem so, dann würden als „Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten" im Sinne des Artikels 76,

Digitized by Google

Absatz 1 der Verfassung allerdings auch Streitigkeiten zwischen einem Bundesstaat und einem Bundesfürsten und Streitigkeiten zwischen zwei Bundesfürsten verstanden werden müssen. Ich halte aber die Behauptung, daß unter Bundesglied auch ein Bundesfürst zu verstehen sei, für sprachwidrig und vollständig aus der Luft gegriffen. Hat der Bundesrath nun auch nicht ausgesprochen, daß das deutsche Privatfürstenrecht und die vom Fürsten von Schaumburg daraus für sich abgeleiteten Rechte der Verabschiedung des in Lippe geplanten Thronfolgegesetzes entgegenstehen, so doch, daß er sich vorbehalte, ein solches Thronfolgegesetz umzustoßen, wenn es das Privatfürstenrecht und die agnatischen Rechte des Fürsten von Schaumburg verletzen sollte. Wie die definitive Entscheidung ausfiele, wenn der geisteskranke Fürst von Lippe oder der Graf-Regent heute stürbe, darüber wird kaum Jemand zweifelhaft sein: man hat den Baum des Rechtes zunächst angehauen, um ihn später leichter zu fällen.

Die Argumentation des Fürsten von Schaumburg und der preußischen Regirung, die seine Sache zu der ihrigen gemacht hat, geht dahin, daß bei Erledigung des Thrones von Lippe wegen eines die Person und Familie des Graf-Regenten treffenden Mangels der Ebenbürtigkeit der Schaumburger als nächster Agnat zum Thron berufen sei. Diese Behauptung steht im Widerspruch zu den Entscheidungsgründen des schiedsgerichtlichen Urtheiles im Regentschaftstreit. Aber wäre sie selbst richtig, so würde daraus doch nur folgen, daß, wenn der Fürst von Lippe stürbe, ehe ein neues Thronfolgegesetz für Lippe verabschiedet worden ist, der Fürst von Schaumburg rechtmäßiger Thronfolger sein würde. Da der Graf-Regent das selbe Recht für sich in Anspruch nimmt, so läge dann wohl ein Verfassungstreit im Staate Lippe vor, der nach Absatz 2 des Artikels 76 der Reichsverfassung erledigt werden könnte. Aber noch lebt der Fürst von Lippe, die Erbschaftfolge ist noch nicht eröffnet, der Fürst von Schaumburg hat also bis jetzt nichts als eine Anwartschaft; und eine Anwartschaft ist kein erworbenes Recht. Ein Beispiel aus civilrechtlichen Verhältnissen kann Das anschaulicher machen. Nach gemeinem Recht schließt der Oheim des Erblassers den überlebenden Ehegatten aus; nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch wird Das vom ersten Januar 1900 an umgekehrt sein. Wenn nun der Erblasser den ersten Januar 1900 überlebt, so hat mit diesem Tage der Oheim seine Anwartschaft auf die Erbschaft verloren, während ihm, wenn der Todesfall früher eintritt, sein angefallenes Recht verbleibt; Niemand würde so thöricht sein, dem Oheim einen Einspruch gegen das Gesetz, das ihm vom ersten Januar 1900 an seine Anwartschaft nimmt, zuzugestehen. Mit welchem Recht erhebt danach der Fürst von Schaumburg Einsprache gegen das in Vorbereitung begriffene lippische Thronfolgegesetz? Bei der Gründung des Reiches haben die deutschen Einzelstaaten und ihre Regenten einen Theil ihrer Hoheitrechte, insbesondere ihrer Militär-

Digitized by Google

hoheitrechte, an das Reich und an den Kaiser abgetreten; nicht beschränkt worden ist das Recht eines jeden Staates, seine Verfassung, unbeschadet der Vorschriften der Reichsverfassung, selbständig zu ordnen. Das Thronfolgerecht ist aber, wie auch Professor Zorn, einer der Hauptkämpfer für den Schaumburger, zugesteht, ein Theil des Verfassungrechtes. Also kann jeder Staat nach Maßgabe seiner Verfassung die Thronfolge bei sich beliebig ordnen, so lange nicht die Reichsverfassung auf dem für Verfassungänderungen vorgeschriebenen Wege der Reichsgesetzgebung eine Ausdehnung der Reichskompetenz erfährt. Dem gegenüber bleibt den Gegnern nur die Berufung auf göttliches Recht: das Privatfürstenrecht steht über dem Landesrecht, eine nach der Jurisprudentia heroica, insbesondere nach den Grundsätzen über das Recht der Ebenbürtigkeit, begründete Anwartschaft kann ohne Rechtsbruch dem Anwärter nicht entzogen werden.

Wenn diese Anschauung im lippischen Streitfall obsiegt, so wäre der materielle Schaden nicht allzu groß; denn ob Haus Schaumburg oder Haus Biesterfeld in Lippe regirt, ist für das Reich ziemlich gleichgiltig. Immerhin bliebe die bedauerliche Thatsache der Verletzung des formellen Rechtes: die Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken. Andere Fälle könnten aber materiell anders liegen; und eine solche Aussicht wird durch den Tod des Erbprinzen von Koburg-Gotha eröffnet. Mit rührender Unbefangenheit haben deutsche Zeitungen die Frage erörtert, welcher englische Prinz nach dem Ableben des jetzigen Herzogs zur Regirung im Herzogthum Koburg-Gotha berufen sei; mit der Frage, ob die Regirung eines deutschen Bundesstaates durch einen dem deutschen Volk völlig fremden englischen Prinzen mit dem Wohle des Reiches verträglich und Deutschlands würdig wäre, haben sie sich nicht beschäftigt. Und doch lehrt die Erfahrung aus älterer und neuerer Zeit, daß zwar deutsche Fürsten und Fürstinnen auf ausländischen Thronen die Interessen ihres Heimathlandes zu vergessen pflegen, daß dagegen ausländische Fürsten und Fürstinnen, die auf einen deutschen Thron gelangten, selten aufgehört haben, sich als Ausländer zu fühlen. Ich erinnere an Kaiser Karl den Fünften; für die neuere Zeit ziehe ich vor, Namen nicht zu nennen.

Zweifellos steht nach den Grundsätzen der Jurisprudentia heroica dem Herzog von Connaught als dem jüngeren Bruder des Herzogs von Koburg-Gotha die Anwartschaft auf das Herzogthum zu. Aber eine Frage der Politik ist es, ob es im Interesse des Deutschen Reiches liegt, daß diese oder eine andere englische Anwartschaft dereinst zum Recht werde, und eine Frage des Rechtes, ob jene Anwartschaft jetzt schon einen unentziehbaren Anspruch des englischen Prinzen begründe. Ich verneine beide Fragen aus den vorhin entwickelten Gründen: Fürsten fremden Geblütes, von denen zu besorgen ist, daß sie auch als deutsche Fürsten den Interessen ihrer Heimath dienstbar

Digitized by Google

bleiben, sind kein Gewinn; und ein Recht ausländischer Anwärter, vor dem die Landes- oder Reichsgesetzgebung Halt machen müßte, besteht nicht. Daraus ergiebt sich die gesetzgeberische Aufgabe, ausländische Anwartschaften auf deutsche Throne unwirksam zu machen.

Diese Aufgabe fällt zunächst der Landesgesetzgebung zu; nur wird gerade von ihr in Koburg-Gotha nichts zu erwarten sein. Dem jetzigen Herzog kann man billiger Weise nicht zumuthen, daß er die Hand dazu biete, durch Landesgesetz die Anwartschaft seines Bruders oder Neffen zu beseitigen. Also müßte die Reichsgesetzgebung eingreifen. Im lippischen Streit haben die Parteigänger des Schaumburgers sich als Kämpfer für des Reiches Macht und Herrlichkeit geberdet; den Bundesrathsbeschluß vom fünften Januar haben sie als eine „nationale That" gefeiert, durch die das Reichsverfassungrecht eine erwünschte Fortbildung erfahren habe. Nur handelt es sich in diesem Fall um kein nationales, sondern um ein privates Interesse, und selbst wenn es sich um mehr gehandelt hätte, so ist doch der Bundesrath für sich allein nicht berufen, das deutsche Verfassungrecht weiterzubilden. Eine wirklich nationale That wäre es dagegen, wenn Bundesrath und Reichstag sich über eine Novelle zu Artikel 1 der Reichsverfassung verständigten, wonach kein Angehöriger eines außerdeutschen Herrscherhauses den Thron eines deutschen Bundesstaates einnehmen könnte. Das Gesetz würde vielleicht der einen oder der anderen fremden Macht mißfallen, aber ein Recht der Einsprache wird keine in Anspruch nehmen; und wenn sie es thäte, so sind doch die Zeiten vorüber, da Deutschland jeden Unberufenen in seine inneren Angelegenheiten dreinsprechen ließ und lassen mußte, weil ihm die Kraft zur Abwehr fehlte.

Ginge man an eine solche Verfassungänderung, so würde es sich empfehlen, gleich eine Ergänzung vorzunehmen. Daß Artikel 76 der Reichsverfassung unzulänglich ist, hat sich schon in dem Streit um die Regentschaft in Lippe gezeigt; und wenn der Fürst von Lippe stürbe, ehe ein neues Throngesetz verabschiedet ist, würde das Dilemma sich wiederholen. Die Entscheidungsgründe werden nicht rechtskräftig werden und der Spruch selbst ist nur über die Frage der Regentschaft, nicht über die Frage der Thronfolge ergangen. Die beiden Thronprätendenten würden einander feindlich gegenüberstehen und der Streit zwischen ihnen wäre nach den Grundsätzen des Privatfürstenrechtes zu entscheiden. Aber von wem? Selbst die Erledigung nach dem zweiten Absatz des Artikels 76 der Reichsverfassung wäre nicht ganz zweifelfrei; man müßte schon den Begriff der Verfassungstreitigkeit ziemlich weit fassen. Aber auch wenn man den Artikel 76, Absatz 2 für zweifellos anwendbar hält, ist noch nicht viel gewonnen; eine gütliche Beilegung scheint aussichtlos, also müßte „die Erledigung im Wege der Reichsgesetzgebung" erfolgen. Aber wie, wenn Bundesrath und Reichstag sich nicht einigen könnten?

Digitized by Google

Ein Rechtsstreit erfordert zu seiner Entscheidung ein Gericht. Der Bundesrath allein eignet sich dazu nicht, denn ein Gericht, dessen Mitglieder an Instruktionen gebunden sind, ist ein Unding. Noch ungeeigneter wären Bundesrath und Reichstag zusammen. Also bleibt nur übrig, einen Reichsgerichtshof*) für Verfassungstreitigkeiten und Aehnliches einzusetzen, sei es nun ein besonderes Gericht oder einen Senat des Reichsgerichtes. Diesem Gerichtshofe wären auch diejenigen staatsrechtlichen Streitigkeiten zu überweisen, die, wie Thronfolgestreitigkeiten, nach den Grundsätzen des Privatfürstenrechtes zu entscheiden sind. Dabei wäre aber ausdrücklich festzulegen, daß die zu Recht bestehenden, d. h. ordnungsgemäß zu Stande gekommenen Verfassungsgesetze der einzelnen Bundesstaaten entscheidend sind. Damit wäre jeder Vergewaltigung eines Einzelstaates ein Riegel vorgeschoben.

Ulm. Gustav Pfizer.

Selbstanzeige.

Neue Klavierauszüge mozartischer Opern. 1. Don Juan. München, Th. Ackermann. 2. Cosi fan tutte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 3. Figaros Hochzeit. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Die Uebersetzung theils revidirt, theils neu bearbeitet von Hermann Levi.

„Das Uebersetzen ist im Grunde ein undankbares Handwerk, wobei man immerfort durch das Gefühl unvermeidlicher Unvollkommenheiten gequält wird."
A. W. von Schlegel an Goethe. 15. März 1811.

Es ist ein unleugbares großes Verdienst des münchener Hoftheaters, durch korrekte, von allen überlieferten Zuthaten und Verstümmelungen gereinigte Aufführungen den Opern Mozarts, diesen Kleinodien deutscher Kunst, wieder neues Leben eingehaucht zu haben. Angeregt durch den Intendanten Herrn von Possart, habe ich es unternommen, auch die Uebersetzungen einer gründlichen Revision zu unterwerfen. Verschiedene Versuche in dieser Richtung waren schon früher gemacht worden (Riese, Ed. Devrient, Gugler, Wolzogen und Andere), aber sie sind alle an dem selben Felsen zerschellt, an dem auch meine Arbeit vermuthlich scheitern wird: an der Routine der Sänger, die nicht „umlernen" wollen, und an der Trägheit des Publikums, das die seit einem Jahrhundert überlieferten

*) Als dieser Artikel schon gesetzt war, erschien in der Deutschen Juristenzeitung ein lesenswerther Aufsatz des leipziger Professors Binding, der die selbe Frage ausführlicher behandelt und einen ähnlichen Vorschlag macht.

Digitized by Google

Worte als mit der Musik untrennbar verwachsen ansieht und sich nichts Neues, selbst wenn es ein Besseres wäre, aufdrängen lassen will.

„Dort vergiß leises Flehn, süßes Wimmern,
Da, wo Lanzen und Schwerter Dir schimmern,
Sei Dein Herz unter Leichen und Trümmern
Nur voll Wärme für Ehre und Muth."

Wem wären diese Worte nicht von Jugend auf ans Herz gewachsen? Wie fremd würde die Melodie uns berühren, wenn der Sänger ihr plötzlich einen ganz anderen Sinn unterlegte! Und doch muß endlich einmal solchem Unsinn ein Ende gemacht werden. In dem italienischen Original heißt der obige Vers:

Non più andrai, farfallone amoroso,
Notte e giorno d'intorno girando,
Delle belle turbando il riposo,
Narcisetto, Adoncino d'amor.

(Wörtlich in Prosa übersetzt: „Du wirst nicht mehr, wie ein verliebter Schmetterling, Tag und Nacht umherflattern und den Schönen die Ruhe stören, wie ein kleiner Narciß und Adonis".) Nun sollte es doch Jedermann einleuchten, daß eine Musik, welche die Idee eines verliebten Schmetterlings ausdrücken soll, nicht ohne Weiteres der Schilderung einer Schlacht, mit Lanzen und Schwertern und Leichen und Trümmern, anzupassen ist und daß hier die Intention des Komponisten nicht nur nicht zur Geltung kommt, sondern geradezu entstellt und in ihr Gegentheil verkehrt erscheint. Niemand nimmt Anstoß daran, daß die Gräfin (Figaro) in ihrer großen Arie ausruft: „Schone seiner, großer Rächer, strafe seinen Meineid nicht"; im Original ist aber weder von Rächer noch von Meineid die Rede, sondern nur von einem wehmüthigen Erinnern an vergangene, glückliche Zeiten. („La memoria di quel bene dal mio sen non trapassò.") Auch hier wird also die überaus charakteristische, wehmüthig klagende Musik gänzlich unpassend und unverständlich. Solche Beispiele ließen sich — besonders auch aus dem Don Juan — zu Hunderten anführen. Nicht minder nothwendig als die Reinigung des Textes der Musikstücke erschien mir die Einfügung der — wortgetreu übersetzten — Secco-Recitative in die Klavierauszüge. Wenn es eine Bühne unternähme, statt des bisher üblichen, in Anbetracht der Unfähigkeit der Sänger auf ein Minimum reduzirten, gesprochenen Dialoges diese Recitative in fließendem Tempo und unverkürzt singen zu lassen, so würde der Hörer erstaunen, um wie viel deutlicher bei diesen Werken der Gang der Handlung hervorträte und wie arg bisher die dramatische Wirkung auf Kosten der rein musikalischen vernachlässigt worden ist. Aber ich habe wenig Hoffnung, daß das Beispiel der münchener Bühne, auf der die drei Opern in ihrer neuen Fassung bereits eingebürgert sind, Nachfolge finde: die „Gräfinnen" werden wohl nach wie vor den „großen Rächer" anrufen und die Darsteller des Leporello auch fürderhin den Komthur mit den schönen Worten:

Herr Gouverneur zu Pferde,
Ich beuge mich zur Erde —

zur Tafel laden.

München, im Februar 1899. Hermann Levi.

Digitized by Google

Pathologie der jüdischen Volksseele.

Es ist kein Zufall, daß der moderne Zionismus in Oesterreich, dem Lande der Nationalitätenzersplitterung, entstanden ist, wie denn die ganze Erscheinung, so viel der Judenheit Spezifisches sie auch aufweist, eine Theilerscheinung ist. An dem allgemeinen Rückstoß gegen die politische und soziale Freiheitbewegung, der durch Europa geht, betheiligt sich auch der Zionismus, mindestens als ein verzögernder Faktor. Er ist die Spezialreaktion der Juden. Aber eben so wie der Klerikalismus im klugen Hinblick auf seine Endziele gewisse Forderungen der Zeit, die sich nicht länger bekriegen lassen, seinem Programm einverleibt, sie innerlich verfälscht und dann kühn auf die eigene Fahne schreibt, eben so wenig giebt sich der Zionismus als eine Partei des Rückschrittes zu erkennen. Trotzdem ist er es zweifellos. Die Juden, die Börne Hechte im Karpfenteich der Menschheit genannt hat, fangen an, rückwärts zu schwimmen; sie, die in Mitteleuropa erst knapp fünfzig Jahre im vollen Besitz bürgerlicher Rechte und Pflichten sind, schwenken schon in einer allerdings nur wenige Tausende, ernstlich vielleicht nur Hunderte zählenden Partei vom Kampffeld der Allgemeinheit ab. Dieses Abschwenken erfolgt unter dem Schlachtruf: „Jüdische Nationalität". Der Zionismus proklamirt trotz der zweitausendjährigen gegentheiligen Erfahrung, trotz der in diesem Zeitraum ganz außerordentlich gesteigerten Rassenvermischung, trotzdem das Band derjenigen Religion gelockert ist, die in ihrer starren Eigenart und in ihrem Dünkel vom „auserwählten Volk" ein stärkeres inneres Einigungmittel bildete als je eine andere, seine Ziele eben so fanatisch wie kurzsichtig.

Der Nährboden für diesen längst vergessenen, nun wieder entdeckten jüdischen Nationalismus ist Oesterreich. Hier, wo nach dem Vorbilde der Czechen ein Sprachstämmchen um das andere sich als Nation zu fühlen und gerade dadurch Erfolge zu erringen wußte, war das verlockende Beispiel gegeben, von dem der Zionismus lernte. Dennoch fand er praktisch Anhänger, die sich durch Vereinswesen und Geldspenden an der guten Sache betheiligten, erst, seitdem der religiös gefärbte Antisemitismus der Christlich-Sozialen und der Rassen-Antisemitismus der Schönerer-Partei den österreichischen Juden den Anschluß an ihre Wirthsvölker als etwas sehr Undankbares erscheinen ließ. In solchem gekränkten Gemüthszustand mußte eine schöne nationale Verheißung, ging sie auch von phrasenhaften Utopisten aus, fruchtbaren Boden finden. Merkwürdiger Weise wandelt die klerikale Reaktion den selben Weg wie die Zionisten. Sie fordert, ob in voller Erkenntniß der Wirkung, mag dahingestellt bleiben, die Scheidung der Juden von den Christen. Der in seiner Mehrheit christlichsoziale niederösterreichische Landesausschuß that hierzu den ersten entscheidenden Schritt, als er in den Volksschulen „nach Thunlichkeit" die Kinder kon-

Digitized by Google

fessionell abtheilte. Eine solche Neuerung gefällt den Zionisten wohl, die scheinbar vergessen, daß Absperrung schon einmal den Juden bei einseitiger Geistesschärfung einen allgemeinen geistigen Stillstand gebracht hat. Auch wollen sie nicht zugeben, daß die Religion in ihrer orthodoxen Form das einzig wirksame Mittel wäre, um die Juden verschiedener Nationalität zu einer Nation zusammenzutrommeln, und betheuern, daß der korporative Fortschritt von Europa nach Asien kein Rückschritt sein würde, den Juden vielmehr als Nation einen Platz an der politischen Tafel der Kulturstaaten einräumen würde.

Diese politischen Entstehungsgründe des Zionismus werden durch soziale Ursachen gefördert. Er stellt eine automatische Abwehrbewegung gegen den Sozialismus dar, an dem sich der jüdische Geist der assimilirten Schichten hervorragend betheiligt. Unsicherer sind die psychologischen Gründe der Bewegung. Erinnert der schwache Zionsruf in unserer idealloſen Zeit an die tiefe Zukunft-Sehnsucht der Juden, die in ihrem messianischen Ausdruck das ganze Christenthum geschaffen hat, so stimmt doch das Schlagwort des Zionismus: „jüdische Volksseele“ nachdenklich. Ist die These, die jüdische Volksseele habe im Mittelalter ihre Assimilirbarkeit verloren, richtig, dann ist allerdings der Zionismus trotz den enormen äußeren Schwierigkeiten, die sich seinen Zielen entgegenstellen, die beste Entgegung auf den immer wieder aufflackernden Judenhaß. Aber sind die Juden als Korreligiosen einer seit zwei Jahrtausenden in alle Welttheile zerstreuten, nach Lombroso mit Ariern zu fünfundneunzig Prozenten vermischten Rasse, ohne politische und seit mehreren Jahrhunderten auch ohne literarische Gemeinsamkeit, ein Volk? Haben sie von den Ariern trennende Eigenschaften, die nicht durch Zwangsverhältnisse erklärbar sind? Damit steht und fällt die These des Zionismus. Die sonderbare Stellung der Juden im Mittelalter als Ursache erheblicher Charakteränderungen wurde zuerst von Lombroso präzisirt. Seine Betrachtungen über den dem Christenthum von den Römern vererbten Haß weisen auf die eigensinnig versteinerte mosaische Religion als dessen Hauptursache hin. Dazu kommen die Lustgefühle des vermeintlich rassenreinen Ariers über die Inferiorität einer anderen Rasse, die atavistisch sein mögen, aber noch heute voll wirksam sind. Ganz wird aber die außergewöhnliche Anfeindung und die schwer auszurottende Minderschätzung der Juden erst durch die planvolle Ausnützung jener ererbten Lust- und Unlustgefühle von der Kirche erklärt, die das Geschick der Juden im Mittelalter bestimmte. Nachdem durch künstlich erhöhte Scheidewände der Dogmen die beiden Religionen von einander abgesperrt waren, diente die „Jüdischheit“ dem Klerus wie auch den weltlichen Unterdrückern, die sein Beispiel nachahmten, als Ableiter der Volksbegierden. So oft sich der angekettete Haß des heidnischen Sensualismus gegen das blasse Nazarenerthum regte, so oft Hungersnoth, Pest oder religiöser Wahnsinn die Menge

Digitized by Google

erfaßten, wurde das Menschenwild in der Einfriedung des Ghettos der Parforcejagd freigegeben.

Mit Leichtigkeit lassen sich biologische Eigenthümlichkeiten, Lebensgewohnheiten und Manieren der jüdischen Mischrasse aus den Verhältnissen dieser Absperrung und Verfolgung ableiten. Deren Wandelbarkeit wird durch nichts besser illustrirt als dadurch, daß in glücklicher Emanzipation aufgewachsene Juden ihre Unarten bereits gegen die nationalsten Unarten ihrer Wirthsvölker und ihre Handelswuth gegen allerlei noble Standesbornirtheiten ausgetauscht haben. Auch die Eigenthümlichkeiten der Denk- und Empfindungweise als in ähnlicher Weise bedingt zu zeigen, würde eingehender methodischer Untersuchung bedürfen. Was hier zunächst auffällt, ist die jüdische Dialektik, die nicht nur ein Spezifisches der Denkform, sondern auch der Denkart bietet. Etwas unausstehlich Negirendes kennzeichnet sie, so lange sie vom Verstande geführt wird und so weit es sich um Vortheil und Geschäft handelt; sie starrt von Stacheln, ist von nervöser Leidenschaftlichkeit und Ironie durchtränkt, wenn sie sich in den Dienst der Gefühle stellt. Die Art der Orientalen, in Frage und Antwort vorsichtig zu laviren, erscheint bei den Juden auf die Spitze getrieben: die Antwort ist eine Wiederholung der Frage in anderem Tonfall oder eine Gegenfrage nach dem Grunde der Frage; die Replik ist, wenn der Erste sich der gleichen angeborenen Methode bedient, eine Frage nach der Ursache der Gegenfrage, — und so kann durch vollständige Ausschließung jeder positiven Behauptung der Spielball eines Satzes zwischen zwei einander ebenbürtigen Dialektikern fort und fort hin und her geschleudert werden. Vorsicht, List und Verschlagenheit eines Jahrhunderte lang ausschließlich kaufmännisch und talmudisch geschulten Verstandes erklären zur Hälfte, was durch eben so lange Verfolgung allein noch nicht ganz verständlich scheinen möchte. Die ewige Furcht vor Spionen und Verräthern, die Angst, sich durch ein Wort Hochnothpeinliches auf den Hals zu ziehen, hat den freien Lauf der geraden Rede so verkrümmt und verschlungen.

Auch ihre Ironie hat nichts von der Unschuld und Harmlosigkeit einer bloßen Redefigur; scharf und schneidig ist sie geworden, als die einzige Waffe, die der Unterdrückte schwingen darf und die dem stumpferen Gefühl des Gegners versagt ist. Um der Beleidigung eine Reaktion zu schaffen, drückt sie die brutale Ueberlegenheit zu lächerlicher Winzigkeit herab. Indem sie den natürlichen Gesichtswinkel für Dinge und Personen verändert, das Große klein, das Kleine groß erscheinen läßt, bringt sie einen bizarren Reichthum in die Alltäglichkeit der Ausdrucks- und Denkweise. Sie wird Selbstironie und erhöht oder erniedrigt das arme getretene Ich nach sonverainem Belieben. Stimmt sie in den kleinen Geistern ohne Selbstachtung in den Chor des allgemeinen Spottes ein, so wird sie in kühnen und tieferen Geistern eine selbstopfernde

Digitized by Google

Art von Rache. Die Ironie, mit der Heine die schönsten Blüthen seiner Dichtkunst zerrupfte, war keine Geckerei, sondern entstammte dem wollüstigen Ueberlegenheitgefühl des innerlich Gekränkten. Wenn er sein Wirkungvollstes mit Witzen verhöhnt, genießt er den Triumph, selbst Das, was der Gegner bewundern muß, wie etwas Werthloses zu vernichten. Die Ironie in allen Formen ist im jüdischen Denken so stark, daß sie zur häufigen, ja oft zur gewöhnlichen Anschauungform der Dinge wird.

Diese Eigenthümlichkeiten stehen auf der Schwelle zwischen Aeußerlichem und Innerlichem. Was die Juden aber in ihrem psychischen Organismus von der des Zwecks bewußten Ruhe der gemanischen, der sanguinischen Unruhe der romanischen und dem in Stimmungen schwingenden Geist der slavischen Rasse unterscheidet, ist ihre intellektuelle Nervosität. Doch scheint auch diese viel mehr durch Zwangsverhältnisse als durch Rasseneigenthümlichkeiten bedingt zu sein. Sie ist schwer zu definiren, da sie sich mehr als Hemmung denn als produktives Element zeigt. Jüdische Geister ersten Ranges, wie Spinoza, sind vollständig frei davon. Desto mehr beherrscht sie den Durchschnitt, zeigt sich als Unfähigkeit, voll im Genuß einer Stimmung oder in der Begeisterung einer Idee aufzugehen, ohne durch praktische Erwägungen des stets nach allen Seiten gespannten Intellektes gestört zu werden; sie zeigt sich durch das Fehlen einer ruhigen Beschaulichkeit für das eigene Ich, durch eine leicht zurückgeschreckte, weil ihrer Unbefangenheit verlustige Individualität. Zweifellos steht diese fast allgemeine intellektuelle Nervosität mit der körperlichen, die bei einem ungewöhnlich hohen Prozentsatz pathologisch wird, in Verbindung. Daß sich die Juden vorwiegend geistig und wenig körperlich bethätigen, ist kein genügender Erklärungsgrund. Auch als semitische Rasseneigenthümlichkeit ist sie kaum denkbar; die geistige Trägheit und Apathie der reinsten lebenden Semiten, gewisser arabischer Stämme, ist bekannt. Wir müssen also für die Erscheinung, die ich für den unterschiedlichsten und allgemeinsten Zug der „jüdischen Volksseele" halte, nach anderen Gründen forschen. Ohne langes Schwanken können wir den Beginn auch dieser Belastung in die Zeit künstlicher Absperrung und unaufhörlichen Druckes verlegen. Daß die Gewalt dieses Druckes nicht zu klein war, auch dauernde ideogene Veränderungen hervorzurufen, bezeugen geschichtliche Daten, so das Ergebniß der Parforcejagd im Jahre des Heils 1348*), wo sich in Worms vierhundert Juden selbst den Tod gaben, in Straßburg zweitausend auf Holzgerüsten verbrannt, in Mainz sechstausend hingeschlachtet wurden und in Erfurt von den dreitausend der Judengemeinde Angehörigen kein einziger übrig blieb. Allen Gewaltthätigkeiten und Unterdrückungen konnten die Juden, aus

*) Grätz, Geschichte der Juden, Bd. 7, Kap. 10.

Digitized by Google

den realen Machtverhältnissen heraus, nur den äußersten passiven, aber keinen aktiven Widerstand entgegensetzen. Der befreiende Rückschlag, der Beleidigung in Worten mit Schimpf und den Angriff der Faust mit der Faust erwidert, blieb ihnen also durch Jahrhunderte gänzlich versagt. Das psychologische Gesetz der Ableitung traumatischer Seelenzustände fand in diesen Zeiten eine besondere Erfüllung. Der Wucher war für die Juden nicht blos Geschäft, sondern eine Form, dem Feind zu schaden und sich einen Theil jenes schwer lastenden Hasses für nicht vergoltene Beleidigungen von der Seele zu wälzen. Nicht um das Geld unnütz in ihren Truhen zu häufen und Lebensgefahr auf sich zu ziehen, haben sie die Völker ausgewuchert. So Viele und so gründlich sie Das gethan haben: es genügte nicht, um die Rechnung von Blut und Nerven, aus denen das psychologische Gesetz der Reaktion sich ableitet, quitt zu machen. Ein großer, schwerer Rest, mit dem auch die Intelligenz dieser dialektisch gewandten Menschen nicht fertig werden konnte, blieb: ein Residuum, das sich als Gefühlsniederschlag früherer Geschlechter vererbt hat und gleichsam der pathogene Erreger der intellektuellen Nervosität ist.

Vielleicht wird diese Ableitung einer psychischen Metamorphose durch den klinischen Fall der traumatischen Hysterie vollends erklärt. Als Vorbedingung der durch ein psychisches Trauma entstandenen Hysterie gilt eine ungewöhnliche intracerebrale Erregung. Oppenheim erklärt sie „durch einen Affekt, der weder eine motorische noch eine assoziative Abfuhr findet." Die motorische Abfuhr heißt unwissenschaftlich Vergeltung, Rache; die assoziative: vergeben, vergessen. Wendet man diese Definition auf die mittelalterlichen Juden an, so läßt sich die von ihnen vererbte intellektuelle Nervosität als chronische intracerebrale Erregung deuten. Wie ein Stück Blei im Fleisch, so sitzt die wunde Vorstellung im Unterbewußtsein als eine dem übrigen Denkinhalt nicht assoziirte. Unbestimmt dumpfer Schmerz zeigt den Fremdkörper an. Dieser peinliche Wunderreger der jüdischen Volksseele besteht in dem ganzen Empfindungskomplex des Hasses, der Geringschätzung, Mißgunst und Lieblosigkeit, denen sie begegnet, ohne ihnen beikommen zu können. Denn sie drücken entweder den zum Gesetz erhobenen Willen der Allgemeinheit aus oder sind als halb offensive Gefühlsäußerungen Einzelner unverfolgbar und doch tief verletzende Handlungen. Die Vorstellung solcher Dinge wird am Liebsten rasch hinuntergewürgt, da die Vernunft gegen nichts wehrloser ist als gegen die Gefühle der Majorität und die Majorität der Gefühle. Gleichsam unverdaut, weil vom Bewußtsein nicht verarbeitet, sinkt also die peinliche Vorstellung in das Unterbewußtsein hinab, von wo aus sie ihren Druck übt. Der inneren Beobachtung des Gesündesten ist der erste minime Ansatz eines solchen Zustandes zugänglich: jene ungewisse Verstimmung, wo uns Etwas, das uns trotz allem Suchen nicht einfallen will, etwas Undefinirbares, rein Gefühls-

Digitized by Google

mäßiges, quält. Dann spielen die Künste der Vernunft umsonst, denn das Unterbewußtsein unterliegt nicht ihrer Macht. Dann muß die mißliche Vorstellung, wenn sie nicht unbedeutend genug ist, um sich nach Kurzem ganz zu verflüchtigen, in das klare Licht des Bewußtseins gerückt werden, um hier die schreckhaft unbestimmte Gestalt zu verlieren und dem übrigen Denken eingegliedert zu werden. Das wird im hypnotischen Heilverfahren durch wiederholtes Aussprechen des Patienten über die wunden Punkte seines Seelenlebens mit Erfolg versucht.

Wer die Analogie des Krankheitbildes zugiebt, wird manches Räthselhafte im jüdischen Charakter erklärlich finden. Daß der Jude trotz seinem Konservatismus stets der Revolutionär par excellence war, daß — wie Lombroso sagt — alle Rebellen zu ihm gekommen sind, im Geheimen oder im hellen Tageslicht, gewinnt dadurch neue Bedeutung. Daß er sich stets zum Wortführer fortschreitender Bewegungen machte, mag, nebst anderen Gründen, einem inneren Heiltrieb entsprungen sein, da der Jude in der Aussprache des allgemeinen Leides auch die nöthige Reaktion seiner besonderen seelischen Gedrücktheit fand. Auch der Zionismus, dessen bisherige Hauptthätigkeit in Diskussionen bestand, mag jenem unklaren Bedürfniß der Heilung entsprungen sein. Indem er sich aber auf den Standpunkt extremer Rassenverschiedenheit stellte und die Assimilirbarkeit verneint, hilft er nur, einen Zustand verlängern, ja, verschärfen, den der eigensinnige Dünkel der Juden „vom auserwählten Volk“ selbst verschuldet und der ihrer Seele tiefe Narben eingeätzt hat.

Wien. Philipp Frei.

Die Perle.

Vor vielen, vielen hundert Jahren sang einst ein königlicher Dichtergreis in einem fernen Land am Ufer des Meeres ein herrliches Heldenlied und seine Dichtung ging ihm selbst so zu Herzen, daß er weinen mußte. Und als Thränen in den Ozean fielen, wurden sie darin zu Perlen. Vor genau dreihundert Jahren wurde die köstlichste dieser Perlen gefischt; sie hatte die Form eines Herzens; und der Doge von Venedig schenkte sie Ihrer Excellenz der Contarina Contarini, der Gattin eines Cato der Republik. Die Contarina war, obgleich schön, reich und tugendhaft, doch nicht glücklich. Sie hatte in dem dritten Jahr ihrer Ehe ihr einziges Töchterchen verloren; und da zu der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, seit dem Unglückstage schon zwölf Jahre ins Land gegangen waren, wagten weder sie noch ihr Gemahl mehr zu hoffen, daß der liebe Gott ihnen noch ein anderes Kind statt des verstorbenen schenken werde.

Eines Tages, als Contarina ihre Gondel vor San Zanipolo verließ, um in die Kirche zu gehen, bat eine arme Frau, die zwei in Lumpen gehüllte, elende Kinder an der Hand führte, sie um ein Almosen. Contarina gab ihr eine Zechine und die arme Frau brach voller Dankbarkeit in den Ruf aus:

Digitized by Google

„Möge Gott Euch segnen, Excellenz, Euch und Eure Kinder! Möge die Madonna Euch Frohsinn und Glück verleihen!“ Da wurde die Edelfrau traurig und betrat die Kirche von San Zanipolo, wo ein frommer Bruder gerade über die Erziehung predigte und der lauschenden Menge die Geschichte Cornelia Romanas erzählte, die von ihren Kindern zu sagen pflegte: „Das sind meine Juwelen.“ Und Contarina dachte unwillkürlich: „Ach! Wenn ich doch statt der Perle, die der Doge mir geschenkt hat, noch mein Töchterchen besäße!“

Als Contarina nach der Predigt in der Gondel nach ihrem in der Nähe der Madonna del Orto gelegenen Palast zurückfuhr, geschah es, daß sie einschlief und im Traum eine Stimme hörte, die ihr die unverständlichen Worte zurief: „Wenn Du sie nicht verlieren willst, dann hüte Dich vor der Poesie und vor der Musik.“ Sie erwachte gleich darauf, ziemlich verwundert und beunruhigt über einen solchen Traum. Als sie vor ihrem Palast ausstieg, hörte sie einen großen Lärm und das Hin- und Herstreiten der Dienerschaft. Diese eilte ihr, wirr durcheinandersprechend, entgegen und Contarina gelang es nur mühsam, herauszuhören, daß die Leute einander beschuldigten, die Pforte nach der Wasserstraße offen gelassen zu haben. Jemand müsse heimlich mit einem Kind eingedrungen sein, das man dann weinen hörte und das man bald darauf mutterseelenallein im Schlafgemach Ihrer Excellenz, und zwar in der seit zwölf Jahren leerstehenden silbernen Wiege, gefunden habe. Contarina stieß einen Schrei aus, wies die Dienerschaft mit einer Handbewegung von sich und stürzte in ihre Kemenate.

Wirklich fand sie auch in der silbernen Wiege ein kleines Mädchen, das weiß wie Alabaster anzusehen war, zwei große meerfarbige Augen hatte, sofort bei ihrem Eintritt zu weinen aufhörte und ihr die Händchen entgegenstreckte. Contarina eilte zu dem Schmuckschrein; er war offen und die köstliche Perle, die sie vom Dogen erhalten hatte, daraus verschwunden. Da begriff sie, daß Gott ihre Gedanken in San Zanipolo gelesen und den Segenswunsch der Bettlerin erfüllt habe. Außer sich von Freude, hüllte sie die Kleine sofort in die Gewänder ihrer süßen Verblichenen und sandte nach ihrem Gemahl, dem sie Alles erzählte, von dem Segenswunsch und ihrem Gedanken an bis zu dem Wunder. Seine Excellenz Giovanni Contarini erwiderte, daß wahrscheinlich ein Dieb die Perle gestohlen und das Kind statt ihrer zurückgelassen habe; da er seine Frau aber so glücklich sehe, sei er bereit, die Kleine als Pflegetöchterchen aufzuziehen. Es war gerade Sankt Margarethentag; deshalb erhielt sie den Namen Margarethe, was Perle bedeutet; aber als sie zu sprechen begann, nannte sie sich statt Margarethe Malgari und schließlich wurde sie auch von allen Anderen so gerufen.

Malgari wuchs schnell heran und wäre das schönste Mägdlein in Venedig zu nennen gewesen, hätte sie nicht eine so ungewöhnlich blasse Gesichtsfarbe gehabt. Die Dienerschaft des Hauses Contarini und die neidischen Damen Venedigs sagten ihr nach, daß unedles Blut in ihren Adern fließen und sie von Banditen oder Zigeunern abstammen müsse; aber sie hatte ein so vornehmes, süßes Gesicht und eine so weiche Stimme, daß eine solche Behauptung lächerlich erscheinen mußte. Sie war lebhaft in ihrem Empfinden, heiter, spielte den ganzen Tag herum und immer hörte man ihr silberhelles Lachen, das wie das Jubiliren einer Lerche klang; wenn ihr aber eine üble Nachrede, ein unziemliches oder böses Wort zu Ohren kam, wenn sie eine unrechtliche oder häßliche Handlung

Digitized by Google

ah, wenn man ihr von Kummer und Leid der Menschheit erzählte, wenn ihr Vater und ihre Mutter manchmal mit einander stritten oder wenn eine Lüge in ihrer Gegenwart gesagt wurde, dann versank sie sofort in stumme Schwermuth. Als sie vier Jahre alt war, tönte in einer Sommernacht drunten auf dem Rio della Madonna del Orto aus einer Gondel ein Lied herauf, zu dem Jemand mit der Guitarre begleitete. Malgari, die mit ihrer Mutter in einem Zimmer schlief, erwachte, glitt aus dem Bett, lauschte der Melodie so lange, bis die letzten Töne in der Richtung nach San Alvise verhallten, und fiel dann ohnmächtig zu Boden.

Als sie in dem Bett ihrer Mutter wieder zu sich gekommen war, flehte sie diese an, sie an das Fenster zurückkehren, sie noch einmal jenen Tönen und jenem Gesang lauschen zu lassen. Dann wurde sie von einem heftigen Fieber gepackt und lag während dreier Tage und dreier Nächte im Delirium und fabelte immer davon, daß man sie riefe, daß sie fort müsse, daß sie keine Venezianerin sei, daß sie eine Stimme aus ihrem Heimathlande gehört habe; dann umarmte sie die arme, verzweifelte Contarina mit den Worten: „Mama, Mama, führe mich hinweg!" Da entsann sich Contarina der im Traum gehörten Worte; und weil es ihr in Venedig unmöglich schien, die Poesie und die Musik auf die Dauer von Malgari fern zu halten, schlug sie ihrem Gemahl vor, mit ihnen nach ihrer kleinen, im griechischen Archipel gelegenen Insel Syra zu reisen, wo sie zwischen hohen Waldungen und Lorberhecken, zwischen Oliven und Orangenhainen einen Palast mit dem Blick auf das Meer besaßen. Die Insel war nur von Ansiedlern und von Contarinas Gärtnern bewohnt. Seine Excellenz antwortete, daß er Das für eine Verrücktheit halte und nicht von Venedig fortziehen könne. Contarina blieb dabei, — und so reiste sie allein mit Malgari ab.

Sämmtliche Bewohner von Syra erhielten sofort das strenge Verbot, zu singen oder Musikinstrumente zu besitzen. Contarina untersagte sogar das Glockenläuten, weil Malgari beim Ave Maria am Abend nach ihrer Ankunft so mächtig ergriffen gewesen war, als sie die Glocken in der Einsamkeit inmitten von Wind und Wellen hörte. Trotzdem erlangte das Kind seine frühere fröhliche Laune nicht zurück. Es spielte jetzt selten und lachte fast nie; aber es schien zufrieden, sich so vom Meere umgeben zu sehen, und verbrachte Stunden und Stunden am Strande damit, der gewaltigen Stimme des Meeres zu lauschen.

Als sie älter wurde, war Lesen ihre Lieblingsbeschäftigung und sie verweilte oft und lange in der Bibliothek des Palastes, wo ihre Mutter sie eines Tages mit leuchtenden Augen, erhitzten Wangen und fiebernden Pulsen über dem Tasso fand, ganz berauscht von dieser Poesie. Deshalb ließ Contarina alle in Versen geschriebenen Bücher aus der Bibliothek entfernen und verbrennen. Seine Excellenz Contarini kam nur ein- oder zweimal im Jahre nach Syra und verweilte dort nie länger als zwei bis drei Tage. Er war zuerst sehr aufgebracht über Das, was er die Thorheit seiner Gattin nannte; schließlich gewöhnte er sich darau. Malgari hatte im Stillen Kummer, als sie sah, daß ihr Vater und ihre Mutter sich nicht mehr liebten, und bat die Mutter mehrfach, sie zum Vater zurückzuführen, da sie das Geheimniß ihres eigenen Ursprunges und der Flucht von Venedig nicht kannte, die sie durch eine Laune, wie sie kranken Kindern eigen ist, verschuldet zu haben glaubte. Aber ihre Mutter hatte sie jedesmal erst unter Küssen und Liebesworten, dann unter Thränen beschworen, nicht darauf zu bestehen.

Digitized by Google

Malgari mochte etwa dreizehn Jahre alt sein, als eine Zofe, der man den Dienst gekündigt hatte, ihr aus Rachsucht erzählte, sie sei entweder durch Briganten oder durch Zigeuner ins Haus gekommen. Malgari schauerte zusammen, wurde weißer als eine Perle, antwortete der Zofe: „Ich verzeihe Dir“ und ging zu ihrer Mutter, der sie mit der ernsten Festigkeit einer kleinen Königin ihre eigene Geschichte entriß. Vor Angst erbebend, erzählte Contarina ihr das Wunder und Malgaris schönes blasses Gesicht leuchtete in einem Licht, als wenn die Morgenröthe darüber aufginge.

„Ja, Mutter“, sagte sie, „ich fühle, daß ich keine Zigeunerin, fühle, daß ich die Perle bin: aber Das darf weder die Luft wissen, die mich sonst vergilben, noch das Meer erfahren, das mich sonst zurückfordern würde. Nun erkläre mir aber auch, warum Du nicht leidest, daß in meiner Nähe Jemand singt oder spielt und warum Du mich jenes wundersame Buch nie mehr lesen läßt?“ Contarina weigerte sich, diese Frage zu beantworten, und Malgari drang nicht weiter in sie. Sie begnügte sich damit, ihre Mutter zu umarmen und ihr ins Ohr zu flüstern: „Ich möchte nach Venedig zurückkehren.“

Am Abend des selben Tages stieg das Mägdlein an einer Stelle zum Meer hinab, wo dieses einen von zwei dunklen Felsen eng eingeschlossenen Busen bildet. Dort verläuft sich die Welle leise auf dem feinen, glitzernden Sand und große, ernste Pinien, die hoch über das Lorbergestrüpp hinausragen, singen bei jedem Windhauch, der über ihre Kronen hinstreicht. Malgari schien es, als habe sie noch nie das Meer so lieb gehabt. Sie ließ sich auf den Sand nieder, streckte sich längs der feuchten Grenze der Welle lang aus, ließ sich von ihr vom Kopf bis zu den Füßen bespülen, — und die Welle war so lind, so weich, so zärtlich, daß Malgari leise, leise zu ihr sprach. Sie malte sich dabei im Geist ihr früheres Leben als Perle aus, das Herz ging ihr auf und sie erflehte von den Wogen jenes süße Gefühl zurück, das sie eines Nachts in Venedig erfüllt, das sie eines Tages in der Bibliothek beseelt hatte, als sie die Geschichte von Chlorinde und Tankred las. Und leise, leise antwortete die Welle; es war, als berge sie einen Theil des einen oder anderen berauschenden Gefühles, als verheiße sie noch weit mehr. Der Himmel war düster, auf hoher See verschwammen die Wasser mit ihm in gleichem Grau; aber nach und nach sah Malgari, die nicht wußte, ob sie wache oder träume, viele kleine silberne Lichter aus der Ferne auf sich zukommen; allmählich nahm vor ihrem Blick jedes Lichtchen die Form eines menschlichen Antlitzes an, sie sah eine Menge blonder und brauner Mädchenköpfe, die behend aus den gleißenden Wogen emportauchten, sah eine Anzahl zierlicher Händchen, die in tollem Uebermuth bald nach rechts und links, bald nach oben Milliarden demantglitzernder Tropfen schleuderten. Sie kamen nicht in die Bucht geschwommen, in der Malgari sich befand, aber sie glitten blitzschnell an ihr vorbei, so nah, daß der Wiederschein der schimmernden Wasser Klippen, Ufer und Buschwerk mit Licht übergoß. Jedes Köpfchen wandte sich im Vorbeischwimmen zurück und schaute nach Malgari, aber keins kam auf sie zu, nur das allerletzte lenkte um die Klippen herum in die Bucht ein, näherte sich ihr und hielt wenige Schritte vor dem Ufer inne.

„Wer seid Ihr?“ fragte Malgari.

„Meerjungfrauen.“

„Meerjungfrauen? Dann könnt Ihr ja die Zukunft weissagen.“

Digitized by Google

„Das können wir."

„Laßt mich die meine erfahren."

Die kleine Nixe sah sie ein Weilchen an und antwortete dann: „Aus Musik und Poesie bist Du hervorgegangen, zu Musik und Poesie wirst Du wieder werden."

Die Nixe hatte ein süßes, zartes Kindergesicht, aber ihre Augen waren schon schwermüthig und tief wie die einer Frau von dreißig Jahren.

„Wie schön Du bist!" sagte Malgari. „Komm, gieb mir einen Kuß."

„Ich kann nicht. Meerjungfrauen setzen den Fuß nicht auf den Strand."

„Werden wir uns je wiedersehen?"

„Ich entstamme dem Meere", erwiderte die schwermüthige braunlockige Maid, „Du dem Himmel." Und ohne Lebewohl zu sagen, wandte sie sich schnell und verschwand, ihre Schwestern einholend, hinter der Klippe.

Malgari kehrte heim, sprach nicht über die Meerjungfrauen und fragte Contarina nie mehr, warum sie Musik und Poesie von ihr fernhalte.

Seit jenem Abend lachte sie nie mehr und wurde nur noch sanfter und frommer als bisher. Niemand erduldete Leid auf der Insel, ohne daß sie auch darunter gelitten und nach Kräften Trost und Hilfe gespendet hätte. Ihr öffneten sich die Hütten und Herzen der Armen; und wo sie hinkam, dahin brachte sie Licht. Noch oft kehrte sie in jene abgelegene Bucht zurück, aber die Nixen sah sie nicht wieder.

Mit fünfzehn Jahren hatte sie in ihrem Gesicht und in ihrer graziösen Gestalt Etwas, das sie wie achtzehn erscheinen ließ, und Contarina beschäftigte sich schon mit dem Gedanken, ob sie einen Gatten für sie suchen solle. Giovanni Contarini kam seit zwei Jahren gar nicht mehr und schrieb nur selten, höchstens alle paar Monate einmal, wenn das Schiff der Kauffahrer, die ihren Handel auf dem Rialto betrieben, auf der Fahrt nach Smyrna die Insel berührte. Eines Tages brachte das Schiff keinen Brief, wohl aber die Nachricht, daß eine verheerende Seuche in Venedig ausgebrochen sei. Contarina erschrak zu Tode, sie gedachte der Gefahr, die ihrem Gatten drohte, und der Vorwürfe, die sie sich machen würde, nicht an seiner Seite zu sein, falls die tötliche Krankheit ihn befiele. Doch noch viel entsetzter war sie, als Malgari ihr in ihrer sanften, aber bestimmten Weise erklärte, daß jetzt das Gebot der Pflicht für Beide erheische, nach Venedig zurückzukehren, und daß man ihm Folge leisten müsse. Contarina beugte sich, wie sie sich dem Willen Gottes gebeugt haben würde, und vierzehn Tage später hielten die beiden Frauen Einzug in ihrem bei der Madonna dell' Orto gelegenen Palast, in dem Giovanni Contarini am Tage vorher an der Pest gestorben war. Contarina schien verzweifeln zu wollen, weinte viel und schlug Malgari vor, gleich wieder abzureisen. Aber das junge Mädchen, das weder einen Schmerzenslaut von sich gegeben noch eine Thräne vergossen hatte, erwiderte ihr, sie allein trügen die Schuld, wenn Contarini, von Allen verlassen, gestorben sei, und diese Schuld müsse gesühnt werden. Sie beabsichtige deshalb, die Pflege bei den Pestkranken zu übernehmen. Contarina erstarrte das Herz in der Brust, aber sie wagte nicht, zu widerstehen, denn Malgari hatte mit der Miene einer Heiligen gesprochen.

Sogleich ging man ans Werk. Die armen Kranken wurden häufig von

Digitized by Google

ihren nächsten Verwandten aus Furcht verlassen, sie schleppten sich oft, um zu sterben, auf die offene Straße. Mit ihrer märchenhaften Schönheit, mit den zarten, geschickten Händen, die vor nichts zurückbebten, wurde Malgari von Arm und Reich um Hilfe angerufen und in den Himmel gehoben; man nannte sie allgemein nur die Madonna bell' Orto. So stand sie auch einem fremden jungen Musiker bei, der seiner Kunst zu Liebe aus dem fernen Norden nach Italien gekommen war; es war ein armer, schöner, liebenswürdiger Jüngling, der sich, wieder genesend, sterblich in sie verliebte und es ihr nicht zu sagen vermochte, weil sie in dem unbestimmten Gefühl, daß sie ihn wieder lieben werde, ihre Krankenbesuche bei ihm einstellte. Als die Seuche vorüber war, gedachte sie noch beständig seiner, aber sie sah ihn nicht wieder.

Der Senat erwies ihr hohe Ehren, der Doge that noch mehr: er hielt um ihre Hand an. Contarina war trotz der eigenen Bangigkeit und der entschiedenen Abneigung Malgaris der Meinung, daß man den Dogen nicht ausschlagen dürfe. Dennoch wies Malgari ihn ab und fügte nur im Scherz hinzu, daß sie sich vielleicht anders besinnen werde, wenn der Doge alle armen Mädchen Venedigs ausstatten und alle Bettler bekleiden wolle; wenn er obendrein den Campanile, den sie nicht leiden könne, von dem Markusplatz entferne, dann werde sie ihm sicher ihre Hand reichen. Der Doge ließ ihr sagen, daß die beiden ersten Bedingungen bereits angenommen seien und daß er auch die letzte nach dem dritten Jahr ihrer Ehe erfüllen werde. Malgari war tief betrübt; denn sagte sie Nein, so nahm sie vielen tausend Menschenkindern Obdach, Brot und Lebenslust, — und das Ja wurde ihr unsäglich schwer. Doch schien ihr das Opfer nöthig: sie opferte sich.

Um die Hochzeit hinauszuschieben, bat sie im letzten Augenblick, man möge sie auf der Insel Syra feiern. Der Doge willigte ein und die beiden Brautleute reisten auf zwei der Republik gehörigen Schiffen ab, von ihren Verwandten, einer großen Anzahl Freunden, Anhang und Dienerschaft begleitet. Es war in einer Vollmondnacht im August, der zweiten ihrer Reise, einer köstlich klaren Nacht. Malgari stieg allein auf das Verdeck, um den Mondenschein und die Kühle zu genießen. Sie ließ sich am Bugspriet nieder, wo sie das Meer betrachtete; nach einiger Zeit sah sie einen Seemann, der sich ihr gern genähert hätte und es doch nicht zu wagen schien. Sie fragte ihn theilnahmevoll, was er wünsche, und er gab sich als den jungen, von der Pest genesenen Fremdling zu erkennen. Malgari wurde ganz verwirrt; sie fragte nicht, warum er sich in dieser Verkleidung an Bord befände; und der junge Mann sagte ihr nur, daß ihr plötzliches Fernbleiben ihn tief entmuthigt habe und daß er sich glücklich preise, ihr jetzt seinen Dank aussprechen zu dürfen. Zum ersten Male im Leben färbte eine zarte Röthe die Wangen des jungen Mädchens. Sie ließ das Gespräch fallen, aber sie bat den jungen Fremden, ihr von seiner Heimath zu erzählen. Es war ein fernes, hoch im Norden gelegenes Land, gen Mittag und gen Sonnenaufgang von einem im Sommer stürmischen, im Winter gefrorenen Meere umgeben, ein armes Land mit Felsen, Seen und Birkenwäldern, wo man in den Jahren der Theuerung die Rinde von den Stämmen schälte, um Brot daraus zu machen, ein Land, bewohnt von einfachen, schlichten Menschen, von Fischern, die in ausgehöhlten Baumstämmen auf den Seen umherirren,

Digitized by Google

um die Forelle unter dem schäumenden Wildbach zu fangen, von Jägern, die der Wildente und der Eidergans bis an die Wogen des Meeres nachstellen, die auf flinken Schlitten die Spur von Wolf und Bär verfolgen; ein an Geld armes Land, schloß der Jüngling, das sich aber im Besitze des größten Schatzes auf Erden reich dünkte: im Besitze der Musik und der Poesie. Malgari erschauerte: „Wie ist Das möglich?“ rief sie aus. Da sprach ihr der Jüngling von einem wunderbaren Heldensang aus seinem Vaterlande, der noch heute vom Volke gesungen werde, im Winter am Herdfeuer, im Sommer draußen im Freien, auf den Wiesen, an den blumigen Seegeländen, am Gestade des brausenden Meeres. Und er sagte ihr die schönsten Stellen aus dem Gedicht her, da, wo es von Liebe und Haß, von Krieg und Frieden handelt. Und schließlich erzählte er ihr die Geschichte eines ruhmreichen Greises, der, Dichter und König zugleich, einst am Seegestade so ergreifend gesungen habe, daß die Thränen, die er aus Rührung über sein eigenes Lied vergoß, von seinen Wangen in das Meer herabgerollt und darin zu Perlen geworden seien. Malgari kehrte dem Mondlicht den Rücken, das dem Fremden voll ins Antlitz schien; sie lauschte der Erzählung mit weit geöffneten Augen, die eiskalten Hände über der Brust gefaltet, die vor Liebe und tötlichem Weh zu springen drohte.

„Ach“, flüsterte sie, als er schwieg, „warum habe ich Euch nicht früher wiedergesehen?“ Doch gleich darauf gereuten sie ihre Worte, sie wandte sich schweigend dem Meere zu. Und nicht lange währte es, da kamen von weither schimmernde Wogen und auf ihnen die blonden und braunen Köpfchen der Nixen an ihr vorbeigeschwommen. Malgari glaubte, ihre alte Bekannte wiederzuerkennen: es war die Einzige, die sich umwandte und zu dem Schiff emporschaute; sie glaubte, ihrem Blick zu begegnen und ihn zu verstehen. „Singt“, sagte sie einer Eingebung folgend, zu dem Jüngling, „singt und spielt mir den Heldensang des Dichtergreises.“

Der Jüngling holte sein Instrument, eine italienische Violine. „Habt Dank“, sagte Malgari bei seiner Rückkehr. „Wartet, ich will nicht gesehen sein, im Fall man mich sucht.“ Sie ließ sich zwischen dem Geschütz und der Brustwehr des Schiffes nieder.

Der Fremdling spielte und sang mit der ganzen Seele des Patrioten, des Künstlers und des Liebenden. Es war eine wunderbare Musik. Die Delphine folgten entzückt dem Schiffe, Seeleute, Offiziere, Herrschaft und Dienerschaft, — Alles eilte herbei, um der herrlichen Weise zu lauschen, ohne daß der Sänger es bemerkte. Als er es aber sah, brach er ab und wollte sich von Malgari verabschieden. Doch von ihr erblickte er nichts mehr als ein thränenfeuchtes Taschentuch.

... Die dummen Leute glaubten, sie habe sich vom Schiff ins Meer gestürzt, um nicht die Gattin des Dogen werden zu müssen. Contarina Contarini, so heißt es, starb vor Herzeleid darüber, daß Malgari nun wieder zur Perle auf dem Grunde des Adriatischen Meeres geworden sei; wir aber theilen diese thörichten und traurigen Gedanken nicht. Wenn von ihr nur ein thränenfeuchtes Taschentuch übrig blieb, so wissen wir, daß jene Perle ja gerade aus Thränen und aus der Seele eines Dichters bestand; wir verstehen den Sinn der Worte, die einst die kleine schwermüthige Nixe sprach: „Ich stamme aus dem Meere, Du aus dem Himmel.“

Vicenza. Antonio Fogazzaro.

Digitized by Google

Die XI.

Den Titelumschlag der Einladung, die die „Vereinigung der XI“ diesmal zu ihrer Ausstellung versandte, hat Martin Brandenburg, ihr Jüngster, gezeichnet. Das schwärzliche Blatt ist ohne Nachsinnen nicht gleich verständlich, weil das Auge eine prägnante Sprache der Linien vermißt. Es stellt in dunklem Waldesschatten einen gewappneten Jüngling dar, der linkisch mit Händen und Füßen einem glotzenden Ungeheuer zu Leibe geht, nachdem seine Klinge an dem scheußligen Klumpen schon zersplittert ist. Der junge ritterliche Kämpe ist vermuthlich der streitbare Genius der Elferkunst und das fratzenhafte Ungethüm, das da als ein unfläthiger Dickkopf auf Vogelkrallen am Boden hockt und von der blauen Blume frißt, wie der Ochse vom Heu, ist das blöd apathische Banausenthum. So verstanden — und wie wäre es anders zu deuten? —, ist aber das Titelblatt der achten Ausstattung der XI eine übel angebrachte Phrase. Hat dieser aus heterogensten Elementen zusammengesetzte Verein je eine einheitliche Tendenz gehabt, so hat die Zeit sein Fordern und Sehnen längst erfüllt. Heute sind die früheren Stürmer und Dränger nicht mehr genöthigt, sich Beifall ertrotzen zu müssen, sondern können willig gespendete Beweise der Anerkennung ergiebig nützen, — und, wahrhaftig, sie thun es auch.

In dem Kopf eines Einzelnen mögen sich Dinge forterhalten, auch wenn sie im Allgemeinen bereits überwunden sind. Brandenburg hat Allerlei auf der Palette; und im jugendlichen Zorn, sich nicht alsbald in weitester Runde verstanden zu sehen, hat er sich auch im Namen der Anderen, deren Kunst längst festen Fuß gefaßt hat, zeichnend ereifert.

Dem allmählich etwas gelockerten Verband war eine frische, herausfordernde Kraft jedenfalls ein willkommener Ersatz für einige alte Elfer, die sich schließlich überflüssig fühlten und deshalb ausgeschieden sind. Für ein geschlossenes Zusammenstehen fehlt entschieden die äußere Nothwendigkeit; der Gelegenheiten, Bilder auszustellen, giebt es eher zu viele als zu wenige und so leicht bleibt nichts mehr unbekannt. Man hat als Künstler schon eher das Bedürfniß, allein zu sein, als das, sich an Andere anzuschließen. So haben Liebermann und Ludwig von Hofmann eine Fülle ihres Besten bereits in Sonderausstellungen gezeigt und Klinger, der von je her ein unsicherer Kantonist war, hat sich in diesem Jahr nicht einmal mit einem radirten Blatt an der gemeinsamen Veranstaltung betheiligt. Dafür wird er unmittelbar, nachdem der Platz bei Keller & Reiner geräumt sein wird, den großen Oberlichtsaal ganz mit eigenen neuen Werken füllen. Die stille Dora Hitz, die man, um sich numerisch zu ergänzen, herangezogen hat, und Skarbina, der fein und sicher, aber niemals laut auftritt, machen keine Sensation. Ihre zärtlich ge-

Digitized by Google

pflegte Eigenart kann wohl veränderte Nuancen, aber keine Ueberraschungen mehr bieten. Von neuen Dingen, deren wir uns vom Geiste der Zeit erwartungvoll versehen, würden wir bei den XI also nicht viel verspüren, wenn nicht wenigstens Leistikow immer noch all seinen schönen Eifer für diese Ausstellung hingäbe. Weder das von Liebermann mit kühnen Strichen hingehauene Bildniß noch die absonderlichen Visionen Brandenburgs sind neu; sie interessiren wohl als Daten im Entwickelungsgange eines Künstlers, aber nicht als Etappen der Kunst. Was dagegen Leistikow in jährlich fortschreitender Entwickelung vor sich gebracht hat, stellt trotz seiner persönlichen Art auch objektiv eine Erweiterung des allgemeinen künstlerischen Erfahrungsgebietes dar.

Leute, die sich an den bisherigen Errungenschaften innerhalb des goldenen Rahmens des Tafelbildes Genüge sein lassen, bestreiten, daß Leistikows Landschaften die Kunst bereichern. Sie nennen diese Einfachheit der Linien und Töne eine Vergewaltigung der malerischen Natur und protestiren laut gegen seine „roh kunstgewerbliche Art". Und warum? Hauptsächlich, weil seine Arbeiten nebenbei noch den Vorzug haben, dekorativ zu sein. In diesem kleinen Worte prägt sich sehr viel altes Vorurtheil aus; es bedeutet die Abwesenheit feinerer Empfindung; und doch hat Leistikow seine Empfänglichkeit für alle intimen Reize der Erscheinung durch reife Werke bewiesen. Heute sucht er einen volleren und freieren Ausdruck der sinnlichen Wahrnehmung. Die dekorative Richtung ist keine willkürliche Laune, die sich aus dem Kunstgewerbe etwa in die große Kunst verirrt hat; hier und dort sind von einander unabhängige und doch innerlich gleichartige Strebungen lange latent gewesen. Wie kam Ludwig von Hofmann darauf? Von wo kam dem Architekten van de Velde plötzlich die wunderbare Eingebung? Woher entnahmen Strathmann und Peter Behrens eines Tages die Inspiration zu ihrer Bilderornamentik? Wie geht es zu, daß Thomas Theodor Heine und Bruno Paul so zeichnen müssen und nicht anders? Alle haben, Jeder nach seiner Art und nach seinen Zwecken, aus einer geistigen Quelle geschöpft. Leistikow ist es zu Theil geworden, das Fremde, Große, Weite, das uns in der Landschaft befängt und befreit, erdrückt und aufrichtet, durch rhythmische Bewegung der Linien und harmonische Ruhe der Flächen im Bilde zu fassen. Er befreit es von allem Kleinlichen und Störenden; allein der große Charakterzug der Formenumrisse und der Lichtwerth der Farben fesseln das Auge. Freilich gehören ein auf das Feinste entwickeltes Anschauungvermögen und ein starkes Naturgefühl dazu, um in solcher Vereinfachung überzeugende Wirklichkeitbilder zu schaffen. Diese Eigenschaften hat er auf seinem langen Wege sich als ein wahrer Künstler redlich erworben. Was er überzeugend lehrt — daß die Stärke eines Landschaftbildes nicht im Gegenständlichen, nicht in der beschreibenden Schilderung beruht, nicht darin, daß „rechter Hände, linker Hände lauter Frühlingsgegen-

Digitized by Google

stände“ abkonterfeit sind, sondern in den Raumverhältnissen und in dem ornamentalen Charakter —: Das ist ein bleibender Gewinn.

Brandenburg hat auch eine persönliche Art, aber er ist nicht modern. Es sei denn, daß man Dinge aus dem Stoffgebiet der „versunkenen Glocke“ für modern im Sinne des Malers erklärte. Brandenburg ist literarisch beeinflußt: er malt Märchen, — elbische Wesen und Quoroze; und er malt auch dramatische Alltagsszenen, strikende Arbeiter und Aehnliches. Aber Das ist einerlei, denn er ist in der That Maler; und gemalt ist nicht geschrieben. Der Haupttheil seiner Eigenart bleibt einstweilen noch im Stofflichen stecken, das sich nicht zum Bilde wandeln will. Er ist ein Träumer und Grübler, — und, so kommt mir vor, auch ein Rechner. Als ob es Absicht wäre, so steif und eckig zeichnet er seine nackten Windsbräute und Waldfeen, um nur ja nicht etwa, wie Jedermann, ein Wenig gefällig zu sein. Er liebt das Verschrumpfte, Runzelige: verkrüppeltes Gesträuch, von Moos und Flechten überwucherte Baumstümpfe, die er mit liebevoller Delikatesse malt. All Das nimmt für ihn wunderliche Formen, Gesicht und Gestalt an. Seine Phantasie liebt den Wald, aber nicht den Frühlingswald, sondern einen gespenstischen Wald, zu dem Spinngewebe den Eintritt wehren und über dessen Modergründe blaue Flämmchen huschen. Wenn er nur erst Alles wirklich malen könnte wie ers innerlich wohl schon jetzt sehen mag, und vom Aktmodell loskäme, das in seinen Bildern steht und liegt, wie es ihm gestanden oder gelegen hat! Dann wird ihm auch die Windsbraut gelingen, die mit den eilenden Lüften in gestrecktem Fluge über die Haide hin stürmt und nach flatternden Vögeln hascht, und der Sonnenstrahl, der als leuchtende Elfe über dem dunklen Waldsumpf tanzt. Fast scheint mir freilich, daß der freie Schwung und die sonnige Heiterkeit seinem Temperament widerstreben. Wie kraus ist seine Zeichnung, wie zäh die Farbe! Sein Bestes ist nicht das Bild des verzückten Knaben, der im monddurchflimmerten Wald sein zuckendes Herz der Waldfee beut, sondern eine große Zeichnung in Schwarz und Weiß: eine Masse von Asphaltarbeitern in Staub und Sonnengluth beim Tagewerk. Da hat er sich zu jener ganz freien Anschauung erhoben, die die äußere Erscheinungwelt und die innerlichen Beziehungen zu einem untrennbaren Ganzen verschmilzt.

Friedrich Fuchs.

Ideale.

Ein Knäblein wars, fünf Jahr' alt oder vier,
Das stand allein auf marktbelebter Gasse
Am Wägelchen, drin e'n noch Kleinres lag:

Digitized by Google

Die Mutter trat vielleicht in ein Geschäft
Und überließ dem ältren Kind die Wache.
Ich hätt' es, in Gedanken vorwärts schreitend,
Wohl kaum beachtet, hätt' ich nicht gehört,
Wie aus 'nem Haufen lustiger Studenten,
Der grad' vorbeiging, Einer, aufwärts zeigend,
Dem Kleinen zurief — lachend rief er es —:
„Da oben! Siehst Du? Ei, so hol' ihn wieder!"
Ich sah hinauf, dem Blick des Knaben folgend,
Dem thränenden. Ein rothes Gummibläschen,
Ein „Luftballon" war seiner Schmerzen Ziel,
Der frei und leicht, von lindem Wind getrieben,
Soeben über hohem First verschwand.
Da stach mich was. Just hatt' ich meinen Kindern
Ein Spielzeug eingekauft und dachte nun:
Dies ist doch auch ein Kind! Was kanns dafür,
Daß es nicht meines ist? Solls darum weinen?
Zehn Schritte weiter stand ein buntes Weib,
Das solche Luftballons verkaufte. Deutlich
War Südens Gluth in sein Gesicht geschrieben, —
Und wem denn wäre, der Italien liebt,
Selbst einer Bettel Runzelkopf nicht werth,
Der einen Gruß vom Sonnenlande bringt?
So zahlt' ich zwanzig Pfennig denn statt zehn
Nach Landesbrauch — obwohl, vielleicht auch weil
Ich Genuas Tochter genuesisch grüßte
Im Dialekt — und schlich ganz heimlich wieder
Zu jenem Kind, das immer noch so stand:
Den feuchten Blick zum Himmel aufgerichtet,
Die eine Hand ihm nachgestreckt, die andre
Nach hinten ausgespreizt. Schnell war um diese
Des Fadens Schlinge angehängt und rückwärts
Zog ich mich rasch, auf den Moment gespannt,
In dem der kleine Bursch das Wunder merkte.
Ganz anders kams. Das Kind empfand vielleicht
Den leisen Zug an seinem Handgelenk,
War seiner Stellung müde oder gar
Vergaß es schon den Anlaß seiner Thränen, —
Kurzum: es nahm den Arm nach vorn und sah
Den fortgeglaubten Ball — was wars denn sonst? —
An diesem schweben. Lächelnd zogs am Band
Und ließ das rothe Ding vergnüglich tanzen,
Als wäre nichts Besonderes geschehn.
Ich ging nach Haus und mag wohl noch recht weit
Und lange gehn, bis Einer kommt und mir
So heimlich wiederschenkt, was mir entflogen.

Freiburg i. B. Eduard von der Hellen.

Digitized by Google

Le Père Peinard.

Unter den vielen pariser Zeitungen ist eine, die die meisten Zeitungfrauen in ihren bunten Buden nicht aushängen, sondern nur auf Verlangen aus dem geheimnißvollen Inneren herausfördern: „Le Père Peinard", ein Arbeiterblatt.

Anstößig ist der „Vater Mühwalt" zwar nicht, jedoch sehr radikal. Daher wird er gelegentlich konfiszirt. Ein Blick auf das Titelbild der in der Woche einmal erscheinenden Zeitung läßt über ihre Tendenz keinen Zweifel. Der Mensch ist zur Freiheit bestimmt. Deshalb zeigt das Titelbild einen hemdärmeligen Arbeiter, der Krone, Szepter und Gesetzestafeln zertritt und die Priester der Kirche, die Herren der Börse, Soldateska und Polizei mit Peitschenhieben vor sich her treibt. Im Hintergrunde lodern die Deputirtenkammer, Kirchen, Börse, Gefängnisse und Kasernen in Flammen.

Redakteure wie Mitarbeiter des Père Peinard sehen die bestehende Republik nicht als wahre Republik, sondern als eine Tyrannei der Bourgeoisie an, die dem Volk nicht giebt, was des Volkes ist, und deshalb zu Grunde gehen mag; das Volk verlangt mit Recht gesicherte Arbeit, auskömmlichen Lohn und eine Normalarbeitzeit; ferner allmähliche Gewinnbetheiligung der Arbeiter an den Unternehmungen und schließlich Verstaatlichung sämmtlicher Produktionmittel.

Bekämpfung des Großkapitals, Zusammenschluß der Arbeiterklasse, Organisation von Strikes: Das sind die Hauptgedanken, die auf jeder Seite des Père Peinard wiederkehren.

Daß die Sozialisten im Parlament dem Arbeiter zur Erreichung seiner Ziele verhelfen, glaubt der Père Peinard nicht. Er verachtet grundsätzlich allen Parlamentarismus: die Abgeordneten denken doch nur an sich selbst, nie an das Gemeinwohl.

Durch Gesetzreformen, behördliche Hilfe, Soldaten und Polizei gedenkt der Père Peinard seinen Zukunftstaat überhaupt nicht eingeführt zu sehen. Er will die geistige Entwickelung der Massen fördern, sie über ihr wahres Wohl, ihre wahren Interessen aufklären und sie dadurch in den Stand setzen, von selbst, ohne gesetzlichen Zwang, ohne Behörden oder Polizei das Rechte zu thun.

Der Père Peinard predigt eine Gesellschaft, die der Regirung nicht mehr bedarf, weil sie sich selbst beherrscht. In diesem Sinne ist der Père Peinard Anarchistenblatt: ein Blatt der Herrschaftlosen.

Er ist auch ein Freidenkerblatt: wer keinen Herrscher auf Erden anerkennt, kann auch keine Autorität im Himmel gelten lassen. In dem Priester, der das Leiden hienieden geduldig tragen lehrt und auf das bessere Jenseits vertröstet, sieht der Père Peinard nur den Feind seiner Massenaufklärung. Muß der Proletarier doch, wenn anders er sein Recht auf irdisches Glück erstreiten will, vor Allem aufhören, das Elend seines Daseins geduldig zu tragen. Also keine Kirchen, keine Religion.

Unabläßig wiederholt der Père Peinard, daß die ungerechte Vertheilung der Güter und der Hunger die Ursachen aller sozialen Schäden sind. Alle Gewaltthaten, alle Störungen der Gesellschaftordnung entspringen aus dieser Ursache. Darum soll durch Erziehung der Massen das Elend beseitigt werden, um

Digitized by Google

dann der Behörden, der öffentlichen Beaufsichtigung, der Militärgewalt entrathen zu können. Das Arbeiterblatt befürwortet kräftig den Weltfrieden. Es wünscht internationale Vereinigung anstatt nationaler Abschließung, Abschaffung der stehenden Heere und einen aufrichtigen Patriotismus, nicht die „bêtise“ jenes Scheinpatriotismus, der dem Vaterlande durch den Haß des Ausländischen genügt zu haben glaubt. Die internationale Gesinnung des Blattes trat bei seinem ersten Erscheinen in einer bezeichnenden Kleinigkeit hervor. In ihrer Abonnementseinladung wählte die Redaktion für „Ausland“ nicht das übliche Rubrikwort „à l'étranger“, sondern „à l'extérieur“. Dem Père Peinard ist das Ausland nicht die Fremde, sondern nur das außerhalb der Grenzen Liegende.

Ist doch in sozialistischen und anarchistischen Kreisen Frankreichs der Gedanke an einen zukünftigen Bund der Vereinigten Staaten Europas auch sonst nicht selten anzutreffen.

Die Art, wie der Père Peinard seine Bestrebungen vertritt, ist nichts weniger als akademisch. Da wird so volksthümlich wie möglich geschrieben, das gesprochene Wort kommt zu seinem vollen Recht, — und zwar das Argot der quartiers, der Arbeiterfamilie, der Werkstätte, der Fabrik, der Kneipe. François de Malherbe erklärte die Sprache der Sackträger im Seinehafen von Paris für das wahre Französisch; der Père Peinard wäre in diesem Sinne ein unübertreffliches Muster französischer Sprache.

Für den Philologen ist hier eine wahre Fundgrube. Nirgends Verbrauchtes und Abgeblaßtes, überall kräftige Bilder und volksthümliche Neuschöpfungen von Haupt- und Zeitwörtern energischer Prägung, vielfach Wiederaufnahme archaistischer Endungen, daneben neue Ableitungen.

Der Père Peinard bringt auf der ersten Seite stets einen politischen Leitartikel, der die Ereignisse der letzten Wochen resumirt. Die „pouflasse de République“, die Republik, die in Wahrheit keine Republik ist und sich nur republikanisch aufbläht, bekommt etwas Ordentliches zu hören. Die Regirung heißt anstatt gouvernement nur: gouvernance (Regirerei), die Senatoren heißen Gorillas oder Senatorialaffen, das Abgeordnetenhaus ist das „Aquarium“; denn die Abgeordneten sind entweder stumme Fresser, wie die Fische, oder nutzlose Spektakelmacher, wie die Frösche.

Die gesammte politische Welt wird als politicaillerie bezeichnet. Das bedeutet etwa so viel wie politische Drahtzieherei. Wie die Hühner ihre Eier legen, so die gesetzgebenden Körperschaften ihre Gesetze (pondre des lois).

Nach der Regirerei kommt der Besitz an die Reihe. Da sind les capitalos (Kapitalisten) und ceux de la haute (zu ergänzen société oder finance). Die Arbeitgeber sind, wie die Senatoren, einfach Affen, der Hausbesitzer ist le proprio (statt propriétaire.)

Alle sind, dem Père Peinard zufolge, Drücker und Schinder, Wucherer und Blutsauger, deren Schlechtigkeiten Legion sind.

Das Volk hingegen heißt les socialos, les camaros (Kameraden), le populo, les prolos (Proletarier), les bons gueux, les bons bougres (die guten Kerle), les pauvres gas (die armen Jungen).

Für die Frauen aus dem Volk, für die Arbeiterinnen ergreift der Père Peinard ebenfalls Partei. Er verlangt gleiche Rechte, vor Allem gleichen Lohn

Digitized by Google

für sie wie für den Mann und empfiehlt sie dem Wohlwollen seiner Leser als copines (weibliche Form von copain: Gevatter) oder pauvres typesses (von type) oder bonnes bougresses (von bougre; im Deutschen entspräche Dem etwa: Kerlin, woraus wohl bald durch Volksetymologie „Karline" werden würde).

Unter dem Titel Dans les casernes zählt der Père Peinard alle Fälle von Soldaten-Bestrafungen und -Selbstmorden auf, die bekannt geworden sind. Natürlich hat le pauvre fieu stets Recht und der galonnard (Vorgesetzte) Unrecht. Und für die Ungerechtigkeiten der Militärbehörden genügt dem Père Peinard nicht mehr der landläufige Ausdruck: rosserie (von rosse, Schindmähre), sondern er erfindet dafür: vacherie (von vache Kuh, im Argot auch: gemeines, reizloses Weib).

Einen bedeutenden Raum nehmen Ausstandsberichte ein. Ein Bild zeigt unter der Ueberschrift Grève den Arbeiter finster in der Ecke, die Arbeiterfrau, das Gesicht in die Hände vergraben, rings herum die hungernden Kinder.

Da werden Strikenachrichten aus der ganzen Welt zusammengestellt und die Moral ist ständig wie ein Kehrreim: Les capitalos s'y connaissent bougrement à exploiter le pauvre monde. (Die Kapitalisten verstehen sich verteufelt gut darauf, die armen Leute auszubeuten). Auf der vierten Seite werden Gedichte mitgetheilt, Bücher besprochen, Versammlungen angezeigt. Besonders rührig ist eine Vereinigung: Groupe d'études sociologiques et littéraires. Sie behandelt Gegenstände wie: Hat die Anarchie eine Moral? Sind die Intelligenzen aller Menschen gleich? Aehnliche Themata werden oft behandelt.

Die letzte Seite enthält stets ein großes Bild. Es brachte die Martern der in Montjuich gefangenen Anarchisten. Nach dem Bazarbrande der rue Jean Goujon zeigte es den Entwurf eines gemalten Fensters für die Gedächtnißkapelle, die auf dem Unglücksgrundstück errichtet werden sollte: ein Priester und ein Jude sacken das Geld der Gläubigen aller Stände ein.

In den Arbeitervierteln wird der Père Peinard viel gelesen; was er sagt, dringt tief ein. Seine Tendenz und sein volksthümlicher Ton tragen gleich viel dazu bei.

Die bons bougres und die pauvres typesses verstehen diesen Ton, er geht ihnen ans Herz, er rührt, belustigt, tröstet sie.

La boule ronde statt la terre, bouffer statt manger für „essen", turbiner statt travailler für „arbeiten", un brin de ruminade (ein Bischen wiederkäuen) für „nachdenken", venir aux pattes statt venir aux mains, als ob man „Pfotengemenge" statt „Handgemenge" sagen wollte: Das ist drollig, anheimelnd und macht lachen.

So wird der Père Peinard denn von den pariser Arbeitern viel gelesen. Er kostet auch nur deux ronds, zwei Sous, und „c'est pas du pognon (Taschengeld) mal dépensé" Er spricht die Sprache des Volkes, er erörtert vom Standpunkte des Volkes aus dessen Lage und er nimmt für das Volk Partei. Er giebt ihm eine Hoffnung: die hungerlose und herrscherlose, aber trotzdem (oder eben deshalb?) wohlgeordnete Gesellschaft. Wie sollte er da nicht gelesen werden?

Paris. Dr. Käthe Schirmacher.

Digitized by Google

Waarenhausse.

Einem Fremden fiel es auf, daß ein hamburger Geschäftsfreund und Waarenhändler an seinem Börsenstande fortwährend Berichte von einem Effektenmakler empfing. Er äußerte seine Verwunderung darüber und der Hanseat belehrte ihn: „Sehen Sie, wenn ich mich da jetzt von meinem Platz aus entscheiden soll, ob ich eine Ladung Zucker kaufe oder nicht, und zwanzig Schritte von mir im Saal der Effektenbörse gerade eine Panik in internationalen Renten losgeht, dann warte ich lieber auf billigere Zuckerpreise. Heute hängt Alles in der Welt mit Allem zusammen!“ In diesen Worten lag viel Weisheit; und so kann man von der jetzigen Theuerung fast aller wichtigen Waaren sagen: zuerst stiegen die Papiere, dann die Waaren, dann die Rohstoffe. Dabei spielte überall die Spekulation die selbe Rolle eines bedeutenden Agens. Es ist ganz unmöglich, die riesigen Steigerungen der verschiedensten Waarenpreise aus entsprechender Zunahme des Konsums zu erklären. Leute von weitem Ueberblick gerade über dieses Gebiet versichern mich im Gegentheil, daß allmählich die Syndikatseinflüsse beinahe ausschlaggebend für die Preisbildung geworden sind.

Außer bei ganz kleinen Artikeln, wie etwa dem kürzlich gestiegenen Ceylon-Graphit, mit denen die Spekulation nichts anzufangen weiß, ist heute wohl überhaupt der jeweilige Bedarf nicht mehr entscheidend. Früher war Das anders. Man hatte weder Dampfboote noch Telegraphen über See. Glaubte also z. B. ein Kaufmann auf den Philippinen, daß die Butterworräthe stark abnähmen, so kaufte er an den Importplätzen möglichst alles Vorhandene auf und verlegte sich nun aufs Warten. Von Manila nach Amsterdam oder Kopenhagen brauchte die briefliche Kaufordre sechs Wochen, das Einlagern vier Wochen, der Transport mit einem Segelschiff vier Monate; Alles in Allem überreichlich Zeit, um den Konsum in arge Bedrängniß zu bringen und mit den höchsten Preisen zu besteuern. Wie haben sich inzwischen aber die Verhältnisse geändert! Steigt Kaffee oder Baumwolle heute in Havre oder Liverpool, so haben Santos oder New-Orleans binnen einigen Stunden bereits telegraphische Nachricht und aus dem innersten Brasilien, aus dem entferntesten Winkel Floridas sind binnen sechs Wochen neue Vorräthe an Kaffee und Baumwolle auf die beiden großen Stapelmärkte gebracht. Gleichgewichtsverschiebungen zwischen Vorrath und Bedarf werden also sehr schnell ausgeglichen.

Da sitzen nun aber in allen Weltstädten reiche und unternehmungslustige Leute, die der Hochfinanz ihr Konsortialwesen abgeguckt und überall Mitläufer aus allen Ständen haben. Man sollte nur wissen, wie viele Eisenhändler oder Kolonialwaarenkaufleute an den verschiedensten deutschen Binnenorten eben jetzt an Baumwolle Geld verloren haben. Sie sehen den Großen auf die Finger und setzen sofort auf die selbe Nummer, etwa wie man einem glücklichen Lottospieler folgen würde. Auch rechnet jedes Syndikat von vorn herein mit ihnen. Es genügt, daß der pariser Say, dessen neueingeführte Aktien schon auf beinahe 1000 Francs stehen, in London und Magdeburg etwas Zucker einkauft, — und zahllose Kleine kaufen, wie der berühmte „Raffineur“, sofort Zucker. Man kann Das auch mit einer Kunstauktion vergleichen: ein bekannter Liebhaber bietet für ein unscheinbares Etwas hundert Mark, — und gleich treiben die aufmerksam gewordenen Sammler den Preis auf Tausend. Noch dazu hat diese Spekulation nicht einmal immer Kapital

Digitized by Google

nöthig. Wofür ist denn der Terminhandel da? Und der Terminhandel erlaubt wieder Ausgleichungen sogar für lange Zeit im Voraus. Man bedenke nur, daß Kaffee heute schon auf März 1900 gehandelt wird. Auch Pfeffer wird zwischen Batavia und Amsterdam in den größten Quantitäten gewöhnlich schon lange gehandelt, ehe er noch auf der Plantage gewachsen ist.

Erstaunlich ist die Preishöhe des Zinns. Von einst 60 Pfund ist der Preis neuerdings schon bis auf 110 gestiegen; nur einmal, in Schwindelzeiten, ist er bisher noch um 40 Pfund höher gewesen. Der Vorrath der ganzen Welt ist nur 25 000 Tons; da hat denn ein Syndikat leichte Arbeit. Vor zwanzig Jahren betrug der durchschnittliche Vorrath nur etwa 10 000 Tons; die Mehrproduktion kommt aber doch einem steigenden Bedarf zu Gute. Nun ist es, wie ich weiß, eine alte amsterdamer Zinnfirma, die in London, genau wie es vor vielen Jahren schon einmal geschah, ein Hausse-Syndikat gebildet hat. Das Syndikat fing bei einem Preis von 55 Pfund unter der Hand zu kaufen an und hat bei 99 das Vergnügen, fortgesetzt weiter zu kaufen, Anderen überlassen. Was werden da die Emaillirfabriken, die Zinn brauchen, thun? Sie behelfen sich vorläufig wohl, so gut es gehen will, mit Surrogaten und beschränken ihre Abnahme. Sie mögen auch hier und da in direkte Verlegenheit gerathen, aber davon hat das Syndikat noch nichts. Die Erfahrung lehrt überhaupt immer mehr, daß bei stark steigender Konjunktur der Großkonsument zurückhält, weil er an die Beständigkeit einer solchen Hausse nicht glaubt; bei sinkender Konjunktur wartet er häufig in der Hoffnung auf noch tieferen Preisfall. Die Erfahrenen geben auf Waarenstatistiken nicht allzu viel, da das Entscheidende doch immer der größere oder kleinere Weltvorrath ist. Ausgenommen etwa Kaffee mit seinen Millionenbeständen kann auch ein Ring die Lager, deren Umfang in der Statistik eine Rolle spielt, leicht künstlich verringern. Man würde z. B. 500 Tons Zinn nach New-York verschiffen, 100 Tons nach Petersburg u. s. w. und die Bestände würden diese Quantitäten weniger ergeben, ohne daß sich in Wirklichkeit Etwas verändert hätte. Der Großkonsument ist sehr vorsichtig geworden; wegen etwa 2000 Centnern Kupfer pflegt er bei den verschiedensten Händlern in den Seehäfen telegraphisch anzufragen und er wird noch dazu selten seinen ganzen Bedarf nur von einer Seite beziehen. Der Kleinhändler, der einen gewissen Vorrath immer halten muß, leidet dagegen sehr unter Preismachenschaften. Selbst der ungeheuer wachsende Kupferverbrauch hat Manche nicht daran irr gemacht, daß doch auch hier die Spekulation ihre Hand im Spiel habe. Falls daher einige Metallgeschäfte auf Aktien in diesem Jahre vorzügliche Dividenden abwerfen sollten, so wird Das vielleicht stillen und glücklichen Baisseoperationen zu verdanken sein. Die Metallfirmen wissen eben sehr genau, daß auf alle Haussestürme immer wieder auch ruhige Witterung folgt.

Wenn Das, was man „gesunden Menschenverstand" zu nennen pflegt, über die Preisschwankungen entschiede, so wäre es leicht, zu prophezeien. Aber wohin wäre ein Kaufmann damit in den letzten Jahren gekommen? Da in Folge der Insurrektion auf Kuba eine Zuckerproduktion von fast einer Million Tons ausfiel, hätte der Zuckerpreis ja wohl steigen müssen: statt Dessen ging er herunter. Jetzt, da die Beruhigung der Insel eingeleitet ist, geht er wieder hinauf. Kaffee — die einzige Rohwaare, deren Preis nicht gestiegen ist — würde trotz

Digitized by Google

den ungeheuren Brasilvorräthen ohne Spekulation und Terminhandel höher stehen. Havre und Hamburg sandten ihre Agenten nach Rio, konstatirten die reiche Uebererntе und versandten Cirkulare auf Cirkulare in alle Welt, um zum Verkauf zu animiren. Zink steigt fast zusehends und doch scheint es, daß unsere Zinkhütten immer noch mehr produziren können, als der wachsende Bedarf verschlingt.

Wie steht es um Baumwolle? Die Ernte der Union wird auf zwölf Millionen Ballen taxirt; dazu kommen die egyptische, die indische Ernte u. s. w. Berechnet man die Schiffsladung mit 3000 Ballen, so würde also allein die amerikanische Ernte 4000 Steamer erfordern. Diese zwölf Millionen sind der Schlüssel für die ostasiatische Politik der Vereinigten Staaten, die ein neues gewaltiges Absatzgebiet anstrebt. Trotz Alledem steigt der Preis der Rohbaumwolle. Wiederum ist es die Spekulation, die auf Monate hinaus kauft. Die Leute, die es aushalten können, rechnen eben mit dem gesteigerten Verbrauch. Sind doch die Vorräthe der vorjährigen amerikanischen Ernte, die mindestens $10^1/_2$ Millionen Ballen betrug, völlig erschöpft. Vor zehn Jahren produzirte die Union noch sechs Millionen Ballen und seitdem ist jeder Jahreszuwachs noch immer verbraucht worden. Die Baumwollspinner mögen allerdings an keine Preissteigerung glauben und verkaufen rasch auf Termin. Ihre späteren Zwangsdeckungen werden dann die Hausse noch fördern. Trotzdem sollte man sich hüten, die Wirkung der Preistreiberei ohne Weiteres zu generalisiren. Wenn Liverpool um zwölf Uhr mittags eine höhere Notirung hat, so ist Das am anderen Morgen in New-York und Shanghai bekannt. In Folge Dessen hält der Großhändler dort zwar auch den Preis, der Käufer findet ihn aber zu hoch und die Umsätze mit den Fabriken bleiben gering. In den nächsten vierzehn Tagen herrscht dann etwa Stillstand. Und wenn später die Preise wieder niedriger werden und der Händler ganz gern nachgeben möchte, bietet der Konsument womöglich noch weniger. So hat es sich längst herausgestellt, daß der überseeische Kaufmann wohl von der Baisse Verlust, selten aber von der Hausse Vortheil hat. Auch ist Baumwolle kein Getreide. Essen muß schließlich auch der Aermste; aber wenn der Chinese oder Inder bisher für sein dünnes Gewand vielleicht eine Mark bezahlt hat und dann plötzlich das Doppelte zahlen soll, so trägt er eben seinen alten Rock weiter, bis er ihm in Fetzen vom Leibe fällt. Lohnerhöhungen und Theuerungzulagen für die ärmeren Klassen giebt es drüben doch kaum. Der Fabrikant kann also überhaupt nicht mit einem absoluten Bedürfniß rechnen. Auch fängt Ostindien mit seinen Hunderten von Millionen Menschen bereits an, sich selbst zu versorgen. Man fabrizirt in Bombay bereits Garne und Shirtings und färbt sogar schon roth. Uebrigens ist Baumwolle von je her ein Räthselartikel gewesen. Während des Sezessionkrieges, als die Ernten vernichtet wurden, stieg der Baumwollpreis von 5 auf 20 Pence und fiel dann auf 6 Pence, ehe die Lage wieder gründlich gebessert war.

Im Ganzen ist also die jetzige Steigerung der wichtigsten Waarenpreise bei Weitem mehr durch die Spekulation als durch das reguläre Geschäft bedingt. Auch wird Jeder, der im reellen Waarengeschäft Umschau hält, sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß hier das Termingeschäft (nicht etwa das Lieferungsgeschäft) zusammen mit überschüssigem Outsiderkapital viel Unheil anrichtet, ohne jemals Segen zu bringen. Die Situation der Märkte wird dadurch verschleiert und mitunter wird sie durch solche Manöver geradezu gefälscht. Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 4. März 1899.

Löbtau.

In dem sächsischen Dorf Löbtau feierten am sechsten Juli 1898 die bei den Bauunternehmern Hampel & Grahl beschäftigten Arbeiter ein Richtfest. Freibier wurde verschänkt, wie es scheint, in reichlicher Fülle, und die Arbeiter waren gegen Abend alkoholisch erregt. Die Bauarbeiter haben in Dresden und Umgebung nach harten Lohnkämpfen eine zehnstündige Arbeitzeit durchgesetzt und erreicht, daß um sechs Uhr abends auf allen Bauplätzen die Arbeit ruhen soll. Am sechsten Juli wurde den angeheiterten Richtfestgästen gegen acht Uhr abends gemeldet, nebenan, auf dem Bau des Unternehmers Klemm, werde noch gearbeitet. Das schien ihnen ein Bruch des zwischen Unternehmern und Arbeitern getroffenen Abkommens und ein Verstoß gegen die Pflichten der Solidarität. Sie verließen das Richtfest, das man in diesem Theil Sachsens einen Hebeschmaus nennt, zogen zu Klemms nahem Neubau und forderten die dort noch Arbeitenden auf, Feierabend zu machen. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen und später, nachdem Herr Klemm mit kränkenden Worten in den Streit der Parteien eingegriffen hat, zu Thätlichkeiten. Da hat der Bauunternehmer, der — ob mit Recht oder Unrecht, läßt sich von fern nicht beurtheilen — ohnehin bei den Arbeitern verhaßt ist, einen unseligen Einfall: er rennt nach der Baubude, holt einen Revolver und feuert zwei Schüsse ab. Blinde Schüsse, wie sich herausgestellt hat; die Arbeiter, denen inzwischen viel neugieriges und mehr oder minder bezechtes Volk zugeströmt ist, glauben aber, Klemm habe scharf geschossen, — glauben es um so leichter, als sie sehen, daß einer ihrer Genossen aus einer Halswunde blutet. Nun bricht der Sturm los. Die von Alkohol

Digitized by Google

und Wuth Trunkenen stürzen sich auf den Unternehmer und mißhandeln ihn in der rohesten Weise. Man hört Rufe wie: „Schlagt den Hund tot!“ Klemm wird zwar nicht getötet, aber besinnungslos und stark blutend vom Platze getragen und kann erst nach Wochen wieder das Krankenzimmer verlassen. Auch andere Leute werden verletzt und die Rauferei nimmt für kurze Zeit die Formen wüsten Aufruhres an. Getötet, oder so verletzt, daß er dauerndem Siechthum anheimfallen mußte, wurde kein Mensch. Neun Arbeiter aber wurden des schweren Landfriedensbruches — einige von ihnen auch des versuchten Totschlages — angeklagt und am dritten Februar dieses Jahres von dem dresdener Schwurgericht zu insgesammt dreiundfünfzig Jahren Zuchthaus, acht Jahren Gefängniß und siebenzig Jahren Ehrverlust verurtheilt. Leider ist es also nicht mehr möglich, zu sagen, daß durch die löbtauer Schlägerei kein Menschenleben vernichtet worden ist. Die auf lange Jahre ins Zuchthaus Geschickten werden das Licht der — recht relativen — Freiheit, der sie sich bis zu dem verhängnißvollen Hebeschmaus zu erfreuen hatten, nicht wiedersehen; und wenn sie lebendig herauskommen, werden sie als Ehrlose, Geächtete durch das Land streifen und vergebens um Arbeit anpochen. Unter den Verurtheilten sind sieben Familienväter, für deren ohne Ernährer zurückgebliebene Angehörige die sozialdemokratische Reichstagsfraktion von ihren Genossen Beiträge öffentlich erbeten und, wie sich bei der Opferwilligkeit der in Gewerkschaften organisirten Arbeiter voraussehen ließ, auch schon erhalten hat. Immerhin werden die gesammelten Summen kaum ausreichen, um sieben Familien Jahre lang zu ernähren; und mitleidige und wohlhabende Menschen sollten, mögen sie der Sozialdemokratie auch noch so fern stehen, an Herrn Alwin Gerisch in Berlin, Katzbachstraße 9, nach Maßgabe ihres Vermögens Beiträge senden, — und sei es nur, um zu zeigen, daß der Proletarier in Nöthen nicht nur auf proletarische Hilfe angewiesen ist und daß, allem Klassenhader zum Trotz, das Gefühl menschlichen Mitleids die streitenden Parteien in den stillsten Stunden der Trauer zu vereinen vermag. Die Verurtheilten haben — Das räumt auch der sozialdemokratische Aufruf offen ein — schwere Schuld auf sich geladen. Ihre Familien aber, die im Elend zurückblieben, sind schuldlos und an ihnen kann selbst der hitzigste Umsturzbekämpfer, ohne seine Ueberzeugung, ohne selbst seinen politischen Haß zu opfern, ein mildes Werk mitfühlender Nächstenliebe thun.

Ueber den löbtauer Tumult und das dresdener Urtheil ist viel geschrieben, viel auch im Reichstage geredet worden. Ein klares, in jedem Zuge getreues Bild der Vorgänge ist dennoch, da die Verhandlung unter Ausschluß

Digitized by Google

der Oeffentlichkeit geführt wurde, nicht zu gewinnen. Der Einzige, der aus eigener Anschauung berichten konnte, der sozialdemokratische Abgeordnete Wolfgang Heine, ein ruhiger, forensisch begabter und humanistisch gebildeter Mann, der im dresdener Prozeß Vertheidiger der Angeklagten war, hat mit nachdrücklichster Entschiedenheit die hier zu Grunde gelegte Darstellung als den wirklichen Vorgängen entsprechend bezeichnet. So lange seine Behauptung nicht widerlegt ist, wird es außer dem Freiherrn von Stumm nicht viele Menschen geben, die das dresdener Urtheil „mild" nennen möchten. Es ist furchtbar hart, so hart, daß es jeden fühlenden Menschen mit tragischem Schrecken erfüllen muß. Es hat das Leben von ehrlichen Männern vernichtet, die sich in der Trunkenheit und in einem durch den unsinnigen Einfall des Herrn Klemm gesteigerten Wuthanfall zu Gewaltthaten hinreißen ließen, wie sie bei süddeutschen Kirchweihbalgereien und romanischen Volksfesten nicht selten sind und wie sie sonst auch im deutschen Norden nie noch mit ähnlicher Härte geahndet wurden. Trotzdem könnte das erschreckende Urtheil, an dem bürgerliche Laienrichter neben gelehrten Juristen mitgewirkt haben, gerecht sein: Härte schließt die Gerechtigkeit nicht aus... Leider haben wir im Lauf der erregten Debatten immer deutlicher gehört, von welchen Erwägungen die Richter bei ihrem Spruch ausgingen, und heute ist kein Zweifel mehr daran möglich: in den Verurtheilten sollte die „sozialdemokratische Verhetzung" mit abschreckendem Drakonismus getroffen werden.

Ein Fremdling, der von der in fast allen festländischen Industriestaaten Europas entstandenen Verwirrung des sozialen Empfindens nichts weiß, könnte fragen: Was hat die wüste Gewaltthat, die rohe Mißhandlung, die Trunkene verübten, mit der Sozialdemokratie zu thun? Kamen nicht solche Dinge, und sehr viel schlimmere, vor, ehe an eine Arbeiterbewegung im modernen Sinn des Wortes überhaupt zu denken war, und würden sie nicht unendlich häufiger sein, wenn der Marxismus, der den Glauben an die Wirksamkeit von Putschen beseitigte, den ungebildeten Massen nicht ein viel höheres Ziel zeigte? Sein Ziel mag ein Irrlicht sein, — einerlei: er warnt die Menge vor nutzlosem Aufruhr, tröstet sie mit der Hoffnung auf die wirthschaftliche Entwickelung, deren unhemmbarer Gang ihrer Sache den Sieg sichern müsse, und gewöhnt sie an eiserne Disziplin, von der auch die kapitalistisch geleitete Industrie beträchtliche Vortheile hat. Wer nur einigermaßen die europäische Wirthschaftgeschichte kennt, weiß, daß diese Ansicht richtig ist und daß, wenn es gelänge, die Sozialdemokratie mit Stumpf und Stiel aus dem Erdboden zu jäten, in dem welthistorischen Kampf zwischen den im Besitzrecht Wohnenden

Digitized by Google

und den nach reichlicherem Theil an Bildung und Besitz Strebenden nur noch häufiger die Brutalität herrschen würde. Wessen Stimme wäre aber stark genug, um diesem Gedanken heute in Deutschland Gehör zu verschaffen? Die in ihren erworbenen Rechten Bedrohten wiegen sich in dem Wahn, der soziale Friede werde sofort wieder hergestellt sein — wieder: als ob er je bestanden hätte! —, wenn nur erst die „Hetzer" beseitigt seien und die „Verhetzten" sähen, daß ihr Irrglaube ihnen die härtesten Strafen und den wirthschaftlichen Untergang einträgt. Und so kann es kommen, daß Richter, Laien und Juristen, die den ernsten Willen haben, gerecht zu urtheilen und sich nicht durch ein Klassenressentiment gegen die Tschandalakaste stimmen zu lassen, sich vor einem Fall wie dem löbtauer in dem Gefühl vereinen: Das ist kein zufälliger Vorgang, keine Schlägerei wie andere, deren Schauplatz das Wirthshaus oder der Tanzboden ist, sondern die natürliche und nothwendige Folge der politischen und sozialen Aufhetzung, die den Proletariern jeden Bourgeois als einen schlechten Kerl schildert und durch ihre steten Lärmrufe gegen die bürgerliche Gesellschaft die schlimmsten Pöbelinstinkte weckt. Von ihr ist das Gemeinwesen, dessen Interesse wir in der Rechtsprechung vertreten, bedroht, sie wollen wir mit der äußersten Härte des Gesetzes treffen, — den jetzt Abzuurtheilenden zur Strafe, den anderen Verführten zur eindringlichen Warnung. Dieser Standpunkt ist verständlich. Ob er mit dem Geist einer vom Alb des Racherechtes befreiten Jurisdiktion, ob mit der Christensittlichkeit zu vereinen ist, mögen gelehrte Juristen und Theologen entscheiden. Daß von ihm aus für das politische und soziale Leben unseres Volkes nur üble Wirkungen erreicht werden können, muß nachgerade jeder Unbefangene eingesehen haben. Oder giebt es wirklich noch Leute, denen das Klasseninteresse nicht den Blick völlig blendet und die dennoch glauben, das dresdener Urtheil werde der Sozialdemokratie schaden, nicht nützen, ihre propagistische Kraft schwächen, nicht stärken?

Das dresdener Gericht wird, so müssen wir annehmen, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt haben. In sonnenhelleren Jahrhunderten aber würde ein anderer Richter vielleicht anders urtheilen. Er würde erwägen: Löbtau ist ein sächsisches Dorf, in dem schnell eine große Industrie entstanden ist. Da giebt es Brauereien, Bauunternehmungen, Metallgießereien und Maschinenfabriken. Da wird Chokolade, Hartguß, Glas, Lack, Firniß, chemisches Papier, Sprit, Preßhefe fabrizirt, werden Strick- und Nähmaschinen, Armaturen, Farben, Turbinen, Kessel, Fahrräder, Lithoidwaaren und viele andere Dinge gemacht. Das früher winzige Dorf hat jetzt über dreizehntausend Einwohner. Die erdrückende Mehrheit besteht aus Industriearbeitern,

Digitized by Google

die zugewandert sind und die kein Band an die Scholle knüpft. Von diesen Leuten haben ein paar rohe Rufe ausgestoßen. Sie haben fast nichts gelernt, sind in Roheit aufgewachsen — in einer Roheit, die, wie man sagt, nicht beseitigt werden darf, wenn unsere Kultur nicht Schaden leiden soll — und sind nicht gewöhnt, sich gewählt auszudrücken. Wenn solche Leute rufen: „Schlagt den Hund tot!“, so bedeutet Das nicht mehr, als wenn besser Gebildete brüllen: „Gebt dem Kerl Eins hinter die Ohren!“ Sie sprechen die Sprache ihrer Klasse. Sie müssen bestraft werden, streng sogar, denn sie haben nicht nur gedroht, sondern auch mißhandelt. Aber dürfen wir sie für ihre Unbildung strafen, für die Roheit, aus der wir sie doch nicht befreien? Sind die großen Denker und Dichter, die für uns sannen und schufen, wirklich nur, wie Lassalle einst schrieb, gleich einem Kranichschwarm über den geistigen Horizont Deutschlands hingezogen, ohne in unserem Empfinden eine merkbare Spur zu hinterlassen? Dürfen wir ihre Lehre, Menschliches menschlich zu sehen, zu fühlen, zu wägen, jetzt den Sozialdemokraten als froh begrüßtes Evangelium gönnen und selbst nur auf die Festigkeit unserer Kerker, die Treffsicherheit unserer Flinten und die Zähigkeit des Klassenegoismus bauen?... Auf so starrem, steinigem Boden kann der Bourgeoisie, auch wenn ihre Kunstgärtner emsig nachhelfen und schädliche Nagethiere vom Wurzelwerk fernhalten, keine beglückende Blume erblühen. Die Leute, die angstvoll unseres Spruches harren, trieb im Grunde doch kein unedles Motiv: in dem Fünkchen Bewußtsein, das in ihrem umnebelten Hirn aufflammte, loderte der Zorn darüber, daß, was in schwerem Kampf für Alle erreicht schien, durch die Schwäche und Schmiegsamkeit Einzelner nun wieder verloren sein solle. War es je Pflicht, der Strenge die Milde zu paaren, so ist sie es hier. Der von allen modernen Bildungmitteln Entblößte darf, wo er frevelt, nicht härter verurtheilt werden als der Glücklichere, dem der Zufall der Geburt reichere Kulturmöglichkeiten beschert hat. Und wenn unser Spruch nicht drakonisch ist und man uns vorwirft, wir hätten die Gelegenheit, ein schreckendes Warnzeichen aufzustecken, schmählich versäumt, dann wollen wir, aufrecht und getrosten Muthes, erwidern, daß in unseren Händen das Recht nicht der Ausdruck der organisirten Gewalt sein soll, daß der Schrecken nie dauernd einen Thron gestützt, nie ein Reich vor dem Verfall bewahrt hat und daß auch dem Mächtigsten das zur Mäßigung mahnende Wort zugerufen ward: Du sollst nicht Sieger sein über das eigene Volk.

Digitized by Google

Die Wechselbeziehungen der sozialen Gebilde.*)

In der Darstellung des sozialen Entwickelungprozesses, der aus den gegenseitigen Wechselbeziehungen der sozialen Gebilde hervorgeht, hält sich Ratzenhofer eben so fern von einseitiger Betonung der Differenzirung wie von übertriebener Veranschlagung der Amalgamirung. Er betont vielmehr den „steten Wechsel von Differenzirung und Vergesellschaftung“ und wird darin durch zahlreiche Thatsachen der Geschichte und der täglichen Lebenserfahrung unterstützt. Schon „die Horde, ihre Gruppen und die Stämme“ sind fortwährend in einem solchen Wechsel begriffen.

„Die Ernährung mit ihren Störungen differenzirt die Gemeinschaft, Hilfeleistung und Schutzbedürfniß vergesellschaften früher getrennte Gruppen, während die Geschlechtsbeziehungen der Einzelnen im ganzen Stamme soziale Vereinigungen herbeiführen. Individualinteressen und Sozialinteressen, in stetem Wechsel wirksam, führen die Haupterscheinungen des sozialen Prozesses herbei; sie enthalten auch in sich das leitende Prinzip für die ordnende Sitte; denn so verschiedenartig die Auffassung über Verpflichtungen, über Gut und Böse, über Billig und Unbillig sein kann, so bleibt doch stets grundlegend für das Ethos, daß aus den Individualbestrebungen das sittlich Verwerfliche und aus den sozialen Trieben das sittlich Wohlthätige hervorgeht. Auf dem Wege der Sozialisirung findet sich das Gemeinnützige, auf dem Wege der Individualisirung vorwiegend das Gemeinschädliche.“ (S. 129.)

Trotzdem ist Ratzenhofer gezwungen, den Ausgangspunkt des sozialen Prozesses darin zu erblicken, daß sich „zwei individuell verschiedene primitive Gemeinschaften im Raum begegnen und um ihrer Erhaltung willen in einen Gegensatz treten, dessen Hauptmerkmal wohl darin zu suchen sein dürfte, daß zwischen solchen Gemeinschaften entweder nie eine direkte Blutsverwandtschaft bestand oder daß deren Spuren verwischt sind.“

Das ist unbestreitbar richtig; der erste Anstoß geht von dem Zusammentreffen mindestens zweier heterogenen Horden, Stämme oder sonst welcher Gruppen aus, von denen die eine die andere bezwingt und ihren Zwecken dienstbar macht. Nur läßt Ratzenhofer im Dunkeln, wie es naturgesetzlich zu einem solchen Zusammentreffen kommt. Denn gehen wir von einem Schöpfungherde — sagen wir: von einer Urhorde — aus, so müssen wir schon „Differenzirungen“ zu Hilfe nehmen, um zu der angeblichen Ur-Thatsache, nämlich zum Aufeinandertreffen der „zwei individuell verschiedenen primitiven Gemeinschaften im Raume“ (S. 132.) zu gelangen. Ich habe nun mehrfach nachgewiesen**), wie eine solche Konzeption an dem innerlichen Widerspruch leidet,

*) S. „Zukunft“ vom 11. Februar 1899.

**) Vergl. insbesondere mein „Allgemeines Staatsrecht“ (Innsbruck 1897), S. 85. § 31: Der genealogische Irrthum.

Digitized by Google

daß der soziale Prozeß bis zum Zusammentreffen der zwei primitiven verschiedenen Gemeinschaften im Wesentlichen Differenzirung, von da an aber eine fortschreitende Sozialisirung gewesen sein soll. Es fehlt jede Möglichkeit, zu erklären, warum die Natur, von der Ratzenhofer selbst aussagt, daß sie sich nicht „grundsätzlich ändere", wenn sie seit der Entstehung der ersten Horde differenzirend gewirkt hat, nun plötzlich Kehrt machen und den entgegengesetzten, sozialisirenden Weg einschlagen sollte. Um diesem Widerspruch zu entgehen, habe ich mich in meinem „Rassenkampf" für den „Polygenismus" entschieden und ließ die „verschiedenen primitiven Gemeinschaften" (Horden) sich von allem Anfang an so bekämpfen, wie sich Stämme und Völker noch heute in der ganzen Welt bekämpfen. Auch Ratzenhofer war, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, noch in seiner „Politik" geneigt, diesen polygenistischen Standpunkt gelten zu lassen. Heute meint er, daß die polygenistische Hypothese „nach den paläontologischen und zoologischen Forschungen ... keine Wahrscheinlichkeit für sich habe, sondern es scheine die Abstammung der Menschen von einem ausgestorbenen Anthropoiden, dessen Gattungverwandte noch in Centralafrika und auf den Sunda-Inseln vorkommen, annehmbar." (S. 130.)

Ich will dahingestellt sein lassen, ob eine solche Entstehungart des Menschengeschlechtes die polygenistische Hypothese nicht viel mehr bekräftigt als widerlegt; jedenfalls unterschätzt, nach meiner Ansicht, Ratzenhofer heute die Bedeutung der Frage, ob Monogenismus oder Polygenismus als Ausgangspunkt für die Soziologie anzunehmen sei. Er erklärt etwas resignirt, daß, „streng genommen, in der Frage nach der Abstammung des Menschen nichts enthalten sei, was die soziologische Erkenntniß zu fördern vermöchte. Die Erforschung der Ursprungserscheinungen hat überhaupt nicht jene Bedeutung für die Soziologie, welche ihr vielfach beigelegt wird. Gewiß liegt es in ihrem Wesen, daß wir unsere Einsicht über den Ursprung des Menschen und die ersten sozialen Erscheinungen möglichst erweitern; aber für die soziologische Erkenntniß an sich ist das Fehlen jener Einsicht kein Hinderniß; denn die Thatsachen, die die lebende Gesellschaft und die bisherige Erforschung anführen, reichen darum hin, die soziologische Gesetzmäßigkeit ermitteln zu können, weil diese, wie wir wissen, an die allgemeine Naturgesetzlichkeit und nicht an die Entwickelungsgeschichte allein anschließt." (S. 131.) Dieser gewundenen Erklärung kann man insofern beistimmen, als das vorliegende Werk selbst die Frage ganz zurückstellt und doch Bedeutendes für die soziologische Erkenntniß leistet.

Für mich bleibt es dabei, daß ohne die polygenistische Hypothese das ganze Gebäude der „Soziologischen Erkenntniß" in der Luft schwebt. Wenn die Vielheit der erfahrunggemäß seit dem Aufdämmern historischer Zeiten vorhandenen heterogenen Gemeinschaften, deren feindliche Wechselbeziehungen den sozialen Weltprozeß einleiten, wenn diese Vielheit aus einer einheitlichen

Digitized by Google

Urhorde (um von einem Urpaare nicht zu sprechen) durch allmähliche Differenzirung entstanden wäre, so scheitert eben alle wissenschaftliche Erklärung an der räthselhaften Umkehr der seit dem Anbeginn des Menschengeschlechtes wirkenden Naturkraft. Die „zwei primitiven verschiedenen Gemeinschaften", deren Zusammentreffen den sozialen Weltprozeß einleitet, sind vielmehr überall auf dem großen Schauplatz der Menschenschöpfung von allem Anfang an in den durch verschiedene tellurische, klimatische und geographische Einflüsse heterogen veranlagten primitiven Horden gegeben. Und der soziale Prozeß nimmt nicht erst seinen späten Anfang nach Beendigung der Differenzirung, sondern hat sich von je her zwischen den heterogenen Horden und Gruppen abgespielt. Was wäre denn Das auch für ein Naturprozeß, der, wie ein Theaterstück, von einem bestimmten Zeitpunkt an begönne, nachdem sich erst hinter den Coulissen die Schauspieler durch „Differenzirung aus der einheitlichen Horde" in ihre Rollen hineinzufinden gehabt hätten?

Nein: wenn wir es, wie auch Ratzenhofer annimmt, überhaupt mit einem Naturprozeß zu thun haben, so hat er nicht begonnen, als der historische Vorhang aufging, sondern die bei ihrer ersten Menschwerdung schon differenten Horden sind beim Zusammentreffen ganz so auf einander losgestürzt wie heutzutage Spanier und Amerikaner und vor nicht langer Zeit die Bayern und die Preußen, die ja auch nicht Produkte einer Differenzirung aus einem fabelhaften „Urgermanenthum", sondern von Haus aus heterogene Elemente sind, die vielleicht aber einer künftigen Amalgamirung entgegengehen.

Dieser kleine Dissens mit dem geehrten Verfasser hindert mich nicht, ihm in allem Weiteren fast widerspruchlos zu folgen.

Es mag angehen, daß „bei Begegnung äußerlich nicht zu verschiedenartiger Stämme die Scheu vor dem Kampfe vorgewaltet" habe (S. 134.) und daß unter „Aufrechterhaltung der Kampfscheu im Allgemeinen die Bevölkerung der Erdoberfläche in Urzeiten sehr weit gediehen zu sein scheint." (S. 135.) Gewiß hat der Verfasser Recht, wenn er bemerkt, „daß das beschränkte Interesse einer friedfertigen Grundanlage auch alle Entwickelung hemmt, insbesondere die soziale."

Eine Betrachtung der „ethnologischen Verhältnisse der Erde" zeigt, daß „im Allgemeinen die Naturvölker der schwarzen und der braunen Rasse angehören . . . die Kulturvölker hingegen der weißen und der gelben." Ohne Zusammenhang mit ihnen steht die rothbraune Rasse da, deren „ethnologische Einheit die Einheit des Menschengeschlechtes überhaupt" zu verneinen scheint.

Von den ersten vier Rassen finden die weiße und die gelbe in der gemäßigten Zone „eine nervenanregende Wirkung des Klimas und hinreichende Ernährung, wenn sie der Natur mit Thatkraft abgerungen wird; diese Umstände veranlassen zur Arbeit, zum Aufsuchen der besten Lebensbedingungen."

Digitized by Google

Auf diese Weise „entwickelt sich der Wandertrieb", dem „die Ernährung durch die Viehzucht und durch die Jagd eigenthümlich ist." (S. 138.) „Stämme, die auf ihren Wanderungen auf besonders fruchtbare Flußgebiete oder an die Meere stießen, wurden seßhaft" und begannen, „den Ackerbau zu entwickeln." Auch „die Pflanzennahrung, ersichtlich die ursprünglichste des Menschen, die auch seinen den Kampf vermeidenden Grundanlagen entspricht, dürfte Stämme, die primitiver Entwickelung noch nicht völlig entwachsen sind, zum Ackerbau veranlaßt haben."

Danach sind es „drei Erscheinungen, die bei den Nordrassen (der gelben und weißen) durch Wechselwirkung die Quelle höherer sozialer Entwickelung werden: der Ackerbau, die Jagd und die Viehzucht, betrieben in riesigen, klimatisch begünstigten Räumen unter den verschiedenartigsten individualisirenden Lokalverhältnissen." An diesen Ackerbaubetrieb knüpft Ratzenhofer die Entstehung der ersten „Organisation der Gemeinschaft." „Damit die Menschen sich einem stadienweise verlaufenden Arbeitwerk wie dem Ackerbau hingeben können, ist eine Organisation der Gesellschaft nöthig, die die Einzelnen den Wirthschaftszwecken unterthan macht. Die Gemeinschaft bedarf eines gewissen Herrschaftverhältnisses, weil der Wirthschaftzweck erst durch Organe der Ordnung gesichert ist. Die freie, ungezwungene Idylle der Horde hört auf. . . . Die Ungebundenheit und Naivetät, mit denen sich das soziale Leben in der Horde ohne bindende Rechte und Pflichten erfüllt, weichen einer Gebundenheit der Pflichten und Billigkeitforderungen . . ." (S. 140.)

Als nächst höheres Sozialgebilde über der Horde und über dem Stamme entsteht die Gemeinde, die als die „seßhafte, zu sozialer Ordnung verpflichtete Stammesgruppe" erklärt wird. Diese „patriarchalisch geordnete, wirthschaftlich kommunistische Gemeinde", die „mit den anstoßenden Gemeinden in den selben Wechselbeziehungen lebt wie die Horden, Gruppen und Stämme", hat jedoch zur Voraussetzung, daß „der ursprünglich kampfscheue Grundzug der Menschen anhält." (S. 141.) Noch vor dem durch die Gewalt begründeten Staate, lediglich „in Folge der Kultur als Recht der Arbeit (?) entsteht der Besitz von Grund und Boden"; so wäre die ursprüngliche Besitzergreifung Chinas „durch den ältesten Theil seiner Bevölkerung zuerst friedlich erfolgt und die Menschen hätten sich kampfscheu den gefundenen Lebensbedingungen ergeben", doch sei Das nur eine Hypothese, da „die patriarchalische Gemeinschaft in ihrer Ursprünglichkeit" nirgends mehr „angetroffen wird."

In dieser ursprünglichen Gemeinde waltet schon „das soziologische Gesetz, daß der Mensch nach seiner Naturanlage die Arbeit zu übertragen strebt" und daß nur „der Zwang seiner Interessen ihn veranlaßt, zu arbeiten." Daraus entstünde „die Nothwendigkeit der Herrschaft" und der Pater familias hätte die erste Herrschaftrolle gespielt. Eine solche Ableitung findet sich schon

Digitized by Google

bei den Naturrechtslehrern, ist aber mit den allgemeinen „soziologischen Gesetzen“ des Verfassers schwer in Einklang zu bringen.

Ich habe in meinem „Rassenkampf“ und in meiner „Soziologie“ von der Annahme einer friedlichen Entstehung des Rechtes und der Herrschaft Abstand genommen und Recht und Herrschaft nur aus dem Zusammentreffen heterogener Horden bei Anwendung von Gewalt, erklärt.*) Meine Erklärung erschien einem weit verbreiteten Empfinden allzu schroff. Ratzenhofer läßt dem auch bei ihm im Wege der Gewalt entstandenen Staate doch wenigstens eine Friedensperiode voraufgehen. Es ist nicht meine Sache, zu entscheiden, wer von uns das Richtigere getroffen hat.

Mit dem Entstehen der Familie wäre dann „ein neues Prinzip in das soziale Leben“ eingetreten: „die Dienstbarmachung des Mitmenschen, die sich in allen weiteren Entwickelungsformen, parallel laufend mit der Ernährung, Vermehrung, dem Herrschaftverhältniß und Grundbesitz, als Beweggrund für die wichtigsten sozialen Erscheinungen zeigen wird“.

Mein „Allgemeines Staatsrecht“ vertritt die entgegengesetzte These, nämlich, daß die Familie erst nach der Dienstbarmachung der Mitmenschen, d. h. nach der Gründung des Staates, und zwar als ein staatliches Institut entstanden ist, und ich kann mich außer auf historische und ethnologische Thatsachen auf Aristoteles berufen, der gerade mit Bezug auf die Familie als einen Bestandtheil des Staates den Ausspruch that, daß „das Ganze früher sei als der Theil.“ Wenn aber Ratzenhofer seine friedliche Konstruktion bis auf den Adel erstreckt und ihn aus den Familien herauswachsen läßt, die im Stamme allmählich durch das Patriarchat in eine bevorrechtete Stellung eingerückt sind, so dürfte er all und jeden historischen Beweis schuldig bleiben, während die historischen Beweise dafür, daß der fremde siegreiche Eroberer-stamm zur Adelsklasse über die gewaltsam Unterworfenen wurde, eben so zahlreich sind wie die Staaten mit Adelsverfassung. Dabei erkennt Ratzenhofer selbst an, daß „im Nomadenstamme sich Anlagen entwickeln, die ihn dem friedliebenden Ackerbauern im Daseinskampf überlegen machen — es entwickeln sich in den Männern (des Nomadenstammes) die Anlagen für den Krieg und die Politik“ — und daß der „grundsätzliche Unterschied zwischen der Individualität des Seßhaften und der des wandernden Stammes ... eine der nachhaltigsten Ursachen für die weitere soziale Entwickelung der Menschheit“ sei. Warum aber erst für die „weitere“ Entwickelung? Warum soll „der aggressive, gewaltthätige Nomadenstamm“ dem „konservativen, friedliebenden, seßhaften Stamm“ erst später einmal entgegengetreten sein? Ist da nicht meine Annahme**)

*) Vrgl. auch in meinen eben erschienenen „Soziologischen Essays“ (Innsbruck, Wagner) den Aufsatz: „Was ist Recht?“

**) Soziologische Staatsidee. Graz 1892.

Digitized by Google

plausibler, daß von allem Anfang an unter den verschiedenen klimatischen und geographischen Bedingungen der zahlreichen Entstehungherde der Menschheit diese verschiedenen Typen entstanden sind und durch ihren Zusammenstoß immer und überall die selbe soziale Entwickelung angebahnt haben? Ratzenhofer läßt erst nach einer älteren Periode der Friedfertigkeit „der ganzen Menschheit sich ein kriegerisches Wesen bemächtigen." (S. 153.) Aber heute noch wie vor Jahrtausenden giebt es friedfertige Völkerschaften und kriegerische Stämme: „die selbe Natur, die wir im Raubthier kennen", ist theilweise noch heute nicht allen Menschen eigen, ist dagegen einem Theile von Anfang an eigen gewesen. Die Menschen sind nicht eines schönen Tages aus Lämmern zu Raubthieren geworden: Das verträgt sich nur mit der Mythe vom Goldenen Zeitalter. Es hat vielmehr immer gutartige Lämmer und reißende Raubthiere unter den Menschen gegeben: ganz so wie heute auch. Leider beruht gerade darauf bisher aller Kulturfortschritt. Wird Das je anders werden? Die Leute, die diese Frage enthusiastisch bejahen und das künftige Verschwinden dieses Gegensatzes glühend erhoffen, nennt man: „Anarchisten". Sie geben das Kompliment zurück und nennen die Zweifler: denkfaule Sklavenseelen.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

Don Alonzo Ramirez.

Das Stückchen hat sich zu Valladolid zugetragen. Ich weiß nicht, ob der Leser je von dem guten Pastor Alonzo Ramirez gehört hat, dem Domherrn der Hauptkirche, der eine so schöne Gemäldesammlung besaß und ein so großer Murilloschwärmer war? Von ihm habe ich Etwas zu erzählen. Wenn ich mich aber in dem Einen oder Anderen versehen sollte, so bitte ich um Entschuldigung, denn ... ich kenne die Geschichte nur vom Hörensagen.

„Die Menschen sind groß im Kleinen und klein im Großen. Selten messen wir Absichten und Leistungen, Meinungen und Thaten mit richtigem Maße. Wir wenden Riesenkräfte auf, um Sonnenstäubchen zu bewegen, und wägen das wirklich Schwere, als sei es federleicht. Die wahre Sittlichkeit besteht in richtiger Schätzung der Werthe. Wir verausgaben unsere besten Kräfte für nichtigen Tand und sind zahlungunfähig, wenn das Schicksal uns ernsthaft einen Wechsel präsentirt. Du auch, Don Alonzo, obschon ein leidlich guter Kerl und auch nicht dümmer als Andere, trägst kein rechtes Maß in Deiner Seele".

Digitized by Google

Also sprach Don Pedro, ein spanischer Edelmann. der sich der Weltweisheit und Sittenlehre gewidmet hatte, zu seinem Freunde, dem guten Pastor Alonzo Ramirez.

Don Alonzo widersprach.

„Ich schlecht messen? Ich, der Domherr der Hauptkirche? Das sollst Du mir beweisen! Drei Realen will ich dafür verwetten, Don Pedro!"

„Hm . . . nicht viel! Seis um drei und einen halben und keinen Maravedi weniger. Gilt die Wette, dann werde ich Dir heute noch zeigen, wie Du Dich wegen einer gleichgiltigen Sache ereifern kannst und über wichtige Dinge leicht hinweggehst, hier kurzsichtig und oberflächlich, dort übertrieben entrüstet . . . also unsittlich! Denn glaube mir, die wahre Sittlichkeit besteht nur im richtigen Maße."

Der gute Pastor nahm die Herausforderung an und verließ seinen Freund in der sicheren Hoffnung, bald um drei und einen halben Realen reicher zu sein; und Das freute ihn, denn er hatte immer Geld für seine Armen nöthig. Er nahm sich vor, sich aufs Allergenaueste zu prüfen und jeder vorkommenden Sache gerade so viel zuzumessen, wie sie werth wäre. Als ein kreuzbraver Mensch hielt er Das auch gar nicht für schwer; denn er brauchte sich ja nur der Stimme seines Herzens zu überlassen. Wohlerzogen und gewandt, wußte er, wie viel Achtung er dem Alkalden schuldete, dem er auf seinem Wege begegnete, ... eben so dem Professor der höheren Zoologie, Dr. Mungelehrt, und wie viel Höflichkeit dem Don Pasquale, bei dem er einmal in der Woche speiste, und der liebenswürdigen Frau des Stadtkommandanten, einer Dame von großem Einfluß.

Auch den Armen und Geringen maß der ehrliche Don Alonzo genau zu, was er ihnen schuldete. Die alte, lahme Mariquita bekam einen Gruß mit „Gottes Segen" und etwas Kupfergeld . . . nicht der schlechtesten der drei Gaben. Bemmo, dem betrunkenen Zimmermann, rieth er, sich auszuschlafen, . . . das Beste, was ein Betrunkener thun kann; und er enthielt sich, das Dienstmädchen der Donna Dolorez darauf aufmerksam zu machen, daß aus dem Fenster ihrer Herrin eine Serviette hing. „'s kann ein Signal sein!" dachte er; und Spielverderben war seine Sache nicht. Wenn Donna Dolorez sich mit verbotener Telegraphie abgab, so würde er Das schon in der Beichte erfahren und dann war immer noch Zeit, die Sache zu ordnen. Glaube spart Eile, wie man zu sagen pflegt.

Als er wieder nach Hause kam, zankte er seine alte Dienstmagd aus, die eine Olla potrida hatte anbrennen lassen, und er zankte genau innerhalb der Grenzlinien maßvoller Pflicht. Zu streng wollte er heute nicht sein. „Denn", dachte er, „auch ich versäume zuweilen Etwas, Niemand ist vollkommen und . . . drei Realen und ein halber: 's ist 'ne ganze Summe!" Hätte er aber weniger gezankt, dann würde er sich einer verwerflichen Nachsicht schuldig gemacht haben; daraus konnte die Gefahr entstehen, daß in Zukunft alle Ollas anbrannten und daß er seiner Haushälterin kündigen mußte. Alles in Allem war sie aber doch eine brauchbare Person . . . . und drei Realen und ein halber . . . .?

„Ich nicht Maß halten?" rief er. „Das wäre sonderbar! Ich thu' mein Leben lang nichts Anderes! Freund Pedro mag sein Geld bereit halten. Hoffentlich ist seine Wagschale und sein Gewicht richtig . . . Ich nicht Maß halten!"

Da biß ihn eine Mücke, die darauf ausging, — am Fasttage, per todos

Digitized by Google

los Santos! Ists nicht Schande? — sich aus seiner rechten Backe ein Mittagsmahl zurechtzusaugen. Gereizt gab sich der gebissene Mann selbst eine Ohrfeige, kräftiger als, genau genommen, nöthig war, um eine Mücke abzuwehren. . .

„Hm", dachte er, „mit drei und einem halben Realen kann ich viel Gutes thun; Du fängst mich nicht, Don Pedro!" Und er tötete die Mücke leidenschaftlos gelassen.

Der Leser sieht, daß Don Pedros Aussichten nicht die besten waren.

Die Beichtstunde kam. Der gute Alonzo lauschte mit wohlgemessener Andacht den Bekenntnissen seiner Beichtkinder und gab jedem das Seine. Er mischte eine starke Dosis Sanftmuth mit einem geringen Zusatz von strengem Ernst; und Jeder war zufrieden . . . außer dem Teufel. Dessen Unzufriedenheit braucht man sich aber nicht zu Herzen zu nehmen.

Da nahte ein Fremdling. Er war in den unermeßlichen Mantel gehüllt, der von alten Zeiten her eine so wichtige Rolle in allen spanischen Romanen spielt und nun auch in dieser Erzählung. Der Mann beichtete . . . fürchterliche Dinge! Schon der Anfang war außerordentlich; er hatte — an einem Charfreitag — die Kathedrale von Saragossa beraubt. . . .

„Nicht wohlgethan, mein Sohn", sagte Don Alonzo. „Aber droben ist unendliche Gnade. Gieb den Raub zurück und dann. . ."

Er legte dem Dieb eine Kirchenstrafe auf. Tausend Paternoster für das Stehlen und für die Entweihung des Heiligen Freitags tausendundeins.

Der Sünder fuhr fort: er hatte seinen eigenen Sohn um zehn Zechinen an die Mohren verschachert. . . .

„Nicht wohlgethan, mein Sohn", sagte Don Alonzo. „Aber droben ist unendliche Gnade. Geh' nach Marokko, kaufe Deinen Jungen los und dann . . ." Folgt die Kirchenstrafe: ein paar Dutzend Aves oder Aehnliches.

Der Kindesverkäufer hatte in einem Augenblick des Jähzorns Vater und Mutter erschlagen.

„Nicht wohlgethan, mein Sohn", sagte Don Alonzo. „Aber droben ist Gnade. Laß dreitausend Messen für das Seelenheil Deiner geliebten Eltern lesen, versprich mir, daß Du es nie wieder thun wirst, und dann . . ."

Folgt die Kirchenstrafe: ein paar Dutzend Aves oder Aehnliches.

„Und nun, mein Sohn, gehe hin und sündige nicht mehr! Erhebe Deine zerknirschte Seele aus ihrer Erniedrigung und preise die grenzenlose Gnade des Erlösers, der auch für Dich gestorben ist. Sieh dort an der Wand sein Bild, zum Heile der Gläubigen auf die Leinwand gebracht vom Meister Murillo . . ."

„Hochwürdiger Vater . . . . Das ein Murillo? Dieser Lappen? 'ne Sudelei ists!"

„Spitzbube Du! Das vergebe ich Dir in Ewigkeit nicht!"

„Mein bester Alonzo, darf ich Dich um drei und einen halben Realen ersuchen?" sagte Don Pedro, der seinen Mantel abwarf.

„Caramba", rief der gefoppte Pastor, „verloren habe ich, aber — nochmals Caramba! — wenn ich gewußt hätte, daß die Sache so abläuft, dann hätte ich für das Geld doch meiner Köchin die Leviten besser gelesen!"

Eduard Douwes Dekker.
(Multatuli.)

Digitized by Google

Deutsche Literatur.

Neuerdings erscheinen Bücher, Brochuren und Aufsätze in nicht unbeträchtlicher Anzahl zu Gunsten einer neuen deutsch-nationalen Dichtkunst, wobei dann namentlich der Naturalismus, obwohl er ja eigentlich schon „überwunden" ist, noch einmal gründlich herhalten muß.

Mit jenem sittlichen Pathos und jener schönen Begeisterung, die sich früher des Wortes „teutsch" mit Vorliebe bedienten, wird die Forderung einer nationalen Kunst, einer Erneuerung der Kunst aus den Tiefen des deutschen „Volksgeistes" aufgestellt; und wer sich mit dem bloßen „Feldgeschrei" noch nicht begnügen will, hat zwar eine überzeugende Begriffsdarlegung keineswegs zu erwarten, wird dafür aber auf Erscheinungen wie die neuesten Lutherfestspiele und unsere letzten patriotischen — besser ausgedrückt: dynastischen — Dramen verwiesen. Der Titel einer dieser Brochuren — ihr Stil zeigt meist jenes „interessante", vielleicht besonders „teutsche" Clair-Obscur, mit dem, wie erinnerlich, zuerst Herr Dr. Julius Langbehn, der Rembrandt-Deutsche, erfolgreich debutirte — heißt: „Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter". Schon dieser Titel ist für den Charakter der neuen Strömung bezeichnend. Doch trotz aller „Gothik" habe ich in dem Büchelchen eine Stelle gefunden, der ich unter Vorbehalt zustimmen kann. Es heißt da: „Während der Aufschwung der deutschen Instrumentalmusik eine reine national-germanische Höhe erreicht hat" — der Verfasser hat natürlich Wagner im Sinn und ich habe ihn in begründetem Verdacht, daß ihm Wagners Stoffe mehr als der Geist und Gehalt seiner Musik vorschweben —, „war diese dem hoffnungvollen Aufschwung in der deutschen Literatur versagt. In Folge der unglückseligen Verhältnisse brach der Realismus dieser Bewegung das Rückgrat. Verderbensvoll bewies sich dieses Unglück auch noch in seinen Nachwirkungen. Denn während der moderne Naturalismus überall in höchster nationaler Eigenartigkeit aufgetreten ist (Namen wie Tolstoi, Dostojewsky, Ibsen, Björnson, Zola, Maupassant u. s. w. belegen Dies genugsam), ist er in Deutschland rein international ausgefallen."

Es ist der letzte Satz, dem ich, wenn auch mit großem Vorbehalt, zustimmen möchte. Denn natürlich sagt das „rein international" viel zu viel; und wenn es dann weiter heißt: „Wo zeigen unsere Modernen, wie Hauptmann u. s. w., auch nur einen einzigen greifbaren deutsch-germanischen Zug?", so übersieht der Herr Gothiker bei seiner Frage schon gleich das schlesische Volksthum in Hauptmanns Dramen, ein Merkmal der Nationalität, das auch für Den „greifbar" sein sollte, dem Anderes und Feineres entgeht, für das überhaupt kein billig denkender Mensch bei unserem gothisirenden Teutonenthum neuesten Kurses Wahrnehmungorgane vorausſetzen wird. In gewisser

Digitized by Google

Hinsicht sind Dramen wie „Die Weber", das „Hannele", die „Einsamen Menschen" und neuerdings der „Fuhrmann Henschel", so sehr sich Hauptmann hier und da an das Ausland anlehnt, ihrem Geist nach doch deutsch und gehören gerade zu jenen Erscheinungen, in denen deutscher Charakter und deutsche Eigenart sich von den Einflüssen des Auslandes zu befreien und zu individueller, selbständiger Gestaltung durchzuringen anfangen.

Dennoch aber, meine ich, liegt in jenem Satz ein Korn Wahrheit, wie ich denn dieser ganzen „nationalen" Reaktion trotz ihrer ästhetischen Barbarei ein Fünkchen Vernunft durchaus nicht absprechen will. Denn man muß zugeben, daß im Lauf der letzten Zeiten in Deutschland mit der modernen Dichtung des Auslandes ein Kult getrieben wurde, der nur zu deutlich die Spuren rein äußerlicher Nachahmung trug. Und zwar scheinen mir dieser Kult und diese Nachahmung so weit gegangen zu sein, daß man die lebendigen Beziehungen zu der bisherigen vaterländischen Dichtung verlor. Wohl mögen der gelehrte Alexandrinismus und das Epigonenthum der klassischen und pseudoromantischen Schablone diese Entfremdung zum großen Theil mitverschuldet haben. Nachdem man sie aber nachgerade überwunden hat und nun wir im Strom der internationalen modernen Evolution sind, wird es entschiedene Pflicht, wieder in Kontakt mit der eigenen vaterländischen Dichtung zu kommen. Freilich: Gothik und sonstige äußerliche Vaterländerei und Volksthümlichkeit müssen vermieden werden. Sie führen nur zur Phrase, zu neuer Unnatur und Verflachung. Aber als ein gutes Beispiel möchte ich es hinstellen, daß man sich wieder der Romantik, insbesondere Novalis, nähert.

Wir sind über den wissenschaftlichen Materialismus eines Büchner und Vogt längst hinaus und auch der Naturalismus Zolas liegt hinter uns; insbesondere verdanken wir es Friedrich Nietzsche und der neueren psychophysischen Wissenschaftlehre, daß wir überhaupt im Stande sind, eine eigene deutsche Individualität anzustreben. Wir beginnen, einzusehen, daß der kurzsichtige Eigendünkel gewisser bis vor Kurzem modern genannten Bestrebungen der eigenen vaterländischen Dichtung manche Verkennung und manche Blasphemie abzubitten hat.

Sicher ist es nicht die Reaktion aus dem Geiste des deutschen Mittelalters, die einst in der Romantik den Klassikern gegenübertrat, die der neuen Generation einen Novalis wieder theuer macht, sicher auch nicht die romantische Formel seines katholisirenden Protestantenthumes, sondern sein Gefühls-Universalismus, seine Intimität und sein mystischer Pantheismus, sei nmonistischer Zug, — kurz, diejenigen Eigenschaften sind es, die als besonders deutsch-nationale gelten können. Und diese Wiederbelebung des sympathischen Verhältnisses zu Novalis steht in engem Zusammenhang mit dem Uebergang, der sich in unserer jüngeren Dichtung vollzieht, dem

Digitized by Google

Uebergang von einem verstandesgemäßen, artistisch-technischen Naturalismus, mit dem sozialkritischen Pathos seiner Themen und mit seiner Unterdrückung der künstlerischen Persönlichkeit, zum Stimmungvollen, zum Bekenntniß der Persönlichkeit, wie er sich in unserer Lyrik wieder kundgiebt.

Das Alles ist schon erfreulich, wenn auch manche Verschwommenheit mit unterläuft. Ich glaube aber, man wird noch einen Schritt weiter gehen und wieder in eine lebendigere Beziehung zu Goethe kommen; als bedeutsames und erfreuliches Vorzeichen hierfür sehe ich es an, daß sich einige Aesthetiker der jüngeren Generation in der letzten Zeit in Büchern und Brochuren fleißig mit ihm beschäftigt haben. Finden wir doch bei Goethe den modernen Geist in weit reinerer Prägung als bei Novalis, dessen Gedankengänge so stark durch mittelalterlich-christlichen Symbolismus getrübt werden.

Natürlich soll dieses neue Verhältniß zu Goethe nicht einen gesteigerten äußerlichen Kult oder etwa eine erneute Nachahmung bedeuten: ich denke es mir vielmehr als ein lebendiges, wahres Verständniß und ein lebhaftes Gefühl für seine Deutschheit, für eine Deutschheit, die sich, frei von der neuerdings proklamirten Gothik, als eine innige Verbindung und Verschmelzung der modernen monistisch-naturwissenschaftlichen Weltanschauung mit den tieferen und typischen Eigenschaften des deutschen Nationalcharakters darstellt. Besser als alle Sozialkritik der naturalistischen Literaturperiode — diese Sozialkritik war immerhin noch ihr Bestes — wird es sein, wenn wir das Werk, das Goethe so recht eigentlich begonnen hat, ohne die antiken und mittelalterlichen Trübungen, wie sie Goethes späterer Periode und den Romantikern anhaften, zu seiner Erfüllung zu bringen trachten.

Und sollte hier unsere Zeit nicht endlich den Werth der beiden großen goethischen Romane wieder erkennen und schätzen lernen?

Nicht etwa die Utopien im zweiten Theil des „Wilhelm Meister" mit ihren Beziehungen zu dem einstmaligen Zukunftstaat unserer Sozialisten. Aber man vergleiche etwa, wie ein heutiger Romandichter oder Dramatiker das Thema der Ehestörungen behandelt, und nehme dann die „Wahlverwandtschaften" zur Hand. Wie viel Moral- und Sozialkritik, wie viel Pessimismus und aufgeblasene Dialektik, wie viel Frivolität und wie viel wissenschaftliche Anmaßung bei den Modernsten und wie viel Erfahrung, Ernst und Kunst bei Goethe. Bedeutsam, ohne weitspurige Analysen, baut sich die Entwickelung über ihren psychophysischen Grundlagen auf, indem das Verhältniß zwischen Ottilie und Eduard unter den Untergrundsbegriff der chemischen Affinität fällt, so daß der Ehebruch, aus dem Bereich des bloßen Leichtsinns oder frivolen Frevels gerückt, in einer tieferen Nothwendigkeit geheimer Bedingungen erkannt wird, die, so natürlich sie sind, dennoch in äußerst schwer zugänglichen Zusammenhängen beruhen, und da sie der stärkeren Noth-

Digitized by Google

wendigkeit des sozialen Eheprinzips widerstreben, gerade Diejenigen zu tragischem Untergang führen, die mit ihrer ganz intimen Zusammengehörigkeit die innerste Nothwendigkeit, Natürlichkeit und Heiligkeit der Ehe darthun. Ich wüßte kein neueres deutsches Werk zu nennen, das mit den „wissenschaftlichen" Rezepten des „Experimental-Romans", ganz abgesehen von dem synthetisch-künstlerischen Werth der „Wahlverwandtschaften", das Problem auch nur annähernd so in seinen wesentlichsten Eigenschaften erschöpft hätte. Und was den „Wilhelm Meister" anlangt: wie herrlich ist seine reiche Welt „jenseits von Gut und Böse", in echt künstlerischer und wissenschaftlicher Höhe über aller Moralität und allen möglichen sozialkritischen und einseitig-pessimistischen Velleitäten, an denen unsere modernste Dichtung geradezu unheilbar krankt! Bei aller vornehmen Schlichtheit, meinetwegen bei aller Antiquirtheit der künstlerischen Mittel: welche Fülle der mannichfachsten ausgeprägten und in sich abgeschlossenen Charaktere! Welche moderne Romankunst kann sich Goethe darin gleichstellen und welche gäbe ferner mit allem ihren realistischen Kolorit eine lebendigere Anschauung des Zuständlichen? Derartiges wird mit den Mitteln, die in der Schule des Naturalismus gewonnen worden sind, erst noch zu leisten sein. Vor Allem auf dem Gebiet des Romanes, der bei uns neuerdings leider viel zu sehr vernachlässigt worden ist; denn Alle drängen nach der Bühne, — nicht immer aus künstlerischen Motiven. . .

Noch aus einem anderen, nicht unwesentlichen Grunde würde aber ein verständnißvolles Verhältniß zu Goethe und unserer Klassik ersprießlich sein. So viel wir uns auch auf technische Errungenschaften einbilden mögen, so sehr wir uns befleißigen, der deutschen Sprache neue, wirkungvollere und intimere Wirkungen abzugewinnen: so ist ihr doch durch diese Experimente vielfach Gewalt widerfahren; und während sich die Evolution der Sprache etwa in Frankreich als organische Fortentwickelung und Weiterbildung einer festen Tradition darstellt, scheint bei uns die gute Tradition der Klassik, der in ähnlicher Weise wie ehedem Luther die Bedeutung sprachlicher Regeneration zukam, vielfach unterbrochen und ihre Weiterentwickelung durch tastende Experimente gestört, die oft genug von recht zweifelhaftem Werthe sind.

Wenn wir endgiltig vom Ausland loskommen und eine deutschere Kunst haben wollen, so werden wir, unter Vermeidung jeder nationalen Phrase, den gelockerten Anschluß an die klassische Zeit deutscher Literatur wieder enger herstellen müssen. Was vor zehn, fünfzehn Jahren mit der nothwendigen Opposition gegen die klassische Schablone nicht vereinbar schien, kann heute, wo wir zu größerer Selbständigkeit durchgedrungen sind, ohne Bedenklichkeiten geschehen. Der Fortschritte, die wir dem Naturalismus verdanken, werden wir uns bei Alledem, so gründlich wir inzwischen auch mit seiner experimental-analytischen Richtung fertig geworden sind, nicht entäußern.

Digitized by Google

Diese Fortschritte sind bleibend. Denn wenn wir die deutsche Kunst, so weit sie sich von dem Geist ihrer ersten Blüthepeiode beherrscht zeigt, eine gothisch-christliche und romantische nennen müssen, so stellt sich die deutsche Kunst der Neuzeit, besonders seit Goethe, immer deutlicher als eine erdheimische und naturalistische dar und zeigt die sieghafte Tendenz, sich im naturalistischen Geiste aller Gothik, alles Christianismus und Romantizismus für immer zu entledigen.

Also nicht zur Gothik zurück führt die Entwickelung, sondern von der Gothik fort strebt der deutsche Volkscharakter und die deutsche Kunst zu neuen Offenbarungen.

Magdeburg. Johannes Schlaf.

Unehre.

Eine richtige wiener Hausmeisterwohnung: schwer auffindbar, und wenn man sie endlich entdeckt hat, gewöhnlich Niemand daheim; tief gelegen, so tief, daß man, wie nach den Kellerräumen, eine Reihe von Stufen hinabsteigen mußte, um sie zu erreichen, und wenn man durch die Fenster nach der Straße sah, erblickte man wenig mehr als die Füße der Vorübergehenden. Immer wars dunkel in der Wohnung, als wenn der Abend hereinbräche, und an trüben, kurzen Wintertagen herrschte da ewige Nacht. Kein behagliches Hausen: aber die Einwohner waren damit zufrieden und hatten es sogar als ein Glück betrachtet, diesen Unterschlupf zu finden. Sie machten es sich leicht, verbrachten den größeren Theil des Tages mit Nichtsthun und ließen die Parteien im Hause schimpfen, so viel sie Lust hatten. Der Wirth warf sie ja doch nicht hinaus: Das wußten sie und darauf hin sündigten sie in aller Gemüthsruhe. „Diese Bagage!“ hieß es im Hause. „Nie sind sie zur Stelle, wenn man sie braucht. Keine Ordnung, keine Reinlichkeit. Und grob sind sie auch! Ja, warum der Wirth sie trotz allen Klagen der Parteien nicht entläßt? Weil der Sohn des Wirthes die jüngere Tochter des Gesindels aushält. Sie sitzen fest und es läßt sich nichts machen.“

Nein, es ließ sich nichts machen. Die Tochter hatte ihre Eltern hier untergebracht, — und sie saßen fest. Sie waren die eigentlichen Herren im Hause, diktirten, nach der wiener Hausmeisterart, Gesetze, hielten die Parteien in strenger Zucht und krakehlten mit deren Dienstboten. Besonders die Frau. Sie hatte eben wieder mit Jemandem im Hause Zank gehabt und erzählte nun ihrem Manne von der Sache. Sie saßen beim Kaffee, am Herde, der zugleich als Ofen diente, die Gasflamme war angezündet und erhellte den kellerartigen, umfangreichen Raum, in dem

Digitized by Google

das Paar wohnte, seine Mahlzeiten hielt und schlief. Von der Straße her ertönte das Wagengerassel und Klappern der Hufe und die Frau mußte ihre Stimme anstrengen, um sich dem Gatten vernehmlich zu machen, den ihre Geschichte übrigens gar nicht interessirte. Er war hager, phlegmatisch, träg. Langsam schlürfte er seinen Kaffee und stopfte sich seine Pfeife.

„Hör' doch zu schreien auf", sagte er dabei. „Was geht es Dich an!"

Sie ereiferte sich. „Was es mich angeht, wenn solche Schlampe auf der Treppe lacht und brüllt, daß es eine Schande ist? Und in Einem fort rennt sie hinab ans Thor, wo die Mannsbilder auf sie warten . . . Was glaubt sie denn? Das ganze Haus bringt sie in Verruf . . ."

„Ich denke, wir sollten das Maul halten, mit unserer Tochter", meinte der Mann.

„Was!?" schrie sie ihn an. „Wie kannst Du so ein dummes Dienstmensch mit unserer Mali vergleichen? Bist Du denn so ganz von Gott verlassen, daß Du nicht einsiehst, was für ein Glück unsere Mali . . ."

Ein nachdrückliches Klopfen an der Thür zwang sie, ihre Rede zu unterbrechen. „Herein!" rief sie ärgerlich. „Was giebt es denn schon wieder? Nicht einmal seinen Kaffee kann man in Ruhe trinken."

Ein noch junges, schlankes und blasses Frauenzimmer war eingetreten. Sie hatte ein Tuch um den Kopf gebunden, an ihrem Arm hing ein Körbchen, ihre Kleidung war sehr einfach und abgetragen, ihr ganzes Wesen still und gedrückt. Keine Glückliche: Das sah man ihr an.

„Jessas! die Toni!" sagte die Frau, die Worte dehnend, und blickte die Eintretende von der Seite an. „Was verschafft uns denn die Ehre, gnädige Frau?"

„Geh', Mutter, red' doch nicht so mit ihr," sprach der Mann mit halblauter Stimme, während die Kommende unschlüssig an der Thürschwelle stehen blieb.

„Recht hast Du, Toni, daß Du wieder einmal kommst," sagte er, zur Tochter gewendet. „Eltern bleiben Eltern. Willst Kaffee trinken? Genug hätten wir!"

„Ich danke, Vater. Ich will nichts. Nur sehen wollte ich Euch . . ."

„Na, setz' Dich. Nah zum Herd. Siehst ganz verfroren aus."

Sie setzte sich. Die Mutter stand vor ihr, die Hände an den Hüften, das Haupt zur Seite geneigt, und betrachtete die Tochter vom Kopf bis zum Fuß.

„Bist noch immer bei ihm?" fragte sie am Ende.

Die Blasse strich mit der Hand die Falten ihres Kleides glatt. „Noch immer, Mutter."

„Und willst bei ihm bleiben, Du dumme Gans?"

Toni nickte blos. Der Vater hingegen murmelte: „Laß sie doch in Ruhe! Was hilft es denn?"

„Ja, so bist Du," rief seine Frau so laut, daß er ganz erschreckt zusammenfuhr. „Was Dir unbequem ist, schiebst Du weg, . . . als wenns damit aus der Welt geschafft wäre. Sieh' sie nur an, wie sie ausschaut! Nicht wieder zu erkennen. Blaß und mager und elend . . . Und Das hat der Lump aus ihr gemacht! Mir ist es nicht egal, was aus dem Kinde wird, das ich geboren habe. Und wenn ein Kind mir Unehre macht und sich selber zu Grunde richtet . . ."

Digitized by Google

„Aber . . .“ fiel er verdrießlich ein. Er liebte die Ruhe und haßte Szenen.

„Nichts da, aber!“ unterbrach sie ihn. „Bis in die Seele hinein thät' ich mich schämen, wenn ich Du wäre,“ fügte sie, der Tochter zugekehrt, hinzu. „Ein anständiges Mädel, — und lebt mit einem verheiratheten Mann!“

Toni hob das gesenkte Gesicht in die Höhe. „Mutter, Du weißt, daß wir Jahre lang gekämpft haben, Jahre lang! Du weißt, daß seine Ehe unauflöslich ist, daß er mich hier nicht heirathen kann, daß wir kein Geld haben, um auszuwandern und anderswo das Heimathrecht zu erwerben, daß wir uns nicht anders haben helfen können als eben so . . . mit einander zu leben, ohne Trauung . . .“

„Und sie schämt sich nicht einmal!“ rief die Mutter und stellte die Kaffeetasse so ungestüm auf den Herd, daß es klirrte.

„Nein, Mutter. Zum Schämen ist die Sache zu traurig.“

„Und da setzt sie sich hinein, in diese Traurigkeit. Wenn der Mensch noch schön wäre oder jung oder fesch. Aber nein. Nichts, gar nichts ist er. Und ein Viertelduzend Fratzen hat er obendrein. Und in solche Jammerwirthschaft setzt sie sich hinein, hat nichts von ihrem jungen Leben als Plage und Kummer und Schande, macht ihren Eltern Unehre und will noch, daß man ihr verzeihen und alles Das gut und recht und schön finden soll . . . Bist Du denn ganz verrückt? Oder hat der Mensch Dich verhext? Manchmal sage ich mir wirklich, daß er Dich behext haben muß.“

Toni schüttelte stumm den Kopf. Ganz natürlich wars zugegangen, ohne irgend eine Zauberkunst. In der großen Druckerei, wo Beide gearbeitet hatten, waren sie mit einander bekannt geworden. Nach der Arbeit, beim Nachhausegehen. Im Anfang war ihr der Mann ein Wenig unheimlich gewesen. Sie hielt viel auf Sauberkeit und Ordnung und er war so vernachlässigt, so unsauber und unordentlich, daß er sie abstieß. Und auch sonst: zerstreut war er, zerfahren, unstet, oft unwirsch gegen seine Kinder, die ihm manchmal auf halbem Wege entgegenkamen und so elend aussahen, daß Einem das Herz wehthun mußte; und er schickte die Kleinen nicht selten allein nach Hause und ging nach einer Branntweinschänke, war auch nicht immer nüchtern, wenn er die Schänke verließ . . .

Sie war ihm dennoch gut, machte ihm Vorstellungen und Vorwürfe; und er hörte ihr mit gebeugtem Kopf zu; dann schüttelte er das Haupt und meinte, es wäre doch Alles umsonst und er müsse zu Grunde gehen, so oder so. Und endlich erzählte er ihr sein Leid. Sein Heim war eine Hölle. Seine Frau vertrank und verspielte in der Lotterie seinen Wochenlohn, machte Schulden oder versetzte, was es zu versetzen gab, um Geld in die Hand zu bekommen. Seine Kinder verkamen, sein Hauswesen ging zu Grunde, er hatte keinen Muth mehr, gegen sein Schicksal anzukämpfen, und war zum Trinker geworden, um sein Elend zu vergessen. Da war das Mitleid in ihr erwacht und mit dem Mitleid die Liebe. Sie hatte ihn retten wollen und hatte ihn gerettet. Aus Liebe zu ihr, gestärkt durch das Bewußtsein, daß auch sie ihn liebte, war er umgekehrt und wieder ein braver und starker Mensch geworden. Lange, lange hatte sie dem Letzten, dem Wunsch, in sein Haus zu ziehen, widerstrebt, hatte gemeint, daß sie auch ohne Das für ihn und die Kinder sorgen könnte . . . Aber endlich hatte sie auch darin nachgegeben. Er mußte sie in seinem Hause haben, wenn er ein eigentliches Heim haben,

Digitized by Google

sie mußte um die Kinder sein, wenn sie ihnen wirklich Mutter sein wollte. Und so war sie zu ihm gezogen . . .

Nun hatte er ein Heim, hatte Ordnung und Frieden und Liebe im Hause, seine Kinder waren sorgsam überwacht und er selbst ein anderer Mensch geworden: nüchtern, ordentlich, fleißig, ein braver Hausvater. Und seine Kinder sagten Mutter zu ihr . . .

Sie bereute nicht, was sie gethan, hatte es keinen Augenblick bereut. Sie hätte es noch einmal, hätte es noch hundertmal gethan. Daß sie viel tragen und ertragen, daß sie dem Manne viel, viel tragen helfen mußte, behielt sie für sich. Aber schwer wars oft, entsetzlich schwer, was sie zu tragen hatten mit einander. Und daß er ihr nicht seinen Namen geben, nicht seine Frau aus ihr machen konnte, lastete auf ihm noch tausendmal schwerer als auf ihr.

Sie fuhr aus ihrem Sinnen auf, wandte sich zu ihrer Mutter und blickte ihr fest in die Augen: „Mutter, wenn man Jemanden so recht von Herzen lieb hat und Der hat an einer Last zu schleppen, die für ihn allein zu schwer ist, dann fragt man nicht nach dem Gerede der Leute, dann hat man nur einen Wunsch: ihm tragen zu helfen! Siehst Du: er braucht mich so nothwendig, es hat nie ein Mann eine Frau so nöthig gehabt wie er mich. Und daß er mich lieb hat und gut ist zu mir, darfst Du mir auch glauben. Er arbeitet den ganzen Tag, für sich und für mich und die Kinder. Soll er nicht sein Bissel Häuslichkeit haben und seine Ordnung, wenn er müde nach Hause kommt? Er ist jetzt so gern zu Hause, will nichts wissen von Wirthshäusern, seit er mich hat . . . Wenn zwei Menschen so eng zu einander gehören wie wir Zwei, dann, Mutter, bleibt man zusammen. Mich reut nur Eins: daß ich ihn so lange habe warten lassen."

Der Vater räusperte sich. Er war gerührt. Die Mutter hingegen zuckte die Achseln und fragte in wegwerfendem Ton: „Und seine Frau? Was sagt denn Die zu Eurer Liebe?"

Toni blickte zu Boden. „Seine Frau ist längst nicht mehr bei ihm", antwortete sie kalt und still. „Wo sie sich herumtreibt, wissen wir nicht. Manchmal, wenn sie Geld oder sonst was haben will von ihm, kommt sie . . . Und wenn wir ihr was gegeben haben, geht sie wieder fort. Nicht einmal nach den Kindern fragt sie, wenn sie kommt . . . Und die Kinder fürchten sich vor ihr. Sie ist ja meistens betrunken!"

Bei diesen Worten zog sie, wie fröstelnd, die Schultern in die Höhe. Gräßlich wars, wenn die Gesunkene kam. Wenn es möglich war, verschwieg sie es dem Manne und schüttelte auf seine ängstliche Frage: „War sie wieder da?" verneinend den Kopf. Sie verschwieg ihm auch, wie diese Frau ihr begegnete, mit welchen Schimpfworten die Verkommene sie verfolgte. Er hatte schon so namenlos viel gelitten, Jahre lang. Sie wollte ihm ersparen, was sie ihm ersparen konnte. Aber diese Angst vor der Frau, dieses Herzklopfen, wenn die rohe Stimme an ihr Ohr schlug, die brennende Scham, wenn die Nachbarn von dem Besuch merkten und zusammenliefen und an der Thür horchten, das Mitleid mit den Kindern, die sich scheu verkrochen, wenn sie ihre Mutter sahen: ja, ja, alles Das war hart zu ertragen und aussichtlos wars obendrein und hob jeden Tag von Neuem an . . . Wie zitterte sie auf der Straße vor einer möglichen Begegnung mit der Frau, wie ängstlich hastete sie nach Haus, in steter Furcht,

Digitized by Google

die Frau könnte während ihrer Abwesenheit gekommen sein, — und welche nimmer ruhende Sorge bereiteten ihr die Kinder, in deren Zügen und Wesen sie angstvoll forschte, ob sie nicht ihrer Mutter ähnlich und Das werden könnten, werden würden, was aus der Mutter geworden! ... Und sie liebte die Kinder. Es waren ja auch seine Kinder und hingen an ihr und waren so arm! Eine solche Mutter zu haben! Aber hart war ihr Leben und leidvoll ihr Lieben.

„Ich sage Dir nur Eins", begann ihre Mutter nach einer Stille wieder. „Ich schäme mich zu Tode Deinetwegen. Und der Mann darf mir nie ins Haus. Nie! Merk' es Dir."

„Er wird Dir nicht beschwerlich fallen", versetzte Toni mit einem müden Lächeln. „Aber nun sag' Du mir Eins, Mutter: Mali lebt doch auch mit einem verheiratheten Mann. Warum findest Du denn Das bei ihr ganz in der Ordnung?"

Die Mutter blickte sie voll Geringschätzung an: „Wenn Zwei das Selbe thun, kann es darum doch grundverschieden sein, meine Liebe. Und sie lebt ja auch nicht mit ihm. Der junge Herr besucht sie nur manchmal. Und er sorgt für sie. Wie sie nur wohnt! Wie eine Prinzessin, sage ich Dir. Hat Geld in Hülle und Fülle und schöne Kleider und schenkt uns immer Etwas, wenn sie uns besucht. Die Stellung im Hause hat sie uns ja auch verschafft! Sie denkt doch an ihre armen, alten Eltern, die Mali. Und die junge Frau weiß ja von nichts... Und überhaupt: der Mensch muß Karriere machen. Die Mali macht Karriere... Wenns mit Dem aus ist, nimmt sie sich einen Anderen. Mir ist nicht bang um die Mali! Die wird sich nie wegwerfen an einen Hungerleider, an Der werden wir immer eine Stütze haben. Ja, wenn Du wärst wie die Mali! Aber Du bist schlecht, Du hast keine Ehre im Leibe und Deine Eltern gelten Dir nichts. Aus der Haut könnte ich fahren, wenn ich Dich blos sehe!"

Toni stand auf. „Ich komme so bald nicht wieder", sagte sie still. „Wir verstehen uns nicht, Mutter Behüt' Euch Gott."

Der Vater machte eine Bewegung nach ihr hin, wie um sie zurück zu halten. Seine Frau aber packte ihn beim Arm und stellte sich vor ihn hin. Er fügte sich und ließ die Tochter gehen.

Als die Beiden zu Bett gegangen waren und der Mann schon schläfrig die Augen geschlossen hatte, sagte seine Frau plötzlich: „Was für eine Unehre das Mädel uns doch macht!"

„Ja, ja", gab er ihr schlaftrunken zur Antwort, „Ehre macht sie uns nicht, die Mali."

Die Frau fuhr in ihrem Bett auf: „Wer redet denn von der Mali, Du Esel? Ich rede doch von der Toni!"

„Ach so." Und schläfrig drehte er sich auf die andere Seite. „Ich hab' gedacht, Du redest von der Mali."

„Gott bewahre!" Sie machte Licht und trank einen tüchtigen Schluck aus der Cognacflasche, die sie von der jüngeren Tochter geschenkt bekommen hatte.

Wien. Emil Marriot.

Digitized by Google

Südseebilder.

„Als in Deutschland nichts mehr los war
Und die Konkurrenz zu groß war,
Stürzte man sich wuthentbrannt
Mit Gott, für König und Vaterland,
Aufs Kolonisiren."

So klang es nach der Weise des Römerliedes ziemlich häufig vom laubumkränzten Klubhäuschen hinaus auf die mondbestrahlte Südsee.

Seitdem die Ansicht der Jünger Aeskulaps von der nützlichen Enthaltsamkeit im Reich der Tropensonne durch die praktischen Erfahrungen unserer Afrikaner widerlegt worden ist, sind die wackeren Pioniere unserer gepriesenen Kultur im fernen Südosten hinter dem Fortschritt nicht zurückgeblieben, sondern versuchen, das bewährte Rezept der boma auch in ihren bescheidenen Erholungräumen in Stephansort oder Matupi zu erproben. Der übliche, das Fieber vertreibende Tropentrank findet als belebendes, wenn auch nicht gerade billiges Erbauungmittel reichlichen Zuspruch und die erregte Phantasie malt allerlei liebliche Bilder aus der fernen Reichshauptstadt, in der es sich so charmant leben läßt.

Es geht manchmal recht lustig zu dort drunten in den Wäldern der Papuas, seitdem der Weiße die Opferfeste störte, die mit dem Duft schmorenden Menschenfleisches die Nüstern des schwarzen Kriegers blähten, um an ihre Stelle die harmloseren Vergnügungen der Civilisation zu setzen. Ja, die Kultur hat ihren Einzug in die große Bergesinsel gehalten, die unter dem Namen Neu-Guinea sich in Deutschland eines kleinen, aber auserlesenen Bekanntenkreises erfreut. Fürsten der Börse und blaublütige Ritter zählt die einsame Riesendame der Südsee zu ihren Verehrern und hat es als echte Courtisane verstanden, ihre Anbeter durch drei Lustren an sich zu fesseln und viel zu nehmen, aber wenig zu geben. Da ist es nicht wunderbar, daß auch die Standhaftesten schließlich ihr Verhältniß zu der Schönen gern lösen möchten, wenn sich nur ein Nachfolger fände, der außer der Rolle des Liebhabers auch die leidigen Unkosten — man spricht von einigen Millionen — übernehmen wollte, die die interessante Liaison bisher erfordert hat. Endlich hat sich Einer gefunden, dem schon Manches in überseeischen Liebeshändeln aufgehängt worden ist, und Alles wäre längst in bester Ordnung, wenn nicht seine dreihundertsiebenundneunzig Kuratoren erst ihre Zustimmung zu geben hätten. Freilich hat man ihnen in einer Schrift, die offenbar wegen ihrer Bedenklichkeit „Denkschrift" heißt, die Dame Guinea in so glühenden Farben geschildert, daß die ohnehin vielgeplagten Herren, die noch immer keine Diäten für ihre selbstlose Aufopferung erhalten, leicht nachgeben könnten.

Das Jahr 1884, in dem bekanntlich der Kolonialtaumel den Deutschen Michel ergriff, ist auch das Geburtjahr unserer Südseekolonie in dem eigentlichen Neu-Guinea (Kaiser Wilhelms-Land) und im Bismarck-Archipel. Als jene fernen Gebiete unter deutschen Schutz gestellt wurden, war man sich über den Werth dieser Landerwerbung ziemlich unklar und man ist es noch heute: dank den Verwaltungsgrundsätzen der Neu-Guinea-Compagnie. Am siebenzehnten Mai 1885 wurde dieser Gesellschaft die Ausübung der Landeshoheit über das Schutzgebiet übertragen, — und mit diesem Tage hebt die ruhmvolle Geschichte der Neu-Guinea-Compagnie an. Die unter dem Namen „Samoafahrten" im Buchhandel erschiene-

Digitized by Google

nen Reiseabenteuer des Dr. Finsch, die wenig wissenschaftlichen und noch weniger praktischen Werth haben, eröffneten in würdiger Weise die Aera dilettantischen Robinsadenthums, das in Neu-Guinea seitdem den Nimbus des Forschers und Entdeckers für sich beansprucht. Mit Ausnahme der botanischen Ergebnisse der wissenschaftlichen Expedition von 1886/87 ist in einem Zeitraum von vierzehn Jahren nicht eine namhafte wissenschaftliche Leistung zu verzeichnen. Selbst die Küstenerforschung ist ganz laienhaft betrieben worden und seit der Befahrung des Kaiserin Augusta-Flusses im Jahre 1887 hat jede planmäßige geographische Erschließung der geheimnißvollen Berginsel geruht, bis im Jahre 1896 die Herren Dr. Kersting und Dr. Lauterbach den wichtigen Ramufluß entdeckten. Wer, wie ich, Gelegenheit gehabt hat, die wissenschaftlichen Leistungen der Engländer in Britisch Guinea während des selben Zeitraums und unter den selben Schwierigkeiten kennen zu lernen, kann sich eines bitteren Gefühles der Beschämung nicht erwehren, wie weit wir hinter den Engländern zurückgeblieben sind, die mehr von dem deutschen Gebiet wissen als wir selbst. Da ist denn der Besuch der Neu-Guinea-Compagnie, in ihren „Nachrichten aus Kaiser Wilhelms-Land" immer wieder den Anschein zu erwecken, als sei das ganze Streben der Gesellschaft auf wissenschaftliche Erforschung des Landes gerichtet, geradezu kläglich zu nennen. Unter diesen schwülstigen Berichten nehmen die Fahrten des Landeshauptmanns von Schleinitz und des Kapitäns Tallmann den ersten Platz ein, — und doch muß selbst die Neu-Guinea Compagnie zugestehen, daß die von ihnen gelieferten Skizzen — von Karten kann gar nicht die Rede sein — für die Schiffahrt unbrauchbar sind. Beredter noch als dieses selbst ausgestellte Armuthzeugniß sprechen allerdings die ragenden Wracks und Schiffstrümmer, die alle Riffe zieren, für die Unzulänglichkeit der Karten. Eine solche Menge von Fahrzeugen ist im Laufe der Jahre dort verloren gegangen, daß, wenn diese Methode der Hydrographie nicht für die Versicherungsgesellschaften doch gar zu kostspielig wäre, man sie beinahe zur Nachahmung empfehlen könnte. Die geborstenen Schiffskolosse machen die Klippen und Untiefen besser kenntlich als irgend welche Bojen, Seemarken oder Zeichen auf den Karten. Der Zugang zu den Hermitinseln konnte wirklich nicht besser festgelegt werden als durch die beiden im vorigen Jahre gescheiterten Schiffe, die nunmehr als Wächter zu beiden Seiten der Fahrrinne stehen. Als die Compagnie auf diese Weise vier Dampfer verloren hatte, blieb ihr, um ihre übrigen Schiffe vor dem selben Schicksal zu bewahren, nichts übrig, als sie schleunigst zu verkaufen und den Schiffahrtdienst fortan dem Norddeutschen Lloyd und der Kaiserlichen Marine zu überlassen. Merkwürdiger Weise sind gelegentlich dieser häufigen Strandungen immer zuerst die mit alkoholischen Getränken gefüllten Kisten über Bord geworfen worden. Ob Das nun besonderen anti-alkoholistischen Anwandlungen der Mannschaft zu danken ist oder ob ein unaufgeklärter Zusammenhang zwischen den erschrecklich vielen leeren Bier- und Sektkisten, die auf dem Boden des Meeres schlummern sollen, und dem leidigen Umstande besteht, daß die Erträgnisse des Einfuhrzolles auf Spirituosen durchaus nicht in dem gewünschten Maß steigen wollen, lasse ich dahingestellt.

Um die Palme wissenschaftlichen Ruhmes hat sich also die Neu-Guinea-Compagnie nicht beworben und auch die christliche Seefahrt ist keineswegs ihr Nesthäkchen gewesen. Aber vielleicht hat sie andere Verdienste? In der That wurde

Digitized by Google

Vieles unternommen, aber wenig durchgeführt. Am neunundzwanzigsten Juni 1885 gingen die ersten Beamten nach Neu-Guinea und ihnen sind viele Andere aus allen Berufsständen gefolgt. Aber so Mancher schläft den ewigen Schlaf unter Palmen, — und die Wenigen, die nach kurzem Aufenthalt heimgekehrt sind, werden der Neu-Guinea-Compagnie, die sie einst in die Ferne schickte, dafür kaum Dank wissen. Oft mußte die Gesellschaft erst durch Richterspruch gezwungen werden, Ansprüche ihrer früheren Angestellten zu befriedigen. Um ein anschauliches Bild des ganzen Jammers zu geben, würde eine wahrheitgetreue Uebersicht des Beamtenzu- und -abganges, den die Gesellschaft in der kurzen Zeit ihres Bestehens gehabt hat, genügen; nach einer solchen Zusammenstellung sucht man aber vergebens in den „Nachrichten aus Kaiser Wilhelms-Land". Anstatt Dessen sind zweifelhafte, von Laien aufgestellte meteorologische und klimatologische Tafeln in Menge vorhanden und geben den Berichten den Charakter aufdringlicher Reklame. Die Eingeweihten werden freilich nicht darüber zu täuschen sein, daß praktische meteorologische Ergebnisse, etwa für die Kultur der Tabakpflanze, bisher gänzlich fehlen.

Es ist ein klägliches Fiasko, das die Börsenherren mit ihrem Fürstenthum an den Gestaden der dunkelblauen Südsee erlitten haben. Die Sucht, zu regiren, hat außer einem Zerrbild bureaukratischer Selbstherrlichkeit nichts zurückgelassen als einen Wust verstaubter Akten, die mehr verschleiern als aufklären. Erfährt der Uneingeweihte nur von einem Blühen und Gedeihen, das alle Erwartungen übertrifft, so ist die nackte Wahrheit um so trauriger. Von den fünfzehn Stationen, die im Laufe der Jahre an den Ufern der Astrolabebai und des Huongolfes entstanden sind, ist nur eine noch in einigem Umfange erhalten, eine andere fristet als primitiver Händlersitz ein kümmerliches Dasein und in Friedrich Wilhelms-Hafen sind einige morsche Baracken kürzlich frisch gestrichen worden, um dem Deutschen Reich bei seinem feierlichen Einzug als Morgengabe präsentirt zu werden. Die erste Gründung, Finschhafen, dessen Anlageplan mit seinen Kirchen, Hotels, Opernhäusern und anderen Ausgeburten einer spekulativ erhitzten Börsenphantasie dermaleinst das werthvollste Dokument eines Neu-Guinea-Museums bilden dürfte, beherbergte viele Jahre hindurch ein Heer von Beamten, das in dem Verkehr mit australischen Barmädchen einigen Ersatz für den Mangel an jeglicher Beschäftigung suchen mußte. Das Idyll ward aber eines Tages jäh unterbrochen. In kurzer Folge starben nach einander zehn Europäer, worauf die Ueberlebenden ohne weiteres Besinnen dem Orte des Schreckens den Rücken kehrten. In Hatzfeldthafen fielen im Jahre 1890 zwei Missionare und ein Pflanzer der Heimtücke Eingeborener zum Opfer: ihre Gebeine bleichen ungeächt auf dem unwirthlichen Strande, den die Neu-Guinea-Compagnie Hals über Kopf preisgab. Wenn nicht die Kriegsschiffe und der kaiserliche Richter Dr. Hahl wenigstens gelegentlich Sühne gefordert und erhalten hätten, so würde bei den Kanaken der letzte Rest von Autorität der Europäer verschwunden sein. Als die Mörder des Forschungreisenden Ehlers in Stephansort dingfest gemacht worden waren, konnte das ordentliche Verfahren nicht eingeleitet werden, weil bereits seit Jahresfrist Kaiser Wilhelms-Land keinen Richter besaß und der richterliche Beamte aus dem zwei Tagereisen entfernten Bismarck-Archipel von der Neu-Guinea Compagnie keinen Dampfer gestellt erhielt. Nicht einmal ein sicheres Gefängniß war dank der Knauserigkeit der Compagnie vorhanden; und in dieser Nothlage ein Kriegsgericht oder ein ähnliches

Digitized by Google

Ausnahmegericht über die Mörder abzuhalten, mochte der kommissarische Landeshauptmann mit Recht für unthunlich ansehen, nachdem kurz vorher die Petershetze ihre bekannten Triumphe spießbürgerlicher Skandalsucht gefeiert hatte. Die beiden Mordgesellen brachen darauf eines schönen Morgens aus dem Gefängniß, der ganzen Gegend bemächtigte sich natürlich eine wahre Panik, — und als nach einem erfolgreichen Streifzuge gegen die Flüchtigen endlich wieder Beruhigung eingetreten war, hatte man den Tod des Landeshauptmanns Kurt von Hagen zu betrauern, der auf der Streife von einer feindlichen Kugel getroffen worden war. Der Neu-Guinea-Compagnie kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß indirekt durch ihre beispiellosen Unterlassungsünden in dem Verwaltungdienst der Kolonie der durch Eigenschaften des Herzens und Geistes gleich ausgezeichnete Mann ein vorzeitiges Ende gefunden hat. Man hätte erwarten können, daß die Gesellschaft wenigstens für seine Hinterbliebenen den Umständen entsprechend gesorgt hätte, — aber kaum etwas Nennenswerthes ist geschehen. Vielleicht durfte man den Herren, die mit Millionen so spielend rechnen, nicht zumuthen, daß sie ihre kostbare Zeit den bescheidenen Ansprüchen einer Wittwe und einer Waise opfern sollten.

Der Tod Kurts von Hagen war ein harter Schlag für die junge Kolonie, die seiner rastlosen Thatkraft ziemlich Alles verdankt, was in Neu Guinea bleibenden Werth hat und entwickelungfähig ist. Nicht als ob unter seinen Vorgängern nicht zeitweilig auch recht brauchbare und tüchtige Beamte gewesen wären, aber Admiräle, Geheime Oberposträthe und Gerichtsassessoren mögen an und für sich recht nützlich sein, in Kaiser Wilhelms-Land waren sie jedenfalls nicht am Platze und haben für ihre mangelnde Sachkenntniß nur schlecht durch endlose Schreibereien und Verfügungen entschädigt. Das bureaukratische System der Gesellschaft — wenn man einen beständigen Wechsel überhaupt ein System nennen kann — verlangte freilich Leute, die auch im Urwalde die Feder handhaben, um schöngefärbte Berichte für die Aktionäre herzustellen. Nun scheint die Neu-Guinea-Compagnie in ihrem jetzigen ersten Beamten, dem Rechtsanwalt Skopnik, einen Generaldirektor ganz nach ihren Wünschen gefunden zu haben; und seit dieser Herr seine hinterpommersche Anwaltspraxis „aus Familienrücksichten" aufgegeben hat, mag er allerdings rein chrematistische Grundsätze über das Geldverdienen adoptirt haben. Zum Kolonialbeamten konnte er sich aber nur in Folge seiner totalen Unkenntniß der Verhältnisse für befähigt halten. Dank seiner Thätigkeit befindet sich die Kolonie seit Jahresfrist in völligem Stillstand und als Leibtrabant dient ihm ein dem Zuge des Bacchus entsprungener Silen, der, in der Linken das perlende Naß, mit der Rechten eine Maid aus Batavia an seine Brust drückend, gelegentlich bekannt werden läßt, daß die von ihm geplante Ramu-Expedition trotz den schier unüberwindlichen Schwierigkeiten demnächst beginnen wird.

Die Zustände in Kaiser Wilhelms-Land sind nie erfreulich gewesen, haben sich aber in den letzten anderthalb Jahren durch die Mißverwaltung der Neu-Guinea-Compagnie immer unerfreulicher entwickelt. Es ist daher wahrlich hohe Zeit, daß das Reich eingreift. Diese Absicht ist ja auch nach dem Etatsentwurf vorhanden; freilich täuschte sich das Kolonialamt, wie die Denkschrift lehrt, über die wirklichen Verhältnisse. Dem Reichstag deshalb eine Anregung zu geben, damit er alle thatsächlichen Angaben mit äußerster Vorsicht prüft, sollte der Zweck dieser Zeilen sein.

Lieutenant a. D. Hans Blum.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Paris 1870/71. Illustrirt von Chr. Speyer. Verlag von C. Krabbe in Stuttgart. Preis 2 Mark.

Meine Kriegsdichtung „Paris" bildet mit den früheren, „Dies Irae" (Sedan) und „Gravelotte", gleichsam eine Trilogie der Ereignisse von 1870, ihrer Ursachen und Wirkungen, ihrer eigenthümlichen Phänomene und der tieferen Gründe dieser weltgeschichtlichen Erscheinungen. Doch geht „Paris" insofern über den Rahmen der beiden anderen Werke hinaus, als hier nicht nur wenige Katastrophentage veranschaulicht werden, sondern die gesammte Belagerung von Mitte September bis Mitte Februar in den Kreis der Betrachtung gezogen wird. Doch bilden die großen Ausfallschlachten Champigny-Villiers auch hier den Kern des Ganzen; sie waren reich an aufregenden Wechselfällen und das Ungewöhnliche der Verhältnisse — eine Feldschlacht gleichsam auf dem Glacis einer Riesenfestung, von zahllosen Fortbatterien umschlossen und fortdauernd begleitet — gewährt für epische Malerei reichen Stoff. Natürlich beschränkt sich diese Ausmalung nicht aufs Aeußerliche des Schlachtbildes, sondern auch alle Nebenszenen einer solchen Tragodie, wie sie vor und nach dem Ringen sich abspielen, werden berücksichtigt. Eben so die sozialen und politischen Zustände in Paris, das Treiben der Boulevards und Klubs, der Regirung und Presse Neben vielen anderen Persönlichkeiten — so tauchen z. B. auch Lesseps und Boulanger auf — heben sich besonders die Charakterköpfe von Trochu und Ducrot vom bewegten Hintergrunde ab. Auf deutscher Seite fehlen so markante Persönlichkeiten; immerhin wird deutsche Eigenart genügend gezeichnet. Nicht geringen Nachdruck legte ich auf das Landschaftliche des Panoramas von Paris und auf die Schilderung des Seinethales, wie denn die wahre Schlachtenmalerei großen Stils sozusagen alle anderen Genres umfaßt: Landschaft, Portrait, Genre, Stillleben und Historie oder, um es anders auszudrücken, heroisches Fresko und niederländische Kleinmalerei, Panorama und Diorama. Dabei blitzt oft höhere Geschichtphilosophie durch, die den Sturz des napoleonischen Empire mit der Neugründung des germanischen Barbarossareiches verknüpft.

Karl Bleibtreu.

Gesammelte Werke von Guy de Maupassant, deutsch von Max Schoenau. Band 1 und 2, enthaltend die Novellensammlungen: Das Haus der Frau Tellier. — Der Horla. — Nutzlose Schönheit. — Miß Harriet. — Herr Parent. — Schnepfengeschichten. — Toni. — Fräulein Fifi. Berlin, Verlag von Freund & Jeckel.

Der Verlag von Freund & Jeckel ist vor etwa zehn Jahren mit der ersten autorisirten Maupassant-Uebersetzung in die Oeffentlichkeit getreten und auch der unterzeichnete Uebersetzer durfte später für diesen Verlag zwei Bändchen Novellen von Maupassant und dessen Roman „Bel-Ami" („Der schöne Georg") ins Deutsche

Digitized by Google

übertragen. Die jetzt herausgegebenen zwei Bände sind der Anfang einer deutschen Gesammtausgabe von Maupassants Werken. Der Uebersetzer will nicht, wie es von anderer Seite versucht wurde, eine „freie" Uebertragung der Dichtungen Maupassants bieten, sondern er hat sich bemüht, sie möglichst wort- und sinngetreu wiederzugeben. Bei einem Sprachkünstler wie Maupassant ist das Wesen untrennbar von dem Wort; und wer den Dichter wirklich kennen lernen will, sollte ihn nur im Original oder in einer wortgetreuen Uebersetzung lesen. Da wir Deutschen niemals sparsamer sind, als wenn wir ein Buch kaufen sollen, ist es vielleicht nicht überflüssig, auch auf die Billigkeit der Ausgabe von Freund & Feckel hinzuweisen. Jeder der beiden Bände kostet nur vier Mark.

Max Schoenau.

Mensch und Dichter. Von Franz Leppmann. Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin-Paris 1899.

Meine Arbeit hat vielleicht etwas auf den ersten Blick Befremdliches. Es sei mir darum gestattet, mich über diejenigen Anschauungen und Bestrebungen zu äußern, die ihr dieses Gepräge verliehen haben. Mir will die herkömmliche Weise der Kunst-Theorie und -Kritik, die von niedrigem Standpunkte aus, was sie zu sagen hat, schlecht und recht sagt, geschmacklos, ohne Würde und fürchterlich langweilig scheinen. Ueber die Langeweile sucht man in letzter Zeit durch Einführung eines burschikos-kecken Tones hinwegzukommen, — um immer tiefer in die Geschmack- und Würdelosigkeit hineinzugerathen. Was wir Alle erstreben — und wozu doch kaum die ersten Anfänge da sind —, ist ja die Schaffung einer deutschen Kultur, Das heißt: einer Einheit des Kunststils in allen Aeußerungen des nationalen Geisteslebens. So versuche ich, an dieser Einheit zu arbeiten, indem ich der modernen kritischen Literatur Etwas von der künstlerischen Durchsättigung ihrer produktiven Schwester mittheilen möchte. Und zwar sollte nach meiner Auffassung das Essai künstlerisch sein nicht nur in dem äußerlichen Sinne einer liebevoll eingehenden Sprachbehandlung, sondern vor Allem in der ganzen Weise der Stoffanschauung, künstlerisch in der inneren Form. Diesem Ziele bin ich in „Mensch und Dichter" nachgegangen.

München. Franz Leppmann.

Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Mit Kopfleisten von W. Caspari. Verlegt bei Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig. 1899. Preis 5 Mark.

Mein Buch soll eine Kritik des modernen Menschen, seiner seelischen Zustände, seiner geistigen Ueberzeugungen, seiner Lebensideale sein. Das Ringen unserer Zeit um eine neue Weltanschauung, um neue religiöse, künstlerische und ethische Auffassungen bildet den Gegenstand meines Werkes. Ich suche darzuthun, daß wir an einem bedeutsamen Wendepunkt in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit stehen, an der Grenze einer alten Welt und eines „Zukunft-

Digitized by Google

landes". Die große Kulturarbeit der Vergangenheit wurde wesentlich durch orientalische Völker und durch die südwesteuropäischen Arier, durch Griechen und Römer und ihre Geisteserben, die Romanen, geleistet. Trägt die asiatische Kultur einen idealistisch-religiösen Charakter, so strebt die alt- und neuromanische nach materialistisch-wissenschaftlicher Welterkenntniß und Lebensthätigkeit. In ihren Auffassungen und Werthungen des Daseins, in ihrem „Rassencharakter", stehen die beiden Kulturen einander schroff gegenüber und ein großer Zwiespalt des Denkens und Seins geht auch durch das ganze Leben der Vergangenheit. Viel jünger, sehr jung noch ist die Bildung des nordeuropäischen Ariers, der germanischen Völker. Sollte nicht vielleicht aus ihrem Geiste und Wesen eine eigenartige neue Weltanschauung hervorgehen, die jenen Streit und Zwiespalt überwindet, die „Welträthsel" auf unerwartete Weise „löst", indem sie von ganz anderen Gesichtspunkten aus an sie herantritt? Und wird nicht dadurch unser ganzes Leben eine Umgestaltung erfahren, in all seinen Formen und Einrichtungen? Auch mein Buch ringt um solch eine neue Weltanschauung.

Ich stelle in ihm das neunzehnte Jahrhundert dar, als das große Sterbejahrhundert der Renaissancekultur, der Ideen und Ideale, die an der Schwelle der Neuzeit erwachten. Der Pessimismus und die müden Decadencestimmungen der Gegenwart sind Ausfluß eines siechen Geistes, der den Glauben an die überlieferten Ideale verloren hat und den sie nicht mehr zu erwärmen und zu begeistern vermögen. Aber er ist auch noch unfähig, eine neue Auffassung vom Werth des Lebens zu begründen. Eine alte Kultur stirbt ab, doch zugleich ringt sich eine neue langsam empor. Dieses Jahrhundert, das uns mit mehr Erfindungen und Entdeckungen überschüttet hat als die letzten vier Jahrtausende zusammen, zwingt uns zu einer vollständigen Umgestaltung unserer bisherigen Weltvorstellungen. Aber die neuen Erkenntnisse blieben bisher ein blos gelehrtes Wissen, Ergebnisse einer reinen Thatsachenforschung, nichts als ordnungslos durcheinanderliegende Bausteine eines neuen Weltgebäudes. Unsere „Modernen" sind entweder dekadente Vergangenheitsmenschen, in Wahrheit Verfalls- und Niedergangsnaturen, Kinder einer überlebten Kultur, oder Naturalisten, sehr nützliche Kärrnerseelen, aber keine wahrhaft produktiven Geistesmenschen. Aus diesem alexandrinischen Jahrhundert treten wir in ein neues hinein, das uns den bauenden Geist erwecken soll, die eigentlich künstlerischen Schöpfungskräfte, den glaubenbildenden, philosophisch-religiösen modernen Menschen.

In Nietzsches Philosophie sehe ich nur eine große, wüst chaotische Auflösung der alten Welt, — einen echt romantischen Versuch, die Renaissanceideale noch einmal zu einem Scheinleben aufzuerwecken, Totes zu galvanisiren. Ihre durch und durch von romanischem Wesen erfüllte Auffassung widerstreitet gerade dem germanischen Geiste, der vielleicht der eigentliche Träger der Zukunft sein wird. Nietzsches Ichbegriff ist in Wahrheit ein sehr niedriger; die Geschichte hat dieses romanische Ich längst ad absurdum geführt und Bedeutung hatte es nur im Kampf gegen das Welt und sich selbst verneinende orientalische Ich. Liegt nicht gerade in der Erkenntniß eines neuen Ichbegriffes das Ganze und das Alles einer neuen Weltanschauung?

In meinem Buche suche ich durchzuführen, daß Ich und Welt völlig identische Dinge sind, eben so wie Geist und Materie, Einheit- und Vielheitvor-

Digitized by Google

stellung. Meine Anschauung bezeichne ich als eine monistisch-dualistische. Unser Verstand ist ein bloßes Orientirungorgan, und nur um uns in der Welt zurechtzufinden, fassen wir die Dinge zweiseitig auf, bemächtigen wir uns ihrer durch zwei Vorstellungen, eine objektive und eine subjektive, eine geistige und eine sinnliche, eine idealistische Einheit- und eine materialistische Vielheitvorstellung. So verwandelt sich das Ding fortwährend, — und Verwandlung ist das allgemeinste, eigentlichste Wesen der Welt. Von diesem heraklitischen Standpunkte aus suche ich die alten ewigen Gegensätze der materialistischen und idealistischen Poesie, das kantische „Ding an sich" und die Ignorabimuslehre zu überwinden. Wir sind allerdings gezwungen, fortwährend in Gegensätzen zu sprechen, weil wir immer zwei Vorstellungen in einander wirken. Aber nur, wenn wir einseitig vorgehen, die Einheit- über die Vielheit-Vorstellung, die subjektive über die objektive, die idealistische über die materialistische erheben, oder umgekehrt, wenn wir die Eine für die einzig wahre, die Andere für die falsche ansehen, — dann erscheinen uns die Gegensätze als wirkliche, unüberwindliche Gegensätze, dann ist die Welt eine zerrissene und wir können uns nie verstehen. Alle Gegensätze aber werden zu Identitäten, wenn wir sie nur als Verwandlungbilder erkennen, wenn wir wissen, daß wir die Dinge nur von zwei verschiedenen Seiten, gewissermaßen von vorn und vom Rücken aus ansehen. Jede Einheit ist eine Vielheit, und umgekehrt, der Streit um egoistische oder altruistische Sittlichkeit ein Wortstreit. Der Daltonismus zeigt uns, daß ein rothes Ding zugleich ein grünes sein kann. Gerade die moderne Naturerkenntniß stützt mit tausend Stützen diese Verwandlungphilosophie, — ja, ohne ihre Lehren von der Entwickelung, von der Erhaltung der Kraft, vom Stoffwechsel, ohne unsere neuen Erfahrungen von den Zeugungvorgängen in der Natur wäre sie gar nicht durchzuführen. Für den Verstand muß es allerdings als ein heller Wahnsinn erscheinen, wenn ich A zu B werden lasse, und ich habe auch nichts einzuwenden, wenn mich ein Philosoph aus der alten Schule der reinen Verstandeskenntniß für einen höchst verworrenen Kopf ansieht. Aber Wesen und Aufgabe dieses Verstandes ist es eben, jene Gegensätze aufzustellen und um der Orientirung willen aufrechtzuerhalten. Er kann also in diesen Fragen gar nicht den Richter abgeben. Der Satz, daß ich, der Schreiber dieser Zeilen, ganz und gar allein existire und außer mir nichts — weder die Feder, mit der ich schreibe, noch das Papier, auf dem ich schreibe, noch Du, mein Leser —: dieser Satz kann durch keinen Verstand widerlegt werden. So sagt Schopenhauer, der doch einer der schärfsten Denker und glänzendsten Wortführer der alten reinen Vernunftphilosophie war. Jener Solipsismus ist unwiderleglich: aber ganz gewiß, fährt Schopenhauer fort, gehört ein Mensch, der ihn aufstellt, ins Tollhaus hinein. Wenn wir jedoch mit allem unseren Verstand und aller unserer Logik nicht einmal einen Tollhäusler widerlegen können: ist dann nicht eben gerade die Waffe der Vernunft in dieser Hinsicht eine sehr armsälige Waffe, erweist die Vernunft damit nicht ihre Unfähigkeit, allein durch sich das Ganze der Welt zu begreifen? Ich gehe in meinem Buch weiter und leugne alle und jede Beweisfähigkeit. Unser ewiges Fragen nach dem Warum, auf das wir so stolz sind, ist ein durch und durch thörichtes Fragen. Der alten Welt der Dogmatik, den alten Gottbegriffen reißen wir nur dann die letzte Stütze fort, wir treiben sie aus ihren letzten Schlupf-

Digitized by Google

winkeln nur heraus, wenn wir die Kausalitätanschauung überwinden, wenn wir diesen festesten Glauben unserer ganzen heutigen Welterkenntniß, die eigentliche und große Heilswahrheit des „modernen Menschen", erschüttert haben ... So stände ich denn auf dem Standpunkt des äußersten Skeptizismus und ich sähe in allen unseren Weltvorstellungen nur anthropomorphe Gebilde, die mit dem eigentlichen und wahren Wesen des Dinges nichts zu thun haben?!

Nein, ich bin nichts weniger als Skeptiker. Der Zweifel ist freilich die höchste Blüthe aller reinen Verstandeskultur und unsere Vernunfterkenntniß allein kann nie die Gegensätze unseres Seins überwinden. Aber unser Weltorientirungvermögen ist nicht das Ganze unseres Geistes, sondern nur ein Teil von ihm und seine geringere Kraft. Das höhere, das vollkommenste Wesen der Welt ist ihre freie Schaffens- und Gestaltungskraft, — und wir selbst sind diese Welt. Unser gestaltender Geist steht jenseits von der Zweifelssphäre und bleibt von ihr vollkommen unberührt.

Indem wir die Identität von Ich und Welt erkennen, als erkennendes und gestaltendes Wesen uns bewußt werden, lösen wir alle Gegensätze unseres Seins auf, wir treten aus dem Bezirk der Vernunftwelt in die Welt des „reinen Schauens" ein, wie ich sie nenne; und wenn wir uns als Welt-Ich wissen, das mehr als unser „reales" Ich und mehr als nur Außenwelt ist, auch etwas Anderes als der pantheistische Gott, nimmt jeder Einzelne den Thron ein, auf dem man bisher stets einen Gott sitzen sah, auch wenn er nur den Namen Kausalität, Naturgesetz oder Nothwendigkeit führte. Die eine Welt ist zugleich eine unendliche Welten-Vielheit; jedes Ich besitzt eine besondere Welt, die verschieden ist von jeder anderen, aber ein genaues Abbild des Ichs vorstellt. Wahr ist alle Anschauung, — und nur die Anschauung ist Wahrheit. Aber auch sie verwandelt sich ewig, wie Alles in der Welt sich verwandelt. Alle alten philosophischen und religiösen Erkenntnisse sind große Wahrheiten. Sie widerstreiten einander auch gar nicht, sondern stehen nur in scheinbaren Gegensätzen zu einander. Es sind Entwickelungformen unserer ursprünglichen, sich gegenseitig ergänzenden Doppelanschauung von den Dingen. Und so ergänzt die Philosophie Leibnizs die Spinozas; und Beide haben gleichmäßig Recht. Wir treten heraus aus der Welt der dogmatischen Religionen und Philosophien, wo Jeder nur sich im Besitz der Wahrheit glaubte und die andere aufzufressen suchte. Auch die eine Wahrheit ist eine unendlich mannichfache und verschiedene. Und selbständig will auch meine Anschauung sich Niemandem aufzwingen. Ich suche in ihr nur mich und meine Welt.

„Mein Buch „Der neue Gott" ist der erste Teil eines größeren Werkes: „Zukunftland". Ich habe es in keinem Philosophendeutsch geschrieben, sondern so, daß es jeder Gebildete bequem lesen kann. Die strengen Männer der Schule werden mich wohl einen leichten Feuilletonisten nennen oder, weil ich manche dithyrambische Töne anschlage, „nur" für einen Dichter ansehen. Freilich suche ich auch darzuthun, daß Phantasie- und Verstandesmensch Hand in Hand gehen müssen, um die Magie der großen Zauberkünstlerin Welt zu durchschauen.

Wilmersdorf. Julius Hart.

Digitized by Google

Bankbilanzen.

Der lethargische Zustand, der jetzt an den Börsen herrscht, wird erst wieder weichen, wenn London aus der Aufnahmefähigkeit des amerikanischen Marktes neue Unternehmungluft auch für seine Goldshares schöpft, pariser Kursfabrikanten dann ihr Publikum „hineinlegen“ und fremde Renten von Spekulanten gekauft werden. Dann würden es die Börsen in Berlin und Frankfurt unerheblich finden, daß Ultimogeld noch in der letzten Februarwoche den für diese Zeit sehr seltenen Satz von fünf Prozent hatte, und ebenfalls wieder eine gute Stimmung zeigen. Bei der Elastizität der westlichen Börsen kann ein solcher Wiederaufschwung ganz überraschend kommen. Im englischen Koffern-Cirkus drängen die Verhältnisse — allein schon der Tiefbauminen — zu Neubildungen und Zusammenlegungen großen Stils. Ausgedehnte Bewegungen auf diesem Gebiet übertragen sich aber nach alter Erfahrung auch auf andere leicht anzuregende Gebiete. Deshalb thäten die deutschen Börseninteressenten gut, die Tagesimpulse der Kursbewegung nicht zu wichtig zu nehmen. Ob der Jahresabschluß irgend einer Großbank beweist, daß sie zunimmt, oder ob er beweist, daß sie, wie z. B. die Oesterreichische Kreditanstalt, konstant zurückgeht, ob Kohlenwerthe gefragt, Hüttenwerthe dagegen vernachlässigt sind u. s. w.: das Alles bestimmt schließlich doch nicht die Tendenz.

Bis jetzt ist noch keine Bankenpublikation erfolgt, die ein lebhafteres Für oder Wider erzeugt hätte. Die Dresdener Bank, die von je her der Börse als Stichblatt einer mehr persönlichen als sachlichen Kritik gedient hat, trat mit ihrer Bilanz zufällig an einem für sie besonders glücklichen Tage hervor. Herr Faure war plötzlich gestorben und unsere Kurse sollten unter keinen Umständen einen Druck zeigen; wenigstens nicht eher, als bis Paris selbst Unruhe gezeigt haben würde. So kam es, daß einer der interessantesten Jahresabschlüsse, in dem die Anspannung des Jahres 1897 wohl am Stärksten zum Ausdruck kommt, weder mit Käufen noch mit Verkäufen begrüßt wurde. Ist ein erheblicher Theil der Dividende von neun Prozent durch die 124 Millionen Tratten aufgebracht, die die Dresdener Bank am Ende des Vorjahres auf sich laufen hatte? Das ist eben so wie bei der Deutschen Bank ein wunder Punkt. Einerlei, für wen man acceptirt: es sind Verpflichtungen, die auf den Tag lauten und die in gefährlichen Momenten von den Kunden eben nicht ohne Weiteres gedeckt werden können. Denn in einem solchen Ernstfall handelt es sich nicht um vereinzelte Schwierigkeiten, denen durch eine reichliche Disposition zu begegnen ist, sondern um das Hereinbrechen einer wahren Epidemie von Verlegenheiten. Alle, die von den geschäftlichen Vorgängen aus der Zeit des Kriegsjahres 1870 mehr wissen, als was darüber gedruckt wurde, werde meine Auffassung bestätigen.

Dagegen macht die Presse viel zu viel Aufhebens von den sogenannten ungedeckten Krediten. Da die Zusammenstellungen nur zwischen „gedeckt“ und „ungedeckt“ unterscheiden, so mag sich das große Publikum vorstellen, daß die beiden Gruppen mit zwei scharf getrennten Gruppen von Kunden zusammenfallen. So ist es aber nicht. Die meisten Debitoren bleiben, auch wenn sie Deckung geben, immer ein Sümmchen schuldig; und gerade an solchen Leuten, von denen man Depot verlangt, weil sie nicht unbedingt sicher sind, geht oft Geld verloren. An den Kunden aber, die so first rate sind, daß man Deckung für unnöthig halten

Digitized by Google

darf, wird kaum je Etwas verloren. Das wird nicht verhindern, daß wir nach wie vor über diesen Punkt höchst weise Zeitungtiraden lesen werden.

Ueber das kümmerliche Ergebniß der Oesterreichischen Kreditanstalt und der Länderbank kann man sich kaum wundern. Der glänzende Aufschwung von Industrie und Handel macht eben hart an unserer Grenze Halt und vorläufig ist nichts davon zu spüren, daß unsere Nachbarn uns auch nur einigermaßen wieder nachkommen könnten. Diese Rückständigkeit kann durch die politischen Kämpfe in Wien und Prag auch nur insoweit erklärt werden, als das Bankwesen etwa nach bereits ganz veralteten Methoden der Technik ihre Unternehmungen zu diktiren im Stande wäre. Wir sind, wenigstens in Deutschland, aber doch längst dahin gekommen, daß wir die Gestaltung des Geldwesens nicht als Ursache, sondern als Wirkung der großen wirthschaftlichen Thatsachen, der Erfindungen, der Verhältnisse des Arbeitmarktes u. s. w. ansehen. Deutsche Unternehmungluft hat in Oesterreich noch ein weites Feld; davon werden später aber nur die Dividenden der berliner, nicht die der wiener Institnte erzählen. Unglück haben die österreichischen Banken auch mit ihren diplomatisch betriebenen Finanzgeschäften gehabt, besonders mit dem bulgarischen Eisenbahnvertrage. Bekanntlich war die Oesterreichische Länderbank an diesem Vertrag stärker interessirt als die Deutsche Bank. Der Großherr, vielleicht auch nur sein Kislar-Aga, hat Nein gesagt,— und wahrscheinlich haben die Deutsche Bank und die Ottomanbank neue türkische Unternehmungen in Aussicht. Vielleicht mag es sich für sie auch nur um Konzessionen für die Konsolidirung Dessen, was sie bereits in Händen haben, handeln. Es scheint, daß sie die Ablehnung ruhig einstecken. Unklar bleibt dabei die Finanzlage Bulgariens, die wohl im Vertrauen auf den bisherigen Kredit dieses Staates in England stark überspannt worden ist. Man darf aber nicht vergessen, daß, seitdem die Freundschaft zwischen Bulgarien und Rußland amtlich proklamirt wurde, das Fürstenthum vor den Augen der englischen Kapitalisten keine Gnade mehr findet. Interessant wird es sein, ob die offizielle Kursnotiz in Berlin schließlich bewilligt werden wird. Trotz der mächtigen Bankprotektion hat doch auch die Regirung ein Wort mitzureden. Unser Handelsinteresse an Bulgarien ist mit dem Oesterreichs natürlich gar nicht zu vergleichen.

Der Abschluß der Handelsgesellschaft war von vorn herein nicht anders als in geschicktester Darstellung zu erwarten. Er befriedigte denn auch um so mehr, als das Stehenbleiben der Gewinne auf Effekten- und Konsortialkonto fast allen Großbanken gemeinsam ist. So günstig das Vorjahr für die Emissionen war, so schwer war es, sie mehr als äußerlich anzubringen, d. h. nicht von schwachen Händen zurückkaufen zu müssen. Daher die stockenden Abwickelungen der Uebernahmesyndikate; ja, so glatte Arbeit wie bei den letzten deutschen Anleihen ist selten. Allerdings sind auch diese natürlich nur aus erster Hand abgesetzt worden, da die Legion der bei allen möglichen Provinzbankiers Zeichnenden doch nicht gleich das Geld bei der Hand gehabt haben wird, als der verlockende Prospekt im Inseratentheil der Zeitungen erschien. Wenn die Banken das Geld nicht so schnell vorgelegt hätten, hätte sich auch der Privatdiskont nicht so rasch versteift. Als Herr Koch mit diesem Umstande seine Herabsetzung um nur ein halbes Prozentchen begründete, schwieg er darüber wohlweislich, während sogar die auswärtige Potitik — Das sollte wohl heißen: die Beziehungen zwischen Frankreich und England? — mit herhalten mußte.

Digitized by Google

Die Reichsbank steht noch immer im Kreuzfeuer der Kommissionsdebatten. Die Beschlüsse, den alten Aktionären kein Bezugsrecht zu gewähren, nehmen sich zwar recht schön aus, allein dieses Bezugsrecht wäre doch nur bei niedrigem Kurs eine Bevorzugung gewesen; der Kurs galt aber von vorn herein als ziemlich hoch. Auch die beabsichtigte Betheiligung weiterer Kreise des Volkes an den neuen Reichsbankaktien hat ihre Grenze. Die alten Aktien stehen 166, ergeben also bei 7,92 Prozent Jahresdividende eine Rente von 4,77 Prozent. Wird der Emissionskurs mit 150 festgesetzt, was nach Präzendenzfällen bereits hoch wäre, so käme man bei 8 Prozent Dividende auf 5,33 Prozent. Wie rasch wäre diese Kursdifferenz ausgeglichen und wo wäre der edle Kapitalist, der nicht mit 16 Prozent Nutzen sofort wieder verkaufte! Man mag über die Aktionäre denken, wie man will: es liegt im Interesse der führenden Notenbank, daß der Hauptheil ihrer Aktien in festen Händen, d. h. hier in den stärksten Händen, ruht. Herr von Dechend war gewiß kein fanatischer Anbeter des Großkapitals, also mußte er doch wohl seine schwerwiegenden Gründe haben, als er bei der Gründung der Reichsbank die reichsten Leute für die Aktien zu interessiren unternahm. Uebrigens ist der frankfurter Rothschild heute längst nicht mehr Hauptaktionär.

Bemerkenswerth klar und durchsichtig ist der Ausweis der Darmstädter Bank; sie und die Diskontogesellschaft sind außer Mendelssohn die einzigen großen Reporteure an der Börse, die, wie große Geldreservoirs, tausend Röhren füllen, während die übrigen Banken schon zufrieden sind, wenn sie nur ihren Kunden Alles prolongiren können, was nur schwer oder gar nicht abgeschlagen werden kann. Da aber bei der gewaltigen Einschränkung des Ultimogeschäftes die Prolongationen sofort nach Ausführung der Kaufordre zu erfolgen haben, so helfen sich unsere Großinstitute mit ihrem Acceptkonto. Sie sagen zum Provinzbankier: „Direkt bevorschussen wollen wir nicht, aber zieht auf uns und verkauft unser Accept!“ Daher, nicht aus dem regulären Handelsgeschäft, stammt zum großen Theil auch das erstaunliche Anschwellen der laufenden Tratten. Der Provinzbankier steht mit mehreren Banken in Verbindung. Er trassirt also auf die X-Bank und macht sich damit Geld bei der Y-Bank, die auf solche Weise in ihrem Wechselportefeuille Dreimonatpapiere auf andere Institute ansammelt. Findet sich eine Bank zu stark bezogen, dann freundet sie sich mit einer Privatfirma an und schreibt ihrem Kunden: „Trassiren Sie auf die Herren Z. & Co.!“ Auch Das geht dann wieder in die Millionen. Endlich kommt dann die übliche Kapitalserhöhung der Bank. So lange unsere Banken noch zu 150 Prozent reichlich neue Aktien los werden, brauchen sie den Muth nicht zu verlieren.

Unerwartet kam der saubere — oder soll ich sagen: gesäuberte? — Abschluß der Breslauer Diskontobank. Angesichts aller Unternehmungen dieser so elastischen Bank — von Danzig, wo sie das Deutschthum finanzirt, bis nach Brüssel, wo sie die Prospektfreiheit zu schätzen weiß — ist der Abschluß wirklich gut zu nennen. Sehr selbstbewußt tritt der Schaafhausensche Bankverein auf, der sein Kapital jetzt von 75 Millionen gleich auf 100 Millionen erhöht. Eine solche Erhöhung pflegt sonst nur allmählich zu kommen. Aber ein Institut, das in den Rheinlanden so große Geschäfte macht, darf schon muthig sein. Zwar ist die Höhe seiner Accepte mit etwa 40 Millionen nicht übermäßig, aber Geld ist auch hier nöthig.

Man empfindet nachgerade in ganz Deutschland, daß sich unsere Baar-

Digitized by Google

mittel eigenthümlich verschieben und immer stärker von Berlin angezogen werden. Der Anlaß dazu liegt in der Macht der Großbanken, vor Allem in der Politik der Deutschen Bank. Eines Tages aber wird man vielleicht bemerken, daß in der Hauptstadt zwar nicht zu viel, im Reich aber doch bei Weitem zu wenig Geld vorhanden ist. Eine deutliche Illustrirung des heutigen Zustandes giebt die Gründung der Nernst-Gesellschaft gerade in England. Der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft war diese Gründung mit 270 000 Pfund nur durch das Vorhandensein müssigen Kapitals jenseits des Kanals möglich. Die ganze Transaktion ist höchst geschickt, besonders für das Heranziehen von Vorzugsaktionären, eingefädelt worden. Vielleicht handelt es sich nur um einen Anfang. Denn wir haben noch Gründungen genug im Portefeuille, denen mit der Heranziehung von Interessenten aus einem Lande gedient wäre, wo $2^3/_4$ prozentige Konsols auf 112 stehen. Das gesteht man sich aber nur in den Flüsterkabinetten der Banken ein; der Oeffentlichkeit gegenüber haben wir bekanntlich immer erschrecklich viel Geld.

Pluto.

Notizbuch.

Herr Mehring hat eine Brochure verdffentlicht, in der er sich die Aufgabe stellt, „Fabeln", die ich, nach seiner Behauptung, dem berliner Schöffengericht und den Lesern der „Zukunft" erzählt haben soll, zu berichtigen, und von der ich hier um so lieber spreche, als sie mir die Gelegenheit bietet, allerlei unwahre Angaben, die über den Verlauf des von mir gegen den Professor Delbrück geführten Prozesses durch die Presse verbreitet worden sind, zu beseitigen. Wir wollen sehen, was in „Herrn Hardens Fabeln" behauptet wird. Ich werde diese Behauptungen oft als unwahr zu bezeichnen genöthigt sein. Das soll natürlich immer heißen: objektiv unwahr; die Frage, ob Herr Mehring etwa auch im Stande wäre, wissentlich die Unwahrheit zu sagen, könnte mich heute nicht mehr interessiren. . . Er ist der Ansicht, daß die Dinge, über die er vor Gericht aussagen sollte, kaum in einem Zusammenhang mit dem zwischen Herrn Delbrück und mir „entbrannten" Streit standen, und nahm an, daß ich mich „überhaupt weigern würde, auf die Sache einzugehen, falls sich Delbrück in seiner Klagebeantwortung darauf berufen sollte". Er findet auch die Verfügung des Justizministers, „wonach die Beweisführung bei Beleidigungsklagen auf den eigentlichen Gegenstand des Streites beschränkt bleiben soll", „sehr verständig", meint, wenn ich vor dem einundzwanzigsten Januar, dem Tage des zweiten Termins, oder wenigstens beim Beginn der Verhandlung auf diese Verfügung hingewiesen hätte, „so wäre dagegen nichts einzuwenden gewesen", und behauptet, ich hätte erst später den Hinweis auf die Verfügung vorgebracht. Die Behauptung ist unwahr. Auf die „sehr verständige" Verfügung hatte mein Anwalt und Freund Dr. Theodor Suse in Hamburg schon in einem von ihm verfaßten Schriftsatz hingewiesen, den er am elften August 1898 dem Schöffengericht einreichte, und er hat, als in der Hauptverhandlung der Beschluß über den Umfang der Beweis-

Digitized by Google

aufnahme gefaßt werden sollte, nur seinen schriftlichen Antrag, wie es nöthig war, mündlich wiederholt. Herr Mehring behauptet, ich hätte „mit aller Kraft gegen seine Vernehmung protestirt". Die Behauptung ist unwahr. Ich habe gegen die Vernehmung keines einzigen Zeugen protestirt, habe überhaupt zu der Frage, wie weit die Beweisaufnahme erstreckt werden solle, nicht eine Silbe gesprochen. Für mich lag nicht der geringste Grund vor, irgend einen der von der Gegenpartei vorgeschlagenen Zeugen zu fürchten. Welche Gräuel sollten sie denn enthüllen? Herr Hartleben sollte bekunden, daß ich die inzwischen leider verschwundene Postkarte, von der ich im letzten Januarheft hier erzählte, vor acht Jahren an die Redaktion des „Vorwärts" geschrieben habe. Das hatte ich schon im März 1891 in einem an Herrn Hartleben gerichteten Brief, der dem Gericht vorlag, anerkannt. Herr Baacke, ein früherer Redakteur des „Vorwärts", sollte bekunden, daß er die Karte damals empfangen, Herr Dr. Barth, der Herausgeber der „Nation", daß Herr Hartleben sie ihm mit einer Beschwerde über mich eingehändigt habe. Natürlich wurde keine dieser Thatsachen von mir auch nur eine Sekunde bestritten. Sollte ich nun vor einer Entrüstung dieser Herren über die acht Jahre alte Kartengeschichte zittern? Herr Hartleben hatte mich vor Jahren spontan aufgefordert, die alte Sache als begraben anzusehen. Herr Baacke hatte sie mir gegenüber nie mit einer Silbe erwähnt, aber häufig, wenn wir irgendwo zusammentrafen, mit mir recht intim geplaudert und sich, als er wegen eines politischen Vergehens ins Gefängniß mußte, von mir Bücher geborgt; für einen Bösewicht konnte er mich nach Alledem wohl kaum halten. Wenn dem Herausgeber der „Nation" im März 1891 mein Verfahren „ehrenrührig" erschienen wäre, dann hätte er mich nicht länger als Mitarbeiter geduldet; ich blieb es bis zum Januar 1892, und als das Verhältniß gelöst wurde, schrieb der Herausgeber mir einen höchst liebenswürdigen Brief, worin er die Hoffnung aussprach, die Trennung werde „nur eine vorübergehende" sein, und der literarische Redakteur fügte, mit der Versicherung seiner unverändert freundschaftlichen Gesinnung, hinzu, weitere Beiträge von mir würden ihm stets „sehr willkommen" sein. Von der Redaktion des „Vorwärts" aber, der die Kartengeschichte doch am Genauesten bekannt war, erhielt ich schon im November 1891 einen sehr artigen Brief, mit dem Ausdruck der Sympathie und Hochschätzung. Wenn Herr Mehring, der damals mit den Leitern des „Vorwärts" sehr häufig zusammenkam und mit ihnen, wie seine Briefe beweisen, mehrmals über mich sprach, von der Geschichte erst jetzt gehört hat, so zeigt auch Das nur, wie unbeträchtlich sie diesen Herren schien ... Damit ist wohl hinreichend festgestellt, daß von allen Betheiligten kein Einziger mich für bemakelt hielt und ich, im Besitz der erwähnten und zahlreicher anderen Briefe, keinen Anlaß hatte, vor der Vernehmung dieser Zeugen zu beben. Thatsächlich habe ich mich mit der Frage, ob sie vernommen werden sollten, auch gar nicht beschäftigt. Bei den Juristen, Richtern und Anwälten, die mit mir über die Sache sprachen, war kein Zweifel darüber, daß es zu einer so „uferlosen" Beweisaufnahme, wie sie durch die gehäuften Schriftsätze der Gegenpartei herbeigeführt werden sollte, nicht kommen könne. Das war mir gleichgiltig; ich hatte meine Sache Freund Süse anvertraut und wußte sie in guten Händen. Wer eine Ahnung von forensischen Dingen hat, weiß, daß es nicht darauf ankommt, was ein Parteivertreter beantragt; täglich werden unzählige Anträge der Anwälte abgelehnt. Das Gericht entscheidet nach freiem Ermessen; und „dem freien Ermessen des Gerichtshofes" hatte auch mein Anwalt in dem Schriftsatz

Digitized by Google

vom elften August die Entscheidung über die Grenzen der Beweisaufnahme anheimgestellt. Das Gericht lehnte alle nicht auf die am achtundzwanzigsten Mai 1898 hier abgedruckten Briefe bezüglichen Beweisanträge des Beklagten ab, weil sie nicht geeignet seien, die Beschuldigung des Herrn Delbrück zu stützen. Wenn die Gegenpartei sich durch diesen Gerichtsbeschluß benachtheiligt fühlte, konnte sie an die zweite Instanz gehen und versuchen, ob die Strafkammer ihre Beweisanträge annehmen würde. Das hat Herr Delbrück nicht gethan, sondern, während ich auf dem im Mai hier deutlich bezeichneten Standpunkt blieb, den bis dahin starren Widerstand gegen die Zurückziehung seiner Klage aufgegeben.

Unter den vom Gericht abgelehnten Zeugen war auch Herr Mehring; er sollte bekunden, daß ein im August 1890 in der Volkszeitung, deren Redakteur er damals war, über den Fall Lindau veröffentlichtes Feuilleton von mir geschrieben sei und daß ich ihn später aufgefordert habe, mit mir gemeinsam die „Zukunft" herauszugeben. In seiner Brochure will er den Glauben erwecken, ich hätte Grund gehabt, sein Zeugniß zu fürchten. Wir werden sehen, ob dieser Glaube berechtigt ist. Da Herr Mehring aber auch von der an Treitschkes Namen geknüpften Episode spricht, die in den Prozeß hineinspielte und seitdem in allerlei niedlichen Lügenmären figurirt, möchte ich darüber zunächst ein paar Worte sagen. Ich hatte in einer Anmerkung hier beiläufig bemerkt, Treitschke habe sein Versprechen, der „Zukunft" einen Beitrag zu geben, nicht mehr erfüllen können. Darauf erklärte Herr Professor Schiemann, Treitschke habe ein solches Versprechen nie gegeben, sondern im Gegentheil die Zumuthung, für die „Zukunft" zu schreiben, rundweg abgelehnt. Alles Nähere ist in den Heften vom vierzehnten und einundzwanzigsten November 1896 zu lesen. Herr Mehring behauptet nun, ich hätte in der Verhandlung gesagt, nicht ich habe die Existenz, sondern mein Prozeßgegner, der die Sache vorbrachte, habe die „Nichtexistenz" des Briefes — richtiger: des Versprechens — zu beweisen. Die Behauptung ist unwahr. Den selbstverständlichen Satz, daß der Beschuldiger seine Angabe zu beweisen, nicht der Beschuldigte den Reinigungsbeweis anzutreten habe, hielt nicht ich, sondern der Vorsitzende Herrn Delbrück entgegen; er machte ihn auf den alten Rechtssatz aufmerksam, daß dem Behauptenden die Beweislast zufalle und es nicht angehe, von einem Menschen, den man einen Dieb genannt habe, den Beweis seiner Unschuld zu fordern. Die Schilderung, wie der Professor mit Stentorstimme die Vorlegung des Briefes forderte und wie ich sprachlos und schlotternd auf meinem Stühlchen saß, liest sich ja in den Zeitungen recht hübsch; leider ist nur kein Wort daran wahr. Als der Dialog zwischen dem Vorsitzenden und ihm beendet war, stellte Herr Delbrück den Antrag, seinen Kollegen Schiemann zu laden, der bekunden solle, Treitschkes Ansicht über mich und meine Wochenschrift sei so entschieden ungünstig gewesen, daß er an die Gewährung eines Beitrages nicht gedacht haben könne. Darauf erwiderte ich, gegen die Ladung dieses Zeugen sei von mir nichts einzuwenden, nur müsse ich dann die Ladung des Herrn Georg Hirzel beantragen, dem — er war bekanntlich Treitschkes Verleger — der starke Dichter deutscher Historie freundliche Urtheile über meine Thätigkeit ausgesprochen und gesagt habe, es werde außer der „Zukunft" bald kein Blatt mehr geben, in dem man publizistisch sein Herz erleichtern könne. Herr Delbrück kam danach auf seinen Antrag nicht mehr zurück und das ganze Beweisthema wurde durch den Gerichtsbeschluß ausgeschieden. Die Sache steht

Digitized by Google

nun einfach so: Ich habe bewiesen, daß die Behauptung des Herrn Schiemann unwahr ist — denn Treitschke hat die Mitarbeit an der „Zukunft" nicht rundweg abgelehnt, sondern, wie ich zeigte, von Fall zu Fall in höflichen Briefen erklärt, weshalb er im Augenblick nicht den gewünschten Beitrag geben könne —, und die Herren Schiemann und Delbrück haben nicht den Schatten eines Beweises dafür vorgebracht, daß ich den Lesern der „Zukunft" Unwahres mitgeteilt habe.

Der Verfasser der „Fabeln" behauptet nun aber, ich habe den Lesern der „Zukunft" über den Prozeß einen „gänzlich entstellten Bericht" gegeben. Die Behauptung ist unwahr. In der Notiz, die ich über den Ausgang des Prozesses hier veröffentlichte, steht kein unrichtiges, kein auch nur anfechtbares Wort. Dagegen lobt Herr Mehring den in den meisten Zeitungen gedruckten Prozeßbericht des Herrn Oskar Thiele und fügt hinzu: „Thieles Berichte gelten allgemein als objektiv und sind es auch." Allgemein? ... Im Mai 1891 beklagte Herr Mehring sich über die Parteilichkeit Thieles, die er auch vorher schon in den schroffsten Worten getadelt hatte, und schrieb („Kapital und Presse", Seite 50): „Ich habe leider das Unglück gehabt, mir den Groll dieses Gerichtsreporters zuzuziehen, da im Oktober 1889 sein damaliges Vorhaben, über einen bösartigen Wucherprozeß nicht zu berichten, nachdem sich der oder die Angeklagten bereit erklärt hatten, tausend Mark in die Kasse des Vereins ‚Berliner Presse' zu steuern, an meinen Einspruch scheiterte." Gar so allgemein scheint die Geltung der thieleschen Berichte also doch nicht zu sein. Einerlei: der Verfasser der „Fabeln" hat im Lauf der Jahre seine Meinung über den „Reporter" geändert, — wie Herr Delbrück die über seinen Kollegen Lamprecht und ich die über Herrn Delbrück. Ich halte Herrn Thiele einer unehrenhaften Handlung nicht für fähig, glaube aber, daß auch er, wie wir Alle, unbewußt von Sympathien und Antipathien gestimmt wird und daß es selbst beim besten Willen unmöglich ist, in einem kurzen — nicht stenographirten — Bericht ein in jedem Zuge richtiges Bild von einer vielstündigen Gerichtsverhandlung zu geben. 1891 traute Herr Mehring dem jetzt von ihm gelobten Manne zu, er könne in zärtlicher Wallung für den Verein „Berliner Presse" wissentlich die Wahrheit verbergen oder entstellen. Mir stand in Herrn Delbrück der Vicepräsident des Vereins „Berliner Presse" gegenüber; dennoch bin ich fest davon überzeugt, daß die thatsächlichen Unrichtigkeiten, die Thieles Bericht zu meinen Ungunsten enthielt, von ihm nicht beabsichtigt waren. Mein Artikel „Eine Infamie" lag dem Gericht als von meinem Anwalt eingereichter Schriftsatz vor. Es war selbstverständlich, daß ich in allen Punkten genau das Selbe sagte, was ich geschrieben hatte. Wäre ich davon abgewichen, dann hätte der Vorsitzende, der Beklagte oder sein Vertreter — alle Drei hatten den Artikel vor sich liegen — mich auf den Widerspruch beider Bekundungen hingewiesen. Das ist nicht ein einziges Mal auch nur versucht worden. Für mich ist nicht der thielesche Bericht, sondern meine eigene Darstellung maßgebend, die ich, so weit es gewünscht wurde, in der mündlichen Verhandlung nur wiederholen konnte, und ich brauche mich bei Herrn Mehrings Bemühen, zweierlei Berichte durcheinanderzumengen, nicht aufzuhalten. Ich fahre in der Beleuchtung seiner Angaben fort.

Er benutzt, um sie zu stützen, Privatbriefe, die ich, während wir befreundet waren, in den Jahren 1890 bis 92 an ihn geschrieben habe. Schön. Ich bin dadurch leider genöthigt, zur Aufklärung des Sachverhaltes auch aus

Digitized by Google

seinen an mich gerichteten Briefen einzelne Theile abzudrucken, werde mich aber streng auf die nothwendige Abwehr beschränken. Er behauptet, in meinen Briefen seien „noch lebende Personen“ recht gröblich „titulirt“. Das ist möglich. In seinen auch. Und in seinen, des sehr viel älteren Mannes, der, als ich zu schreiben anfing, schon zwanzig Jahre im publizistischen Leben stand, Artikeln und Brochuren habe ich gelesen und damals gläubig hingenommen, die Journalisten August Stein und Stephany hätten als Zeugen gegen ihn falsche Eide geleistet, die Herren Dr. Brahm und Sonnemann hätten ehrlos gehandelt, Herr Eugen Richter sei „der verlogenste Schuft in den deutschen Grenzen“, Herr Arthur Levysohn habe in Frankreich Spionendienste geleistet, — und zahlreiche ähnliche Dinge mehr. Er wurde nicht müde, mir, der die Personen zum größten Theil gar nicht kannte, immer wieder zu sagen und zu schreiben, die ganze berliner Presse, eine Weile sogar der „Vorwärts“, sei „mit dem Gift des Lindau-Ringes infizirt“. Er, dessen Erfahrung ich trauen zu dürfen glaubte, schilderte mir die Zeitungmacher, die ihn damals wie den Auswurf der Menschheit behandelten und ihn jetzt als Kronzeugen gegen mich aufmarschiren lassen. Da ist es eigentlich ein Bischen hart, wenn er mir nun plötzlich vorwirft, ich hätte diese Leute in Privatbriefen „grob titulirt“. Aber ich habe kein Interesse daran, ihm aus seinen eigenen Briefen die entsprechenden Stellen vorzuführen.

Auch bei der Art, wie er den Anfang unserer Bekanntschaft schildert, will ich mich nicht lange aufhalten. Er „läßt mich kommen“, „sistirt“ mich „auf die Redaktion“, läßt mich einen Schwur leisten u. s. w. Ich hatte vor dem Herrn eine aufrichtige Hochachtung, bewunderte, wie ich schon früher hier erzählt habe, in ihm einen vorzüglichen Stilisten und erkannte in jeder Beziehung seine politische und journalistische Ueberlegenheit an; aber ich war nicht sein Untergebener, stand in keinem Abhängigkeitverhältniß zu ihm, war Literaturkritiker zweier angesehenen Zeitschriften und hätte mir eine Behandlung, wie er sie schildert, nie, von keinem Mächtigsten dieser Erde, gefallen lassen. In Wirklichkeit behandelte der ältere Mann, der sich ja selbst seiner Wohlerzogenheit rühmt, mich durchaus kollegialisch und mit ausgesuchter Höflichkeit; ich war immer sein „lieber Kollege“ und dem Kollegen widmete er, „zur freundlichen Erinnerung an gemeinsame Kämpfe“, seine Schriften. Bekannt wurden wir durch die Schauspielerin Schabelsky, von der Herr Mehring im „Fall Lindau“ als von einer „wehrlosen, boykottirten Proletarierin“ Rühmliches sagte, der er jetzt allerlei Schandthaten nachsagt und die er als russische Spionin verdächtigt. Das kann mir gleichgiltig sein; das Fräulein hat, weil ihre literarischen Fähigkeiten dazu nach meiner Ansicht nicht ausreichten, nie eine Zeile für die „Zukunft“ geschrieben, ihre Theaterstücke sind von mir viel ungünstiger als von Anderen beurtheilt worden, — und der Gedanke, sie könne mich politisch beeinflußt haben, muß Jeden, der mich kennt und diese ganz in theatralischen und belletristischen Interessen aufgehende Persönlichkeit kannte, zu herzhafter Heiterkeit stimmen. Herr Mehring sagt, sie habe „auf der russischen Botschaft verkehrt“. Das wird, da sie eine fromme Russin ist, gewiß richtig sein; sie erzählte auch selbst, daß sie bei dem Grafen und der Gräfin Schuwalow mehrmals zum Thee eingeladen war und mit dem Propst Dr. Matzew freundschaftlich verkehrte. Auch im Hause Mehring verkehrte sie, und zwar noch zu einer Zeit, wo mein Verkehr mit dem Herrn dieses Hauses schon aufgehört hatte. Daß sie eine Spionin gewesen sein oder überhaupt aus irgend einer ähnlichen infamen Thatigkeit Einnahmen gehabt haben

Digitized by Google

soll, halte ich schon deshalb für völlig ausgeschlossen, weil sie sich zum größten Theil durch schwierige, miserabel bezahlte Uebersetzungen ernährte. Eine andere Andeutung ihres ehemaligen Protektors geht dahin, sie habe zu mir, wie man ja wohl sagt, in intimen Beziehungen gestanden. Als vor neun Jahren Herr Brahm mit einer ähnlichen Insinuation aufgetreten war, schrieb Herr Mehring („Fall Lindau", Seite 31): „Freilich weiß ich, wen er meint. Er meint einen jungen, talentvollen Schriftsteller, der zwar nicht" (wie die Herren Brahm und Genossen) „zur Lindauzeit ein Tischgast des Fräuleins von Schabelsky war, aber der sich später bemüht hat, den über sie verhängten Boykott zu brechen ... Dieser Mann lauert nur darauf, um den ersten Verleumder, der ihn offen eines Liebesverhältnisses mit der Schabelsky zeiht, an den Ohren zu packen und vors Amtsgericht zu schleppen ... Aber so lange Keiner dieser Gesellen mit seiner Anklage an das Licht der Oeffentlichkeit zu treten wagt, wird es wohl bei der feierlichen, noch in dem Bannbriefe ausgesprochenen Versicherung des Herrn Lindau, daß er seine Freundin keiner Untreue zeihen könne und wolle, sein Bewenden haben müssen". Und auf Seite 35: „Thatsache ist ferner — wenigstens so lange, bis Herr Otto Brahm den vielberufenen ‚Ungenannten' nennt —, daß sie sich keinem neuen Liebhaber in die Arme warf." Der junge Schriftsteller war ich. Das Fräulein ist seit fast drei Jahren aus Deutschland fort, ich habe seitdem keine irgendwie geartete Verbindung mit ihr, weiß gar nicht, wo sie lebt, — und jetzt rückt Herr Mehring mit der Andeutung heraus, die er in erregteren Tagen Herrn Brahm so sehr verargt hatte. Passons ... Ich gehe auf Das, was das Fräulein ihrem Protektor gesagt oder geschrieben haben soll, nicht ein. Sie war nie befugt, für mich das Wort zu führen, und hat, so oft sie es in einem übertriebenen Dankbarkeitgefühl dennoch versuchte, mir stets nur Aerger bereitet. Ob sie meinen Namen mißbraucht hat, weiß ich nicht; die Leute, die auf solchen Mißbrauch hereingefallen wären, könnte ich nur bedauern. Gemeldet hat sich bisher Keiner; und wenn ich den Klatschgeschichten nachging, hat sich jedesmal gezeigt, daß sie erfunden waren.

Der Verfasser der Fabeln behauptet nun weiter, es sei unwahr, daß es sich bei dem Feuilleton, das ich für die Volkszeitung schrieb, um eine „private Gefälligkeit" für ihn gehandelt habe. Thatsache, erweisliche Thatsache ist, daß der Artikel mir nicht honorirt wurde und daß Herr Mehring nie und nirgends bisher gesagt hat, er stamme von mir; sogar Redakteure der Volkszeitung glaubten, ihr Chefredakteur sei der Verfasser. Ich werde fortfahren, eine Arbeit, die ich umsonst leiste, für eine private Gefälligkeit zu halten, und glaube, daß Andere eben so denken. Herr Mehring behauptet, er habe den Artikel wörtlich so, wie ich ihn geschrieben hatte, abgedruckt und nichts, kein Komma, auch nicht den Titel, daran geändert. Das, verkündet er, hätte er auch als Zeuge beschworen. Dann ist es gut für ihn, daß er in Moabit nicht vernommen wurde, denn er hätte — unwissentlich — unter seinem Eide die Unwahrheit gesagt. Mein Titel hieß „Paul Lindaus Glück und Ende"; er gefiel Herrn Mehring nicht, der, ganz richtig, als der Skeptischere meinte, man könne ja noch nicht wissen, ob schon von einem „Ende" zu sprechen sei. Um sein Gedächtniß aufzufrischen, erinnere ich ihn daran, daß er mich ein paar Wochen später für den Verfasser einer Brochure hielt, die ein mir unbekannter Schriftsteller unter dem vorher von mir gewählten Titel herausgab. Uebrigens hat sein damaliger Kollege Ledebour, der Zeuge des Gespräches war, mir diesen Sachverhalt bestätigt. Ob sonst in dem Feuilleton Aenderungen vor-

Digitized by Google

genommen wurden, weiß ich nicht. Herr Mehring behauptet, er habe kein Komma geändert, schon weil er „Alles vermeiden mußte, was Herrn Harden für den Nothfall ermöglicht hätte, sich seiner Verantwortlichkeit zu entziehen.“ Danach muß man glauben, ich sei der Gewährsmann eines Redakteurs gewesen, der, auf das Zeugniß eines ihm ganz Unbekannten gestützt, einen Angriff von solcher Schwere ins Land flattern ließ. In Wirklichkeit lagen die Dinge anders. Herr Mehring hat auf den ersten Seiten seiner Brochure „Der Fall Lindau“ sehr lebendig geschildert, wie die bedrängte Schauspielerin, ehe er mich noch kannte, ihm die „Urschriften“ der auf den Fall bezüglichen „Urkunden“ übergab, und er hat, wie es sich für einen gewissenhaften Redakteur ziemt, in seine Zeitung über den heiklen Handel kein Wort aufgenommen, das nicht durch unzweideutige, stets publizirbare Zeugnisse beglaubigt war. Ich hatte ihm nichts mitzutheilen, was er nicht schon von seinem Schützling wußte, hatte auch gar nichts zu „verantworten“, sondern war von ihm gebeten worden, die Theatersphäre zu schildern, in der er sich, wie er sagte, nicht leicht zurechtfinden könne. Ich bin noch heute fest davon überzeugt, daß er in meinem Feuilleton Aenderungen vorgenommen hat, insbesondere davon, daß ich den Satz nicht geschrieben habe, in dem von „unserem Leitartikel in No. 185“ gesprochen wird. Aber die Sache ist neun Jahre her, Glaube steht gegen Glauben, — und Beweise sind auf beiden Seiten nicht vorhanden. Die Behauptung, ich hätte dem Schöffengericht über diesen Punkt Etwas „vorgefabelt“, ist unwahr; ich habe einfach wiederholt, was ich im Mai hier geschrieben hatte: Ich glaube nicht, daß der Artikel wörtlich so gedruckt wurde, wie er eingereicht war, weiß aber bestimmt nur, daß der Titel geändert wurde. Eben so unwahr ist die Behauptung, ich hätte gesagt, der Artikel habe keinen Angriff auf Bismarck enthalten. Eine Frage danach wurde mir gar nicht vorgelegt, wäre auch überflüssig gewesen, da schon in meinem Schriftsatz („Eine Infamie“) — den übrigens Bismarck selbst noch gelesen und nach dessen Lecture er mich seines ungeschmälerten Wohlwollens versichert hat — gesagt war, daß ich in der ersten Zeit meiner journalistischen Thätigkeit satirische Hiebe gegen den ersten Kanzler zu führen versucht habe und in berlinisch fortschrittlichen Anschauungen lebte und webte. Bestritten habe ich nur, daß in der von der Gegenpartei angeführten Stelle, wo Herr Paul Lindau als Leibjournalist des Auswärtigen Amtes und Mitarbeiter des Berliner Tageblattes geschildert wurde, ein Angriff auf Bismarck zu finden sei. Herr Mehring citirt, um zu zeigen, daß ich zweierlei Meinungen hatte, einen Passus aus dem Feuilleton, wo von der in dreißigjähriger Gewaltherrschaft entstandenen Korruption die Rede war, und einen anderen aus dem bald nachher in der „Gegenwart“ veröffentlichten Artikel „Phrasien“, in dem ich Bismarck einen gefesselten Titanen und einen Großen nannte. Schade, daß er nicht ausführlicher citirt; denn gerade in diesem Artikel habe ich darzustellen versucht, was mir vor neun Jahren die Wurzel der Korruption schien. Man höre: „Wenn er sich räusperte, hielt man den Athem an; wenn er sich renommirend über die Furchtsamkeit und die Autoritätsucht seiner Landsleute lustig machte, hieß mans Geflügelte Worte... Wohin er trat, da fand er Moorboden, weichen, nachgiebigen; wohin er blickte, da sah er krumme Rücken, devote, stumpfsinnige Bewunderung ... Er fiel, weil er nach seinen Phrasiererfahrungen die ganze Menschheit beurtheilte, weil er an keinen sittlichen Adel, an keine freie, ehrliche Ueberzeugung mehr glauben mochte, weil er mit Menschenhand in die Speichen des unaufhalt-

Digitized by Google

sam rollenden Zeitenrades eingreifen wollte". Das steht auf Seite 8 der ersten Apostata-Sammlung. Wenn aus diesen Sätzen eine blinde „Bismarckschwärmerei" spricht, die ich nöthig gehabt hätte, vor Herrn Mehring zu verbergen, dann will ich mein Leben lang gezwungen sein, mich mit diesem Herrn literarisch auseinanderzusetzen. Und solche Aussicht wäre wirklich nicht verlockend.

Ich habe später Bismarck, der diese Sätze gelesen hatte, kennen und lieben gelernt. Ich konnte ihm, zu meinem Schmerz, nie auf allen Wegen folgen und bin durch meine abweichende Ueberzeugung gezwungen worden, ihm gerade in der ihm wichtigsten Frage der inneren Politik, in der „sozialdemokratischen", wie er sie nannte, zu opponiren, so daß er mich lächelnd einen „avancirten Sozialisten" zu nennen pflegte. Uebel hat er mirs nie genommen; und als ich über einen Angriff der Hamburger Nachrichten mein Erstaunen aussprach, ließ er mir schreiben: „Bei vorliegenden Meinungverschiedenheiten werden beide Herren in den Fall kommen, sich auch öffentlich divergirend auszusprechen. Dabei wird Ihre Ehre nicht mehr betheiligt sein als die des Fürsten. Das Recht der öffentlichen Meinungäußerung steht dem Einen so gut zu wie dem Anderen." Damit ist die Stellung, die ich als politischer Publizist im Verhältniß zu Bismarck einnehmen wollte und einnahm, deutlich bezeichnet. Sein persönliches Wohlwollen hat er mir bis zur letzten Lebensstunde bewahrt, so oft er sich auch über eine von mir ausgesprochene Ansicht geärgert haben mochte. Mir brachte dieses Verhältniß, mit den schönsten Erinnerungen meines Lebens, zugleich doch auch eine Kette innerer Konflikte, deren Folgen ich heute noch in den Nerven spüre. Es gab Augenblicke, wo ich über die von Friedrichsruh aus getriebene Politik rechtschaffen wüthend war, und andere, wo nichtswürdige Zwischenträgereien mich auch gegen den Menschen verstimmten. Wenn ich den Einzigen dann aber wieder leben, leiden und für seine Ueberzeugung kämpfen sah, dann schwand vor der Macht der Persönlichkeit, vor der unvergleichlichen Grazie des Giganten jeder Groll und ich mußte mir beschämt sagen: Er sieht am Ende doch weiter als wir kleinen Leute ... Freund Schweninger, der diese Konflikte miterlebt und eine Fülle dankenswerther Güte verschwendet hat, um die leidenschaftlichen Wallungen, denen ich schwer widerstehen kann, zu dämpfen, schrieb mir neulich, er müsse sich innerlich immer „halbtotlachen", wenn er lese, meine Liebe und Bewunderung für Bismarck sei nicht echt. Er, der ihn am Besten liebte, weiß auch am Besten, was mich der Kampf um diese Liebe im Innersten gekostet hat.

Herr Mehring hält diese Liebe nicht für echt. Das ist mir gleichgiltig, um so mehr, als er sie, so lange er mich kannte, für echt hielt und seitdem sein Urtheil nur durch Zorn, Klatsch und Tratsch verändert sein kann. Aber er behauptet auch, er habe die Verschiedenheit unserer Standpunkte nicht gekannt; und darauf will ich antworten. Er schreibt, wenn ich ihm meine „Bismarckschwärmerei" nicht sorgfältig verhehlt hätte, wäre der erste Tag unserer Bekanntschaft auch ihr letzter gewesen, und fügt hinzu: „Er hat mir auch später nie davon gesprochen". Ich greife, um die Unwahrheit dieser Behauptung zu beweisen, aus seinen Briefen nur das Nöthigste heraus. Im Mai 1892 schrieb er mir: „Lieber Kollege, ... ich habe überhaupt stets nur freundschaftliche Gesinnungen gegen Sie gehegt. (Cf. „Herrn Hardens Fabeln", Seite 23: „Mit der Freundschaft war es zunächst nicht gar so dick.") Und nur aus diesen Gesinnungen heraus bedaure ich Ihre Schwärmerei für Bismarck und Nietzsche, nicht als eine subjek-

Digitized by Google

tive Verschuldung, sondern als einen objektiven Irrthum, mit dem Sie einen sehr weiten Umweg machen, den ich Ihnen aus persönlicher Freundschaft gern erspart sähe... Inzwischen alles Freundlichste! In alter und stets unveränderter Gesinnung Ihr Mehring." Ein paar Tage später: „Wenn Sie einem um Vieles älteren Freunde, der an sich selbst erfahren hat, wie viel unwiederbringliche Kraft und Zeit solche Umwege kosten, ein offenes Wort gestatten wollen, so kann auch ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß Ihr Kampf gegen die Preßkorruption fruchtlos bleiben muß, so lange sie an Nietzsche und Bismarck festhalten ... Ich werde nie eine Polemik gegen Sie führen, wie der ‚Vorwärts', da ich Sie persönlich kenne und schätze, aber eben deshalb betrübt es mich aufrichtig, daß Sie von Nietzsche und Bismarck nicht loskommen ... Sie nehmen mir vielleicht übel, daß ich so offen mit Ihnen spreche, aber wenn Sie, woran ich bei Ihrem Charakter und Ihrem Talent felsenfest glaube, einmal auf den richtigen Weg kommen werden, dann werden Sie auch erkennen, daß ich Ihnen als treuer Freund geschrieben habe... Also: nichts für ungut und herzlichen Gruß von Ihrem Mehring." Im September 1892: „Wer Sie nicht kennt, steht vor einem pinchologischen Räthsel; Schufte beuten es gegen Sie aus ... Daß Bebel und Liebknecht Ihre Bismarckbewunderung mit Ihrem Kampf gegen die Preßkorruption nicht zu vereinen wissen, mag ein Mangel ihres Intellektes sein, wirft aber keinen Schatten auf ihren Charakter ... Ich schätze Ihre Apostata-Bücher" (in denen doch die „Bismarckschwärmerei" besonders stark hervortritt und in deren zweitem Bande mein erster Besuch in Friedrichsruh ausführlich geschildert ist) „außerordentlich hoch als glänzende literarische Produktionen, als die Erzeugnisse eines tiefen und tapferen sozialen Instinktes ... Lieber Kollege, weder an Ihrer Bildung noch an Ihrem Charakter äußere ich den geringsten Zweifel, wenn ich sage, daß Ihnen politische und soziale Fragen vollkommen fern stehen. Ich stelle Ihre Bismarckbewunderung auch keineswegs auf die selbe Stufe mit der Bismarckerei der Bülow und Genossen ... Sie sind jung, lernbegierig, lernfähig, und gerade durch die Redaktion der ‚Zukunft' werden Sie Vieles lernen. Deshalb darf ich — und ich thue es von Herzen — Ihnen das fröhlichste Gedeihen Ihres Unternehmens wünschen. Dies Recht giebt mir meine Freundschaft für Sie, eben so freilich auch das Recht des Bedauerns darüber, daß Sie einen Umweg machen wollen, der Sie viel edle Zeit und Kraft kosten wird.... Meine Freundschaft für Sie ist unverändert die selbe. In alter Gesinnung Ihr Mehring." Ists genug? Ich denke: Ja. Der Beweis, daß ich meine Gesinnung nicht verborgen habe und daß ich sie einem Manne, der so an einen „Bismarckschwärmer" schreibt, nicht, um mir seine Freundschaft zu sichern, zu verbergen brauchte, ist wohl bündig geführt. Nur „Schufte" können die Sache noch „gegen mich ausbeuten."

Herr Mehring schreibt auf Seite 23, er habe mir auch in der Zeit unseres freundschaftlichen Verkehrs „nie völlig über den Weg getraut." Ob Das aus seinen Briefen hervorgeht, wird jeder Leser beurtheilen können; ich kann nur sagen, daß er mit mir stets sogar über die Interna der ihm nächsten Partei mit der größten Offenheit gesprochen hat. Ueber Mißtrauen hatte ich nicht zu klagen; aber er; wenigstens that er es häufig. Noch in dem letzten Brief, den er mir im Oktober 1892 schrieb, beklagt er sich darüber, daß ich ihm „nicht über den Weg traue", — ich ihm, nicht er mir. Sein Gedächtniß hat ihn im Stich ge-

Digitized by Google

lassen. Es ist auch sonst nicht ganz zuverlässig. Ein Beispiel noch für viele. Jetzt schreibt er, er habe damals gefunden, daß ich „auf literarischem Gebiete recht hübsche Kenntnisse besaß"; im September 1892 war es eine bei meinen „dreißig Jahren staunenswerthe Fülle literarischer Kenntnisse". Es ist eben doch nicht ganz leicht, nach Jahren des Grolls und der Entfremdung früheres Empfinden genau wiederzugeben.

Als Zeuge sollte Herr Mehring bekunden, daß ich ihn zu gemeinsamer Herausgabe der „Zukunft" aufgefordert habe. Ich habe über diesen Punkt geschrieben und gesagt, ich könne mich einer solchen Aufforderung nicht erinnern; wenn sie aber erfolgt sei, so beweise sie „klar und unzweideutig doch nur, daß ich dem damals eifrig umhergetragenen Gemunkel, die ‚Zukunft' sei mit bismärckischem Gelde gegründet, durch eine nicht mißzuverstehende Handlung den Boden entziehen wollte. Wenn Herr Mehring neben mir als Herausgeber gezeichnet hätte, dann hätte auch der Böswilligste am Ende nicht mehr geglaubt, es handle sich um eine bismärckische Gründung." Herr Mehring behauptet nun, die Aufforderung sei „um Neujahr 1892" in Gegenwart seiner Frau an ihn gerichtet worden, und reproduzirt den Inhalt einer Postkarte, auf der ich im Januar 1892 an ihn geschrieben habe: „Wodurch das Gerücht aufgekommen ist, Sie und ich machten ein neues Blatt: nescio... Schade, ewig schade, daß Sie nicht von der Partie sein können." Das ist der Beweis, den er in Moabit vorlegen wollte, der einzige Beweis. Nun habe ich die Aufforderung zwar nie „bestritten" oder „geleugnet" und eine Beweisaufnahme war deshalb über diesen unbeträchtlichen, als zugegeben anzunehmenden Punkt gar nicht nöthig; ein paar Worte will ich aber auch darüber jetzt noch sagen. Im Januar 1892 hatte ich den vagen Wunsch, eine Zeitschrift herauszugeben, und daß ich für diesen Wunsch gern Herrn Mehring gewonnen hätte, ist mir, bei meinem damaligen Gefühl für diesen Schriftsteller, nicht im Geringsten zweifelhaft. Von einer bestimmten Möglichkeit, meinen Wunsch zu verwirklichen, war noch keine Spur sichtbar; sie ergab sich erst ein paar Monate später, als ein älterer Bruder mir zur Begründung des Blattes zehntausend Mark geliehen und Herr Georg Stilke, der den gleichen Betrag einschießen wollte, den Verlag übernommen hatte. Da aber war an die Kombination Mehring, auf die der Bahnhofsbuchhändler Stilke nie eingegangen wäre, nicht mehr zu denken. Ich konstatire also als Ergebniß des ganzen Lärms: Ich habe den Wunsch gehegt, mit Herrn Mehring, der meine politischen Gesinnungen ganz genau kannte, gemeinsam ein Blatt herauszugeben. Als ich dann die Herausgabe der „Zukunft" plante, hatte mein damaliger treuer Freund mir schon gesagt, daß und warum er nicht von der Partie sein könne. Ich konnte ihn also gar nicht zur gemeinsamen Herausgabe der „Zukunft" auffordern, hätte es, nach seiner Mittheilung vom Januar, auch dann nicht gekonnt, wenn der Verleger für einen solchen Plan zu gewinnen gewesen wäre.

Wir haben gesehen, wie Herr Mehring seinen Verkehr mit mir schilderte und wie er sich im Licht seiner Briefe zeigt. Nebenbei erwähne ich, daß, während er jetzt glauben läßt, ich hätte ihn mit Freundschaft und ähnlichen schönen, aber manchmal unbequemen Dingen bedrängt, er in seinen Briefen beständig darüber klagt, daß ich so selten zu ihm komme, nie Zeit für ihn habe u. s. w. Wir wollen nun sehen, wie er sich zu der Frage der Mitarbeit an der „Zukunft" stellte. In seiner Brochure behauptet er, ich hätte vor Gericht gesagt, daß ich ihn eben so wie zwei- oder dreihundert Andere aufgefordert habe, mir Beiträge zu schicken, — so und nicht anders. Die Behauptung ist natürlich unwahr. Ich

Digitized by Google

habe im Gegentheil gesagt, daß ich gerade auf seine Mitarbeit den höchsten Werth legte („Eine Infamie", Seite 380), daß wir befreundet waren und ich vor allen Anderen auf ihn rechnete. Die Wahrheit meiner Angaben beweist er durch den Abdruck einiger Briefstellen, von denen ich nur eine kurz zu kommentiren habe. Am achtzehnten September 1892 habe ich an ihn geschrieben: „Ich wünschte, ich hätte Sie und Bismarck zu Mitarbeitern, dann brauchte ich kaum noch Andere, denn drei Weltanschauungen wären durch drei stärkste Persönlichkeiten vertreten." Das klingt, wenn mans so herausgerissen liest, ein Bischen kindlich; worauf aber war es die Antwort? Auf die folgenden Sätze, die mein treuer Freund an mich geschrieben hatte: „Von anderer Seite hörte ich den neuesten ‚Witz' des Herrn Brahm: die ‚Zukunft' hätte nur drei Mitarbeiter, Sie, mich und Bismarck." Eigentlich sollte man doch selbst in einer Polemik nicht so citiren ... Ueber seine Mitarbeit schrieb mir der Herr im September 92: „Das Bedenken, das ich gegen meine Mitarbeiterschaft hatte, habe ich Ihnen ganz offen angegeben: es war mein böser Ruf in der bürgerlichen Welt, an die sich die ‚Zukunft' doch wendet ... Abgesehen von diesem Bedenken war ich bereit, und gern bereit. Sie brachen aber, eben so wie im Frühjahr, aus mir völlig unbekannten Gründen den persönlichen Verkehr ab." „Was meine Mitarbeiterschaft an der ‚Zukunft' betrifft, so war ich mir bisher nicht klar, ob Ihre Aufforderung von persönlicher Freundschaft und Höflichkeit oder von einem redaktionellen Bedürfniß diktirt war. Da Sie Wochen lang nicht einmal eine halbe Stunde für mich übrig hatten, um eventuell über Thema, Umfang u. s. w. eines von mir zu liefernden Beitrages zu sprechen, so neigte sich meine Vermuthung zu dem ersten Theil jener Alternative und Ihre freundlichen Zeilen von gestern haben mich vollends darin bestärkt. Ich wünsche Ihnen herzlich den besten Erfolg, danke Ihnen für Ihre freundliche Aufforderung und hoffe im Uebrigen, daß Sie endlich einmal von meiner Freundschaft für Sie sich überzeugen mögen." Das wurde geschrieben, während das erste Heft der „Zukunft" schon im Druck war. Als drei Hefte erschienen waren, empfing ich eine Karte, auf der stand: „Darf ich Ihnen für die nächste Nummer der ‚Zukunft' einen Artikel über die Krisis in der Freien Volksbühne schreiben?" Diesen Artikel erhielt ich nicht mehr; wir hatten uns inzwischen überworfen, weil ich Herrn Mehring, wie er in dem Scheidebrief schrieb, angeblich „nicht über den Weg traute" und allzu empfindlich war; wohl aber erhielt ich einen von dem Regisseur Türk unterzeichneten Artikel, dessen Form, wie ich jetzt höre, vom Herrn Mehring stammte. Der Artikel schien mir undruckbar, ich lehnte ihn nach Recht und Pflicht ab und schrieb an Herrn Türk, daß ich über die Freie Volksbühne gern Alles aufnehmen wolle, was Herr Mehring mir einsende und mit seinem Namen vertrete.

Bevor ich die noch übrigen Verbrechen betrachte, die ich begangen haben soll, will ich nur noch einen Augenblick bei der Behauptung des Verfassers der „Fabeln" verweilen, er habe meine Briefe vom achtzehnten und neunzehnten September 1892 eigentlich nur noch beantwortet, um meine Ausfälle gegen ihm politisch befreundete Männer abzuwehren. Die Antworten liegen vor mir. Am neunzehnten September schrieb Herr Mehring: „Lieber Kollege, ich habe doch wahrhaftig noch nie in meinem Leben auch nur den geringsten Zweifel an Ihrer Integrität geäußert", und fügte den Ausdruck der Hoffnung hinzu, ich werde endlich einmal an seine Freundschaft glauben lernen. Am zwanzig-

Digitized by Google

sten versicherte er mich seiner „herzlichen Freundschaft, die unverändert die selbe" sei . . . Und nun schnell noch die weiteren Vorwürfe. Ich soll ihm geschrieben haben, ich betrachte seine Wahl zum Vorsitzenden der Freien Volksbühne als einen großen Gewinn für die Sache, zugleich aber einen Aufruf unterzeichnet haben, worin seine Wahl als „ein völliger Ruin für die Sache" bezeichnet worden sei. Diesen Aufruf habe ich nie gesehen. Zu mir kam der Schriftsteller Leopold Schönhoff, erzählte mir, Kollegen aller Parteirichtungen wollten einen Aufruf zur Begründung einer neuen Freien Volksbühne erlassen und er sei beauftragt, meine Erlaubniß dazu einzuholen, daß auch mein Name unter den Aufruf gesetzt werde. Herr Schönhoff besitzt den Aufruf nicht, schreibt mir aber, daß in der Sitzung, in der er beschlossen wurde, weder „gegen Mehring noch gegen die Sozialdemokratie polemisirt wurde". Die Krisis der Volksbühne war dadurch entstanden — so wurde es mir wenigstens geschildert —, daß die Arbeiter sich gegen die Oberherrschaft der „Literaten" auflehnten; mir schienen und scheinen Literaten zur Leitung eines Theaters eher geeignet als Handarbeiter und ich hielt es deshalb für einen Gewinn, daß schließlich doch wieder ein Literat zum Vorsitzenden gewählt wurde. Das konnte mich aber nicht hindern, meinen Namen für einen Aufruf herzugeben, von dem ich nicht glauben konnte — und auch heute noch nicht glaube —, daß er Angriffe auf Herrn Mehring enthielt. Weiter. Im neunten Heft der „Zukunft" soll ich „in persönlich empfindlichster Weise einen Mann heruntergerissen" haben, der mir „große Gefälligkeiten" erwiesen hatte. Gemeint ist Herr Liebknecht, mit dem ich nie eine Silbe gesprochen habe; die „großen Gefälligkeiten" sollen darin bestehen, daß Herr Liebknecht Herrn Mehring in den Jahren 90 und 91 die Erlaubniß gab, im „Vorwärts" mich gegen Angriffe zu vertheidigen. Ob Herr Liebknecht darin „große Gefälligkeiten" sieht, weiß ich nicht. „Heruntergerissen" habe ich ihn nicht, bin sogar, als dem Siebenzigjährigen der Prozeß gemacht wurde, wiederholt lebhaft für ihn eingetreten, trotzdem ich genau wußte, daß er mich nicht ausstehen konnte. Im sechsten Heft der „Zukunft" sei ein „seitdem landflüchtig gewordener Mann" aufgetreten, den ich vorher in einem Briefe an Herrn Mehring einen Schurken genannt und dem ich dann „eine besondere Vertrauensstellung bei der ‚Zukunft' gegeben haben soll. Gemeint ist Herr Fritz Friedmann, der nie, nicht eine Sekunde, in einem „besonderen Vertrauensverhältniß" zu mir oder zur „Zukunft" stand, der aber den Wunsch hatte, hier gegen mich zu polemisiren, und den ich, getreu meinem Programm, gewähren ließ; ich behielt mir nur das Recht vor, auf seine Replik eine Duplik folgen zu lassen, und habe von diesem Recht später in dem Artikel „Friedmann, Frenzel & Co." den mir richtig scheinenden Gebrauch gemacht. Wenn Herr Mehring es gar so fürchterlich findet, daß man einen Menschen, den man für einen Schurken hält, einen Artikel schreiben läßt, dann muß ihm der Gedanke noch fürchterlicher sein, ein Schriftsteller könne für ein Blatt arbeiten, gegen dessen Leiter er einem Anderen früher Material angeboten hat, um „den Lümmel zahm zu machen". Einen solchen Schriftsteller könnte ich ihm nennen.

Schließlich wird mir von dem Verfasser der „Fabeln" noch vorgeworfen, daß ich auf seine in der „Neuen Zeit" veröffentlichten Artikel nie geantwortet habe. Der Grund ist sehr einfach: ich habe sie nicht gelesen. Absichtlich, um eine Polemik mit einem Manne zu vermeiden, mit dem ich befreundet war und den ich

Digitized by Google

eben so hoch geschätzt habe wie er mich, — eine Polemik, von der ich fürchtete, sie könne uns früher gemeinsamen Feinden nur froh begrüßten Stoff zur Schadenfreude liefern. Meine Befürchtung war falsch: Herr Mehring ist in den selben Blättern, wo er vor ein paar Jahren als ein Ausbund von Niedertracht und Gesinnungslosigkeit gebrandmarkt wurde, heute, weil er gegen mich geschrieben hat, ein Held und wird im Berliner Tageblatt, wo ihm zuletzt vorgeworfen worden war, er sei ein „Schürzenstipendiat", mit dem ein Ehrenmann wie Herr Levysohn nicht diskutiren könne, den vergeßlichen Lesern jetzt als der „bekannte Publizist" vorgestellt, dem man gegen mich Ruchlosen Gerechtigkeit schulde. Ich habe auch jetzt gegen den früheren Freund nicht polemisirt, sondern mich auf die Abwehr beschränkt. Die Arbeit war nicht angenehm und ich wünsche mir bessere. Getröstet hat mich dabei nur der Gedanke, daß nicht ich es bin, den die vom Herrn Mehring einst so tapfer und wirksam bekämpfte Preßmeute als ihren Heros heute huldigend umbellt. M. H.

* * *

Herr Dr. Helmolt schreibt mir: „Nicht auf Grund des berüchtigten § 11, sondern unaufgefordert, aber deshalb um so lieber, sehe ich mich veranlaßt, einen Satz meiner in dieser Zeitschrift am elften Februar veröffentlichten Arbeit ‚Was ist Weltgeschichte?' zu berichtigen. Ich hatte dort gesagt, daß Karl Lamprecht in der Reihe seiner sozialpsychischen Kräfte den Schauplatz zu gering einschätze. Zu meiner Ueberraschung und Freude sehe ich jedoch heute, daß die in Ratzels ‚Deutschland' niedergelegte Werthung des Bodens auf Lamprecht überzeugend gewirkt hat. In den Begleitworten, die er der Abhandlung ‚Die geographischen Bedingungen der neueren deutschen Geschichte' (Kynast I, 5, Seite 252 bis 267) mit auf den Weg giebt, spricht Lamprecht es aus, daß er die Beobachtungen seines geographischen Amtsgenossen im großen Ganzen acceptire und nur durch das stärkere Hervorheben der zeitlichen Perspektive weiter entwickeln wolle: also gerade Das, was Ratzel heiß ersehnt hat."

Leipzig. Dr. Helmolt.

* * *

Herr Eduard Goldbeck, den die Leser der „Zukunft" aus manchem anmuthigen Beitrag kennen und der inzwischen Chefredakteur der Posener Zeitung geworden ist, ein „unbescholtener", nie „vorbestrafter" Mann und früherer Offizier, ist vom posener Landgericht zu einer zweimonatigen Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil er den Oberpräsidenten der Provinz Posen „beleidigt" haben soll. Die Beleidigung wurde in einem Artikel gefunden, in dem Herr Goldbeck den persönlichen Gentlemaneigenschaften des Oberpräsidenten alle Anerkennung zollt, aber erklärt, er halte Herrn von Wilamowitz nicht für den Mann, den die Provinz brauche. Allerdings konnte der Chefredakteur seinem starken satirischen Talent dabei nicht ein paar kecke Scherze wehren, die besser weggeblieben wären. Aber der ganze Artikel ist in der munteren Tonart gehalten, die Herr Goldbeck so

Digitized by Google

leicht und graziös beherrscht, und trägt nicht im Geringsten den Charakter einer gehässigen Verunglimpfung. Und darum zwei Monate Gefängniß! Giebt es noch irgendwo ein modernes Land, wo solche Urtheile möglich sind? Soll jeder witzige Kopf künftig bei Hafergrütze und Blauem Heinrich — am Ende ist Beides das Selbe? Noch weiß ichs nicht — gekühlt werden, bis er fein fromm wird und alle Beamten lobt? Oder wollte die posener Strafkammer nur beweisen, daß man mit der Strenge des Gesetzes nicht allein gegen der rothen Rotte Angehörige wüthen kann und es nicht angebracht ist, wider angebliche Klassenjustiz zu zetern?

* * *

Während Herr Loubet — in seiner südlichen Heimath, am Ufer des Roubion, wird der Name wirklich, wie im Lokalanzeiger stand, Loubett ausgesprochen — sich im elysäischen Palast einrichtet, wird bei uns wieder einmal gewispert, in der Wilhelmstraße stehe ein Umzug bevor. Der Kaiser, so raunt man, habe die Kette des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, die Bismarck getragen hatte, nicht, wie die übrigen Orden des Fürsten, dem Hohenzollernmuseum überwiesen, sondern dem Fürsten Radolin nach Petersburg geschickt und daraus folge, daß der künftige Träger dieser historischen Kette nächstens Kanzler des Deutschen Reiches werden müsse. Vielleicht ist die ganze Geschichte nicht wahr, vielleicht ist nur die Folgerung allzu kühn. Jedenfalls wird in der höfischen Sphäre viel davon geflüstert; sogar Wetten sollen schon entrirt worden sein, deren Gegenstand kurz so zu bezeichnen wäre: Kopf oder Schrift? Bülow oder Radolin?

* * *

Gesucht

wird **möglichst sofort**

die Einigkeit des preußischen Staatsministeriums

sub B. B. H. Wilhelmstraße.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 11. März 1899.

Lex Goethe.

Also sprach, da im Deutschen Reichstag über ein dem Herrn von Goethe, Excellenz, in Straßburg zu errichtendes Denkmal, über die wachsende Irreligiosität, die Verrohung der in Fabrikbetrieben arbeitenden Jugend, den Glauben an die beseligende Kraft der Kirche und ähnliche Dinge geredet wurde, der Abgeordnete Freiherr von Dunkelmann-Banausen, Majoratsherr, Ritter hoher Orden und Mitglied der Jerusalem-Vereinigung zur christlichen Förderung des bedrängten Türkenthumes:

„Meine Herren, ich habe mich nicht etwa zum Wort gemeldet, um Ihnen weitschweifig die Gründe auseinanderzusetzen, die meine Partei veranlassen, gegen den geforderten Reichszuschuß zu dem für Straßburg geplanten Goethe-Denkmal zu stimmen, — ich darf, glaube ich, sagen: geschlossen zu stimmen. Diese Gründe sind Ihnen hinlänglich bekannt. Wenn die Straßburger dem jungen Goethe ein Denkmal setzen wollen, dann sollen sie selbst das Geld dazu sammeln. Die Finanzlage des Reiches ist nicht so, daß ernste Patrioten sich leichten Herzens entschließen könnten, für Luxuszwecke fünfzigtausend Mark zu bewilligen, und ich bin, offen gestanden, erstaunt darüber gewesen, daß die Herren Sozialdemokraten, die sonst immer über Vergeudung des Volksvermögens zetern, in diesem Fall bereit waren, der reichen elsässischen Hauptstadt das Geld zu schenken. Und doch auch wieder nicht erstaunt; darauf komme ich noch zurück. Man spricht von einer ‚nationalen Pflicht'. Nun, meine Herren, unser verehrter Kollege Dr. Schaedler hat in seinen lichtvollen Ausführungen schon daran erinnert, daß der deutschnationale Patriotismus Goethes als mindestens zweifelhaft bezeichnet

Digitized by Google

werden muß; er hat ferner mit Recht, und unter Berufung auf den verstorbenen Professor Du Bois-Reymond, der ja wohl auf der linken Seite des Hauses als eine Autorität gilt, gesagt, über Goethes wissenschaftliche Bedeutung seien die Ansichten sehr getheilt. So urtheilte also einer von den liberalen Gelehrten, die als die Träger der ‚Aufklärung' und ‚Bildung' angesehen werden. Damit will ich natürlich keinen der hier im Hause sitzenden liberalen Professoren treffen. Wir Alle wissen — und ich schätze mich glücklich, es aussprechen zu dürfen —, daß diese Herren nicht mehr den Anspruch erheben, die Vertreter der rationalistischen Bildung und der sogenannten geistigen Interessen des Volkes zu sein. Sie schwiegen ja sogar, als neulich hier von berufenen Kunstrichtern über die Herren Wallot und Stuck der Stab gebrochen wurde. Und sie gaben uns ein noch schöneres Beispiel ihrer Abkehr von einem veralteten ‚Ideal'. In Ihren Ohren klingt noch die herzerquickende Rede nach, in der am Freitag der verehrte Kollege Professor Dr. Paasche die beseligende Kraft der Kirche pries. In dieser Rede nun, meine Herren, die ich ohne Uebertreibung wohl einen Markstein in unserer inneren Politik nennen darf, kamen zwei Citate vor. Erstens (Stenographisches Protokoll Seite 1283 C) erklärte der liberale Nationalökonom, die Sozialdemokratie vertrete den Grundsatz: ‚Eigenthum ist Diebstahl'. Keiner seiner Zunftgenossen widersprach oder berichtigte ihn und erst von einem früheren Drechslermeister erfuhren wir, das Wort stamme von dem Girondisten Brissot, sei später von dem kleinbürgerlichen Anarchisten Proudhon übernommen und von der marxistischen Sozialdemokratie niemals als richtig anerkannt worden. Aber es kommt noch besser. Auf der selben Seite 1283 (A) finden Sie einen Vers, den der Kollege Paasche als ein Beispiel der ‚sozialdemokratischen Spott- und Hohnlieder' anführte, mit denen die Jugend vergiftet werde. Das Citat war nicht ganz genau; es mußte eigentlich lauten:

Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöthen!
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns gefoppt und geäfft und genarrt.

Aber es war auch in der paaschischen Version deutlich zu erkennen. Und doch hat es da drüben Keiner erkannt und ich erst habe Ihnen, als Resultat meiner Thätigkeit in gemeinnützigen Vereinen, mitzutheilen, daß dieser angeblich sozialdemokratische Vers aus dem Weberlied stammt, das der jüdische Dichter Heinrich Heine 1847 erscheinen ließ. Also, meine Herren, den Anspruch, die Vertreter der ‚modernen Bildung' zu sein, können die geehrten Herren nicht mehr erheben und erheben ihn auch thatsächlich nicht mehr.

Digitized by Google

Das erwähnte Citat erleichert mir den Uebergang zu meinem eigentlichen Thema. Daß ich mich bei dem Herrn Heine nicht erst lange aufhalte, werden Sie mir nicht verdenken; seine frivole Verruchtheit ist allbekannt und ich überlasse ihn gern seinen Stammesgenossen, die sich im Schmutz wohlfühlen mögen. Dagegen möchte ich einen Augenblick bei dem berühmten Goethe verweilen. Es ist mir — leider! — bekannt, daß ein deutscher Fürst in unbegreiflicher Schwäche ihn in den Adelsstand erhoben und mit Titeln geschmückt hat, die von Rechts wegen dem echten Patriotismus und dem wahren Verdienst um die Erhaltung unserer heiligsten Güter vorbehalten bleiben sollten. Das aber darf mich nicht hindern, dieser überschätzten Persönlichkeit ins Antlitz zu leuchten und die Frage aufzuwerfen, ob der Mann, der es durch schlaue Streberkunst bis zum Minister brachte, für Das, was wir in hellerer Zeit heute unter deutsch nationaler Kultur verstehen, wirklich beachtenswerthe Leistungen aufzuweisen hat. Soll ich Sie an den Götzendienst erinnern, den er mit dem gekrönten Revolutionär Napoleon trieb, und an sein ruchlos undeutsches Wort: „Der Mann ist ihnen zu groß", das der Vaterlandlose in den Tagen der tiefsten Erniedrigung des deutschen Namens zu sprechen wagte? An seinen lüderlichen, tief unsittlichen Lebenswandel, der, nach weniger genau bekannten, doch nicht minder schlimmen Bubenstreichen, mit der arglistigen Verführung einer Pfarrerstochter begann und bis ins höchste Greisenalter währte, da die Begierde in ihm das Vermögen um Jahrzehnte überdauerte? An seine Gesinnungslosigkeit, die ihn zu stetem Wechsel der Meinungen trieb und ihn hinderte, sich je, wie es einem Ehrenmanne doch ziemt, einer Partei anzuschließen? In diesem Punkt wenigstens hoffe ich, auch auf der linken Seite des Hohen Hauses Zustimmung zu finden, da selbst achtbare Demokraten, wie Ludwig Börne, nachdrücklich und wirksam auf die schwarzen Flecke hingewiesen haben, die an der Gestalt Goethes sichtbar sind. (Hört! Hört!) Gewiß: er war ein begabter Dichter. Das leugnet Keiner von uns. Ein Talent, nur eben kein Charakter. Lesen Sie, um zu sehen, wie weit seine Muse sich verirren konnte, die venetianischen Epigramme und die Paralipomena zum Faust. Lesen Sie, um seine wahrhaft heidnische Weltanschauung kennen zu lernen, im dreiunddreißigsten Bande der cottaschen Ausgabe die kurzen Leitsätze mit der Ueberschrift ‚Die Natur'. Und blättern Sie in dem Abschnitt der ‚Invektiven' die Seite auf, wo, unter dem Titel ‚Der Proselyt', die Verse stehen:

Herr Werner, ein abstruser Dichter,
Dazu vom sinnlichsten Gelichter,
Verleugnete sein schändlich Lieben,

Digitized by Google

Die Unzucht, die er stets getrieben;
Nun sucht er neue Lasterspur:
Ihn treibt die sündige Natur
Nach Rom zur babylon'schen Hur.
Da laicht er denn mit Münch- und Nonnen
Und glaubt, er habe viel gewonnen,
Daß, was er fleischlich sonst vollführt,
Den Leichnam nun geistlich er branlirt.
Nun will der Kerl sich mit den treuen
Keusch-siegesfrommen Deutschen freuen,
Da doch der Papst, der Antichrist,
Aerger als Türk' und Franzosen ist.

Meine Herren, ich frage nicht, ob das Deutsche Reich verpflichtet oder auch nur berechtigt ist, für Goethe-Denkmäler Beiträge zu leisten. Ich gehe weiter und frage: Ist es eines großen Kulturvolkes würdig, diesen Mann, der Alles, was dem Deutschen heilig ist, mit der Lauge rohen Spottes übergoß, seinen Glauben, seine Reinheit, sein völkisches Fühlen, der sich zu einem verschwommenen Weltbürgerthum bekannte, im Sinne des seichtesten Materialismus sogenannte Naturwissenschaft trieb, ein Vorbereiter der Irrlehre von der Entwickelung wurde, die noch heute leider in wirren Köpfen spukt, und in seinem persönlichen Wandel das schlimmste Beispiel gab, — ist es, so frage ich, unseres Volkes würdig, einen solchen Mann als nationalen Dichter zu feiern und der heranwachsenden Generation als leuchtendes Muster hinzustellen? Woher kommt denn die furchtbare Verrohung der Jugend, über die wir jetzt so bewegliche Klagen hören? Woher anders als von dem frechen Abfall vom alten Bekenntniß, woher anders als von dem Götzenglauben an vermeintlich große Männer, deren überlaut gerühmtes Wirken und Schaffen für das jetzt von uns Allen klar erkannte Kulturideal nicht nur unnützlich, nein, geradezu unheilvoll war? Meine Herren, der wichtigste Gesetzentwurf, der uns in dieser Session noch beschäftigen wird, bestimmt in seinem Hauptparagraphen, mit Gefängniß bis zu sechs Monaten solle bestraft werden, wer „Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, zu geschäftlichen Zwecken an öffentlichen Straßen, Plätzen oder anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehr dienen, in Aergerniß erregender Weise ausstellt oder anschlägt". Meine Freunde sind noch nicht darüber schlüssig geworden, ob diese allzu dehnbare Bestimmung weit genug geht. Das aber darf ich, ohne ihren Entschlüssen vorzugreifen, wohl heute schon sagen, daß selbst in den bescheidenen Grenzen, die der Gesetzgeber hier dem gerechten Anspruch der sittlich Empfindenden gezogen hat, die

Digitized by Google

Schriften strafbar erscheinen müssen, die der angeblich so riesengroße Herr von Goethe, der bewußte Förderer aller Umsturzbestrebungen, zu geschäftlichen Zwecken drucken und öffentlich feilbieten ließ. Der Gesetzentwurf ist im Volksmund an den Namen eines Zuhälters geknüpft worden; richtiger und passender wäre es vielleicht, ihn auf den Namen des Mannes zu taufen, dem die Herren Sozialdemokraten, weil sie in ihm Geist von ihrem Geist wittern, jetzt auf Reichskosten ein Denkmal setzen wollen. Ich bin mir bewußt, daß auch damit nur ein erster Schritt gethan wäre. Oder meinen Sie im Ernst, daß es bei dem Kultus bleiben darf, der seit Jahrzehnten auf unseren Hochschulen und leider auch an anderen Stellen mit den sogenannten Heroen der Aufklärungzeit getrieben wird, den Kant, Fichte, Feuerbach, Schopenhauer? Schon haben wir erlebt, daß ein Mann namens Nietzsche aufzustehen und als leibhaftiger Antichrist dem Herrn und Heiland den Fehdehandschuh hinzuwerfen sich erfrechte. Freilich schlug ihn des Höchsten Zorn mit unheilbarem Siechthum; aber mir ist nicht bekannt geworden, daß die Behörden gegen die Verbreitung seiner Pamphlete eingeschritten sind. Wie, meine Herren, dürfen sie sich da wundern, wenn Sie ringsum die ehrwürdigsten Ueberlieferungen wanken, die Irreligiosität wachsen und als Siegerin die Partei auf dem Vormarsch sehen, der die von Thoren als Genien verherrlichten Männer den Weg gebahnt haben und die sich mit Fug und Recht die ‚Erbin der klassischen deutschen Philosophie' genannt hat? Wirksam werden wir diese Partei erst bekämpfen können, wenn wir ihren Ahnen endlich den falschen Glorienschein entrissen und sie als Volksverderber, als Feinde der neudeutschen nationalen Kultur gezeigt haben. Und heute — Das wage ich wenigstens zu hoffen — wird sich in diesem Saal aus den Reihen der Ordnungparteien keine Stimme mehr dagegen erheben, daß der Anfang mit dem Prometheusdichter gemacht wird, der sich nicht schämte, offen einzugestehen, er sei ein ‚decidirter Atheist'. In ihm werden Sie den Kopf der Hydra treffen. Das walte Gott!"

* * *

Also sprach im Deutschen Reichstag der Abgeordnete Freiherr von Dunkelmann-Banausen, Majoratsherr, Ritter hoher Orden und Mitglied der Jerusalem-Vereinigung zur christlichen Förderung des bedrängten Türkenthumes. Lebhafter Beifall belohnte ihn. Als er geendet hatte, kicherte von der Kuppel her eine muntere, nur den Geistern verständliche Gespensterstimme:

Treibet das Handwerk nur fort, wir könnens Euch freilich nicht legen.
Aber ruhig, Das glaubt, treibt Ihr es künftig nicht mehr.

Digitized by Google

Künstlerehre und Reichstag.

Ehre ist die Anerkennung unseres persönlichen Werthes durch Andere. Wer durch sein Betragen im Verkehr diese Anerkennung versagt, Der beleidigt. Denn Jedermann hat ein Anrecht auf die Anerkennung seines Werthes, es sei denn, daß er sich durch seine Handlungen dieser Anerkennung selbst verlustig gemacht habe. Nicht Jedermanns Ehre ist die selbe: es giebt ganz bestimmte, verschiedenartig entwickelte Begriffe der Standesehre. Wie der persönliche Werth eines Menschen nie so groß ist, daß er in allen Gebieten menschlichen Thuns einen Höhepunkt ersteigen, die Erfüllung der höchsten Anforderungen in sich vereinen kann, so muß ein Mann von Ehre vor Allem darin seine erste Lebensaufgabe suchen, dem Beruf, den er wählte, dem Stande, in dem er lebt, angemessen sich zu betragen. Ein Offizier, der in Fragen des Muthes sich eines Vergehens schuldig macht, ist ehrlos, ein Kaufmann oder ein Geistlicher braucht es nicht zu sein. Ein Kaufmann, der nicht in Klarheit über seinen Vermögensstand ist, ist ehrlos. Seine Ehre beruht darin, das er das in ihn als Geschäftsmann zu setzende Vertrauen nicht täuscht. Ein Offizier, der Schulden hat, braucht deshalb keineswegs verächtlich zu sein. Es ist ja besser, wenn er in geregelten Verhältnissen lebt; aber Das ist nicht die Grundbedingung des Wirkens in seinem Beruf.

Um einen Künstler in seiner Berufsehre zu kränken, muß man ihn als einen Mann darstellen, der seinen Beruf nicht ernst erfüllt oder der sich gegen Das, was das eigentliche Ziel des Berufes ist, vergeht. Sein Beruf nun ist die bildliche Darstellung von Dingen der Natur oder der Einbildungskraft. Man kann darüber streiten, ob es seine Hauptpflicht sei, die Natur wahr, oder, sie schön darzustellen. Jedenfalls ist seine ernsteste Aufgabe, sich in die Dinge zu vertiefen, sie in sich aufzunehmen und sie so darzustellen, wie sie in seinem Formengefühl lebendig wurden. Seine Ehre besteht also darin, daß er fleißig an sich selbst schafft, um sich künstlerisch ausgeben zu können, daß er mit Ernst und Eifer an dem Werke arbeitet, um Das, was er für das Beste hält, so gut, wie er nur irgend kann, zur Erscheinung zu bringen. Dieses Streben kann ihn dahin führen, einen außerordentlichen Fleiß zu entwickeln; es kann ihn aber auch lehren, daß er auf die Augenblicke der Eingebung zu warten habe und in ihnen mit stürmischer Hast arbeite. Die Form des Hervorbringens ist verschiedenartig, für Jeden eine andere, das letzte Ziel aber ist das selbe: nach Maßgabe seiner Persönlichkeit das Beste zu schaffen, unbekümmert um Beifall und Vortheil.

Unter den Künstlern steht der Begriff der Ehre vollständig fest: nicht der Erfolg ist es, der die Ehre giebt, sondern die Sicherheit des Lebens in sich und des Schaffens aus sich heraus. Verachtet ist der Maler, der auf Bestellung so

Digitized by Google

schön malt, wie es der „Maecen“ eben haben will. Diese Verachtung wirkt in Künstlerkreisen so stark, daß oft mit großen Lockmitteln kein geschickterer Mann zu Arbeiten zu verleiten ist, die für unkünstlerisch gehalten werden. Es galt in der Zeit und Schule des Cornelius als verächtlich, niedliche Genrebilder zu malen, und viele brave Künstler sind in Ehren zu Grunde gegangen, weil sie von Dem, was sie für echte Kunst hielten, nicht ablassen wollten, — selbst dann nicht, als ihre ganze Denkensart auch in Künstlerkreisen keinen Anklang mehr fand. Viele Maler leiden und darben unter dem Mißstande, daß ihr Streben nach Neuem, selbst Empfundenem, vom Volk noch wenig verstanden wird: so die Maler kirchlicher Dinge. Aber so laut die Kirche auch die „traditionelle Kunst“ fordert: sie findet unter den Besseren aus den Reihen der Jungen kaum Einen, der sich durch Aufträge verleiten läßt, seinem inneren Drange zuwider Das zu schaffen, was die Kirchenfrommen von ihm verlangen. Er wäre ehrlos im künstlerischen Sinne, thäte er es, — ehrlos, weil er gegen Das sich verginge, was das Ernsteste und Wichtigste in der Kunst ist: das Aufbauen des Werkes aus Eigenem.

Im Reichstag hat der Centrumsführer Dr. Lieber gesagt, ein dekorativer Fries von Franz Stuck sei Schmiererei. Ich habe den Fries nicht gesehen, ich weiß nur, daß hervorragende Künstler, die ihn kennen, sich beifällig über ihn äußerten. Und ich kenne Stuck als ernsten Künstler. Und da bin ich der Ansicht, Herr Lieber werde wohl einfach einen schlechten Geschmack haben, der ihn zwingt, das Eigenartige zu verabscheuen. Da er diese Eigenthümlichkeit mit der Mehrzahl aller Reichstagsmitglieder und leider auch unseres ganzen Volkes theilt, so ist darüber nicht eben viel zu sagen. Wir Alle sind gewöhnt, daß das Gute bei uns mißfällt. Kunstwerk und Betrachter stehen aber in einem Wechselverhältniß zu einander: Beide geben ihr Urtheil, der Betrachter laut, das Kunstwerk leise. Die Leute, die einst Beethoven verlachten, waren sicher eben so sehr überzeugt, damit ein verständiges Urtheil zu fällen, wie Herr Dr. Lieber es war, als er seine Plattheiten vorbrachte. Beide merkten nicht, daß in viel eindringlicheren Tönen das Kunstwerk über sie lacht. Wer nun zuletzt und am Besten lachen werde, Lieber oder Stuck, darüber fehlt uns noch das Urtheil. Das wird sich in einigen Jahrzehnten ergeben. Mir freilich ist nicht zweifelhaft, wie die Dinge kommen werden.

Die Witze Liebers haben die Künstler sehr erregt. Sie fühlen sich in Stuck beleidigt. Nicht etwa durch die Ablehnung: es ist die Art, wie der ganze Reichstag, wie namentlich sein Präsidium sich dazu verhielt. Lieber ist ein Mann, der sich mit künstlerischen Dingen sichtlich wenig beschäftigt hat. Solche „Urtheile“, wie er sie fällt, kann man in jeder Ausstellung hundertfach hören. Der Künstler muß sich daran gewöhnen, daß, wer an der Straße baut, die Leute reden lassen muß. Man weist nur Den zurecht, der sein „Urtheil“

Digitized by Google

zu laut ausspricht, und macht ihn auf seine Pflicht aufmerksam, Anderen den Genuß nicht zu stören. Aber der Präsident des Reichstages sollte doch wohl, so hoffte man unter den Künstlern, so viel vom Wesen der künstlerischen Produktion verstehen, daß er erkennen könnte, die „Kritik" Liebers treffe nicht ein Kunstwerk, sondern beleidige den Künstler, treffe ihn an seiner Ehre, da sie ihm „Schmiererei", also eine Verletzung der eigentlichen künstlerischen Pflichten, vorwirft. Ein Künstler soll eben nicht schmieren, so wenig wie ein Offizier ausreißen soll. Wer ihm nachsagt, er habe geschmiert, Der beleidigt ihn, mindert ihm die Anerkennung seines persönlichen Werthes. Und es ist Pflicht des Präsidenten, einen so Angegriffenen, da er sich nicht vertheidigen kann, vor Beleidigung zu schützen.

Doch auch Das ist nicht das Schlimmste. Wir wissen, daß auch unsere Reichstagspräsidenten Politiker sind und daß in Deutschland die Politiker einen Beruf darin zu suchen scheinen, von Kunst so wenig wie möglich zu verstehen. Wer sich mit dem Verhältniß der Kunst zum öffentlichen Leben beschäftigt hat, Der muß gelernt haben, daß im Reichstag seit dem Tode des zwar einseitigen, aber doch begeisterten August Reichensperger kein Mann aufgetreten ist, dessen Wirken ein ernsthaftes, persönliches Verhältniß zur Kunst verrieth. Mir nun will scheinen, als wenn ein solches Verhältniß zur Bildung des Menschen gehöre. Ich mag ja darin irren, ich mag zu sehr Fachmann sein, um klar zu sehen. Ja, ich bin es so sehr, daß ich einen in künstlerischen Dingen nicht Heimischen für einen Mann halte, der eine recht unangenehme Lücke in seiner gesellschaftlichen Bildung hat, so gelehrt, geschäftskundig, gewandt er sonst auch sein mag. Ich nehme im Vertrauen zu der Gerechtigkeitliebe des Reichstagspräsidenten an, daß es ihm an der Bildung gefehlt habe, die ich für eine vollkommene halte, und daß er nur deshalb die Beleidigung, die einem Künstler — und in ihm der Kunst — zugefügt wurde, nicht zu erkennen vermochte. Aber daß im ganzen Reichstag Keiner saß, der über Stuck und über die Stellung der Volksvertreter zur Kunst ein gutes Wort zu sagen hatte, daß sich Keiner fand, der auf das für den Reichstag so Beschämende des Vorganges hinwies, daß Keiner sah, hier werde unter dem Beifall des Hauses ein ganzer Stand verhöhnt, der doch auch sein Recht auf Ehre hat: dieses Schauspiel hat Viele aufrichtig betrübt. So tief steht also das deutsche Volk noch in seiner Kunstbildung, so wenig ist sein Reichstag befähigt, über die Dinge mitzusprechen, die uns, den mit der Kunst Vertrauten, als sehr ernst erscheinen!

Obgleich ich nicht zu den unbedingten Verehrern Stucks gehöre, glaube ich doch, daß, wenn Lieber und Stuck an einander gewogen werden, Stuck ganz erheblich schwerer befunden wird. Es kommt freilich auf die Wage an. Meine ist die der Zeit. Mit wem wird man sich in hundert Jahren mehr

Digitized by Google

beschäftigen: mit Stuck oder mit Lieber? Ich bin kein Freund des Prophezeiens. Eins aber wird man wohl schon jetzt voraussagen können: die Ablehnung der Werke Stucks, namentlich die Form der Ablehnung, wird in Stucks Leben zum Gegentheil von Dem werden, was der Reichstag beabsichtigte. Man wird nicht Stucks Werk nach dem Urtheil des Reichstages, sondern das künstlerische Verständniß des Reichstages nach den Kunstwerken Stucks messen. Diese sind das Dauernde, die feste Grundlage für ein Urtheil der Zukunft über unsere Zeit. Es fragt sich also: wird die Zukunft das Vorgehen des Reichstages als einen Beweis von hoher Einsicht oder vom Gegentheil ansehen?... Mir will scheinen, als brauche Stuck die Antwort hierauf nicht zu fürchten.

Auch Adolf Hildebrands Entwürfe für Stimmzettelurnen sind vom Reichstag abgelehnt worden. Die Sache erhält dadurch noch mehr Bedeutung. Wäre das Selbe geschehen, wenn man den erstbesten Kunstgewerbeschüler mit dem Entwurf betraut hätte? Sicher nicht! So ein nettes Ding in deutscher Renaissance oder Barock hat immer seine Freunde. Hoffentlich findet sich ein anderer Weg, die ernsten, schlichten Arbeiten Hildebrands zur Ausführung zu bringen. Sie könnten durch jenen Beschluß zu natidnalen Denkmälern werden, — freilich nicht zu solchen des Ruhmes für den Reichstag. So verbildet, könnte es dann einst heißen, war der Geschmack im deutschen Volk, daß ihm das Verständniß schlichterer Kunst völlig verschlossen blieb.

Es ist keine leichte Aufgabe, in Deutschland ein ernst strebender Künstler zu sein. Welche ungeheure Menge von geistiger Trägheit ist noch zu überwinden, ehe wir zu einem engeren Zusammenhang zwischen Kunst und Leben in unserem Volke gelangen! Wie weit sind uns andere Völker voraus! Und welche Riesenaufgabe ruht auf Wallots Schultern, da er der Mittler sein soll zwischen ernster Kunst und Bauherren, die so ganz und gar unfähig sind, zu begreifen, was diese Kunst erstrebt! Wäre Stuck ein kleiner Beamter, so würde der Staatssekretär Graf Posadowsky gewiß für seine Pflicht gehalten haben, ihn zu vertheidigen. Nun sprach er kein Wort für ihn. Der Staat und seine Vertreter haben zwar den Grundsatz, daß die Kunst „gefördert" werden müsse. Aber sie ist ihnen ein fremdes Reich, ein Gebiet, auf dem auch sie nicht heimisch sind. Da herrschen keine Verfügungen, da ist das Rechte nicht klar erkenntlich, da reicht das Bischen Geschäftskenntniß nicht aus. Keine Spur jenes höheren Menschenthumes, das die Regungen des Volksgeistes lebendig in sich wiederklingen läßt. Nur der matte Ton des zerbrochenen Irdengeschirrs, kein Metall, sondern eitel rissiger Thon.

Und diese Herren wollen dem deutschen Volk seinen Idealismus erhalten! ... Ach, Du meine Güte!

Dresden. Professor Dr. Cornelius Gurlitt.

Digitized by Google

Napoleon.*)

Mit dem Tage von Varennes beginnt die Schreckenszeit der Revolution; sie endet mit dem achtzehnten Brumaire. Am Anfang steht ein nachgiebiger Wille, eine schwache Intelligenz, am Ende eine trotzige Energie, ein starker Verstand. Ludwig XVI. wurde von der Fluthwelle eines Stromes, der seiner selbst noch nicht bewußt war, begraben; Napoleon war der Fluthbrecher, der dem Laufe des selbstbewußten, siegreichen Stromes ein Ziel setzte. Was in solchen Phänomenen Schicksal heißt, ist zunächst der dunkle Wille eines großen Volkes, dann der Wille eines großen Mannes. Dieser selbst wird Glück, Stern, Verhängniß, Loos, Schicksal Das nennen, was sein Verstand, seine Thatkraft, sein Wille, seine Moral nicht vorauszusehen, zu greifen und zu beherrschen im Stande waren. So verändern sich Wesen und Erscheinung des Schicksals beständig je nach dem Stande unserer inneren Kraft. Je bedeutender ein Mensch ist, desto entfernter, unwirksamer, unzugänglicher und inoffensiver wird die Rolle sein, die er dem Verhängniß zuweist.

Ein merkwürdiges Schicksal waltet über dem kühnen Abenteuer des achtzehnten Brumaire. Das ist nicht mehr, wie in Varennes, ein irres, unsicheres Verhängniß, das gedankenlos und ziellos, wie aus Versehen, über ein armes, verschlafenes Wesen hereinbricht, nach den ersten Schlägen selbst Beistand verlangt und, ganz wie sein Opfer, am Liebsten nichts thun und um Alles nicht tragisch sein möchte. Thränen, Zaudern, Mitleid, ohnmächtiges Flehen sind vorüber. Die große Göttin, die uns unerschütterlich, schrankenlos, unbeschreiblich dünkt, nimmt hier, wie überall, just die Gestalt, das Aussehen, die physischen und moralischen Gewohnheiten des Menschen an, dessen Absichten sie kreuzen wird. Ist er groß, so ist sie groß; ist er energisch, so ist sie energisch; ist er edel, treulos oder verwegen, so ist auch sie edel, treulos oder verwegen. Der Mensch wird von ihr überwunden, wenn sein Verhalten dem Ideal, das er zum Leben erweckt hat, der Form, die er selbst der geheimnißvollen Schicksalsmacht gegeben hat, nicht mehr entspricht. Denn ahmt sie all sein Gebahren auch getreulich nach, so sind ihre Bewegungen doch tiefer, umfassender, langsamer und andauernder, folglich auch mächtiger und wirksamer. In Wahrheit ist Das, was wir Verhängniß nennen können, wenn wir auf Mystik und figürliche Einkleidungen, die der Eitelkeit

*) Ein bisher nicht veröffentlichtes, auch in die französische Ausgabe von La sagesse et la destinée nicht aufgenommenes Nachtragskapitel, das aber in der deutschen Ausgabe (bei E. Diederichs in Leipzig) erscheinen wird.

Digitized by Google

und Indolenz allzu willkommen sind, verzichten, nur das gewöhnliche Mißverhältniß zwischen der Kraft der Wünsche und der Kraft der Handlung, zwischen der Anfangsenergie und der erforderlichen Gesammtenergie, zwischen der Form, die wir selbst dem Schicksal gegeben haben, und unserer Haltung im Entscheidungmomente des Kampfes.

An jenem gefährlichen achtzehnten Brumaire galt es, sich einer geschwächten, zusammenhanglosen, müden und zersplitterten Gewalt zu bemächtigen; aber Das konnte nur geschehen, wenn man in dieser Stunde des Geheimnisses, des Argwohnes und des Schreckens zugleich Hand an ein Idol legte, an das Idol der Freiheit. Es schien zu schlummern und von den ungeheuren Opfern, die man ihm dargebracht hatte, wie berauscht zu sein; es blutete noch aus den Erinnerungen an die Schreckenszeit und bebte noch von den Gefahren und Aengsten des Thermidor. Bonaparte war als Sieger aus Egypten zurückgekehrt. Der Beifallsjubel, der ihn empfängt, macht ihn der Regirung um so verdächtiger; ein falscher Schritt, ein Zaudern, eine geringfügige Indiskretion können ihn verderben. So war ein verwegener Handstreich in einem furchtbareren Augenblicke kaum möglich. Diese Blätter der Geschichte lehren uns, wie ein unerschütterlicher Verstand und ein gigantischer Wille allen feindlichen Zufälligkeiten trotzen, ihnen vorbeugen, sie bis in jeden Schlupfwinkel hinein verfolgen und besiegen. Tod und Leben, die höchste Gewalt und das Schaffot, alle Paroxysmen der Liebe und des Hasses stehen auf dem Spiele. Viermal, fünfmal wird die That, wie ein von plötzlichem Lichtschein aufgestörter Nachtvogel, aus dem Nest geworfen, das ihre Heimath schien, und flattert in unbestimmtem Fluge zwischen Ruhm und Schmach, Verrücktheit und Heroismus, Triumph und Untergang. Das Glück hängt an Kleinigkeiten, hätte man gesagt, wenn in Saint-Cloud nicht das Schicksal auf einen Willen gestoßen wäre, dem es selten begegnen mag: Alles schien verloren, nachdem sich die Vorbereitungen um Stunden verzögert hatten; Sieyès, Ducos und andere Freunde und Mitverschworene, die für den Fall des Mißlingens ihre Wagen am Schloßgitter in Bereitschaft hielten, schicken sich an, zu fliehen. Die Fünfhundert, von denen Alles abhängt, schäumen in stürmischer Entrüstung: „Nieder mit den Diktatoren!“ Sie schwören, die Verfassung aufrecht zu erhalten, und selbst ihr Präsident Lucien Bonoparte, Napoleons eigener Bruder, wagt nicht, zu widerstehen. Die Mitglieder des Rathes der Alten, die schon gewonnen waren, werden unruhig und scheinen zu schwanken. Selbst die Truppen, mit denen Saint-Cloud vollgepfropft ist, zögern, so daß die Patrioten, die Vertreter der alten, unerbittlichen Revolution, bereits den günstigen Augenblick erspähen, um sie gegen den drohenden Staatsstreich auszuspielen. Alles scheint schon verloren und der lächerliche Mißerfolg ist so handgreiflich, daß Augereau, der eben jetzt dem Anstifter — oder

Digitized by Google

sollte man nicht schon sagen dürfen: dem Opfer? — dieses Chaos begegnet, nichts zu sagen weiß als: „Nun, da sind Sie ja in einer schönen Lage!“ „Bei Arcole stand es schlimmer!“ entgegnet ihm Bonaparte und dringt mit seinem Stabe in den Sitzungsaal der Alten ein. Er war ohne jede Erfahrung für seine Rolle und hatte noch nie auf einer Rednerbühne gestanden. Aber er spricht zu ihnen, wenn auch mit nervöser Stimme; er jagt ihnen Schrecken ein, beruhigt sie wieder, ermuthigt sie und feuert sie an. „Bedenken Sie“, ruft er zuletzt drohend, „bedenken Sie, daß mich das Glück und der Kriegsgott begleiten!“ Und der Saal huldigt ihm.

Dann eilt er zu den Fünfhundert. Kaum überschreitet er die Schwelle, als ihn wüthendes Geschrei empfängt: „Nieder mit dem Diktator! Nieder mit dem Tyrannen!“ Man umringt, drängt und stößt ihn; einige Grenadiere, die er draußen gelassen hat, kommen ihm zu Hilfe und er gewinnt den Ausgang wieder, während das Toben fortdauert und Dolche gezückt werden. Er steigt zu Pferde, sprengt zu den Truppen, schildert die Gefahr, der er entronnen ist, und sie jubeln ihm zu. Die Fünfhundert toben fort. Lucien will seinen Bruder vertheidigen. Umsonst! Von allen Seiten gellt der furchtbare Ruf — der Ruf, der schon Robespierre den Tod gebracht hatte —: „Geächtet!“ Bonaparte hört draußen, wie der Lärm immer bedrohlicher wird. Er zittert für Lucien und schickt zehn Grenadiere hinein, die ihn aus dem Saal herauszerren. Beide steigen darauf zu Pferd und reiten die Front der Truppen entlang. Jetzt ist der entscheidende Augenblick da: das Schicksal scheint stillzustehen. Zu spät für ein Zurück; zu früh vielleicht für ein Vorwärts. Bonaparte giebt ein Kommando, Murat und Leclerq führen ein Bataillon mit gefälltem Bajonett in den Sitzungsaal. Die Deputirten flüchten in Todesangst durch Thüren und Fenster und im Handumdrehen ist der Saal leer. Die Alten sind außer Fassung, erschreckt, zerschmettert; sie wagen nicht, zu widersprechen. Fünfzig vom Rath der Fünfhundert, die im Garten waren und Mitwisser des Staatsstreiches sind, unterzeichnen ein Dekret. Es wird von den Alten bestätigt und gegen Mitternacht sind Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos zu Konsuln ernannt. Von diesem Tage an ist Napoleon Herr in Frankreich.

Man müßte diese feindliche und dunkle Macht, die wir Schicksal nennen, sich in einer vollständigeren Schilderung dieses Tages veranschaulichen und an anderen ähnlichen Wendepunkten aufsuchen, um ihre plötzliche Hartnäckigkeit und dramatische Wucht, ihre menschliche Voraussicht und Tiefe, ihre aller Erwartungen spottende Wirklichkeit im Größten wie im Kleinsten, überall, wo Napoleon eine bedeutende Entscheidung trifft, ganz zu verstehen. Napoleon ist bis zu dieser Stunde der Vollmensch in der Geschichte. Jeder seiner Schritte ist unglaublich wirklich, nothwendig, vernünftig, wenn nicht

Digitized by Google

in den Zielen, so doch in den Mitteln. Alles, was er unternimmt, stützt sich auf die allgemeinsten, selbstverständlichsten Wahrheiten des täglichen Lebens; aber die außerordentliche Anzahl kleiner Wahrheiten, die er mit einem Blicke übersieht und beherrscht, bedeutet seine Größe. Und daher legt das Schicksal beinahe alle seine gewöhnlichen Waffen augenblicklich zu seinen Füßen nieder und entläßt die übermenschlichen gespenstischen Wesen, die so viele Helden schon gewarnt und betrogen, verwirrt, gelehrt, geschreckt haben; viele — denn oft schlummert in der Seele des Helden ein Träumer oder ein beweglicher, inbrünstiger oder leichtgläubiger Dichter, der an Schatten glaubt und zu dem Schatten reden dürfen. Napoleon hat nichts von Alledem. Hier ist ein Mensch ohne Gleichen, der nur mit der objektiven Realität rechnet, mit den physischen und geistigen Kräften, die man ohne Rechenfehler überschlagen und wägen kann, und er verwirklicht mit Hilfe dieser Elemente, die dem Träumer ganz und gar fremd sind, den größten Traum, der je gelebt worden ist. Außerhalb seiner Persönlichkeit kennt und ehrt er kein Ideal, um sein Ich und den maßlosen Ehrgeiz seines Ichs daran aufzurichten. Er dient weder Gott noch irgend einer Wahrheit, keiner höheren Gerechtigkeit, keiner Sehnsucht nach Liebe oder Glück. Nur Eins will er: Frankreich sei so groß, so mächtig wie möglich, auf daß er und die Seinen groß und mächtig werden wie seine Vision. Strebt er nach einer Utopie, so ist sie grobsinnlich, ohne Philosophie und jenseits von Gut und Böse. Und dennoch handelt er, als ob er von jener selbstlosen Imagination getrieben würde, die den Menschen blendet und verblendet, so daß er in der Entscheidung seine Kleinheit vergißt. Einen genialen Mathematiker und einen großen epischen Dichter hat ihn einer seiner Historiker genannt. Mag sein; nur nahm er jedenfalls die Mathematik ernster als das epische Gedicht. Im Grunde waren ihm alle die bauschigen Abstraktionen, Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit, Fortschritt und Menschenglück, die für andere große Männer der That oder der Werke immer viel mehr bedeutet haben als für die große Menge, ganz und gar gleichgiltig. Er nahm nicht einmal sein eigenes Gewissen ernst. Er machte sich nichts aus Lügen, Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Verrätherein, ohne die ihm kein Tag vergeht, und bleibt sich darum nicht weniger selbstgerecht. Das geschieht nicht aus Beschränktheit, Schwäche oder Urtheilslosigkeit. In seinem umfassenden Gehirn sind alle Elemente höchster Moral, sicherster Weisheit und vollkommener Tugendhaftigkeit in dem Maße geordnet, daß er ohne Erschütterung Weisheit, Moral und Tugend ausschalten kann, wenn sie seinen Plänen nicht mehr förderlich sind. Von keinem Ideal beherrscht, findet er in *sich* die unerklärliche Kraft, die Anderen nur in solchen Augenblicken verliehen ist, wo sie sich ihrem erhabensten Ideal opfern. Wenn man näher zusieht, findet man bei ihm keins jener phantastischen

Digitized by Google

Ziele, die ein wahrhaft hochherziger und edler Sinn zu verwirklichen strebt, und doch scheint er mit der ganzen Weite von Gefühl und Verstand ausgerüstet, die solche Gedanken nährt und solche Pläne gebiert. Hätte er nicht doch Etwas von dem Gefühl des Träumers für Tugend, Gerechtigkeit, Schönheit und das Ewige gehabt, jenes Gefühl, das die Größe beschleicht, wenn sie sich bewußt wird, daß kein Raum mehr für ihre Tragik vorhanden ist, so wäre er nicht der heroische Uebermensch, der er in Wirklichkeit war. Denn ein Held, ein außerordentlicher Mensch kann nicht aus ausschließlich praktischen und grobstofflichen Anlagen zusammengesetzt sein. Und hätte er diesem Gefühl, das ihn immer erfüllte und das sich namentlich in seinem Sturz und gegen Ende seiner Laufbahn deutlich zeigte, Macht über sich gegeben, so hätte er die Art von Größe, die wir trotz Allem an ihm bewundern, nicht zu verwirklichen vermocht. Ein befremdender, aber allzu menschlicher Widerspruch, den die Geschichte nicht zu enträthseln vermag.

Wie Dem aber auch sei: man sagt sich von jenen großen, geheimnißvollen Schatten, von denen ich zu reden unternahm, nie ungestraft los. Wenige Sterbliche hatten einen unerschütterlicheren und durchdringenderen Verstand als Napoleon; wenige Sterbliche konnten sich also von der Gerechtigkeit ein gewaltigeres und klareres Bild machen; aber sicher haben auch nur wenige in außerordentlicher Stunde mehr zu kämpfen gehabt, um sich der vorgestellten Idee zu beugen. Sich der Idee, die wir in unserem Bewußtsein tragen, aber nicht beugen, heißt, den Mächten, die in unserer geringsten Handlung feindlich lauern, den Abgrund weisen, der zwischen dem Begreifen und Verlangen unseres Verstandes und Dem sich aufgethan hat, was unserem Charakter gebührt. Kaum fällt ein blitzschnell aufzuckender Lichtschein in diesen Abgrund und macht ihn kenntlich, so stürzen sie herbei, — und das Verderben nimmt seinen Lauf. Darum soll man nicht auf die Gerechtigkeit des Schicksals rechnen; aber in den Menschen und Dingen selbst wohnt eine immanente Gerechtigkeit. Unerbittlich rächen die Kräfte, die uns umgeben, unsere Ueberschreitungen, und Das ist keineswegs erstaunlich, denn der unbestrittenste Theil unserer Morallehren ist im Grunde nichts Anderes als die Anwendung von Naturgesetzen auf die menschlichen Beziehungen. So betrachtet, kenne ich kein Leben, in dem jede Ungerechtigkeit schneller und deutlicher bestraft worden wäre als im Leben Napoleons. Schneller, unerbittlicher und unabänderlicher als irgendwo sonst haben sich in diesem Leben Ungerechtigkeit, Lüge und Treulosigkeit selbst gerichtet. Ohne Scheu vor einem Fehlschluß, der als bewiesen voraussetzte, was erst bewiesen werden soll, behaupte ich, daß, wer über die moralische Bedeutung dieser oder jener Handlung seines Lebens, etwa über die Ermordung des Herzogs von Enghien, in Zweifel wäre, das Problem lediglich dadurch zu lösen im Stande sein könnte, daß er die mehr oder

Digitized by Google

minder große Einbuße entscheiden ließe, die diese Handlung der Leuchtkraft seines Glückssternes gebracht hat. Wenn Enghien sich wirklich gegen ihn verschworen hatte, wenn er schuldig war und gesetzlich auf französischem Boden, nicht durch einen hinterlistigen Rechtsbruch in einem befreundeten Staate, gefangen genommen worden wäre, wenn der Prozeß, das Urtheil und die Todesstrafe der Gerechtigkeit des Landes entsprochen hätten, nimmermehr würde sein Tod die Empörung und Entrüstung von ganz Europa in die Schranken gerufen haben. Damals richtete sich zwischen Napoleons Vergangenheit und Zukunft jene verhängnißvolle Scheidewand auf, die nur noch von den Rachegöttinnen überschritten werden konnte. Nie wäre der Haß so unauslöschlich, der Antagonismus der Gegner so furchtbar, so unvermeidlich und unversöhnlich geworden; denn von der rechten Höhe aus gesehen, ist es doch immer und ewig die Gerechtigkeit, die alle Thaten, alle Triebe der Menschheit leitet mag jeder Einzelne auch den Phantomen des Ruhmes, des Hasses oder der Liebe nachzujagen scheinen.

Meine Aufgabe ist nicht, die Geschichte Napoleons noch einmal zu schreiben. Es mag genügen, nach der Tragoedie von Vincennes, jenem ersten Einbruch in die Gerechtigkeit, jenem ersten Stillstand eines Glückes ohne Gleichen, noch an den unglaublichen Hinterhalt von Bayonne zu erinnern, die niedrige und geduldig lauernde Verrätherei, die die unglücklichen, wehrlosen und allzu vertrauensseligen spanischen Bourbons in seine Hand lieferte. Die Folge war ein schrecklicher Krieg, der dreihunderttausend Krieger, die ganze Energie und sittliche Kraft Frankreichs, das Prestige, fast alle Stützen der Zukunft, die Hingebung und alle glücklichen Aussichten für das Kaiserreich begrub. Endlich denke man an sein unredliches, unmenschlich stolzes und ungerechtes Verhalten gegenüber dem verständigen und ritterlichen Alexander, das mit dem furchtbaren russischen Feldzuge und dem endgiltigen Untergange seines Glückes in den eisigen Fluthen der Beresina und auf den Schneefeldern Polens abschloß.

Ich weiß wohl, daß diese erstaunlichen Katastrophen auf zahlreiche Ursachen zurückzuführen sind; doch wenn man von allen äußeren Umständen, allen mehr oder minder unvorhergesehenen Zwischenfällen bis zur Degeneration eines Charakters, bis zu den Thorheiten und Gewaltthaten, bis zum Größenwahn eines Geistes, der sich selbst verloren hat, Schritt für Schritt zurückgeht: dünkt es uns da nicht, als stünde der schweigende Schatten der verkannten menschlichen Gerechtigkeit an der Quelle des Unglücks? Jener Gerechtigkeit, die Alles in Allem nichts sehr Uebernatürliches oder Geheimnißvolles hat, die aus sehr erklärlichen Ansprüchen, aus tausend kleinen Wirklichkeiten, aus zahllosen Mißbräuchen und Lügen besteht und keineswegs in einem tragischen Augenblick, wie die antike Minerva, plötzlich in Wehr und Waffen aus

Digitized by Google

der dräuenden, trächtigen Stirn des Schicksales springt. Geheimnißvoll ist nur die ewige Gegenwart der menschlichen Gerechtigkeit; aber ist nicht alle menschliche Natur sehr geheimnißvoll? Verharren wir einen Augenblick bei diesem Mysterium. Es ist das gewisseste, das tiefste, das heilsamste. Es ist das einzige, das der menschlichen Güte stets tröstlich bleiben wird. Und wenn wir jenem geduldigen und wachsamen Schatten nicht überall in dem Maße begegnen wie im Leben Napoleons, wenn die Gerechtigkeit nicht immer so unerbittlich erscheint, so verlohnt es sich um so mehr, sie da zu zeigen, wo sie hervortritt. Führt Das zu Zweifeln und Unsicherheit, so sind sie bessere Rathgeber als leichtherziges, faules und blindes Leugnen oder Behaupten, die uns so häufig begegnen; denn es handelt sich in Fragen dieser Art nicht so sehr um Beweise, wie darum daß der Geist aufhorche und eine freie und ernsthafte Ehrfurcht fasse Allem gegenüber, was in den Thaten der Menschen, in ihrer Gebundenheit an Gesetze, die über ihnen zu stehen scheinen, und in den Folgen dieser Gesetze noch unerklärlich ist.

Bemühen wir uns, die wahrhaft bestimmende Wirkung des großen Mysteriums der Gerechtigkeit im Charakter eines Menschen aufzudecken. Denn hier, so darf kühnlich behauptet werden, liegt der bedeutendste, der wirklichste Theil des Mysteriums. Im Gemüth des Menschen, der ein Unrecht thut, vollzieht sich ein erschütterndes Drama — das Drama aller Dramen — und dieses Drama ist um so gefährlicher, um so verhängnißvoller, je größer der Mensch ist und je mehr Dinge sein Geist umfaßt. Man versuche, sich vorzustellen, was bei der Verrätherei von Bayonne in Napoleons Seele vor sich ging, als er den unglücklichen und sanftmüthigen Karl den Vierten mit seinem Sohn Ferdinand unter eben so feierlichen wie arglistigen Versprechungen nach einer Reihe von niedrigen und empörenden Machenschaften aus ihrem Reich lockte, um sie einzukerkern und ihrer angestammten Krone zu berauben!

Man sage nicht, daß in solchen stürmischen Augenblicken das Moralgesetz eines großen Daseins verwickelter sei als das eines Alltagslebens, daß ein thätiger und starker Wille andere Rechte habe als ein stockender und schwacher Wille, daß man Bedenken niederschlagen könne, die weder aus Unwissenheit noch aus Schwäche stammen, oder weil man sie aus größerer Höhe betrachte als der Durchschnittsmensch, und daß diese absichtliche Unterdrückung ein Sieg des Verstandes und der Kraft sei; daß es ungefährlich sei, Böses zu thun, wenn man sich bewußt ist, daß und warum man es thut. Das Alles kann die Grundlagen unserer Natur nicht betrügen. Jede Ungerechtigkeit erschüttert das Vertrauen, das ein Wesen in sich und in sein Schicksal setzt. Im gegebenen Zeitpunkt, gewöhnlich in seiner ernstesten Stunde, hat der Mensch darauf verzichtet, nur auf sich selbst zu bauen; sein Gedächtniß wird Das für immer festhalten und von nun an wird er sich nie mehr ganz

Digitized by Google

wiederfinden. Er hat sein Schicksal verwirrt und vielleicht für immer unheilvoll beeinflußt, seit und weil er einmal fremden Mächten Einlaß gewährt hat. Er verliert das unbeirrte Gefühl seiner Persönlichkeit und seiner Kraft. Er unterscheidet nicht mehr, was er sich selbst verdankt und was er von jetzt an den Verderben bringenden Geistern entlehnt, die seine Ohnmacht herbeigerufen hat. Er ist nicht mehr der Feldherr, der seinem Soldatenheer gebietet; er ist der Bandenführer, der nur Helfershelfer hat. Seine Menschenwürde ist verloren, sie, die keinen Ruhm will, zu dem man, Kummer im Herzen, lächelt, wie man einem untreuen Weibe lächelt, das man liebt, ohne glücklich zu sein.

Der wirklich starke Mensch prüft sorgfältig die Anerkennung und die Vortheile, die ihm aus seinen Thaten erwachsen sind, und verwirft stillschweigend Alles, was die Grenzlinie, die er in seinem Gewissen gezogen hat, überschreitet. Er wird um so stärker sein, je enger diese Linie sich an diejenige anschließt, die die geheime Wahrheit, die auf dem Grunde aller Dinge ruht, eben dort gezogen hat. Die Ungerechtigkeit ist fast immer ein Eingeständniß unserer Ohnmacht gegenüber dem Schicksal, — und es bedarf nicht vieler Geständnisse dieser Art, um dem Feinde den verwundbarsten Fleck unserer Seele zu offenbaren. Eine Ungerechtigkeit begehen, um einen kleinen Ruhm zu ernten oder uns den Ruhm zu sichern, den wir besitzen, heißt, sich die Unfähigkeit eingestehen, Das zu erreichen oder festzuhalten, was man sich wünscht; heißt, bekennen, daß man die Rolle, die man sich gewählt hat, nicht ehrlich ausfüllen kann. Aber trotzdem will man sie weiterspielen ... und damit treten Täuschungen, Lug und Trug in das Leben ein.

Zwei oder drei Falschheiten, zwei oder drei Verräthereien, einige Treulosigkeiten und eine gewisse Anzahl von Lügen, schuldvollen Unterlassungen und Schwächen, — und unsere Vergangenheit ist uns selbst ein gar entmuthigendes Schauspiel; und doch ist uns die Hilfe unserer Vergangenheit sehr nöthig. In ihr allein erkennen wir uns wirklich; sie spricht zu uns in unseren Zweifeln: „Da Du Jenes thatest, kannst Du auch Dieses thun. In jener Gefahr, in jenem bangen Augenblick hast Du Dich bewährt. Du hattest Vertrauen zu Dir und Du hast gesiegt. Nichts hat sich geändert: bewahre Deinen Glauben unerschüttert; Dein Stern wird Dir treu sein.“ Was aber sollen wir antworten, wenn unsere Vergangenheit uns zuraunt: „Es ist Dir nur durch Ungerechtigkeit und Lüge gelungen, folglich mußt Du wieder lügen und wieder betrügen“? Niemand läßt die schmerzenden Augen gern auf eine Lüge, eine Niedrigkeit, eine Treulosigkeit zurückblicken; und alle Vergangenheit, die nicht fest, nicht klar, nicht getrost und befriedigt ist, stört und beengt unsere Zukunft. Nur wenn wir die Vergangenheit ruhigen Auges weithin zurückverfolgen dürfen, erlangt unser Geist die Kraft, in die Zukunft einzudringen.

Paris. Maurice Maeterlinck.

Digitized by Google

Lucian.

Dem Verfasser eines größeren Werkes fällt es noch schwerer als jedem Anderen, ein Bruchstück aus dem Zusammenhang herauszulösen. Von dem Herausgeber der „Zukunft“ in freundlicher Weise hierzu aufgefordert, habe ich eine kleine Episode mitten aus einem Kapitel meiner „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“*) ausgewählt, in der Hoffnung, sie werde an und für sich, auch ohne jeden Bezug auf das Ganze, Interesse erwecken können. Doch den Zusammenhang will ich trotzdem kurz anzudeuten versuchen.

Nachdem ich in einem ersten Abschnitt das Erbe der alten Welt, insofern es noch fördernd oder hemmend unter uns lebt, nachzuweisen und analytisch zu prüfen versucht habe, gelange ich in einem zweiten Abschnitt zur Betrachtung der Erben, worauf dann die Schilderung des Kampfes dieser Erben unter einander während der ersten Jahrhunderte und die Gestaltung der grundlegenden Prinzipien des inneren und des äußeren Lebens — der Religion und des Staates — folgt; das Buch schließt mit der Beschreibung der allmählichen Entstehung der neuen germanischen Welt, einer Welt der Nationalitätenerzeugung, des Forschens, des Entdeckens, der wirthschaftlichen Gestaltung, der Neugebärung von Philosophie und Kunst. Das folgende Fragment ist dem zweiten Abschnitt, dem über die Erben, entnommen. Man kann, glaube ich, die Bewohner Europas, die das Erbe des Alterthums antraten, in drei Gruppen zusammenfassen: das Völkerchaos, die Juden, die Germanen. Als „Völkerchaos“ bezeichne ich das nationalitäts- und rassenlose Menschenamalgam, welches das römische Kaiserreich planmäßig geschaffen hatte und welches dann so weit reichte wie die Grenzen dieses Imperiums. Dem gegenüber richtete sich nach und nach eine in der Geschichte ganz neue Menschenart auf: der homo europaeus unserer heutigen Anthropologen, der Slavokeltogermane, den ich der Einfachheit wegen kurz den „Germanen“ nenne. Alles, was dieser Germane vom Alterthum erbte — religiöse und staatsrechtliche Vorstellungen, philosophische Gedanken, künstlerische Ideale —, Alles erhielt er aus den Stücken des Völkerchaos; nichts kam echt und unverfälscht in seinen Besitz, sondern Alles durch Mißverstand und Unverstand verzerrt und verunstaltet. Dies ist eine grundlegende Thatsache unserer Geschichte. Welche bedeutende und eigenthümliche Rolle die Juden, die weder dem Völkerchaos noch dem Germanenthum angehörten, zu allen Zeiten gespielt haben, ist bekannt. Nebst rein gezüchteter Rasse

*) Das Werk wird nächstens bei Bruckmann in München erscheinen.

Digitized by Google

waren hier erstaunlich rein gezüchtete Ideale am Werke, um Eigenartiges zu Stande zu bringen.

In dem Kapitel, betitelt „Das Völkerchaos", habe ich nun zuerst die Rassenfrage überhaupt zu untersuchen unternommen, wobei ich mich vor Allem auf die Ergebnisse der Naturwissenschaft stütze. An Urrassen glaube ich nicht; alle Experimente der Thierzüchtung und alle Erfahrungen der Geschichte deuten darauf hin, daß die ausnehmend edlen Rassen stets von Neuem erzeugt werden. Um Einsicht in diese Verhältnisse zu gewinnen, müssen wir uns hüten, uns in hypothetische, rein imaginäre Vergangenheiten und Urzustände zu verirren. Halten wir uns aber an das Gegebene, Sichere, so werden wir zwar einsehen müssen, daß Rasse entsteht und vergeht, daß ihr also nicht jene dogmatische, unvergängliche, gleichsam aus einem besonderen Schöpfungakte Gottes erwachsende Bedeutung zukommt, die z. B. Gobineau für sie vindizirt; zugleich jedoch werden wir erkennen, daß alles wahrhaft Große, was die Menschheit bisher geleistet hat, das Werk mehr oder weniger rein gezüchteter, durchaus individueller Rassen war. Die Entwickelung der Persönlichkeit ist nicht allein eine Bedingung für individuelle, sondern auch für nationale Bedeutung. Nach dem positiven Beweis folgt der negative; und in ihn ist die folgende Schilderung des berühmten Schriftstellers Lucian eingeflochten: er dient mir als typisches Beispiel dafür, daß in einem nationalität- und rassenlosen Chaos selbst hohe geistige Beanlagung nichts wahrhaft Großes und Bleibendes hervorzubringen vermag.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schon vor Julius Caesar beginnt das Chaos zu entstehen; durch Caracalla wird es zum offiziellen Prinzip des römisches Reiches erhoben. So weit das Imperium reichte, so weit hat gründliche Blutvermischung stattgefunden, doch so, daß die eigentliche Bastardirung — Das heißt: die Kreuzung zwischen unverwandten oder zwischen edlen und unedlen Rassen — fast ausschließlich im südlichsten und im östlichsten Theil vorkam, dort, wo die Semiten mit den Indoeuropäern zusammentrafen, also in den Hauptstädten Rom und Konstantinopel, dann an der ganzen Nordküste Afrikas (auch an den Küsten Spaniens und Galliens), vor Allem in Egypten, Syrien und Kleinasien.

Es ist eben so leicht wie wichtig, sich den Umfang dieses Länderkomplexes vorzustellen. Die Donau und der Rhein treffen an ihrem Ursprung fast zusammen; die beiden Flußgebiete greifen so genau in einander über, daß es in der Nähe des Albulapasses einen kleinen See giebt, der bei hohem Wasserstande, so wird versichert, auf der einen Seite in die Albula und den Rhein, auf der anderen in den Inn und die Donau abfließt. Verfolgt man nun den Lauf dieser Flüsse von der Mündung des Rheins in die Nordsee, bei Rotterdam, den Rhein hinauf und die Donau hinunter bis zu ihrer Mün-

Digitized by Google

dung in das Schwarze Meer, so erhält man eine ununterbrochene Linie, die den europäischen Kontinent in der Richtung von Nordwesten nach Südosten durchkreuzt; sie bildet die durchschnittliche Nordgrenze des römischen Reiches während langer Zeit; außer in Theilen von Dazien (im heutigen Rumänien) haben sich die Römer niemals nördlich und östlich von dieser Grenze dauernd behauptet. Diese Linie theilt Europa (wenn man den asiatischen und afrikanischen Besitz Roms dazu rechnet) in zwei fast gleiche Theile. In dem südlichen Theile hat nun die große Bluttransfusion (wie die Aerzte die Einspritzung fremden Blutes in einen Organismus nennen) stattgefunden. Betitelt Maspero in seiner Geschichte der Völker des klassischen Orients den einen Band „das erste Durcheinander der Völker", so könnte man hier von einem zweiten Durcheinander reden. In Britannien, in Rhätien, im allernördlichsten Gallien u. s. w. scheint es freilich trotz der römischen Herrschaft zu keiner eigentlichen Durchdringung gekommen zu sein; auch im übrigen Gallien und in Hispanien hatten wenigstens die aus Rom importirten neuen Elemente etliche Jahrhunderte verhältnißmäßiger Abgeschiedenheit zur Verschmelzung mit den früheren Einwohnern, ehe andere nachkamen, — ein Umstand, der die Ausbildung einer neuen, sehr charakteristischen Rasse, der gallorömischen, ermöglichte. Im Südosten dagegen, und namentlich an allen Kulturcentren (die, wie bereits hervorgehoben, einzig im Süden und Osten lagen) ergab sich ein um so gründlicheres, verderblicheres Durcheinander, als die aus dem Orient Hinzuströmenden selbst lauter halbschlächtige Menschen waren. Unter damaligen Syrern z. B. darf man sich nicht eine bestimmte Nation, irgend ein Volk, eine Rasse vorstellen, sondern vielmehr eine bunte Agglomeration pseudohethitischer, pseudosemitischer, pseudohellenischer, pseudopersischer, pseudoskythischer Bankerte. Leichte Begabung, oft auch eigenthümliche Schönheit, Das, was die Franzosen un charme troublant nennen, ist Bastarden häufig eigen: man kann Das heutzutage in Städten, wo, wie in Wien, die verschiedensten Völker einander begegnen, täglich beobachten; zugleich aber kann man auch die eigenthümliche Haltlosigkeit, die geringe Widerstandskraft, den Mangel an Charakter, kurz, die moralische Entartung solcher Menschen wahrnehmen. Den Syrer mache ich darum namhaft, weil ich nicht durch wortreiche Aufzählungen, sondern durch Beispiele reden möchte; er aber war das Muster des aus allem völklichen Zusammenhang losgerissenen Bastards; gerade deshalb hat er bis zum Einbruch der Germanen (und noch darüber hinaus) eine große Rolle gespielt. Wir finden Syrer auf dem kaiserlichen Throne: Caracalla gehört zu ihnen und das in Seide und Gold gekleidete, wie eine Tänzerin geschmückte Monstrum, Heliogabalus, wurde direkt aus Syrien importirt; wir finden sie in allen Verwaltungen und Präfekturen; sie, wie ihr Seitenstück, die afrikanischen Bastarde, reden ein großes Wort bei der

Digitized by Google

Kodifikation des Rechtes mit und ein geradezu ausschlaggebendes bei der Ausbildung der römischen Universalkirche. Schauen wir uns einen dieser Männer näher an; wir bekommen dadurch sofort ein lebhaftes Bild des damaligen civilisirten Bruchtheiles Europas und seiner geschäftigsten Kulturträger und erhalten damit einen Einblick in die Seele des Völkerchaos.

Der Schriftsteller Lucian ist wohl Jedem, wenigstens dem Namen nach, bekannt; seine ungewöhnliche Begabung zieht unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf ihn. Geboren an den Ufern des Euphrat, unfern den ersten Ausläufern des taurischen Gebirges (in denen noch energische Stämme indoeuropäischer Herkunft wohnten), lernt der Knabe neben der syrischen Landessprache auch griechisch radebrechen. Er zeigt Talent für Zeichnen und Bildhauerei und wird zu einem Bildhauer in die Lehre gegeben, doch erst, nachdem ein Familienrath stattgefunden hat, um zu berathen, wie der Junge am Schnellsten zu recht viel Geld kommen könne. Diese Sorge ums Geld bleibt fortan das ganze Leben hindurch, trotz den später angehäuften Reichthümern, der Leitstern — nein, Das wäre zu schön gesagt —: der treibende Impuls dieses begabten Syrers; in seiner Schrift „Nigrinus" gesteht er mit beneidenswerther Ungenirtheit, das Liebste auf der Welt sei ihm Geld und Ruhm, und noch als alter Mann schreibt er ausdrücklich, er nehme die ihm von Commodus (dem Gladiatorenkaiser) angebotene hohe Beamtenstelle des Geldes wegen an. Doch mit der Kunst wirds nichts. In einer hochberühmten, doch meines Wissens bisher von keinem Historiker nach ihrem wahren Inhalt gewürdigten Schrift, „Der Traum", sagt uns Lucian, weshalb er die Kunst aufgab und es vorzog, Jurist und Literat zu werden. Im Traume waren ihm zwei Weiber erschienen: die eine „sah nach Arbeit aus", hatte schwielige Hände, das Gewand über und über von Gips befleckt, die andere war elegant angezogen und stand gelassen da; die eine war die Kunst, die andere — wer es nicht schon weiß, wird es nie errathen — die andere war: die Bildung!... Die arme Kunst bemüht sich, durch das Beispiel von Phidias und Polyklet, Myron und Praxiteles ihren neuen Jünger anzueifern, doch vergeblich; denn die Bildung thut überzeugend dar, die Kunst sei eine „unedle Beschäftigung"; den ganzen Tag bleibe der Künstler in einem schmutzigen Kittel über seine Arbeit gebückt, wie ein Sklave; selbst Phidias sei nur „ein gemeiner Handwerker" gewesen, der „von seiner Hände Arbeit lebte"; wer dagegen statt Kunst die „Bildung" erwähle, Dem stünden Reichthum und hohe Aemter in Aussicht, und wenn er auf der Straße spaziren gehe, dann würden die Leute einander anstoßen und sagen: „Schau, da geht der berühmte Mann!" Schnell entschlossen, springt Lucian auf: „Das unschöne, arbeitvolle Leben verließ ich und trat zur Bildung über." Heute Bildhauer, morgen Advokat; wer ohne Bestimmung geboren ist, kann

Digitized by Google

Alles erwählen; wer nach Geld und Ruhm geht, braucht nicht in die Höhe zu schauen und riskirt also nicht, wie der Held des deutschen Kindermärchens, in den Brunnen zu fallen. Man glaube nicht, jener „Traum" sei etwa eine Satire; als Rede gab ihn Lucian in seiner Vaterstadt zum Besten, als er sie später einmal, mit Gold und Lorbern bedeckt, besuchte; der Jugend von Samosata hielt er — er selbst sagt es — seinen Lebenslauf als Beispiel vor. Welche bittere Satire ihr ganzes Schicksal auf das Leben der wahrhaft Großen bedeutet, verstehen solche Menschen, sonst so geistvoll, nie.

Nun, Lucian hatte die Bildung erwählt; um sie zu erwerben, begab er sich nach Antiochien. Athen war freilich noch immer die wahre Hohe Schule des Wissens und des Geschmackes, galt aber für altmodisch; das syrische Antiochien und das angeblich hellenische, doch bereits im zweiten Jahrhundert mit fremden Elementen durch und durch getränkte Ephesus übten eine weit stärkere Anziehung auf die internationale Jugend des römischen Reiches aus. Dort studirte Lucian das Recht und die Beredsamkeit. Doch als intelligenter Mensch empfand er peinlich die Mißhandlung der griechischen Sprache durch seine Lehrer; er errieth den Werth eines reinen Stiles und setzte nach Athen hinüber. Bezeichnend ist, daß er nach kurzen Studien daselbst als Anwalt und Redner aufzutreten sich erkühnte. Alles hatte er inzwischen gelernt, nur nicht, was sich schickt; die Athener brachten es ihm bei. Sie lachten über den „Barbaren" mit seinen angelernten Fetzen fremder Bildung und gaben ihm damit einen Wink vom Himmel: er entwich nach einem Ort, wo man es mit dem Geschmack nicht so genau nahm, nach Massilia. Diese phönizisch-diasporische Hafenstadt hatte eben durch die Ankunft Tausender von palästinischen Juden ein so ausgesprochenes Gepräge erhalten, daß sie einfach „die Judenstadt" hieß; doch kamen hier Gallier, Römer, Spanier, Ligurier, alles Erdenkliche zusammen. Hier, in Neu-Athen, wie ihre Einwohner mit zarter Anerkennung ihres eigenen Geisteswerkes Massilia zu nennen liebten, lebte Lucian viele Jahre und wurde ein reicher Mann; die Advokatur gab er auf, — dazu hätte er lateinisch gründlich studiren müssen; außerdem war die Konkurrenz groß und schon in Antiochien hatte er als Jurist keinen besonderen Erfolg gehabt. Was diese reich gewordenen Leute am Nöthigsten brauchten, war Bildung, „moderne" Bildung und Anstandslehre. War nicht gerade „Bildung" Lucians Ideal, sein Traum gewesen? Hatte er nicht in Antiochien studirt und sogar in Athen „öffentlich geredet"? Er hielt also Vorträge; die Zuhörer verhöhnten ihn aber nicht, wie in Athen, sondern zahlten jedes Honorar, das ihm zu fordern beliebte. Außerdem reiste er in ganz Gallien als bestellter Prunkredner herum, damals ein sehr einträgliches Geschäft: heute die Tugenden eines Verblichenen feiernd, den man niemals im Leben sah, morgen zur Verherrlichung eines

Digitized by Google

religiösen Festes beitragend, das zu Ehren irgend einer lokalen gallorömischen Divinität gegeben wurde, deren Namen ein Syrer nicht einmal aussprechen konnte. Wer sich von dieser Rednerei eine Vorstellung machen will, sehe sich die „Florida“ des gleichzeitigen, aber afrikanischen Mestizen Apulejus an; es ist eine Sammlung kürzerer und längerer oratorischer Effektstücke, geeignet, in jede beliebige Rede eingeschoben zu werden, um dann, als scheinbar plötzliche Eingebung, die ganze Versammlung durch den Reichthum des Wissens, den Witz, die Empfindungtiefe des Redners zu verblüffen und hinzureißen; da liegt Alles neben einander „auf Lager“: das Gedankentiefe, das fein Pointirte, die geistreiche Anekdote, das devot Unterthänige, das von Freiheitgelüsten Strotzende, ja, die Entschuldigung, nichts vorbereitet zu haben, und der Dank für die Standbilder, mit denen man den Redner überraschen könnte. Gerade solche Dinge malen einen Menschen, und ihn nicht allein, sondern eine ganze Kultur oder, um mit Lucian zu sprechen, eine ganze „Bildung“. Wer den Fürsten Bismarck in einer seiner großen Reden mühsam nach dem Worte ringen gehört hat, wird mich schon verstehen.

Mit vierzig Jahren kehrt Lucian Gallien den Rücken; sich in einem bestimmten Orte niederlassen, sein Geschick mit dem irgend eines Landes dauernd verbinden: Das kommt ihm nicht bei. Nationen gab es außerdem nicht; kehrt Lucian jetzt vorübergehend in seine Heimath zurück, so geschieht es ebenfalls nicht aus einem Herzensbedürfniß, sondern, wie er selbst aufrichtig gesteht, „um sich Denen, die ihn arm gekannt hatten, reich und schön gekleidet zu zeigen“. Dann richtet er sich auf längere Zeit in Athen ein, schweigt aber diesmal still, studirt fleißig Philosophie und Wissenschaft, — in dem redlichen Bemühen, endlich herauszufinden, was sich wohl hinter dieser ganzen vielgerühmten hellenischen Kultur verberge. Daß dieser Mann, der zwanzig Jahre lang „hellenische Bildung“ gelehrt und dabei Reichthum und Ehren eingeheimst hat, plötzlich merkt, er habe niemals auch nur das erste Wort von dieser Bildung verstanden, Das ist ein fast rührender Zug und ein Beweis ungewöhnlicher Begabung. Daher habe ich gerade ihn herausgesucht. In seinen Schriften findet man auch neben den Wortwitzeleien und den vielen guten Späßen, und außer dem Talent, flott zu erzählen, manche scharfe, bisweilen vom Schmerz durchzuckte Bemerkung. Was konnte aber bei diesem Studium herauskommen? Wenig oder nichts. Wir Menschen sind eben nicht Brettsteine; man wurde in Athen eben so wenig ein Anderer durch gelehrten Unterricht, wie man heute in Berlin, wie es Herr Virchow von dem Einfluß der dortigen Universität erhofft, eine „schöne Persönlichkeit“ wird, wenn man nicht bei der Immatrikulation schon eine war. Das Wissen des Menschen ist an nichts so eng geknüpft wie an sein Sein, mit anderen Worten: an seine bestimmte Art, zu sein, seine bestimmte Organisation. Plato meinte: Wissen

Digitized by Google

sei Erinnerung; die heutige Biologie deutet dieses Wort ein Wenig um, giebt dem Philosophen jedoch Recht. In einem durchaus inhaltreichen Sinne darf man behaupten: jeder Mensch kann nur wissen, was er ist. Lucian empfand selbst, Alles, was er bisher gelernt und gelehrt habe, sei bloßes Flitterwerk: Thatsachen, nicht die Seele, aus der diese Thaten erwuchsen, die Hülle, doch ohne den Leib, die Schale, doch ohne den Kern. Und als er nun endlich Das einsah und die Schale aufbrach: was fand er? Nichts. Natürlich nichts. Erst bringt die Natur den Kern hervor, die Schale ist eine spätere Accreszenz; erst wird der Leib geboren, dann hüllt man ihn ein; erst schlägt ein Heldenherz, dann werden die Heldenthaten vollbracht. Lucian konnte als Kern nur sich selbst finden: sobald er sich die Fetzen römischen Rechtes und hellenischer Poesie vom Leibe riß, entdeckte er einen begabten syrischen Mestizen, einen Bastard aus fünfzig ungeklärten Blutmischungen, den Selben, der mit dem sicheren Instinkt der Jugend Phidias als einen Handwerker verachtet und für sich Das erwählt hatte, was bei möglichst wenig Mühe möglichst viel Geld und die Bewunderung des gemeinen Trosses einbrächte. Alle Philologen der Welt mögen versichern, Lucians Bemerkungen über Religion und Philosophie seien tief, er sei ein kühner Kämpfer gegen Aberglauben u. s. w.: nie werde ich es ihnen glauben. Lucian war ja unfähig, zu wissen, was Religion, was Philosophie überhaupt sind. In vielen seiner Schriften führt er alle mögliche „Systeme" nach einander auf, z. B. im „Ikaromenippus", im „Verkauf der philosophischen Charaktere" u. s. w.; immer ist es das Alleräußerlichste, was er ergreift, das formelle Moment, ohne das die Kundgebung eines Gedankens nicht möglich ist, das aber wahrlich mit dem Gedanken selbst nicht verwechselt werden darf. Eben so gehts mit der Religion. Aristophanes hatte gespottet wie später Voltaire; bei diesen beiden Männern ging aber die Satire aus einem positiven, konstruktiven Gedanken hervor und überall leuchtet die fanatische Liebe zur eigenen Volksart durch, zu dieser festen, bestimmten Blutgemeinde, die Jeden von ihnen mit ihren Traditionen, ihrem Glauben, ihren großen Männern umfing und trug. Lucian dagegen spottet wie Heine: es ist kein edles Ziel, keine tiefe Ueberzeugung, kein gründliches Verstehen vorhanden; wie ein Wrack auf dem Ozean treibt er ziellos herum, nirgends daheim, nicht ohne edle Regung, doch ohne einen Gegenstand, dem er sich hätte opfern können, hochgelehrt, doch ein Muster jener Bildungungeheuer, von denen Calderon sagt, daß sie Alles wissen, nichts erfahren.

Eins aber verstand er, — und Das macht auch seinen ganzen Werth als Schriftsteller für uns aus: er verstand den Geist, dem er glich, nämlich die ganze bastardirte, verkommene, entartete Welt um ihn herum; er schildert sie und geißelt sie, wie es nur Einer konnte, der selbst dazu gehörte, der ihre Motive und ihre Methoden aus eigener Erfahrung kannte. Hier fehlte der

Digitized by Google

Kern nicht. Daher die köstlichen Satiren auf die Homerkritiker, auf den bis auf das Mark der Knochen verderbten Gelehrtenstand, auf die religiösen Schwindler, auf die aufgeblasenen, roh ignoranten Millionäre, auf die ärztlichen Quacksalber u. s. w. Hier wirkten sein Talent und seine Welterfahrung zusammen, um Außerordentliches zu Stande zu bringen. Und damit ich meine Schilderung nicht unvollendet lasse, will ich noch hinzufügen, daß jener zweite Aufenthalt in Athen, wenn er den Lucian auch nicht lehrte, was Mythologie und Metaphysik, noch, was heldenhafte Gesinnung sei, doch für ihn die Quelle neuer Einnahmen wurde. Dort wandte er sich nämlich fleißig der Schriftstellerei zu, schrieb seine Göttergespräche, seine Totengespräche, wahrscheinlich überhaupt die meisten seiner besten Sachen. Er erfand eine leichte dialogische Form (wofür er sich den Ehrentitel „Prometheus der Schriftsteller" beilegte!); im Grunde genommen sind es gute Feuilletons, so wie man sie früh zum Kaffee noch jetzt gern liest. Sie brachten ihm, als er sich nun wieder auf Reisen begab und sie öffentlich vortrug, Unsummen ein. Doch auch diese Mode ging vorbei; oder vielleicht hatte der ältere Mann auch nur das Nomadisiren satt. Er ließ das eine Erbe, hellenische Kunst und Philosophie, liegen und wandte sich zum anderen, zum römischen Recht: er wurde Staatsanwalt (sagen die Einen), Gerichtspräsident (sagen die Anderen) in Egypten und starb in diesem Amt.

Ich glaube, eine einzige solche Laufbahn führt uns das seelische Chaos, das damals unter dem einförmigen Gewande des streng verwaltenden römischen Imperiums verborgen lag, deutlicher zu Gemüth als manche gelehrte Auseinandersetzung. Man kann von einem Manne wie Lucian nicht sagen, er sei unmoralisch gewesen; nein: was man an einem solchen Beispiel einsehen lernt, ist, daß Moral und Willkür zwei einander widersprechende Begriffe sind. Menschen, die nicht mit ihrem Blute bestimmte Ideale erben, sind weder moralisch noch unmoralisch, sondern einfach „amoralisch". Wenn ich mir ein Modewort für meinen Zweck zurechtlegen darf: sie sind diesseits von Gut und Böse. Sie sind auch diesseits von Schön und Häßlich, diesseits von Tief und Flach. Der Einzelne vermag es eben nicht, sich ein Lebensideal und ein moralisches Gesetz zu erschaffen; gerade diese Dinge können nur bestehen, wenn sie gewachsen sind. Darum war es auch sehr weise von Lucian, daß er es trotz seinem Talent zeitig aufgab, dem Phidias nachzueifern. Ein Schönredner für die Marseilleser konnte er werden, auch ein Gerichtspräsident für die Egypter, ja, selbst ein Feuilletonist für alle Zeiten, ein Künstler aber nie, — und ein Denker eben so wenig.

Wien. Houston Stewart Chamberlain.

Digitized by Google

Staat, Kulturkreis und Menschheit.

Auf welche Weise der Gegensatz zwischen Schafen und Raubthieren, um bei der bündigsten Formel zu bleiben, die ganze Entwickelung der Kultur eingeleitet und gefördert hat: Das schildert Ratzenhofer in den Abschnitten seines Werkes über die „höheren Sozialgebilde".

„Die soziale Entwickelung erhält erst einen tieferen Impuls, wenn ein wandernder Stamm seßhafte besiegt und diesen Sieg zu deren Unterwerfung in ihrem eigenen Wohnsitz ausnützt."*) Diese Grundwahrheit aller Staatswissenschaft, über die unsere Staatsrechtslehrer gewöhnlich ein tiefes Schweigen beobachten, bildet bei Ratzenhofer den Ausgangspunkt zur Darstellung der sozialen Entwickelung des Staates. Er schildert nämlich die Folgen dieser Thatsache. „Es entsteht aus zwei Gemeinschaften eine; der siegende Stamm vernichtet den unterworfenen; aber nicht materiell, sondern politisch." (S. 157.) Trotzdem bleibt „der unterworfene Stamm als soziale Individualität bestehen", als „untere Schicht der Gesellschaft". „Die soziale Ungleichheit wird zur ordnenden Institution. Die Unterworfenen werden zu Sklaven oder wenigstens zur arbeitenden Bevölkerung, während die Sieger eine bevorrechtete Stellung einnehmen." (S. 157.) Jedem, der die Geschichte der Staaten kennt, müssen diese allgemeinen Sätze Ratzenhofers als selbstverständlich erscheinen. Und doch muß es auffallen, daß wir sie dort vergebens suchen, wo man sie unbedingt finden müßte: in den Lehrbüchern des allgemeinen Staatsrechtes und in den „nationalen" Geschichtwerken. Diese Sätze werden nämlich in ihrer Allgemeinheit von den Staatsrechtslehrern und „nationalen" Historikern nicht zugestanden, mindestens für das eigene Volk immer abgeleugnet. In Deutschland gesteht man die Richtigkeit dieser Sätze für Indien oder Griechenland, aber nicht für Deutschland zu. In Polen wollten die nationalen Historiker von einer solchen Entstehung eines Volkes und Staates nichts wissen, sie wenigstens für Polen nicht zugeben.**) Und weil man diese Thesen immer auf die eigene Nation anzuwenden sich scheute, so bestritt man ihre Allgemeinheit und ließ sie als allgemeine Wahrheiten der Staatswissenschaft nicht gelten. Ratzenhofer aber lehrt uns, daß in der Urgemeinschaft „individuelle Ungleichheit herrscht, weil sie aus Stämmen verschiedener Herkunft zusammengesetzt ist." „Es herrscht soziale Ungleichheit, weil sich die Sieger von den Unterworfenen sowohl der Sitte als den rechtlichen Ansprüchen nach

*) Ratzenhofer: Soziologische Erkenntniß S. 157. S. „Zukunft" vom 28. Januar, 11. Februar und 4. März 1899.

**) Vergl.: Max Gumplowicz, Zur Geschichte Polens im Mittelalter, Innsbruck 1898. S. 229 ff.

Digitized by Google

unterscheiden." Wenn man uns also z. B. von der Freiheit der „Urgermanen" erzählt, so sind wir von dem Standpunkt der Soziologie aus berechtigt, zu fragen, ob man darunter die Herrschaft der Raubthiere oder die Sklaverei der Schafe versteht.

Im Unterschiede zu den „Gemeinschaften der primitiven Vorzeit" werden im Staat, also auch schon in der „kleinsten auf Unterwerfung basirten Gemeinschaft", die „Wechselbeziehungen der Menschen" durch „das Interesse der Mächtigen" geordnet; und zwar vollzieht diese „Ordnung" das „durch die allseitig entstandene Ungleichheit an die Stelle der ordnenden Sitten und Gebräuche" getretene „Recht" (S. 158). „Die durch Unterwerfung und Herrschaft gegliederten und vermischten Stämme" aber „bilden eine neue Gemeinschaft: ein Volk." Es scheint, daß man vom soziologischen Standpunkt zu gar keiner anderen Auffassung von Staat, Volk und Recht gelangen kann; so erkläre ich mir auch Ratzenhofers Uebereinstimmung mit den in meinem „Allgemeinem Staatsrecht" vorgetragenen Grundlehren vom Staat. Diese Grundlehren resumirt Ratzenhofer so: „Der Staat stellt sich . . . als ein soziales Verschmelzungprodukt divergirender Bestrebungen primitiver Gemeinschaften dar. Dem kulturtreibenden seßhaften Stamm tritt der im Kampf überlegene, kulturell tiefer stehende Nomadenstamm sieghaft entgegen; die Dienstbarmachung des ersten ist der Zweck des zweiten und aller politische Kampf in diesem Staat ist sodann der Veränderung dieses Herrschaftverhältnisses zugewendet." (S. 163.)

Da eine solche den Thatsachen einzig und allein entsprechende Auffassung des Staates der durch Jahrhunderte herrschenden Staatslehre fremd blieb, mußte sie zum Bankerott führen, den schon vor dreißig Jahren für das deutsche „Allgemeine Staatsrecht" Konstantin Frantz konstatirte. Seitdem ist aber auch das „Allgemeine Staatsrecht" in Deutschland ganz unproduktiv und hat keine Leistungen aufzuweisen. Wie sehr da eine solche Auffassung des Staates wie die Ratzenhofers umwandelnd und verjüngend auf die Geschichtschreibung einwirken müsse, liegt auf der Hand. Denn die Geschichtschreibung wird einmal doch aufhören müssen, die grundlegenden Thatsachen der europäischen Staatengeschichte zu verdrehen oder diplomatisch zu verschweigen, da die ganze seitherige Entwickelung dieser Staaten und ihre bis heutzutage bestehende soziale Struktur nur aus diesen grundlegenden Thatsachen erklärt werden können. Allerdings werden bei dieser Erklärung auch unter Soziologen gewisse Verschiedenheiten zu Tage treten, doch nur solche von untergeordneter Bedeutung. So möchte ich z. B. Ratzenhofers Erklärung der weiteren Entwickelung des Staates ausschließlich als der Folge ununterbrochener Differenzirung nur theilweise zustimmen; er sagt: „Weil der Staat mit seinem Entstehen bereits ein in sich differenzirtes Gesellschaftgebilde ist, weil ihm die Trennung in Herrschende und Dienende grundsätzlich

Digitized by Google

innewohnt, so bedarf es nur einer fortgesetzten Einwirkung der entwickelnden Ursachen, der Blutliebe, des Brotneides und der Arbeitscheu, um die bestehende Differenzirung unbegrenzt auszugestalten". Nun ist aber der primitive Staat kein aus einer Einheit „differenzirtes", sondern aus heterogenen Elementen „sozialisirtes" Gebilde und auch in seiner weiteren Entwickelung wirkt nicht nur die Differenzirung des Einheitlichen, sondern die Sozialisirung des Heterogenen. Das hat Ratzenhofer als allgemeinen Grundsatz des sozialen Entwickelungprozesses schon selbst betont; er sollte also diesen allgemeinen Grundsatz auch bei der Erklärung der weiteren Entwickelung des Staates festhalten. Eigentlich thut er es ja auch, wenn er von dem „Zuwachs fremder Gebiete und Stämme" als „wirksamstem Ferment" der Staatsentwickelung spricht: denn ein solcher Zuwachs ist doch eo ipso eine Sozialisirung und bahnt eine Amalgamirung an. Auch wenn Ratzenhofer von der „Entstehung einer Mittelschicht" zwischen den „Herrschenden und Dienstbaren" spricht, darf er doch nicht vergessen, daß diese „Entstehung einer Mittelschicht" ursprünglich ganz überwiegend nicht ein Produkt der Differenzirung, sondern der Sozialisirung (durch Einwanderung) war.

Sehr originell und, wie mir scheint, sehr treffend ist Ratzenhofers Auffassung vom „Kulturkreis". Man hat bisher bei diesem Wort an eine Vielheit von Nationen gedacht, deren Kultur auf annähernd gleichen Grundlagen beruht, und in diesem Sinn oft von einem „europäischen Kulturkreis" im Gegensatz zum „orientalischen" gesprochen. Ratzenhofer scheint den Begriff „Kulturkreis" enger zu fassen und dabei an Gruppen von Völkern und Nationen zu denken, die einem Sprachstamm angehören, also in Europa z. B. an einen romanischen, germanischen und slavischen Kulturkreis. Ihn basirt er nun auf die Thatsache, daß noch vor der Entstehung der Staaten „über einen gleichgearteten Landstrich" in Folge gleicher „Lebensbedingungen", die „der Hauptsache nach an dem Wohnsitz haften", „eine gleichgeartete Besorgung . . . der Ernährung, der Organisirung der Familie und der öffentlichen Herrschaft" sich ergab. (S. 177). Als später die staatengründenden „Hirten- und Jagdstämme" in die verschiedenartigen Kulturgebiete" einbrachen, wurden diese Gebiete wohl politisch zerrissen, behielten aber ihren hauptsächlich in der einheitlichen oder verwandten Sprache sich äußernden Kulturzusammenhang. Daher ist „wie vor dem Werden des Staates, so auch nachher, über dessen Grenzen hinweg, der Kulturkreis das Gebiet zusammenwirkender sozialer Entwickelung." Das Vorhandensein eines solchen Kulturkreises „ist dem Staat als Machtorganisation stets gefährlich gewesen", weil es „das innere Bedürfniß der Abgeschlossenheit des Staates auflöst und durch soziale Beziehungen auf Erweiterung der politischen Schranken und Herrschaftverhältnisse" hinweist. Ich glaube, daß Ratzenhofer bei diesen Ausführungen

Digitized by Google

zunächst wohl an Deutschland und dessen Uebergang von der Kleinstaaterei zum Einheitstaat dachte; doch hat seine Auffassung gewiß auch eine allgemeine Bedeutung und würde eine viel weitergehende Anwendung zulassen. Man bedenke nur, daß es in Europa große Gebiete giebt, an denen gewisse Sprachen als Kulturträger so unzertrennbar zu haften scheinen, daß sie allen mit dem Aufgebot der größten Machtmittel ins Werk gesetzten Ausrottungversuchen der Staaten Trotz bieten: und die Idee von „Kulturkreisen" die „der Hauptsache nach an den Wohnsitzen haften", wirkt dann wie eine plötzliche Erleuchtung. Es streift allerdings ein Bischen an Mystik, einen solchen untrennbaren Zusammenhang zwischen „Wohnsitzen" und der in ihnen seit vorstaatlichen Zeiten herrschenden, in der eigenen Sprache sich äußernden Kultur anzunehmen; doch läßt sich dieser Gedanke nicht so leicht abweisen.

Aus dieser Auffassung der „Kulturkreise" würde sich aber ergeben, daß sie nicht gerade ein höheres durch die Staaten erzeugtes Sozialgebilde sind, das etwa vom Staate zum Menschheitkreis hinüberleitet, sondern naturwüchsige Sozialgebilde, die der Staat in ihrer natürlichen Ausbildung und Ausgestaltung gewaltsam störte („gewisse Kulturgebiete wurden zerrissen"). Es würde sich also die Frage aufdrängen, ob bei einem solchen Sachverhalt diese Kulturkeise, wenn sie einmal zum Bewußtsein ihrer Einheit und Zusammengehörigkeit gelangen, an den Staaten, die sie einst „zerrissen" haben, nicht Revanche üben und eine historische Korrektur vornehmen können.

Ich will diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, da ich ihm nicht ganz zustimme und trotz der Thatsache, daß gewisse Sprachen an gewissen territorialen Gebieten unzertrennlich und unausrottbar zu haften scheinen, dennoch eher geneigt wäre, den Kulturkreis als durch eine in gleicher Richtung entwickelte staatliche Kultur erzeugte Gemeinsamkeit von Kulturinteressen aufzufassen, die allerdings durch die Nachbarschaft der Länder und den gegenseitigen Verkehr, jedoch nicht ohne Zusammenwirken der Staaten entstanden ist. Nach dieser Auffassung wäre allerdings der Kulturkreis ein durch den Staat bedingtes höheres Sozialgebilde, das vom Staate zur gesammten Menschheit hinüberleitet.

Auch Ratzenhofer denkt, nachdem er vom Staat und Kulturkreis gesprochen hat, an die „Menschheit", da er von der „Ausbreitung eines sozialen Hauptprozesses" über sie spricht. Doch beschränkt er sich dabei auf die Vergleichung der einstigen Eroberung Europas und Ostasiens durch die „weißen und gelben Nomaden aus dem Inneren Asiens" und der Eroberung Amerikas, Australiens und Afrikas durch die Europäer. Der Unterschied liegt darin, daß jene Eroberung „in Horden, Stämmen, im weiteren Verlauf der Entwickelung auch in Völkern unter einem patriarchalischen Herrschaftverhältniß" geschah, während die neuen Welttheile durch „Sendlinge bestehender Staaten"

Digitized by Google

erobert werden. Doch giebt er für die Richtigkeit dieser historischen Aphorismen keine befriedigenden Beweise. Ist es denn nicht möglich, daß aus Asien nicht ganze „Horden, Stämme und Völker", sondern, eben so wie in der Neuzeit Europas, nur die überschüssige abenteuernde Bevölkerung nach Europa ging, um sich da ein besseres Dasein zu sichern, — ganz wie die europäischen Konquistadoren und Kolonisten nach Amerika, Australien und heute nach Afrika gehen? Zwischen den Eroberungen der vorhistorischen Zeit Europas und den heutigen Kolonisationen der Europäer in den überseeischen Welttheilen scheint mir wesentlich nur der Unterschied, daß die asiatischen Abenteurer und Nomaden bei ihren Expeditionen nach Europa ihre wahre Absichten nicht zu verschleiern versuchten; eine naivere Zeit gestattete ihnen, offen ihre Absichten zu verfolgen, während wir heute heimlich nach Diamantenfeldern und Goldminen schielen, aber mit frommem Augenaufschlag betheuern, daß wir die armen Teufel in Afrika, Australien und Amerika der Segnungen des wahren Glaubens und der europäischen Kultur theilhaftig machen wollen. Uebrigens muß es unserem Europocentrismus zu Gute gehalten werden, wenn wir in den von Europa ausgehenden und heute nach allen Welttheilen gerichteten Kolonisationen „die Ausbreitung des sozialen Hauptprozesses über die Menschheit" erblicken. In den Köpfen der „gelben Rasse" dürfte wohl dieser Hauptprozeß sich anders spiegeln; und wer weiß, ob heute die Yankees sein Wesen nicht darin erblicken, daß das Sternenbanner allmählich die verschiedenen alten Wappenbilder aus allen Erdenwinkeln verscheuchen solle. Wie die „Menschheit" selbst als quasi höchstes „Sozialgebilde" ein unklarer und unfaßbarer Begriff ist, so ist auch ein sozialer „Hauptprozeß", der sich „über die Menschheit" verbreitet, wohl ein ewiges geschichtphilosophisches Thema, dessen Verständniß uns aber auch Ratzenhofer trotz seiner „historischen" Auffassung nicht erschlossen hat. Auch seiner Weisheit höchster Schluß ist, daß heutzutage „die Kulturkreise gleichsam unter sich in Machtbestrebungen getreten sind" und daß „im allgemeinen Ueberblick gegenwärtig nicht mehr Stämme und Staaten, sondern die Rassen vor einem Kampf um die Vertheilung der Herrschaft in der Welt" stehen. Rassen? Was versteht Ratzenhofer darunter? Wenn man aus seinem ganzen auf der Hypothese des Monogenismus aufgebauten System schließen darf: ein Gemisch von aus ursprünglicher Einheit differenzirten Stämmen, die auf einem gemeinschaftlich besiedelten Kulturgebiet eine einheitliche Kultur angenommen haben. Das entspricht ja im Ganzen allerdings den Thatsachen: nur können leider diese Thatsachen unseren philosophischen Trieb nicht befriedigen, der für den „sozialen Hauptprozeß" nach irgend einer höheren Idee, irgend einer vernünftigen Ausdeutung drängt.

Ratzenhofer tröstet sich damit, daß trotz Alledem „der soziale Prozeß, zwischen Kultur und Kampf schwankend, jenem Ausgleich sich nähert, der

Digitized by Google

unter ordnenden Organisationen zur Befriedigung der widerstrebenden Interessen möglich ist." Ja, manchmal ist eben kein anderer „Ausgleich" „möglich" als einer durch Bombardements und Torpedos. Da kann uns auch die soziologische Erkenntniß nicht helfen: sie will ja eben nur „Erkenntniß" sein und **nicht die Welt verbessern.**

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

Herr und Frau Sokrates.

Sie wohnten in der kleinen Poseidonstraße 7, nach dem Piraeus zu, zweite Etage: fünf Hallen, Badestube und Zubehör. Die Wohnung war vornehm ausgestattet, mit persischen Teppichen belegt, die Sessel altegyptisch, die Vertikows mittelassyrisch und ein theueres Buffet in phönizischem Tapezirgeschmack. Herr Sokrates saß in seiner Arbeithalle an einem einfachen Schreibtisch aus Fichtenholz. Ueberhaupt war sein Zimmer im Gegensatz zu den anderen bis auf ein zierliches hellblaues Sofa mit vergoldeten Schnitzereien ganz prunklos. Hier pflegte Xanthippe sich niederzulassen, wenn sie in ihres Mannes Halle kam. Sie hielt sich fast immer bei ihm auf, wenn er am Schreibtisch arbeitete. Auch heute saß sie da, probirte vornübergebückt ein Paar Sandalen und las dabei in einem modernen sybaritischen Salonroman, der vor ihr auf einem Stuhle lag.

„Du sollst sehen, sie werden nicht passen", sagte sie.

„Sieh Du lieber selbst zu", sagte er, ohne aufzublicken, und kritzelte mit seinem Schreibgriffel weiter über das Pergament.

„Natürlich, Das interessirt Dich wieder nicht," rief sie, „nichts interessirt Dich, was mich angeht!"

„Aber gewiß," sagte Sokrates, „nur zieh sie erst einmal wirklich an!"

Sie bastelte wieder an dem Schuhwerk herum. Dann rief sie plötzlich: „Na, da haben wirs, total verpfuscht! Sagte ich es nicht?"

„Es wird so schlimm nicht sein", meinte Sokrates, noch immer schreibend.

„Was? Nicht schlimm?" rief sie in wachsender Erregung. „Nicht schlimm, meinst Du, wenn die Sandalen nicht passen? Für mich ist natürlich nichts schlimm, ich weiß schon!"

„Nichts ist schlimm für Niemanden," sagte Sokrates ruhig, „außer für Den, der die Zucht verlor, die göttliche Sophrosyne. Wenn Du mich jetzt nicht störtest, würde ich Dir eine große Wahrheit sagen, der ich eben auf der Spur bin. Sie würde Deine Selbsterkenntniß vergrößern und Dich beruhigen."

„Du willst mich blos mundtot machen," rief sie, „mit all Deiner Philosophie willst Du mich blos niederhalten, daß ich still bin und Du Dich nicht um mich zu bekümmern brauchst! Dir ist es ganz gleich, ob mir mein Schuhwerk paßt oder nicht."

Digitized by Google

„Ich sehe aber, daß die Sandalen gut sitzen," meinte Sokrates.

„Gut sitzen? Du bist wohl . . .? Das sagst Du ja nur, um mich los zu werden!"

„Ich sage es, weil ich es sehe."

„Aber Du siehst nichts," rief Xanthippe ärgerlich, „Du willst nichts sehen. Hier die rechte ist an der großen Zehe einen Meter zu lang."

„Möglich, daß sie einige Millimeter zu lang ist," sagte Sokrates. „Warum kaufst Du sie im Bazar, wo sie Lanzen, Vasen, Zeusbilder, Hautsalbe und tausend andere Dinge feilbieten und von Allem nichts verstehen?"

„Aber sie kaufen doch Alle da, selbst Fräulein Aspasia; und es ist billiger. Uebrigens haben mir die letzten Tanz-Sandalen von unserem Schuster auch nicht gepaßt."

„Ja, ja, er hat sie wahrscheinlich auch nicht selbst gemacht, sondern Fabrikwaare gekauft, der alte Gauner. Handel treiben wollen sie Alle, schachern. Das ganze Volk schachert heute."

„Warum gehst Du auch nicht mit," sagte Xanthippe, „wenn ich mir Sandalen kaufe. Du stehst Einem auch nie bei!"

„Ich bin darin nicht sachverständig", entgegnete Sokrates, „und übrigens mußte ich doch im Verein zur Verhütung der Mauleselseuche einen Vortrag halten."

„Nie hast Du Zeit für mich. Und an Ausreden fehlts Dir auch nie!"

„Thatest Du den letzten Ausspruch mit Bewußtsein?" fragte Sokrates. „Oder rann er Dir nur so über die Lippen, daß Du ihn bei besserer Selbsterkenntniß widerrufen müßtest?"

„Ich widerrufe nichts", rief Xanthippe. „Ich brauche nichts zu widerrufen. Ich bin, Zeus sei Dank, nicht blödsinnig!"

„Das behaupte ich auch nicht."

„Aber etwas Aehnliches!"

„Auch nichts Aehnliches."

„Laß mich in Ruhe! Du willst mich nur wieder kränken!"

„Ich lasse Dich gern in Ruhe", sagte Sokrates. „Hören wir also auf. Ich möchte gern weiter arbeiten. Ich bin dabei, große Dinge zu entdecken."

„Ja, ja, und mich läßt Du hier mit den Sandalen, ohne mir einen Rath zu geben, Du Egoist!"

„Am Ende behältst Du sie doch? Man sieht es wirklich nicht, daß sie zu lang sind."

„Du willst mich blos los sein", sagte sie. „Dir ist es ganz gleich, ob ich häßlich gekleidet bin oder nicht!"

„Ueberlegtest Du Dir jetzt, Xanthippe, was Du sagtest?"

„Jawohl! Aergere mich nicht mit Deinen Fragen."

„Ich wollte Dir behilflich sein, daß Du Dein Selbst beherrschest."

„Dazu brauche ich Dich nicht. Kümmere Dich doch um andere Dinge!"

„Xanthippe, verliere nicht das Maß!"

„Laß mich zufrieden, gieb mir passende Sandalen, ich will die verfluchten . . ."

Und sie warf die Sandalen in weitem Bogen von sich, so daß die eine

Digitized by Google

auf den Schreibtisch fiel und das Tintenfaß umriß. Ueber das Manuskript verbreitete sich ein großer schwarzer See.

„O weh!" sagte Sokrates. „Diese Seite ist verloren und sie enthielt doch so viele glückliche Gedanken, die ich kaum wiederfinden werde. Aber nicht ziemlich ist es dem Manne, zu klagen. Und Du Elende .... nein, nein, ich widerrufe Das! Du wolltest mir ja nicht die Seite zerstören, die Sandale fiel unglücklich, — und dafür kannst Du nicht. Ich zürne Dir darum nicht. Aber daß Du überhaupt warst, wie ein unartiges Kind, Das erfordert Strafe. Geh!"

Xanthippe war anfangs erschrocken; doch bald gewann sie ihre Fassung wieder.

„Was! Du jagst mich weg wie einen Hund?" rief sie. „Willst Du mich nicht gar aus dem Hause jagen? Da hört einfach Alles auf!"

„Ich will mit Dir nicht streiten; denn Dein Reden ist unendlich und Deine Sache wird dadurch nicht besser: Aber ich sollte Dich überhaupt nie hier dulden. Heute hast Du mir den Faden meiner Ideen wieder zerrissen und ich war im Begriff, Unvergängliches zu entdecken. Das ist nun Alles dahin!"

Da sie nicht ging, faßte sie Sokrates bei der Hand, um sie zur Thür zu führen. Sie ließ sich aber fallen, so daß er sie hinaus tragen mußte. Dann riegelte er die Thür hinter sich zu; er hörte noch, wie sie draußen rumorte und tobte und wie eine Amphora in Scherben ging. Dann bemühte er sich, seinen Gedankengang wieder aufzunehmen. Aber es gelang ihm nicht. Das Feuer war erloschen, Leere und Kraftlosigkeit lagerten in seinem Hirn. Und so wunderbar verheißungvoll waren die Gedanken gewesen, die ihn bewegt hatten, blitzartig hatte sich ihm das Getriebe der Zeit enthüllt, er hatte ihren Unterbau erkannt und die Gebrechen, die zum Ruin führen mußten! . . Nun suchte er vergeblich, den Zusammenhang wieder zu gewinnen, aber die eng beschriebene Seite, die alles Das enthielt, war schwarz und unleserlich.

Und jetzt hörte er Xanthippe in der Nebenhalle schluchzen. Sie weinte, wie sie jedesmal nach solcher Szene weinte ..... So würde sie wahrscheinlich Stunden lang schluchzen, stöhnen .... Und dabei konnte er nicht arbeiten, so stark und energisch er sonst war.

Als er so bekümmert dasaß, trat Herr Alcibiades in die Halle.

„Bitte, nehmen Sie Platz!" sagte Sokrates.

„Ich bringe Ihnen, Meister", sagte der Gast, „eine schlechte Nachricht. Ihr Artikel im ‚Neuen Parthenon' über die Entartung des hellenischen Volkes hat viel böses Blut gemacht."

„Viel böses Blut über die Entartung, Das kann ich mir denken!"

„O nicht darüber", rief Alcibiades. „Entartete lassen sich bequem regiren, nein: auf Sie ist man erbost und es schwebt Etwas gegen Sie . . ."

„Gut, dann werde ich Gelegenheit haben, öffentlich meine Sache zu vertreten, und den letzten Versuch machen, Hellas zu retten."

„O lieber Meister," rief Alcibiades, „es handelt sich um Sie selbst, man will Sie verderben."

„Sie werden mich nicht verderben, denn mein Wort ist die Wahrheit. Und die Wahrheit ist wie die Sonne. Nie noch löschte ein Sterblicher die Sonne aus."

„Aber die Wahrheit wollen sie gerade nicht hören; man wird Sie verhaften und die regirungfrommen Richter werden Sie verurtheilen."

Digitized by Google

„Und wenn sie mich töten: meine Worte müssen sie stehen lassen."

„Aber man soll Sie nicht töten, lieber Meister!" rief Alcibiades leidenschaftlich. „Ich bitte Sie: fliehen Sie, noch ist es Zeit."

„Herr Alcibiades!" sagte der Philosoph, „Sokrates flieht nicht. Ich that nichts, weshalb ich fliehen müßte, ich gehorche dem Gesetz."

„Ach, das Gesetz hat eine wächserne Nase."

„Um so schlimmer! Aber ich will es wieder zu Ehren bringen. Ich will das Volk zu der Zucht zurückführen, die die dreihundert Spartaner hatten, als sie vieltausendfacher Uebermacht gegenüberstanden und den Heldentod starben, Mann für Mann."

Sokrates sah, wie selbst der verweichlichte, skeptische Alcibiades erschüttert war, und er rezitirte: „Kommst Du nach Sparta, Tourist, erzähle dorten, Du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl."

„Ja, im Ministerium singen wir Das auch," sagte Alcibiades, „wir singen es jeden Abend vor Bureauschluß, nachdem wir die Tageszeitungen durchstudirt und uns hin- und hergestritten haben, wie wir die Preßfreiheit benützen können, um irgend einem Redakteur Eins auszuwischen. . . . Uebrigens höre ich Ihre Frau Gemahlin schluchzen; fehlt ihr Etwas?"

„Nein, nein," erwiderte Sokrates mit seitwärts gewandtem Blick, „es fehlt ihr nichts."

Alcibiades flehte noch einmal . . . umsonst.

„Man wird Sie vernichten," sagte er traurig, „wenn nicht offen, so hinterrücks."

„Das ist möglich. Und doch! Lehre ich etwas Gefährliches? Ich bekämpfe die dekadente Lebenspraxis der Sophisten, ich ermahne zur Selbsterkenntniß, zur Erneuerung des Charakters, zur Reinigung der Sitten."

„Das heißt, Sie wollen umstürzen, was jetzt besteht. Und Das genügt Ihren Gegnern."

„Aber nicht ich: die Sophisten, die Genußmenschen, die Volksaussauger sind die Umstürzler und verderben Griechenland."

„Ja, ja, Das wissen wir Alle", sagte Alcibiades. „Die lächelnden Schurken, die leben und leben lassen, hat man nie belästigt. Aber immer verfolgten die Regirenden die ernsten Warner und Reformer. Das haben Sie, Meister, uns auch stets gelehrt. Also fliehen Sie, fliehen Sie, ich beschwöre Sie, Herr Sokrates!"

„Ich fliehe nicht", sagte Sokrates. „Ich gehe lächelnd meinen Weg. Fliehe ich, so nehme ich an mir selbst Schaden für immer. Wenn sie mich aber töten, so fällt auf sie die gigantische Schuld. Die wird sie zwar wenig drücken, mich jedoch wird sie im Gedächtniß der Edlen für alle Zeit ehren."

Und damit ging er leichten Schrittes an einen Seitentisch, öffnete eine Truhe und bot Alcibiades eine Cigarette an. Er erkundigte sich in liebenswürdiger Weise nach den Gesprächen auf dem Markt, den Neuigkeiten der Presse und dem Thun und Treiben seines Gastes. Alcibiades klemmte sein Monokel ins Auge und erzählte die Geschichte von seinem Hunde, der einen Schwanz habe, so lang und buschig wie der eines Ackergauls. Seit acht Tagen spreche ganz Athen von nichts Anderem.

Digitized by Google

Sokrates sah wehmüthig lächelnd auf den feinen, vornehmen Jüngling, der so anmuthig erzählte.

„Sie werden allerdings des Bewunderns bereits müde," fuhr Alcibiades fort, „und ich muß etwas Neues ersinnen. Noch schwanke ich, was Athen mehr in seinen Grundvesten erschüttern wird: wenn ich dem Hunde den Schwanz abschneide oder wenn ich ihm den Schwanzbusch so flechte, daß er aussieht wie der Dreizack des Poseidon. Was meinen Sie, Meister?"

Sokrates war wieder ernst geworden.

„Sie streben nach Sensation, Herr Alcibiades", sagte er. „Sie sind ungemein bescheiden. Ein Mann wie Sie, jung, stattlich, geistvoll, könnte etwas Besseres leisten. Sie strengen sich Tage und Wochen lang an, neue Sensationen zu ersinnen, und doch dauern Sensationen nicht lange. Schaffen Sie ein Werk, das weniger vergänglich ist."

Alcibiades war an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Er senkte beschämt den Blick und Sokrates fuhr herzlicher fort:

„In der That, Herr Alcibiades, arbeiten Sie einige Jahre im Verborgenen und treten Sie dann mit etwas Ganzem, Großen hervor."

Alcibiades hatte sein feines Lächeln wiedergefunden und zuckte nur die Achseln. Bevor er ging, beschwor er Sokrates noch einmal vergeblich, zu fliehen.

„Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin!" sagte er und verließ die Halle.

Xanthippe schluchzte noch immer. Sokrates riegelte die Thür auf und sagte begütigend: „Na, nun komm, Xanthippeken, wir wollen zusammen Kaffee trinken!"

Sie erhob sich und hängte sich weinend an seinen Hals.

„Du ärgerst mich immer so", sagte sie. „Dann vergesse ich mich und dann kommts zu den häßlichen Szenen. Ach, Du hast mich gewiß nicht mehr lieb!"

„Warum bist Du nur immer gleich so aufgeregt, Xanthippe! Warum vergissest Du alles Maß? Wir könnten doch so glücklich mit einander leben!"

„Ach, ich weiß selbst nicht, wie es kommt", sagte Xanthippe traurig „Ich will Dich gewiß nicht ärgern. Aber Du bist immer so lieblos gegen mich."

„Und bist Du liebevoll?"

„Ja, Du kannst es glauben, ich liebe Dich immer, auch wenn ich mich über Dich aufrege. Deshalb mußt Du mir viel zu Gute halten."

„Aber siehst Du nicht, wie Du unseren Frieden störst, wie Du mir die besten Gedanken verscheuchst?"

„Ach ja, ich war gewiß nicht die richtige Frau für Dich", sagte sie weinend.

„Aber Xanthippeken, wenn Du freundlich und ruhig bist, dann geht ja Alles gut."

„Ach, wenn ich nur Etwas von Deinem Gleichmuth hätte! Du bist so fest in Allem, so stark! Siehst Du, darum liebe ich Dich auch so!"

Sie küßte ihn und er strich ihr über das reiche, schwarze Haar.

Als Sokrates darauf nach dem Kaffee fragte, trug sie ihm auf, den Mezobulos zu rufen. Sokrates rief ihn und der Sklave erschien mit dem Kaffeegeschirr. Nachdem sie sich gesetzt hatten, stellte es sich heraus, daß die Milch fehlte, dann fehlte noch der Zucker und dann das Weißbrot.

„Du solltest Dich aber doch ein Wenig darum bekümmern, Xanthippe, daß der Tisch richtig gedeckt wird", sagte Sokrates in schonendem Tone.

Digitized by Google

„Wozu haben wir denn die Sklaven?“ entgegnete sie.

„Wenn aber Einer Etwas nicht richtig macht, warum sagst Du es ihm nicht? Das geht nun Tag für Tag so!“

„Ich soll mich wohl um jede Kleinigkeit in der Wirthschaft bekümmern?“ sagte sie, etwas gereizt. „Jawohl, Du möchtest mich am Liebsten in die Küche stecken!“

„Nicht ganz, aber wenn Du zuweilen einmal hingingst, wäre es besser!“

„Ja, ja, daß man ganz und gar verdummt. Daß man harte Hände bekommt und in Gesellschaft dasteht wie eine Gans!“

„Eine Gans ist besser als eine Salondame“, sagte Sokrates. „Und was wird aus unserer Wirthschaft? Nie ist das Essen gut bereitet. . . . Du selbst klagst über Appetitlosigkeit . . . Nie klappt Etwas und dabei ist der Verbrauch ungeheuer. Ohne Aufsicht wirthschaften die Sklaven Alles in Grund und Boden!“

„Ich will aber nicht immer der Wirthschaft nachlaufen!“

„Willst Du aber, daß wir immer mehr rückwärts kommen und ich trotz aller Arbeit die Kosten des Haushaltes nicht mehr bestreiten kann?“

„Ich weiß schon: Du willst nicht, daß wir Frauen uns geistig bilden!“

„Bilde Dich, so viel Du willst, aber sorge dafür, daß wir einen ordentlichen Haushalt führen.“

„Ich bin nicht für die Küche geboren.“

„Aber ich? Soll ich zum Arbeitsthier geboren sein, das für die Mißwirthschaft die nöthigen Mittel heranschleppt?“

„Andere Frauen treiben viel mehr Luxus“, sagte Xanthippe. „Du willst aber meine Individualität in jeder Beziehung unterdrücken, Du Tyrann!“

„Ach, geh mit Deiner Individualität“, sagte Sokrates. „Das Wort haben auch die Sophisten erfunden. Jeder Taugenichts will heutzutage eine Individualität haben. Das heißt, er will sichs bequem machen, nichts lernen und keine Pflichten haben. Individualität! Jawohl, irgend eine Mode aufbringen, einer Perversität nachjagen, in irgend einer Weise überspannt sein: Das ist Eure Individualität! Davon haben wir übergenug. Wir brauchen Männer wie Aristides, nicht solche wie Alcibiades!“

„Bilde Dir nur nicht ein, daß Du ein Aristides bist“, sagte Xanthippe. „So ungerecht wie Du ist Keiner.“

Sokrates erinnerte seine Frau an den Kaffee.

„Trink,“ sagte er, „er wird sonst kalt!“

Sie wollte aber nicht trinken, da sie nun keinen Appetit mehr habe. Er habe sie wieder geärgert und da könne sie nicht trinken. Er beachtete ihre Anschuldigungen nicht und redete ihr zärtlich zu, doch zu trinken.

„Ich werde wahrscheinlich die nächsten Tage nicht hier sein“, sagte er.

„Willst Du verreisen?“ fragte sie. „Da wirst Du mich doch mitnehmen?“

„Man wird mich für einige Zeit verhaften“, erklärte Sokrates.

„O Vater Zeus im Himmel!“ rief Xanthippe bestürzt und warf sich an seinen Hals.

„Es hat nichts zu bedeuten“, sagte er. Sie war aber so ängstlich, daß er sie nur allmählich beruhigen konnte. Seine Gelassenheit verscheuchte endlich ihre Angst.

„Ach, ich würde vergehen, wenn man mich verhaftete“, sagte sie und schauerte bei dem bloßen Gedanken daran zusammen.

Digitized by Google

„Sei ruhig," sagte Sokrates lächelnd, „Dich wird man nicht verhaften. Nervöse Personen werden überhaupt nicht verhaftet. Man hält sich vorderhand noch an uns alte Riesen, die wir stark und fest sind wie die Kämpfer von Marathon. Die Modeherrchen und Modedämchen sind ungefährlich, wenn sie sich auch manchmal recht rabiat geberden."

„Ach, Sokrates," sagte sie zärtlich, „gerade weil Du anders bist als diese Gecken, darum liebe ich Dich so!"

Sokrates bat sie, ihn ein Weilchen allein zu lassen, da er an seiner Vertheidigung arbeiten wolle. Er ging in die Schreibhalle und ihm kamen hohe, erhabene Gedanken, weittragende, die wirken würden wie ein Feuerbrand und die seinen Schüler Platon, den edlen Platon, in Begeisterung versetzen würden. Stolze Ideen, sonnige Träume schwebten im Phantasiegarten seines Geistes, so daß er wie berauscht den Griffel erfaßte, um all die Fülle festzuhalten. Da trat Xanthippe herein.

„O, nur zwei bis drei Minuten", dachte Sokrates zitternd, „bis ich die Hauptsache wenigstens festgehalten habe." Er rührte sich nicht und schrieb in fiebernder Hast.

„Sokrates, ich will Dich zwar nicht stören," sagte sie, „aber Du könntest mir doch sagen, was ich morgen zu Mittag kochen soll."

„Aber koch doch, was Du willst", sagte er.

„Ich weiß wirklich nicht. Wir haben schon Alles gehabt, Rind, Schwein, Huhn . . ."

„Frag doch Mezobulos!" sagte Sokrates; und bei sich dachte er: „Ich soll nicht arbeiten, ich soll nicht arbeiten, stets mußte ich mir meine Gedanken auf diese Weise verkümmern lassen! Ach, wenn ich diese kleinlichen Kämpfe nicht gehabt hätte! O Platon, setze Du mein Werk fort!"

„Der dumme Sklave weiß es auch nicht", warf Xanthippe ein.

„Nun, auch ich weiß es nicht", erklärte Sokrates.

„Du weißt es," sagte sie. „Du hast es immer gewußt. Du bist blos ungefällig. Nichts kann man von Dir haben, nicht einmal solche kleine Gefälligkeit."

„Aber siehst Du nicht, daß ich arbeite?"

„Ich wäre gleich wieder gegangen, wenn Du es mir gesagt hättest."

„Ich weiß es aber nicht."

„Rede doch nicht, Das glaubst Du ja selbst nicht. Du willst mich blos wieder fortschicken."

„Das will ich außerdem, aber ich weiß es auch nicht."

„Das lügst Du", rief Xanthippe erregt.

„Niemals log ich", sagte Sokrates.

„Und nun willst Du noch nicht einmal zugeben, daß Du gelogen hast, Du feiger Kerl!"

„Schweig einen Augenblick!" sagte Sokrates ruhig. „Da unten auf der Straße sehe ich schon die Häscher mit Ketten. Wahrlich, sie werden mich fesseln wie einen gemeinen Verbrecher. . . . . ."

Kurt Grottewitz.

Digitized by Google

Börsenwandlungen.

Weniger die Geldknappheit als eine gewisse Geldverschiebung verwirrt jetzt unsere Börsen. Ich deutete deren Folgen schon kürzlich an. Welche Unklarheiten und Ueberraschungen dadurch noch gezeitigt werden könnten: danach darf man die Hochfinanz natürlich nicht fragen. Dazu steht sie dem Tagesverkehr zu fern; und sie begnügt sich, zu antworten: „Wir sind nicht gerade abundant!“ Mir scheint es ganz sicher, daß das Abströmen aller Baarmittel nach der Reichshauptstadt und das noch ganz neue Disponiren von einigen wenigen Centren aus das Wesen der deutschen Börsen von Grund aus verändern wird. Unter all den Kursbewegungen der letzten Zeit verbirgt sich eine nicht geringe Rathlosigkeit, wo und wie Geld zu beschaffen sei. Bisher hatte die berliner Spekulation das beruhigende Bewußtsein, ihre Mittel schließlich auch aus anderen Gegenden — ich meine hier Süddeutschland — bekommen zu können. Jetzt kann sich Berlin nur an Berlin wenden und man muß abwarten, mit welchem Erfolg Das regelmäßig zu geschehen vermag. Die alten Faiseurs der berliner Börse sind ja vorläufig noch immer geschickt genug, um, wenn eine unlustige Stimmung um sich zu greifen droht, einige Papiere unversehens zu haussiren und dadurch den Muth ihres Gefolges wieder zu beleben. So hat man dem Publikum die Mittelmeer-Aktien zu kosten gegeben, die, wie es sonst hieß, nur die Franzosen kaufen, und eben so Gelsenkirchener, für die der Generaldirektor Wittgenstein in Wien eine besonders zärtliche Neigung hat. Jedenfalls würden auch die Frankfurter auf solche Weise gern Geld verdienen, aber sie verstehen es nun einmal nicht mehr. Uebrigens wird mir gesagt, Gelsenkirchener seien empfehlenswerth, weil nicht der ganze Gewinn vertheilt worden ist und dadurch für zukünftige Eigenthumsvergrößerungen günstige Chancen geschaffen worden seien. Allerdings ist der Bergwerksbesitz dort schon sehr ausgedehnt, so daß selbst beim Eingehen eines Schachtes die Oeffnung eines anderen mit Leichtigkeit zu bewerkstelligen wäre. Man sieht also jetzt bei den Ankäufen von Gelsenkirchenern mehr auf den inneren Werth als auf das Erträgniß und es fragt sich, ob mit Rücksicht darauf nicht z. B. Hibernia auf die Dauer im Kurse zurückbleiben muß, weil ihre glänzende Dividende von zwölf Prozent eben fast den ganzen Jahresreingewinn erschöpft. Daraus erklärt sich vielleicht auch heute schon die niedrigere Kursbewerthung dieses Papieres. Eines Tages, so witzeln jetzt die Bankleute, die den chinesischen Landerwerbungen skeptisch gegenüberstehen, wird man bei uns auf schlechte Marktnotizen flau werden, weil die Kohle in Schantung vorzüglich sei.

Von einer einheitlichen Beurtheilung unserer Montanpapiere ist an der Börse nicht die Rede, trotzdem die Berichte gleichmäßig aussichtvoll lauten. Die Hüttenindustrie selbst hat die Ausdehnung und Dauer des gegenwärtigen Aufschwunges nicht vorausgesehen. Man darf daher auch unseren leitenden Ministern keinen Vorwurf daraus machen, daß sie nicht weiter sahen. In der That glaubte man in preußischen Regirungskreisen vor einem Jahre allgemein, daß sich bereits ein Niedergang vorbereite, und erst seit einigen Monaten scheint, nach den großartigen Neubauten und Erweiterungen vor Allem im Ruhrbezirk, zu urtheilen, die entgegengesetzte Ansicht durchgedrungen zu sein. Ein Bedenken wird allerdings auch jetzt noch festgehalten. So lange unsere Industrie vom Inlande mit Auf-

Digitized by Google

trägen überhäuft wird, kann sie dem Export nur eine beschränkte Aufmerksamkeit zuwenden und Das kann später, wenn uns die fremden Aufträge einmal wieder sehr willkommen sind, zu Schwierigkeiten führen. Auf diese Gefahr weist denn auch der Bericht der Deutschen Bank ausdrücklich hin.

Die Rolle, die für den Fortbestand unserer Industrieblüthe die Verhältnisse der arbeitenden Bevölkerung spielen, ist gewiß beachtenswerth. Trotzdem findet man nur in dem Berichte der Dresdener Bank einige Worte darüber. Wenn es da heißt: „Daß die Arbeiter eine bessere Lebenshaltung erreichen und dadurch wiederum als Konsumenten kaufkräftiger werden, ist als erfreuliches Moment hervorzuheben", so klingt Das wie ein Aufdämmern der Erkenntniß, daß nur der Massenkonsum unseren Absatz dauernd erhalten kann und deshalb die Massen auch kaufkähiger gemacht werden müssen. Die Lohnerhöhungen dienen aber leider immer dazu, sofort auch die wichtigsten Bedarfsartikel in die Höhe zu treiben, und so fließt der höhere Arbeitertrog stets schnell wieder ab, ohne den Konsum zu kräftigen. Das führt zu der melancholischen Betrachtung, wie wenig auf den Arbeiter — auch den geistigen Arbeiter — von all dem Aufschwung unserer Industrie kommt, von all den fetten Dividenden, den hohen Kursen und den ungeheuren Agiogewinnen. Die Vortheile davon hat im Grunde nur das Kapital; sonst mag allenfalls hier oder dort eine leitende technische Kraft sich entsprechend höher bezahlt machen. Das ist Alles. Der Durchschnitts-Chemiker, -Techniker, -Ingenieur, bis hinab zum einfachen Arbeiter, — sie sparen heute nicht mehr als früher. Selbst wo der Arbeiter, statt wie ehemals 86 Pfennige, jetzt bis zu 3 Mark täglich verdient, kann er mit Frau und Kindern doch nur von der Hand in den Mund leben. Nach Bestreitung der nothwendigen Bedürfnisse bleibt ihm für die ganze Woche vielleicht ein Taschengeld von einer Mark und jede ungünstige Wendung stellt die Familie vor eine Existenzkrise. Das unterscheidet seine Lage so sehr von der der bürgerlichen Klassen und selbst der kleinsten Besitzer. Denn wenn es auch richtig ist, daß der Mittelstand um seine Lebenshaltung ganz wie der Proletarier kämpfen muß, so ist doch nur die Proletarierfamilie dieser absoluten wirthschaftlichen Unsicherheit preisgegeben. Und eben so unbefriedigend wie die Lage der Handarbeiter ist die der Mehrzahl der höher gebildeten Angestellten. Wenn nicht in Zeiten des Aufschwunges: wann könnte diesem Mißverhältniß abgeholfen werden? Bei sinkender Konjunktur jammern die Aktionäre; und die Angestellten, die froh sind, überhaupt beschäftigt zu werden, müssen sich dann hüten, zu klagen. Eine Abhilfe, wenigstens zum Theil, wäre die Verkürzung der Arbeitstunden. Man würde genöthigt sein, mehr Leute zu beschäftigen, da die Aufträge doch nicht liegen bleiben können, und das freie Arbeitermaterial würde zum Theil gebunden werden. Gerade das freie Arbeitermaterial, die „industrielle Reservearmee", ist es aber ja, die auf die Löhne drückt. Ein Arbeitermangel ist auch heute wohl vorhanden, aber er betrifft nur „gelernte" Arbeiter. Auch haben wir uns so sehr an die Erscheinung des Ueberangebotes von Händen gewöhnt, daß uns jede Rückstauung schon beinahe wie ein Arbeitermangel erscheint. Wir sind so weit gekommen, daß Fabriken von 200 Arbeitern nur etwa 10 „gelernte" Arbeiter beschäftigen. Selbst die Lehrlinge verstehen sich zu keiner längeren Dienstzeit mehr, seit sie sehen, wie neben ihnen ein beliebiger Tagelöhner, der „ungelernt" ist, seinen Unterhalt verdient.

Die Deutsche Bank hat relativ den kürzesten Jahresbericht gegeben. Aber

Digitized by Google

zwischen den Zeilen ist für den Kenner sehr viel zu lesen. Sicher ist, daß vier oder fünf Prozent mehr hätten vertheilt werden können, wenn Herr Siemens geglaubt hätte, die von amerikanischen und argentinischen Werthen eingeheimsten Gewinne als jährlich wiederkehrende behandeln zu dürfen. Auffällig ist die geringe Bedeutung des Konsortialgeschäftes im Verhältniß zum Aktienkapital und den Hauptgewinnposten. In Wirklichkeit tritt das regelmäßige Kundengeschäft für die Bank immer mehr in den Vordergrund, so daß man fast sagen kann, alle ihre Finanzirungen liefen nur darauf hinaus, für die Kunden Anlage- und Dividendenwerthe zu schaffen. Der Prospekt der Siemens & Halske-Aktien scheint Das in einer unerfreulichen Weise zu bestätigen. Sämmtliche 45 Millionen Mark offiziell notiren zu lassen und nur fünf Millionen zur Zeichnung aufzulegen, ist gewiß das Stärkste, was seit langer Zeit dem Publikum geboten wurde. Warum läßt man denn die übrigen 40 Millionen notiren — Das heißt: lieferungsfähig machen —, wenn die Versicherung, daß die Familie selbst für immer Hauptaktionärin bleiben werde, ernhaft genommen werden soll? Wo blieb da die Selbständigkeit des berliner Börsenvorstandes mit seinen eben erst so feierlich verkündeten Grundsätzen für Prospekte? Alles dahingeschmolzen im Sonnenblick der Großbank! Vielfach wird angenommen, daß die weltumspannende Thätigkeit der Deutschen Bank auf zwei Augen gestellt sei. Vielleicht ist aber die Organisation dieser Bank so fest gefügt, daß heute auch ohne besondere Genialität damit auszukommen wäre. Richtig ist, daß die Persönlichkeit des Dr. Georg Siemens weniger hervortreten würde, wenn nicht gerade ihm bekanntlich alle Unterhandlungen zufielen, so daß die elektrischen und türkischen Geschäfte u. s. w. seinen Namen immer wieder erklingen lassen. Leider nehmen sich gerade die türkischen Unternehmungen augenblicklich etwas eigenthümlich aus, nachdem der Sultan auch bei der Haidar Pascha-Konzession seine oft beklagte Unbeständigkeit gezeigt hat. Und diese Konzession galt als die erste reife Frucht der Orientreise des Kaisers!..

Der Bericht der Diskontogesellschaft wurde von der Contremine benutzt, um unter der Form einer scharfen Spezialkritik ganze Theile des Kurszettels herabzusetzen. Wenn man an kleinen Eletrizitätwerken Interesse hat, so kauft man zunächst Schuckert oder A. E.-G.; will man alle möglichen Gebiete reduziren, so sixt man zunächst Diskontokommandit: jede Bewegung braucht eine Fahne. Aus dem Abschluß der Diskontogesellschaft wollen einige Eingeweihte, zu denen aber jene Baissespekulanten nicht gehören, herausmerken, daß fast alle Gewinne mit herangezogen worden seien, also die inneren Reserven, die z. B. die Hauptstützen der Deutschen Bank sind, zum großen Theil fehlen. Immerhin ist die Diskontogesellschaft noch ein gewaltiges Unternehmen, das nicht „still steht", wie der so oft gehörte Ausdruck lautet, sondern sich nur schwerfällig bewegt. Ein großes Geschäft muß aber schließlich wieder vorwärts kommen, selbst wenn die Leiter bereits um neun Uhr abends im Lehnstuhl einschlafen.

Um die Zeit und ihren Wechsel zu erkennen, muß man auf die Geschäftsinserate achten. Bei aller Vielseitigkeit lassen sie doch gewisse einheitliche Strömungen sichtbar werden. So gab es vor Jahresfrist noch zahllose Annoncen, in denen Kapitalisten oder vermögende Kaufleute Betheiligungen an Geschäften suchten. Heute überwiegen die Anzeigen von Firmen, die für ihre natürlich „gut gehende" Fabrik neues Geld wünschen und Reflektanten sehr günstige Bedingungen anbieten.

Pluto.

Digitized by Google

Theater.

Pauline König ist bei Sperlings seit Jahr und Tag Mädchen für Alles. Sperlings sind Leute, Vater, Mutter und Kind, die nie eine Rechnung bezahlen, grundsätzlich nicht, und dennoch, wie es scheint, sehr angenehm leben, Ananasbowle trinken und denen gräfliche Gardeulanenoffiziere ihre jüngferlichen Schwestern ins Zigeunerheim bringen. Der Mann malt und verkauft natürlich nie ein Bild. Die Frau radelt in Cocottenanzügen auf einem amerikanischen Renner, läuft zu Hause im Yum-Yum-Kostüm herum und bekümmert sich natürlich nicht um die Wirthschaft. Das Kind geht niedlich in Weiß und läßt sich natürlich vom Dienstmädchen Märchen erzählen. Pauline macht Alles. Sie kauft gut und billig ein — ach ja: der kleine Tagesbedarf wird sogar bei Sperlings bezahlt —, bekommt ganze Tafeln Chokolade — Suchards Alpenmilchchokolade, die der gebildeten Frau Sperling als das Feinste vom Feinen erscheint — „zugeschenkt", besorgt für drei Personen, die mindestens einmal in jeder Woche Gäste bei sich sehen, die ganze Hausarbeit, Küche, Wäsche, Einkauf und hat trotzdem eigentlich nie Etwas zu thun. Wenigstens nicht für die Herrschaft. Sie schwatzt entweder mit Ernestine, einem netten Besen, der bei Suhrs, im selben Haus, dient — Frau Suhr hat das Mädchen, das früher bei Sperlings war und da en détail stahl, gemiethet, ohne auch nur eine Treppe höher Auskunft zu erbitten —, oder mit einem ihrer fünf Liebhaber. Sie hat nämlich fünf; aber in allen Ehren. Denn sie ist ein anständiges Mädchen, ehrlich, sauber, fleißig und tugendhaft, lebt in der Furcht der Obrigkeit, glaubt inbrünstig an die Heiligkeit der bestehenden Staats- und Gesellschaftordnung und der durch sie hienieden bedingten Klassenunterschiede und macht keine „Schmugroschen", trotzdem sie den ein Bischen bedenklichen Grundsatz bekennt: „Alles nehmen und nichts geben." Doch die Gefahr solcher schlauen Weisheit läßt sie nicht die Herrschaft spüren, an der sie liebevoll und treu hängt, sondern nur die Liebhaber, die sie amusiren sollen. Von den fünf Werbern nimmt sie gern Geschenke, läßt sich noch lieber ein Glas Bier, ein deutsches Beefsteak oder Rührei mit Bückling von ihnen bezahlen, aber Keiner kann sich eines besonderen Gunstbeweises rühmen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Fünf — ein Turnlehrer, ein Packetfahrtbriefträger, ein Schneider, ein Pferdebahnschaffner und ein Kunstschlosser — einander rechtschaffen hassen und scheel blicken, wenn Einer dem Anderen auf der Hintertreppe oder in der Küche des Sperlinghauses begegnet. Das kommt nicht ganz selten vor, denn Pauline hat, wie gesagt, so gut wie nichts zu thun und immer Zeit, den Lüsternen das Pförtchen zu öffnen. Sie „uzt", echt berlinisch, die Männchen; bald aber merkt man, daß Einer dem Herzen des drallen Küchendragoners allmählich doch näher gekommen ist: Radke, der Kunstschlosser. Ein stämmiger, heißblütiger Kerl, der sich im Innersten als Proletarier fühlt, mit wildem Genossen-

Digitized by Google

haß auf die Bourgeoisie sieht und von geputzten Müssiggängern, auch wenn sie freundlich sind, kein Gläschen süßer Bowle annehmen mag. Er ist natürlich auch gegen das „Dienen“; aber der Gegensatz ist für ihn nicht, wie für verständigere „Zielbewußte“, der alte von status und contractus, von Gesindedienst, der die Gemietheten mit Haut und Haar der Herrschaft ausliefert, und freier, kontraktlich für gewisse Stunden vereinbarter Fabrikarbeit, — nein: er hält nur die Arbeit in sozialdemokratischen Genossenschaftbetrieben eines Menschen für würdig und scheint die Thätigkeit in der kapitalistisch geleiteten Fabrik auf eine Stufe mit dem Dienstbotendasein zu stellen. Dieser sonderbare Sozialdemokrat ist unter Paulines Werbern der Mann mit den reellen Absichten; die anderen Vier wollen schäkern, Radke will heirathen. Aber Pauline will nicht. Wozu heirathen? Um einen Haufen Kinder zu kriegen und sich, damit der Mann und die Bälge leidlich leben können, vom frühen Morgen bis in die Nacht zu schinden und trotz aller Rackerei doch nie so viel zu haben, daß es ordentlich reicht? Nein, vom Heirathen hat nur der Mann „das Jute“. Pauline, deren Sinne, wenn sie nicht gerade „wilde“ getanzt hat, trotz strotzender Gesundheit mäuschenstill sind, will ledig bleiben, sich mit Keinem einlassen, sondern ihre gute Stelle bei Sperlings behalten. Da braucht man sich wenigstens nicht für Andere zu plagen, hat seine behagliche Ruhe und kann sonntags mit Dem tanzen, der am Forschesten und Freigebigsten ist und die leckerste Mahlzeit bezahlt.

Die Stelle ist wirklich gut. Sperlings sind nicht nur Individualisten, die jede Persönlichkeit, und seis auf dem Hängeboden, sich ausleben lassen: das Leben ist bei ihnen auch an Abwechselung ungemein reich, — sogar in der Küche. Da, zwischen der Spülbank und dem Herd, erscheint Frau Sanitätrath Suhr zum ersten Besuch und führt lange Gespräche über Dienstboten im Allgemeinen und ihre Ernestine im Besonderen. Da taucht der Gardeulanenlieutenant Graf Barnim auf und begrüßt, zwischen dem Küchenschrank und dem Müll-einer, in Pauline eine Jugendgespielin vom Rittergut seines Vaters, allwo der alte Herr König Feldhüter oder Nachtwächter war. Da stellt, neben der Wasserleitung, der selbe Graf später dem Fräulein König seine backfischige Schwester Anna vor und die beiden Damen plaudern höchst herzig mit einander. Solche Stellen werden in Berlin, selbst an der charlottenburger Grenze, immerhin selten sein und man kann es Pauline nicht verargen, daß sie nicht wegziehen will; sie hält große Stücke auf seinen Verkehr und wird als Frau Radke kaum jemals Grafen und Komtessen bei sich sehen. Aber Herr Radke hat einen harten Willen: er besteht darauf, aus Pauline, die im wilden Westen der Reichshauptstadt ihre agrarische Unschuld und Autoritätgläubigkeit bewahrt hat, eine tüchtige Proletarierfrau zu machen, und weiß, als Kunstschlosser, wie man zum Herzen einer Küchenregentin den rechten Schlüssel schmiedet. Ein Bischen Martyrium und einen Schuß Romantik: mehr brauchts nicht, um über den Turnlehrer,

Digitized by Google

den Pferdebahnschaffner, den Schneider und den Packetfahrtbriefträger zu siegen, die schlappen Kerle, die ja obendrein sämmtlich keine reellen Absichten haben. Für das Martyrium sorgt die hochwohllöbliche Polizei. Bei Klimsch in der Hasenhaide, wo Pauline König und Erneſtine Fritſche ſonntags ihre Tanzluſt auszutoben pflegen, kommt es zwiſchen den Freiern zu einer Keilerei und Radke, der den herbeieilenden Schutzmann ſein proletariſches Klaſſenbewußtſein fühlen läßt, wird als Haupthahn mit einer Anklage wegen Körperverletzung und obendrein wegen Widerſtandes gegen die Staatsgewalt bedroht. Die Romantik kann der Kunſtſchloſſer ſich ohne fremde Hilfe verſchaffen. Er gehört zu Denen, die im Bannkreis der bürgerlichen Geſellſchaft „natürliche Kinder“ genannt werden. Seine Mutter wurde von einem feinen Herrn liſtig verführt und quälte ſich ihr Leben lang, um den geliebten Jungen zu einem ordentlichen Menſchen zu machen. Da Radke nun als ein Märtyrer mit romantiſcher, das Mitleidsgefühl erregender Vergangenheit um ſie, die ihm Troſt, Licht und Wärme bringen ſoll, wirbt, kann Pauline dem Sturm ſeiner Leidenſchaft nicht länger widerſtehen: die ſonſt ſo Nüchterne vergißt ihre praktiſchen Grundſätze und entſchließt ſich, die Frau des Kunſtſchloſſers zu werden, der es jetzt, in der Abſchiedsſtunde, ſogar für nöthig hält, der bourgeoiſen Herrſchaft ſeine früher ſo ſchlechte Meinung abzubitten und Herrn und Frau Sperling gerührt die Hand zu reichen ... Ob dieſe Erfahrung auf ſein Parteiempfinden einwirken wird, bleibt uns verborgen.

Das iſt der Inhalt der vieraktigen Komoedie „Pauline“, die von dem jungen Herrn Georg Hirſchfeld verfaßt und im Deutſchen Theater aufgeführt worden iſt. Ich glaube, in meiner Erzählung nichts vergeſſen zu haben ... Oder doch? Ach ja, eben fällt mirs ein: Paulines Mutter, eine alte Bäuerin, kommt im letzten Akt auch noch auf die Bühne. Die ſtrenge Koſſäthenfrau hält nicht viel von der Tochter, die in Berlin wohl ein leichtes Tuch geworden ſein mag, und ermahnt ſie in harter Rügerede, das ruhige Glück nicht etwa hochmüthig zu verſchmähen, das der wackere Radke ihr bietet. Da die Mahnung der Mutter auf Paulines Entſchluß aber ohne jede Wirkung bleibt, brauchte Herr Hirſchfeld die alte Frau nicht erſt vierter Klaſſe nach Berlin zu bemühen; ſie konnte, ohne eine Lücke zu laſſen, ſeinem Stück eben ſo fehlen wie Graf Barnim, Komteſſe Anna Barnim, Frau Sanitätrath Suhr, Fräulein Erneſtine Fritſche, der Beſitzer des Balllokals, der Tanzmaitre, die Garderobiere, der Schutzmann, die beiden Kellner, der Küraſſier, der Muſiker und der Gaſt. Damit wären dreizehn Perſonen als überflüſſig von Theaterzettel geſtrichen, ohne daß deshalb das Dienſtmädchendrama, das Herr Hirſchfeld uns vorführen wollte, am irgend ein weſentliches Motiv, ein wichtiges Agens oder auch nur um einen charakteriſtiſchen Zug verkürzt würde. Denn dieſes Drama ſollte doch wohl zeigen, wie eine nach Berlin verſchlagene, derb empfindende Bauerntochter als Mädchen für Alles, trotz der auf Seitenpfade lockenden Vergnügungſucht, im dunklen

Digitized by Google

Drange ſich des rechten Weges bewußt bleibt und durch allerlei Fährlichkeiten ſich in ein beſcheidenes Eheglück lootſt. Dazu waren die Dreizehn nicht nöthig. Aber freilich: wenn ſie gefehlt hätten, wären uns erſtens die Anſichten des Ehepaares Sperling und der Frau Suhr über den Umgang mit Dienſtboten nicht mitgetheilt worden, wir hätten zweitens die rührſamen Geſpräche zwiſchen dem Ulanenlieutenant, der Komteſſe und der Köchin nicht gehört und drittens die große, die herrliche Keilerei in der Haſenhaide nicht geſehen. Gerade dieſe Keilerei aber erregte den lärmenden Jubel der geputzten Leute, die zur erſten Vorſtellung gekommen waren. Es war ein erheiterndes Schauſpiel. Herrn Adolf L'Arronge ſoll es, ſo wird erzählt, aus dem Hauſe getrieben und zu einem Klageruf darüber geſtimmt haben, daß ſein Deutſches Theater ſo tief geſunken ſei.

Solche Stimmung wäre verſtändlich. Ich wenigſtens muß geſtehen, daß ich auf einer „erſten" Bühne noch nie eine ärmere Albernheit geſehen habe, niemals, und daß ich, auf dem mit ſechs Mark und fünfzig Pfennigen bezahlten Platz, unter den beifällig tobenden Leuten mir wie in einem unbewachten Narrenhauſe vorkam. Was war denn geſchehen? Ein paar Poſſentypen, die dem älteren Theil des Publikums aus den Jugendtagen der Frau Anna Schramm bekannt ſein mußten, hatten berliniſch krakehlt, waren einander dann in die Haare gerathen und ein Schutzmann, deſſen Amtswitz das Triumvirat des Kladderadatſch die Thür ſperren würde, hatte die ſeit Offenbachs „Briganten" tauſendmal geſehene Unweisheit des blinden Poliziſten gezeigt. Und darob wurde von den gut ausſtaffirten Unkulturträgern, die im Börſencourier „das geiſtige Berlin" genannt werden, geklatſcht, gebrüllt, getrampelt. Wie mußte das Schauſpiel erſt auf Herrn L'Arronge wirken, der alle Poſſenſpäße der letzte Jahrzehnte am Schnürchen hat, der, weil er einſt die „Gebrüder Bock" gezeugt und an zwei luſtigen Poſſen, den „Kläffern" und dem „Regiſtrator auf Reiſen", mitgearbeitet hat, gerüffelt und über die Achſel angeſehen wurde und nun auf ſeine alten Tage dieſe Pauline erleben mußte! Das Ding nennt ſich anmaßend „Komoedie"; aber die Eintagsamuſirſtücke der Weirauch und Wilcken und Hugo Müller ſind dagegen, trotzdem ſie nur ſchlecht und recht Poſſen oder Volksſtücke hießen, Meiſterwerke des Komoedienwitzes. Sie brachten doch mindeſtens die grobe Karikatur eines Berlinerthumes, das einmal war, auf die Bühne, beleuchteten mit derber Satire hier und da doch die Wurzeln komiſcher Konflikte; Pauline keucht athemlos in einem Fabelreich reiner Unvernunft umher und bewirthet uns mit einer erquälten Munterkeit, der jede geſunde Fülle des Lebens fehlt. Wenn die Damen ihren Hausfrauenverſtand, die Herren ihre Erinnerungen an grunewaldige Ballhäuſer zu Rath gezogen hätten, dann hätten ſie ärgerlich die Zumuthung abgelehnt, ſie ſollten glauben, ſo könne es in einer berliner Küche, in einem berliner Tanzlokal zugehen. Und wenn die Kritiker noch den Muth hätten, dem Publikum unangenehme Wahrheiten zu ſagen, dann hätten ſie

Digitized by Google

offen ausgesprochen, daß eine Menge, die Pauline nicht streng von der Schwelle weist, nicht das Recht hat, im Theater überhaupt eine Meinung zu äußern. Der „Eroberer“ und die „Drei Reiherfedern“ waren gewiß schwache Dramen, deren Mißgeschick nicht zu bejammern ist; die tugendsam kokette Köchin aber und der Packetfahrtbriefträger, der wehleidig winselt, weil er nicht so ungeduldig wie der Bote aus der besser uniformirten Schaar Podbielskis erwartet wird, — diese armseligen Schwankschemen wären kaum auf den Brettern des alten Wallnertheaters geduldet worden. Daß sie jetzt Leben heucheln durften — freilich nur einen Abend lang, denn die Besucher der folgenden Aufführungen, le vrai public Sarceys, langweilte der leere Possenlärm allzu sehr —, danken sie nur der „Modernität“, die alle bisher giltigen Begriffe von dramatischen und theatralischen Nothwendigkeiten über den Haufen geworfen und den Sinn der früher bunte, bewegte Schauspiele Suchenden so völlig verwirrt hat, daß sie, um am nächsten Morgen nur ja nicht unmodern zu scheinen, den läppischsten Quark mit Freudengebrüll begrüßen.

Pauline, so kündeten uns weise die Auguren, ist die lustige Heldin einer „naturalistischen Posse“. Das, hieß es, sei an der Sache eben das Neue, das ganz Ungewohnte, das nur ein wahrhaft moderner Geist erfassen könne. Nun ists ja nicht gerade angenehm, heute noch über Naturalismus zu reden; aber wir wollen doch hören, was der Pflegevater des schon altmodisch klingenden Wortes sich unter einer naturalistischen Posse eigentlich vorstellte. In der Vorrede zu den Héritiers Rabourdin klagte Zola vor einem Vierteljahrhundert darüber, daß Molières Erbe verthan sei: Qu'a-t-on fait de ce beau rire, si simple, si profond dans sa franchise, de ce rire si vivant où il y a des sanglots? Nous avons, à cette heure, la comédie d'intrigue, un jeu de patience, un joujou donné au puplic. Elle règne comme type parfait, elle a imposé un code dramatique. ... Voilà où en est l'héritage de Molière, et voilà pourquoi j'ai rêvé de remonter jusqu'à ce modèle glorieux. Und als er später Theaterkritiker des Voltaire war, rief er, die unerträgliche, scheinbar unveränderliche Possenplattheit der Modeschwänke müsse durch die farce moderne verdrängt werden, durch die soziale Satire, dont le rire sonnerait si vaillamment. Er wußte: Neues war nicht zu finden, nicht zu erfinden; er wollte die umständliche Intrigue beseitigen und suchte das Heil bei den Alten, den großen Komikern, die sämmtlich, von Aristophanes bis zu Molière und Anzengruber, in der einzig sinnvollen Bedeutung des seitdem so häufig geschändeten Schlagwortes Naturalisten waren. Sind die Possen vom Adelsprotz und vom Hypochonder Argan, von den Kreuzelschreibern und dem Doppelselbstmord nicht naturalistisch, so gut wie die roheren Heidenspäße des Griechen über die Ekklesiazusen und Lysistrates brünstige Schaar, und lichert und jauchzt und höhnt in diesen ewig jungen Werken nicht das tapfere Lachen der sozialen Satire? In „Pauline“ erinnert nur die lüderliche Technik an die schon fern

Digitized by Google

scheinenden Tage, da die Botschaft von der neu „werdenden Bühnendichtung“ weit ins Land erscholl. Dreizehn Personen, wir sahens, können aus dem öden Bereich dieses Küchenschwankes gewiesen werden, ohne daß irgendwo eine Lücke spürbar würde. Die Satire dringt nicht durch die dünne Oberfläche; und der Versuch, einen Standpunkt für die moralinlose, im wahren Wortsinn naturalistische Betrachtung einer bestimmten Welt zu gewinnen, wird gar nicht erst gemacht. Man braucht nicht einmal an den kunstvoll und mühsam aus Gobelinfarben zusammengefügten Fries zu denken, auf dem die Brüder Goncourt das Schicksal der armen Germinie Lacerteux schilderten — wirklich „schilderten“, denn erleben ließen auch sie es uns nicht —, um zu merken, wie hier ein guter Stoff schmählich verthan ward. Eines Dichters Kraft kann es reizen, in die Dienstbotensphäre hineinzuleuchten und zu zeigen, wie die Mädchen leben und lieben, werden und welken, die Wand an Wand mit der Bourgeoisie hausen und doch von deren Genüssen und Sorgen, Empfinden und Wünschen wie durch ein Weltmeer geschieden sind. Welche Wandlungen entstehen im Bewußtsein der Bauerntochter, die um die fährliche Zeit der Geschlechtsreife in die Großstadt verschlagen wird und sich in Verhältnissen zurechttasten soll, deren Komplizirtheit ihr dumpfer Sinn früher nicht zu ahnen vermochte? ... Kein Mensch kümmert sich darum; das Dienstmädchen mag seine Arbeit thun und, wenn es fertig ist, auf den luftlosen Hängeboden klettern; aus dem Papierkorb der Herrschaft mag es die Mordgeschichten auflesen, die in den Zeitungen allein seine Aufmerksamkeit erregen, und an jedem zweiten Sonntag mag es, allenfalls mit dem Hausschlüssel, tanzen gehen. Eine innere Gemeinschaft zwischen der Magd und den feinen Frauen, denen sie dient, giebt es nicht; höchstens wird ihr ein Traktätchen in die Hand gesteckt, wird ihr eingeschärft, statt nach Halensee lieber in die Kirche zu gehen. Und sie sieht und hört doch so Manches, wird zu manchem unwirschen Vergleich gestimmt und mancher quälende Zweifel überwächst ihren Glauben ... Immer allein, immer stumm; denn es paßt sich nicht, mit der Herrschaft zu plaudern. Das hat ihr schon die Miethfrau gesagt. Auch beim Lesen darf sie sich nicht ertappen lassen; denn es schickt sich nicht, in die Nacht hinein zu schmökern, statt schlafen zu gehen und zu neuer Arbeit neue Kräfte zu sammeln. Menschlich sprechen nur die Lüsternen mit ihr, die von ihrem rundlichen Reiz, ihrer ungestillten Jugendsehnsucht ein warmes Stündchen erhoffen, — und wenn sie ihnen lauscht und leichtsinnig wird, fliegt sie hinaus, hat einen Fleck im Dienstbuch und kann Wochen lang vergebens um eine neue Stelle anklopfen. Wie solche Verwaisten dann im Lauf der Zeit werden, frech und tückisch und unwahrhaftig, wie sie in der Herrschaft den Feind sehen lernen, gegen den alle Mittel gelten: davon wissen die Hausfrauen schlimme Lieder zu singen ... An komischen — und namentlich an tragikomischen — Konflikten ist in dieser engen Welt kein Mangel; um sie aber zu finden, muß die Phantasie diese Welt deutlich gesehen haben.

Digitized by Google

Der junge Herr Hirschfeld sah sie wohl nie. Er hat in den „Müttern" gezeigt, daß er, mit der Innigkeit seines Fühlens und der frühreifen Kunst, mitleidig in Seelen hinabzuleuchten, ein ehrlicher Dichter ist, der das Leid einer kleinen Menschheit in ergreifende, aus der Tiefe ihres individuellen Empfindens heraufklingende Töne zu lösen weiß. Er hat auch in dem viel schwächeren Schauspiel „Agnes Jordan" noch bewiesen, daß er, wie kein Anderer, den jüdisch-berlinischen Ton trifft, die zwischen zärtlichster Bethulichkeit und leidenschaftlicher Roheit jäh wechselnde Art eines familiären Verkehres, dem der sichere Grund einer ruhig erworbenen Kultur und die alles Empfinden tragende Tradition fehlt, die krankhafte, im Ghetto der Geister erworbene Sucht, sich selbst in jeder Lebensregung zu beobachten und höchst interessant zu finden, und die künstliche, falsch und unrein klingende Kindlichkeit einer unter den völlig verschiedenen Eindrücken der Schule und des Hauses erwachsenden Jugend, die der ringsum heulende Haß in verschüchterte Wehleidigkeit hineingescheucht hat. Nun schied er aus dem heimischen Revier, — und nun sieht man, betrübt und enttäuscht, daß er nur Gesehenes wiederzugeben vermag und das Wunderkind zum armen Stümper wird, wenn es auf die Kraft der Phantasie angewiesen ist. Der Ton der Heimath schwingt nach, wenn Spreebethuliens Dichter einen Schneider — oder wars der Schlosser? — drohen läßt, er werde dem Nebenbuhler „die Knochen im Leibe zerbrechen"; so wüthen, wenn der Sauerbraten nicht weich, das Gemüse nicht fett genug war, israelitisch-berlinische Händler, nicht Schlosser und Schneider, die zu dräuenden Pleonasmen kaum gestimmt sind. Das Spiel ist zeitlos und heimathlos, trotz dem modischen Firniß, und Pauline unterscheidet sich im Wesen nicht von den Dutzendzofen, die seit Molières Tagen tugendsam, mutterwitzig und ausgelassen über die Bretter der Possenbühne trampeln. Es ist sicher kein Zufall, daß der Dichter sie bei dem fabelhaften Zigeunerpaar Sperling dienen ließ, das selbst keine geistige Heimath hat.

...Ins Zeltlager der „Heimathlosen" führt uns in seinem neuen Drama auch Herr Max Halbe; und es ist gewiß wieder kein Zufall, daß auch er schließlich in trübem Theaterspiel seine Zuflucht sucht. Oder liegt sein Fall anders? Hat er einen Witz gewagt und wollte nur zeigen, daß man mit den ältesten Handwerkermitteln noch heute eher Ruhm erreicht als mit einem kecken und in seiner Keckheit löblichen Erdreisten? Wars ihm um den Beweis zu thun, welche verschimmelte Winzigkeit man ungescholten den Leuten vorsetzen dürfe, die für die immerhin von einem Dichter erdachte Talmirenaissance des „Eroberers" nur Hohn hatten? Fast möchte mans glauben, wenn man auf die ruppiner Bilderbogen blickt, die uns das Schicksal der „Heimathlosen" vorführen sollen. Da ist Alles, was der im Geist Arme braucht, um die stumpfen Nerven rütteln zu lassen. Die verschämt ein Bischen kuppelnde Zimmervermietherin aus Gallierland, die ein gebrochenes Deutsch à la Königslieutenant spricht, wie es noch

Digitized by Google

nirgends je vernommen ward. Der entgleiste Hagestolz, in dem ein Genie steckt und der nur ein großer Lump und ein kleiner Aktenschreiber wurde. Die edle, halb männische Klavierlehrerin, die ihren Roman hinter sich hat, in der neuesten Weltanschauung, weit jenseits von Gut und Böse, lebt, in der Weihnacht aber kindlich fromm in ein bourgeoises Familienheim kriecht, wo sie sonst nur als Stundengeberin geduldet wird. Die strenge Mutter aus der Provinz, die eisig korrekte Matrone, die, je nach Bedarf, segnet oder flucht und deren Herz bricht, ohne daß sich ein Thränchen an die Wimper hängt. Die überreife Eifersüchtige, die gegen die glücklichere Jugend Intriguen anzettelt, aber stets noch rechtzeitig unschädlich gemacht wird. Der agrarische Wüstling aus der Sudermannsippe Derer von Röcknitz, der im Winter in Berlin auf der Lauer nach frischem Mädchenfleisch liegt und es, weil er junkerhaft brutal ist, keine Umstände macht und gleich aufs Ganze geht, auch immer erwischt, der über Leichen zu neuer Lust schreitet und sich, um bequemer hinter dem Rücken der Frau buhlen zu können, in den Reichstag wählen läßt, wo er dann am Ende gar die Fleischnoth bestreiten und sich mit Herrn Paasche zum Seelenfang für den allmächtigen Gott verbünden wird. Und schließlich die Unschuld vom Lande, der arme, bunte Falter, der ein Veilchen ängstlich um das lockende Licht flattert und sich eines schlimmen Abends die Flügel verbrennt. Diesmal kommt das verwegene Fräulein, das wir in den letzten Jahren so oft auf der Bühne sahen, aus Danzig, wo die Mutter sie mit einem philistrischen Steuerassessor paaren wollte, nach Berlin, um ihre Stimme auszubilden und „etwas Großes zu werden oder zu Grunde zu gehen". Das Jüngferchen will „sich ausleben". Die Stimme erweist sich als eingebildet, Lottchen verliebt sich spornstreichs in den wüsten Agrarier, wird von ihm in der Weihnacht verführt — viel Mühe scheint es ihn nicht zu kosten —, will ihn, ich weiß nicht recht, warum, in der Fastnacht töten und stürzt sich, weil die noch immer eisige Mutter das beschädigte Töchterchen heimholen und „bessern" will, am nächsten Nachmittag aus dem Fenster... Das ist, ganz im Ernst, der Inhalt eines „modernen" Dramas, das den spärlichen Gästen des Lessingtheaters angeboten und von ihnen gütig und mild hingenommen wurde. Man müßte ausführlich Szene für Szene erzählen, um auf Schritt und Tritt die grassen Unmöglichkeiten zu zeigen. Solche Mühe würde aber schlecht belohnt werden. Herr Halbe ist ein anmuthig mit leiser Lyrik begabter Mann — diesmal summte sie nur durch den schwülen Weihnachtspaß —, der sich über den Unwerth der aus verschollener Künstlerromantik und rohen Hintertreppenmären hastig zusammengeflickten Geschichte nicht täuschen kann und das Publikum, das ihm so übel mitgespielt hatte, gewiß nur zum Narren haben wollte, als er die poetisch Heimathlosen höhnte, die so stürmisch einst zur Fahrt in neues Land drängten und nun froh sind, wenn sie zwischen Coulissen und Theatergerümpel bei reichlichem Futter ausruhen dürfen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 18. März 1899.

Wie Bismarcks Buch entstand.

Otto Bismarck hat im Sachsenwalde, den der Alternde wie eine zweite Heimath liebte, am sechzehnten März die letzte Ruhstatt gefunden. Bald werden die jungen Lenztriebe der lauenburgischen Eichen und Buchen das einfache Grabgewölbe, in dem der Einfache neben seiner Frau ruht, mit einer grünen, selbst am heißesten Sommermittag Schatten spendenden Mauer umgeben. Und bald, so dürfen wir hoffen, wird dann auch der Tag dämmern, da unter Denen wenigstens, die menschliche Größe empfinden können, der Hader über das Bekenntniß zu Bismarck enden und man nicht mehr, wie heute noch, fragen wird, ob Einer, um den herrlich aus fester Wurzel zu ungeahnter Höhe Erwachsenen zu lieben, jeden seiner Triebe bewundert, für gesund und nützlich gehalten haben muß. Streitet irgend ein Verständiger, selbst in Frankreich, noch darüber, ob Bonapartes Politik immer heilsam, immer „richtig“ war? Die mächtige Persönlichkeit bewundert man, die gezeigt hat, wie weit ein Großer die Grenzen der Menschheit zu dehnen vermag. Soll, was dem Fremden, dem brutalen Feind sogar freudig gezollt wird, dem Landsmann versagt bleiben, dessen Genius den Deutschen das Reich schuf und dessen Persönlichkeit in ihrem silbernen Adel, ihrer Mischung von natürlicher Anmuth und disziplinirter Kraft dem Betrachter doch viel feinere Reize bietet als die dunkle Bronzegestalt des Korsen, der ein in so strotzender Fülle vielleicht nie wieder erschautes Genie im Grunde nur dem schrankenlos dahinstürmenden Egoismus dienstbar machte? ... Still ward der Mann bestattet, der das Recht hatte, mit Ennius zu sprechen: „Nicht Thränen weihet mir, nicht Grabgepränge: ich lebe ewig in der Menschen Mund!“ Sein sichtbares Werk kann in Staub zerfallen, sein politisches Trachten kann, wie Marx weissagte, Episode bleiben: der Zauber der Persönlichkeit wird ungemindert durch die deutsche Geschichte fortwirken, — und stärker als heute wohl noch, wenn die Zeit erst die Wunden geheilt

Digitized by Google

haben wird, die der Große auf seinem Siegerwege den Feinden und mitunter auch den Freunden schlagen mußte. Deshalb muß uns jede persönliche Erinnerung willkommen sein, die zu dem Bilde des Einzigen einen neuen Zug fügt. Ernst Schweninger, der den Fürsten fünfzehn Jahre lang mit liebevoller Sorgfalt pflegte, der ihm Arzt und Freund, Tröster und Anreger war, wird zum ersten April bei Hirzel in Leipzig ein kleines Büchlein erscheinen lassen, in dem er Einiges aus der Leidensgeschichte des tapfer Duldenden erzählt und als Augenzeuge berichtet, wie die „Gedanken und Erinnerungen“ entstanden. Die von einem Trauernden entworfene Skizze ist als knappe Einleitung zu umfassenderen Publikationen gedacht, deren Grundlage Schweningers Tagebücher bilden sollen und auf die wir hoffentlich nicht allzu lange mehr zu warten brauchen. Heute, nach der Bestattung Bismarcks, seien vorläufig hier nur ein paar kleine Bruchstücke aus dem Abschnitt mitgetheilt, der die Entstehung des uns vom ersten Kanzler hinterlassenen Buches behandelt. Darüber sagt Schweninger:

„Das Geschick hat es gefügt, daß ich einer der Wenigen — heute vielleicht der Einzige — bin, die alle Fäden dieser Entstehungsgeschichte kennen. Meine Aufzeichnungen, so weit sie diese Frage betreffen — seit 1888 zahlreicher — gehen bis ins Jahr 1883 zurück. In diesem Jahre schon sprach ich zum ersten Male mit dem Fürsten — S. D., wie wir Alle sagten — über eine literarische Thätigkeit, die er ergreifen könnte, falls er einmal aus dem Dienst ausschiede. S. D. erzählte mir damals gelegentlich, einer seiner früheren Aerzte habe an der Hand verschiedener Beispiele aus der Geschichte und aus seiner eigenen ärztlichen Thätigkeit einmal vor ihm den Gedanken entwickelt: ein Rücktritt in das Privatleben würde ihm, dem Fürsten, gesundheitlich nicht nützen; vielmehr sei die Gefahr vorhanden, daß er, der gewohnten, anregenden, freilich auch aufreibenden und alle Kräfte anspannenden Thätigkeit entzogen, zusammenbrechen würde, wie viele Andere vor ihm. Das mußte ich bestätigen, konnte aber zur Erwägung geben, daß die Voraussetzung für den erwähnten Satz naturgemäß da in Fortfall kommen müsse, wo der Versuch gemacht werde, Staatsmänner, Politiker, Beamte, Offiziere, die der gewohnten Thätigkeit plötzlich zu entsagen hätten, auch im Ruhezustande in Verhältnisse zu bringen, die in körperlicher und geistiger Beziehung eine sachgemäße Anspannung unterhielten und geeignet seien, den Ausfall an Reiz, Anregung und Arbeit durch entsprechende neue Thätigkeit zu ersetzen. Wie ich aus meinen Aufzeichnungen ersehe, kamen wir im Laufe der Jahre öfter und besonders dann auf dieses Thema zurück, wenn S. D. aus körperlichen oder geschäftlichen Gründen nicht mehr ‚mitthun‘ zu können glaubte und deshalb die Frage der Ausfüllung der Mußestunden im Ruhestande ernstlich in Erwägung zog.“ . . Schweninger schildert nun, wie unter der Regirung der beiden ersten Kaiser, die auf Bismarcks Dienste nicht verzichten wollten, die Frage des Rücktrittes

Digitized by Google

nie „aktuell“ wurde und wie die Verhältnisse sich erst änderten, als Wilhelm der Zweite den Thron bestiegen hatte. Das Auge des Arztes erkannte früh, daß ein dauerndes gemeinsames Wirken zweier so verschiedenen Persönlichkeiten unmöglich sein würde. Es kam zur Entlassung des Fürsten und zu den unerfreulichen Vorgängen, von denen manche Einzelheit inzwischen bekannt geworden ist. „Nicht sanft und wohlthätig, wie es der Arzt im Interesse seines großen Schutzbefohlenen und im Interesse des Vaterlandes gewünscht hätte, sondern rasch und unsanft vollzog sich das Unvermeidliche. Der Nachfolger des Kanzlers hielt es im Interesse des Deutschen Reiches anscheinend nicht nur für nützlich, die Person seines Vorgängers möglichst schnell aus dem Palais in der Wilhelmstraße zu entfernen, er hielt, offenbar in dem selben Interesse, auch darauf, sich gegen die Kontagion mit den Ideen dieses staatsmännisch doch schon damals nicht unrühmlich bekannten Vorgängers möglichst immun zu machen. Fürst Bismarck, der, wo es nöthig war, stets die Person hinter die Sache zurücktreten zu lassen wußte, bot Aufklärungen, einführende Aufschlüsse, Erläuterung der politischen Konstellation an. Der General von Caprivi lehnte ab; man möchte es heute kaum glauben, aber es ist Thatsache: er lehnte ab. Der scheidende Kanzler machte noch einen zweiten Versuch. Er bot dem neuen Staatssekretär, als ihn dieser Herr besuchte, seinen Rath und geschäftliche Informationen über die politische Lage an. Abermals wurde das Angebot abgelehnt... Fürst Bismarck verließ also Berlin und siedelte nach Friedrichsruh über. Er kam jetzt wiederholt auf die mahnenden Worte des Arztes zurück, dem das in Umlauf gesetzte Wort von der ‚unheimlichen Diagnose‘ zwar sehr schmeichelhaft, aber bei der Lage der Sache doch nur eine mäßige Genugthuung sein konnte.

Das Ereigniß war da: man mußte mit ihm rechnen. Der sorgenvolle, schwer erschütterte Riese kämpfte — ein vereinsamter Mann, dem so Viele die Treue gebrochen hatten — im Sachsenwalde schweren Kampf. Das Ziel des Arztes war, den Fürsten zu einer Thätigkeit zu veranlassen, die ihn nicht nur beschäftigte, sondern seine Kräfte auch zu nützlichem, ihn selbst befriedigendem Werk anspannte; er bat ihn, den Beweis zu erbringen, daß die Leute doch sehr im Unrecht waren, die ihn als körperlich und, was noch schlimmer war, auch als geistig verbraucht und leistungunfähig hinzustellen versucht hatten. Der Plan einer literarischen Thätigkeit wurde, anknüpfend an die erwähnten früheren Gespräche, S. D. noch vor der Abreise von Berlin zum Vortrag gebracht. Aber nicht so rasch und leicht war der Fürst zur Annahme zu bringen. Er las ungemein viel, Zeitungen und Bücher, war stets bereit, in seiner feinen Weise über Tagesereignisse, die ihn besorgt machten oder sonst in Anspruch nahmen, oder auch über die Vergangenheit zu sprechen; aber sich mit dieser Vergangenheit schriftstellerisch zu beschäftigen, dazu hatte er keine besondere Lust. Der Mann, der Geschichte gemacht hatte, fühlte sich nicht berufen, unter die Geschichtschreiber zu

Digitized by Google

gehen. Gegen ‚Memoiren' hatte er persönliche Bedenken. War er ganz offen, so würde man ihm unter Umständen diese Offenheit zum Vorwurf machen; schwächte er zu sehr ab, so konnte man ihn der Schönfärberei zeihen. Was den Fürsten endlich bewog, war der Appell an sein Pflichtgefühl und der Gedanke, wem die Arbeit nützen würde. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er dem deutschen Volke noch Etwas zu sagen hatte, — und seiner Pflicht wollte er sich niemals entziehen. Er hatte einen beträchtlichen Theil der Geschichte dieses Jahrhunderts gemacht: er konnte das Seine thun, auch dem nächsten noch den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Man hatte von ihm behauptet, er sei geistig und körperlich verbraucht: er konnte und mußte den Beweis liefern, daß und wie er noch leistungfähig war. Seine Nachfolger hatten seine Rathschläge abgelehnt: er wandte sich an das ganze Volk und gab diesem seine Gedanken mit auf den Weg. Er hatte von der höchsten Warte aus das Werden einer geschichtlichen Epoche überblickt: nun wollte er seinen Volksgenossen einen Blick von seiner Höhe gestatten."

Auf Schweningers Vorschlag wurde Lothar Bucher, als der geeignetste und berufenste Helfer am Werk, ins Haus geladen. „Die Arbeit konnte nun also beginnen; aber sie begann nicht sofort und rege. Der Fürst war einstweilen nur theoretisch für die Sache gewonnen, er schwärmte noch nicht besonders für die Idee. Begierig, S. D. wieder beschäftigt und das Werk fortschreiten zu sehen, fand ich in jenen Tagen beim Betreten des Frühstückszimmers oft das folgende, wenn ich nicht irre, auch von Allers in seiner Bismarckmappe verewigte Bild: Bucher, stumm, verstimmt, mit leerem Blatt, gespitzten Ohren und gespitztem Bleistift am Tisch, der Fürst nach ärztlicher Anordnung auf der Chaiselongue liegend und in die Zeitung vertieft. Tiefe Stille; man hätte ein Mäuschen laufen hören können. Der Fürst sprach kein Wort, Bucher erst recht nicht, — und die Blätter blieben leer. Und es war doch eigentlich nicht schwer, den Fürsten anzuregen und auf ein Thema zu bringen. Aber Bucher war etwas still, nicht sehr impulsiv, dabei immer ein Wenig der die Befehle des Chefs erwartende Beamte und Geheimrath; der Arzt aber, dem es an Lebendigkeit nicht gefehlt hätte, war nicht immer anwesend und nicht im Besitz der nöthigen tieferen historischen und politischen Grundlagen, wenn er sich auch im Interesse der Sache später wiederholt entschloß, direkt — und besonders indirekt — Buchers Initiative zu ermuntern und den Getreuen dahin zu bringen, daß er aus sich herausging, S. D. auf ein Thema brachte und dann zur Fortspinnung des Fadens auch wieder darauf zurückführte. Der Erfolg blieb nicht aus: die Arbeit kam endlich in Gang. Zunächst wurde ein Rahmen festgestellt und dieser Rahmen dann allmählich ausgefüllt. Mit der Häufung der ‚losen Blätter' wuchs bei S. D. zwar nicht gerade die Lust, aber doch das Interesse an der Arbeit, und noch ehe der getreue Bucher in Territet ausgelitten hatte, war das Werk, wie es heute in

Digitized by Google

den ersten beiden Bänden vorliegt, wenigstens in den Grundzügen vollendet. Das war ein Glück; denn dieser Mitarbeiter wäre nicht zu ersetzen gewesen. Bucher besaß nicht nur die nöthige historische und politische Bildung und den reichen Schatz seiner Erfahrungen und Erinnerungen: er war auch diskret, ehrlich, gewissenhaft, S. D. mit Kopf und Herz ergeben, und wenn er auch oft verstimmt und in Folge seines körperlichen Leidens mißmuthig war, so tauschte der Fürst doch am Liebsten mit ihm, dessen Gedächtniß fast unfehlbar genannt werden konnte, Erinnerungen aus. Das Hinscheiden dieses ‚sympathischen, schweigsamen, angenehmen Hausgenossen', mit dem S. D. so alte Beziehungen hatte, war ein schwerer, harter Verlust. Das Werk blieb aber, nachdem es einmal so weit gediehen war, trotzdem nicht liegen. Es war inzwischen als Manuskript gedruckt worden und der große Autor nahm es immer wieder vor, blätterte, prüfte und arbeitete, ergänzend, ausbauend, stilisirend, ganze Kapitel ‚umgießend', zu Zeiten unermüdlich daran. Neues dagegen ist leider nicht mehr viel entstanden. Weniger die steigenden Beschwerden des Alters und die doch mehr und mehr zunehmende Entwöhnung vom Schreiben — seit Kullmanns Attentat war die rechte Hand überhaupt immer etwas behindert — als das Fehlen eines Anregers und Gehilfen von der Erfahrung Buchers verhinderte die Fortführung der Arbeit.

Das Werk hat neben anderen Vorzügen noch einen ganz intimen Reiz: Bismarck, unser Bismarck lebt in diesem Buche für uns fort. Wir hören allerdings nicht mehr seine klare, helle, feine, biegsame, überzeugende Stimme. Wir sehen nicht mehr die sprechende, überaus reizvolle Bewegung seiner wundervollen Hand. Uns leuchtet nicht mehr der Strahl seines bebuschten, mächtigen, glänzenden, beherrschenden blauen Auges. Doch wir ergreifen das Buch, — und er, der Unersetzliche, kommt freundlich, wie einst, mit uns zu plaudern, an der Hand der Erinnerungen aus seinem einzig reichen Leben das Werden einer Epoche zu zeigen und uns dann mit seinen Gedanken zu belehren."

. . . Wie der treueste Freund, so hat über Bismarcks Buch auch einer der zähesten Gegner des nun Bestatteten geurtheilt: Ludwig Bamberger, den der Märzsturm eben aus langen Leiden riß. Auch dieser feine Stilist, dessen Weltanschauung doch von der des märkischen Helden durch Abgründe getrennt war, konnte sich dem Reiz der Persönlichkeit, der noch in dem nachgelassenen Buche fortwirkt, nicht entziehen und erlebte Stunden, wo er von dem großen Vernichter seiner Ideale in der Stimmung eines schwärmerisch Liebenden sprach. Der Mann, der auf den Sinn des Feindes selbst solchen Zauber zu üben vermochte, wird ewig im Munde der Menschen leben, mag sein Leib auch auf einsamer Höhe hinter der grünen Laubmauer bestattet und dem stolzen Blick seines Volkes entzogen sein.

Digitized by Google

Nietzsche und die Franzosen.*)

Mein Bruder fühlte sich schon sehr früh in der französischen Kultur heimisch. Bereits als Schüler in Pforta zeigte er eine starke Vorliebe für französische Geschichte und Literatur und ich erinnere mich besonders seiner großen Neigung zu Pascal. In Leipzig, als Student, beschäftigte er sich eifrigst mit französischem Geistesleben, so daß Ritschl einmal scherzhaft meinte, selbst seine philologischen Arbeiten seien davon beeinflußt, „er konzipire sie wie ein französischer Romancier: absurd spannend." Mein Bruder beabsichtigte damals, mit Erwin Rohde zu einem längeren Aufenthalt nach Paris überzusiedeln; die allzu frühe Berufung an die Universität Basel vereitelte aber seinen Plan und er bricht in den Briefen an Rohde zu wiederholten Malen in Bedauern und ärgerliches Klagen darüber aus. Weihnacht 1869 ließ er sich von mir eine Reihe von Büchern der französischen Moralisten: Larochefoucauld, Vauvenargues und La Bruyère schenken und Frau Cosima Wagner verehrte ihm eine besonders schöne Ausgabe des Montaigne. Er besaß aber diesen Schriftsteller schon lange zuvor in einer alten deutschen Uebersetzung, deren markiges Deutsch ihm ganz besonderes Ergötzen bereitete. Der Krieg gab meinem Bruder den großen Anstoß, sich mit französischer Kultur noch intensiver zu beschäftigen; nur zog er aus diesem Studium ganz andere Resultate als seine deutschen und französischen Zeitgenossen. Er glaubte nämlich, daß der Ausgang des Krieges kein Unglück für Frankreich gewesen sei; unter den verschiedensten Formen kehrt der selbe Gedanke immer bei ihm wieder, daß erst der Krieg den Geist in Frankreich „erlöst" und vertieft habe.

Es ist mir in der Erinnerung, als ob Basel damals weniger von deutscher als von der französischen Literatur beherrscht gewesen wäre; wenigstens schien es so nach den Büchern, die in der gebildeten basler Gesellschaft gelesen und in den Buchläden ausgelegt waren. Ich glaube nicht, daß mein Bruder in jener Zeit mitten in Deutschland ganz zufällig Stendhal in einer Buchhandlung gefunden haben würde: „Stendhal, einer der schönsten Zufälle meines Lebens — denn Alles, was in ihm Epoche macht, hat der Zufall, nie eine Empfehlung, mir zugetrieben." Es ist meinem Bruder immer unbegreiflich gewesen, daß dieser Autor den Deutschen so lange Zeit fast unbekannt geblieben ist; noch im Herbst 1888 schreibt er: „Und wenn ich Stendhal gelegentlich als tiefen Psychologen rühmte, begegnete es mir mit deutschen Universitätprofessoren, daß sie mich den Namen buchstabiren ließen." Ihm selbst war er „ganz unschätzbar mit seinem vornehmenden Psychologen-

*) Diese Studie ist zum Theil der Einleitung meiner demnächst erscheinenden Uebersetzung von Henri Lichtenbergers Schrift: „Die Philosophie Friedrich Nietzsches" (Verlag von C. Reißner, Dresden) entnommen.

Digitized by Google

Auge, mit seinem Thatsachen-Griff, der an die Nähe des größten Thatsächlichen erinnert (ex ungue Napoleonem)."

Ich möchte hierbei hervorheben, daß es damals nicht die Formvollendung der französischen Sprache war, zu der sich mein Bruder so lebhaft hingezogen fühlte, sondern der heitere, scharfsinnige Geist: „Grazie mit Nüchternheit gepaart", der aus diesen Schriftstellern sprach. Außer von Stendhal, den er immer nur französisch gelesen hat, besaß er neben den französischen Ausgaben immer noch gute deutsche Uebersetzungen; und Alle, die in seiner Nähe lebten, wurden in den Jahren 1876 bis 1882 zum Uebersetzen von neueren Schriftstellern, die ihm sympathisch waren, aufgemuntert. So übersetzte eine Freundin Einiges von Sainte-Beuve und ich die Mélanges et Lettres von X. Doudan. Ich gewöhnte mich damals auch daran, ihm französische Bücher deutsch vorzulesen; so erinnere ich mich z. B. Amiels „Journal intime" und einer Novelette oder Studie: „Le voil soulevé" von George Eliot, die in einer französischen Revue stand und meinen Bruder lebhaft interessirte.

Die von meinem Bruder bevorzugten französischen Schriftsteller waren damals, um sie noch einmal besonders hervorzuheben: Pascal, Montaigne, Chamfort, Stendhal; Voltaire gehörte nicht dazu, obgleich mein Bruder seiner immer mit höchster Ehrfurcht, als eines „grandseigneur des Geistes", gedachte und ihm die erste Ausgabe von „Menschliches, Allzumenschliches" widmete. Aber diese Widmung war gewissermaßen zufällig, durch den hundertjährigen Todestag Voltaires hervorgerufen, dem mein Bruder seine Huldigung bezeugen wollte, nicht so sehr durch eine besondere Vorliebe begründet. Ueber den tiefen und tragischen Sinn, den er dieser Widmung beilegte, schrieb er im Juni 1878: „Das Schicksal des Mannes, über den es auch nach hundert Jahren nur Partei-Urtheile giebt, stand mir als furchtbares Symbol vor Augen: gegen die Befreier des Geistes sind die Menschen am Unversöhnlichsten im Haß, am Ungerechtesten in Liebe. Trotzdem: ich will still meinen Weg gehen und auf Alles verzichten, was mich daran hindern könnte."

Von den Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts kannte er damals nur Wenige, mit Ausnahme von Mérimée und Gobineau. Für Gobineau hatte er eine ganz besondere Vorliebe und beklagte es, daß das Schicksal eine persönliche Bekanntschaft, die auch Gobineau lebhaft wünschte, verhinderte. Leider erinnere ich mich nicht mehr genau, wann wir zuerst den „Essai sur l'inégalité des races humaines" und „La renaissance" kennen gelernt haben; jedenfalls muß es in einem der beiden Winter 1875/76 oder 1877/78 gewesen sein. Wir liebten und verehrten Gobineau zu einer Zeit, wo sein Name in Deutschland noch ganz unbekannt war. Bei seinem Tode zeigte sich mein Bruder tief betrübt und sagte, er habe von diesem prachtvollen Mann immer gehofft, daß er einmals in seinen Hauptansichten mit ihm

Digitized by Google

übereinstimmen würde: er empfand sich mit ihm als gleichgeartet. Ueber Turin schreibt mein Bruder noch im Frühjahr 1888: „. . . diese Stadt, welche auch Gobineau so sehr geliebt hat — wahrscheinlich gleicht sie uns Beiden."

Ich darf wohl sagen, daß mein Bruder in den Jahren 1876 bis 1883 nur Das von neuer französischer Literatur kennen gelernt hat, was ihm deutsch oder französisch vorgelesen worden ist. Vom Winter 1883 an, den er in Nizza verlebte, liebte er Uebersetzungen nicht mehr; er hatte sich dort sehr an die französische Sprache gewöhnt, und da sich auch der Zustand seiner Augen bedeutend gebessert hatte, so fing er an, selbst sehr viel französisch zu lesen. Aber in den Jahren 1879 bis 1882 hat er weder in einem Buchladen noch in einer Lesegesellschaft (gegen Lesegesellschaften hatte er eine große Abneigung: „ein Lesezimmer macht mich krank!") ein französisches Buch angesehen. Das ist wichtig, weil im letzten Jahre mehrfach auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam gemacht worden ist, daß zwei französische Denker früher und fast zu gleicher Zeit wie mein Bruder die Idee von der ewigen Wiederkunft aufgestellt haben. Die deutschen Kritiker sind nur allzu geneigt, die Originalität meines Bruders anzugreifen, und werden es daher vorziehen, das Erstgeburtrecht den französischen Gedankenäußerungen zuzuschreiben. Ich kann aber mit aller Bestimmtheit behaupten, daß die Schriften von Blanqui und Le Bon niemals in die Hände meines Bruders gekommen sind. Für mich ist diese Thatsache ein Beweis mehr, daß bestimmte Ideen und Schlußfolgerungen, durch wissenschaftliche Ergebnisse vorbereitet, gewissermaßen in der Luft liegen und zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen unabhängig von einander auftauchen können. Daß der gleiche Wissens- und Bildungsgrad gleiche Fertigkeiten und Vorstellungen hervorbringt, kann man allgemein beobachten: ich habe bei den Eingeborenen von Südamerika Gebräuche, künstlerische Ausschmückung von Naturprodukten u. s. w. vorgefunden, die ein Reisender bei einem Volksstamm mitten in Afrika sehr ähnlich entdeckte. Ich glaube nun, daß diese Erscheinung nicht nur für niedere Bildungstufen, sondern auch für die allerhöchsten zutrifft. Uebrigens hebt auch Lichtenberger hervor, daß diese Idee von den drei verschiedenen Urhebern ganz unabhängig von einander aufgestellt worden ist, daß sie aber erst durch meinen Bruder ihre gewaltige Tragweite erhalten hat. Es ist wohl anzunehmen, daß alle Drei von den selben neueren naturwissenschaftlichen Ergebnissen beeinflußt worden sind. Im Uebrigen giebt der aus dem Buchhandel zurückgezogene zwölfte Band der Gesammtausgabe von meines Bruders Werken, in dem die Schrift „die Wiederkehr des Gleichen" in wissenschaftlich ganz verfehlter Weise veröffentlicht ist, keine zuverlässige Vorstellung davon, was mein Bruder wirklich darüber gedacht und niedergeschrieben hat.*)

*) Der damalige Herausgeber, Dr. Fritz Kögel, hatte, ohne von den späteren, noch unentzifferten Manuskripten Kenntniß zu nehmen, den Inhalt eines geschriebenen

Digitized by Google

Schließlich könnte man aber sagen, daß der Gedanke der ewigen Wiederkunft aller Dinge meinem Bruder schon viel früher bekannt gewesen wäre, da er ihn in der zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung" selbst als Meinung der Pythagoräer anführt. A. Riehl hebt Dies in seiner trefflichen Schrift hervor und nimmt an, daß mein Bruder früher, als er selbst angiebt, diesen Gedanken gekannt und ihn nur wieder vergessen habe.

Vom Winter 1883/84 an, dem ersten, den mein Bruder in Nizza verlebte, begann er, sich auch lebhaft mit den neueren und neusten Franzosen zu beschäftigen. Mein Bruder liebte Frankreich und seine Kultur, und wenn auch seine innerste Zuneigung dem alten aristokratischen Frankreich galt, so fand er doch auch noch in dem jetzigen Frankreich das Land des verfeinertsten Geschmackes. Dreierlei schien ihm das unverlierbare Gut seiner alten Kulturüberlegenheit: die Fähigkeit artistischer Leidenschaft in der Hingebung an die Form; eine alte moralistische Ueberlieferung („Zwei Jahrhunderte psychologischer und artistischer Disziplin zuerst, meine Herren Germanen! Aber Das holt man nicht nach.") und eine glückliche Mischung der Rasse. „Im Wesen des Franzosen ist eine halbwegs gelungene Synthesis

---

Heftes meines Bruders aus dem Sommer 1881 unter eine nicht dazu gehörige Disposition gebracht. Der Inhalt der Kapitel paßt nicht zu den Ueberschriften und das fünfte Kapitel hat mit den vier ersten keinen Zusammenhang. Das vom Dr. Kögel zusammengestellte Manuskript flößte mir von vorn herein Mißtrauen ein und ich hatte deshalb, ehe es veröffentlicht wurde, die Zuziehung eines zweiten sachverständigen Herausgeber gewünscht. Dr. Kögel erhob dagegen Schwierigkeiten, so daß schließlich der zwölfte Band ohne eine solche Nachprüfung gedruckt worden ist. Ich war zuerst durch die tötliche Krankheit meiner Mutter und dann durch eigene Krankheit verhindert, die Sache genauer zu untersuchen; nachdem aber inzwischen verschiedene Kritiker, so z. B. in der „Zukunft" und in der „Frankfurter Zeitung", sich über diese wunderliche und dürftige Veröffentlichung, die jeden aufrichtigen Nietzsche-Verehrer enttäuschen mußte, mit Erstaunen und Mißfallen ausgesprochen hatten, sah ich mich im Dezember 1898 genöthigt, die Verlagsfirma zu veranlassen, den zwölften Band aus dem Buchhandel zu ziehen. Meinen Bruder, der gerade die Veröffentlichung dieses Gedankens in der vollkommensten, vielleicht sogar nur in poetischer Form gewünscht hatte, würde es empört haben, diese ersten embryonalen Gedankenentwickelungen, ohne die späteren, sie vervollkommnenden, veröffentlicht zu sehen. Die vier ersten Kapitel der „Wiederkehr des Gleichen" aus dem zurückgezogenen zwölften Bande gehören zur „Fröhlichen Wissenschaft", das fünfte Kapitel ist eine Art Selbstgespräch nach dem ersten Aufleuchten des ewigen Wiederkunftgedankens.

Die letzten Bände der Gesammtausgabe werden erscheinen, wenn das vorhandene Material vollständig gesichtet sein wird; erst dann wird es möglich sein, zu entscheiden, bis zu welchem Punkte die so jäh unterbrochene Gedankenarbeit meines Bruders gediehen war.

Digitized by Google

des Nordens und Südens gegeben .... ihr dem Süden periodisch zugewandtes und abgewandtes Temperament, in dem von Zeit zu Zeit das provençalische und ligurische Blut überschäumt, bewahrt sie vor dem schauerlichen nordischen Grau in Grau."

Seit jenem Aufenthalt in Nizza griff mein Bruder in den Stunden der Muße immer wieder zu französischen Büchern: „Auf die Zeiten der Arbeit und Fruchtbarkeit folgt die Zeit der Erholung: heran mit Euch, Ihr angenehmen, Ihr geistreichen, Ihr geschenten Bücher! — Werden es deutsche Bücher sein? ... Ich muß ein Halbjahr zurückrechnen, daß ich mich mit einem Buch in der Hand ertappe. Was war es doch? — Eine ausgezeichnete Studie von Victor Brochard, Les sceptiques grecs, in der auch meine Laertiana gut benutzt sind. Die Skeptiker, der einzige ehrenwerthe Typus unter dem so zwei- bis fünfdeutigen Volk der Philosophen!..." An mich schrieb er im Sommer 1885, als ich nach seinen Erholungen fragte: „Nachdem Ihr Beiden, Du und Gersdorff, Ihr, meine besten Erholungen, Jeder auf seiner Weise, mir davon gelaufen seid, finde ich nur noch in französischen Büchern Erquickung. Im Grunde sind es die alten Freunde, an denen wir uns einstmals zusammen erfreuten, nur wenige neue sind dazugekommen, z. B. Galiani und Taine, die Du aber erst schätzen wirst, wenn Du ein skeptisches altes Weibchen geworden bist... Du weißt, daß ich von den Franzosen dieses Jahrhunderts Henri Beyle (Stendhal) am Liebsten habe. Von seinen Schülern ist bei Weitem der einflußreichste Taine: um Dir einen Begriff von ihm zu geben, sende ich Dir seinen Monsieur Graindorge, ein Buch, das für meinen Geschmack etwas zu harmlos ist, aber vielleicht um so mehr geeignet ist, Dir jetzt schon einen günstigen Begriff von dem Verfasser zu geben."

Wie viel sich mein Bruder in den Jahren 1883 bis 1888 mit den Franzosen und ihrer Literatur beschäftigt hat, sieht man aus einer Fülle von Aufzeichnungen, die nur zum kleineren Theil in veränderter Form in seine Bücher übergegangen sind. Einen unvollendeten Essay aus dem Sommer 1885 glaube ich am Besten an dieser Stelle in die rechte Beleuchtung zu setzen. Manches daraus ist im „Jenseits von Gut und Böse" und in der „Götzendämmerung" zu finden; immerhin hat es noch so viel Eigenartiges, daß ich es auch in dieser Form den Lesern vorführen möchte:

„Auch heute noch ist die freieste und weiteste Kultur des europäischen Geistes unter Franzosen und in Paris zu finden; aber man muß gut zu suchen verstehen. Diese Ausgesuchten halten sich jetzt verborgener als je; sie haben sich mit stiller Wuth von allen Geschmacksbewegungen der Masse gelöst und sind vor der ‚rasenden Dummheit' des demokratischen Bourgeois in schwer zugängliche Winkel geflüchtet. Diese gegenwärtigen Aristokraten

Digitized by Google

des französischen Geistes, eine zarte Art von Menschen, welche nicht gerade auf den kräftigsten Beinen steht und auch der Zahl nach gering sein mag, — sie insgesammt erkennen als ihre Vorfahren und Meister etwa folgende höheren Geister an. Vorerst Stendhal, das letzte große Ereigniß des französischen Geistes, dem auch jeder billig denkende Ausländer die ersten Ehren geben muß, als einem erkennenden, vorwegnehmenden Genie, das mit einem napoleonischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschirt ist und zuletzt sich allein fand, schauerlich allein. Jetzt, wie gesagt, kommandirt er, ein Befehlshaber für die Ausgewähltesten. Es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihm nahe zu kommen; wer aber mit feinen und verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Cynismus, Logiker aus Ekel, Räthselrather und Freund der Sphinx gleich jedem rechten Europäer, Der wird ihm nachgehen müssen. Möge er ihm auch darin folgen, voller Scham vor den Heimlichkeiten der großen Leidenschaft und der tiefen Seelen stehen zu bleiben! Diese Noblesse des Schweigen-Könnens, Stehen-Bleiben-Könnens hat er zum Beispiel vor Michelet und sonderlich vor den deutschen Gelehrten voraus.

Sein Schüler ist Mérimée, ein vornehm zurückgezogener Artist und Verächter jener schwammigten Gefühle, welche ein demokratisches Zeitalter als seine ‚edelsten Gefühle' preist, streng gegen sich und voll der härtesten Ansprüche an seine künstlerische Logik, beständig bereit, kleine Schönheiten und Reize einem starken Willen zur Nothwendigkeit zu opfern: eine echte, wenngleich nicht reiche Seele in einer unechten und schmutzigen Umgebung und Pessimist genug, um die Komoedie mitspielen zu können, ohne sich zu erbrechen.

Ein anderer Schüler Stendhals ist Taine, jetzt der erste lebende Historiker Europas, ein entschlossener und noch in seiner Verzweiflung tapferer Mensch, dem der Muth so wenig als die Willenskraft unter dem fatalistischen Druck des Wissens in Stücke gegangen ist, ein Denker, welchen weder Condillac in Hinsicht auf Tiefe noch Hegel in Hinsicht auf Klarheit beeinträchtigt haben, einer vielmehr, der zu lernen verstand und für lange Zeit verstehen wird zu lernen: die Franzosen der nächsten Generation haben in ihm ihren geistigen Zuchtmeister. Er vornehmlich ist es, der den Einfluß Renans und Sainte-Beuves zurückdrängt, welche Beide ungewiß und skeptisch bis auf den letzten Grund ihres Herzens sind: Renan, eine Art katholischer Schleiermacher, süßlich, bonbon, Landschaften und Religionen nachempfindend: Sainte-Beuve, ein abgebrannter Dichter, der sich auf die Seelen-Anschnüffelei verlegt und gar zu gern verbergen möchte, daß er weder im Willen noch in der Philosophie irgend einen Halt hat, ja sogar, was nach Beidem nicht Wunder nimmt, eines eigentlichen festen Geschmackes in artibus et literis ermangelt. Zuletzt merkt man ihm die Absicht an, noch aus diesem Mangel eine Art Prinzip und Methode von kritischer Neutralität zu bilden: aber

Digitized by Google

der Verdruß verräth sich zu oft, einmal darüber, daß er in der That für gewisse Bücher und Menschen wirklich einige Male nicht neutral, nämlich begeistert gewesen ist — er möchte diese schrecklichen petits faits aus seinem Leben wegstreichen, weglügen —, sodann aber über das viel unangenehmere grand fait, daß alle großen französischen Menschenkenner auch noch ihren eigenen Willen und Charakter im Leibe hatten, von Montaigne, Charron, Larochefoucauld bis auf Chamfort und Stendhal: denen Allen gegenüber ist Sainte-Beuve nicht ohne Neid und jedenfalls ohne Vorliebe und Vorverständniß.

Viel wohlthätiger, einseitiger, tüchtiger in jedem Sinne ist der Einfluß Flauberts: mit seinem Uebergewicht von Charakter, der sogar die Einsamkeit und den Mißerfolg vertrug — etwas Außerordentliches unter Franzosen —, regirt er augenblicklich in dem Reiche der Roman-Aesthetik und des Stils, — er hat das klingende und bunte Französisch auf die Höhe gebracht. Zwar fehlt auch ihm wie Renan und Sainte-Beuve die philosophische Zucht, ingleichen eine eigentliche Kenntniß der wissenschaftlichen Prozeduren: aber ein tiefes Bedürfniß zur Analyse und sogar zur Gelehrsamkeit hat sich zusammen mit einem instinktiven Pessimismus bei ihm Bahn gebrochen, wunderlich vielleicht, aber kräftig genug, um den gegenwärtigen Romanschriftstellern Frankreichs damit ein Vorbild zu geben. In der That geht auf Flaubert der neue Ehrgeiz der jüngsten Schule zurück, sich in wissenschaftlichen und pessimistischen Attitüden vorzuführen.

Was von Dichtern jetzt in Frankreich blüht, steht unter Heinrich Heines und Baudelaires Einfluß, vielleicht Lecomte de Lisle ausgenommen: denn in gleicher Weise, wie Schopenhauer jetzt schon mehr in Frankreich geliebt und gelesen wird als in Deutschland, ist auch der Kultus Heinrich Heines nach Paris übergesiedelt. Was den pessimistischen Baudelaire betrifft, so gehört er zu jenen kaum glaublichen Amphibien, welche eben so sehr deutsch als pariserisch sind; seine Dichtung hat Etwas von Dem, was man in Deutschland Gemüth oder ‚unendliche Melodie', zuweilen auch Katzenjammer nennt. Im Uebrigen war Baudelaire der Mensch eines vielleicht verdorbenen, aber sehr bestimmten und scharfen, seiner selbst gewissen Geschmackes: damit tyrannisirt er die Ungewissen von heute. Wenn er seinerzeit der erste Prophet und Fürsprecher Delacroixs war: vielleicht, daß er heute der erste ‚Wagnerianer' von Paris sein würde. Es ist viel Wagner in Baudelaire.

Victor Hugo, ein ‚Esel von Genie' — der Ausdruck ist von Baudelaire —, welcher immer den Muth zu seinem schlechten Geschmack gehabt hat; er verstand, damit zu kommandiren, er, der Sohn eines napoleonischen Generals. In seinen Ohren hatte er die Bedürfnisse einer Art von militärischer Rhetorik, er ahmte Kanonenschüsse und das Knattern von Raketen in Worten nach; der französische esprit erscheint bei ihm gleichsam durch Dampf und

Digitized by Google

Lärm verdunkelt, oft bis zur baaren, nackten Dummheit. Niemals hat ein Sterblicher solche dumpfe, platzende Antithesen geschrieben. Zum anderen Theil gab er auch den Malerbegierden seiner Augen die Herrschaft über seinen Geist: er strotzt von pittoresken Einfällen und thut oft nichts, als genau abschreiben, was er sieht, was die Maler-Halluzination ihm vor seine Augen stellt. Er, der Plebejer, der seinen starken Sinnesbegierden, ich meine seinen Ohren und Augen, auch mit dem Geiste zu Willen ist — Das nämlich ist die Grundthatsache des französischen romantisme als einer plebejischen Reaktion des Geschmackes —: er ist damit auf der entgegengesetzten Bahn und will gerade das Umgekehrte von Dem, was die Dichter einer vornehmen Kultur, wie zum Beispiel Corneille, von sich wollten. Denn Diese hatten ihren Genuß und ihren Ehrgeiz daran, ihre vielleicht noch stärker gearteten Sinne mit dem Begriff zu überwältigen und gegen die brutalen Ansprüche von Farbe, Tönen und Gestalten einer feinen hellen Geistigkeit zum Siege zu verhelfen: womit sie, wie mich dünkt, auf der Spur der großen Griechen waren, so wenig sie gerade davon gewußt haben mögen. Genau Das, was unserem plump sinnlichen und naturalistischen Geschmack von heute Mißbehagen an den Griechen und den älteren Franzosen macht, — war die Absicht ihres künstlerischen Wollens, auch ihr Triumph: denn sie bekämpften und besiegten gerade den ‚Sinnen-Pöbel', dem zu einer Kunst zu verhelfen der Ehrgeiz unserer Dichter, Maler und Musiker ist. Zu diesem künstlerischen Wollen Victor Hugos stimmt sein politisches und moralisches: er ist flach und demagogisch, vor allen großen Worten und Geberden auf dem Bauche liegend, ein Volksschmeichler, der mit der Stimme eines Evangelisten zu allen Niedrigen, Unterdrückten, Mißrathenen, Verkrüppelten redet und nicht einen Hauch davon weiß, was Zucht und Redlichkeit des Geistes, was intellektuelles Gewissen ist, — im Ganzen ein unbewußter Schauspieler, wie fast alle Künstler der demokratischen Bewegung. Sein Genie wirkt auf die Masse nach Art eines alkoholischen Getränkes, das zugleich berauscht und dumm macht.

Die selbe Gattung von Sympathien und Antipathien und manches Aehnliche in der Begabung besitzt ein anderer Fürsprecher des Volkes, der Historiker Michelet, nur an Stelle der Maleraugen eine bewunderungwürdige Fähigkeit, Gemüthszustände bei sich nachzubilden, nach Art der Musiker: im Unklaren darüber würde man ihn heute daraufhin als einen Menschen des Mitleides ansprechen. Dieses Mitleid ist jedenfalls etwas Zudringliches; in seinem Verkehr und noch in seiner Verehrung vergangener Menschen liegt viel Unbescheidenheit, ja es scheint mir bisweilen, als ob er an seine Gefühlsarbeit mit einem Eifer herangeht, daß er dazu nöthig hat, seinen Rock auszuziehen. Auf einer gewissen Höhe von Erregung überkommt ihn jedesmal der Anfall des Volkstribunen, er kennt auch aus eigener Erfahrung die

Digitized by Google

Raubthierwuthanfälle des Pöbels. Daß ihm Napoleon eben so sehr als Montaigne fremd ist, bezeichnet das Unvornehme seiner Moralität genügend. Seltsam, daß auch er, der arbeitsame, sittenstrenge Gelehrte, reichlich an der neugierigen Geschlechts-Lüsternheit des Galliers Theil hat: und je älter er wurde, desto mehr wuchs diese Art der Neugierde.

Demokratisch endlich und folglich ebenfalls schauspielerisch ist das Talent der George Sand: sie ist beredt in jener schlimmen Manier, daß ihr Stil, ein bunter, zuchtloser, übertreibender Weiber-Stil, jede halbe Seite mit ihrem Gefühl durchgeht, — nicht umgekehrt, so sehr sie wünscht, daß man das Umgekehrte glaube. In der That, man hat viel zu sehr an ihr Gefühl geglaubt: während sie reich in jener kalten Geschicklichkeit des Schauspielers war, der seine Nerven zu schonen weiß und das Gegentheil davon alle Welt glauben macht. Man darf ihr zugestehen, daß sie eine große Begabung zum Erzählen hat; aber sie verdarb Alles und für immer durch ihre hitzige Weibskoketterie, sich in lauter Mannsrollen zu zeigen, welche gerade ihrem Wuchse nicht zusagten — ihr Geist war kurzbeinig —, so daß ihre Bücher nur eine kleine Zeit ernst genommen wurden und schon heute unter die unfreiwillig komische Literatur gerathen sind. Und wenn es vielleicht nicht nur Koketterie, sondern auch Klugheit war, was sie trieb, sich immer mit Manns-Problemen und männlichem Zubehör zu drapiren, eingerechnet Hosen und Cigarren: zuletzt springt das sehr weibliche Problem und Unglück ihres Lebens trotzdem in die Augen, nämlich, daß sie zu viel Männer nöthig hatte und daß auch noch in diesen Ansprüchen ihre Sinne und ihr Geist uneins waren. Was konnte sie dafür, daß die Männer, an denen ihr Geist Wohlgefallen fand, jedesmal zu kränklich waren, um ihren Sinnen genug zu thun? Daher das ewige Problem zweier Liebhaber zugleich und eine ewige Nöthigung der weiblichen Scham, über diesen Thatbestand zu täuschen und sich zu geben, als ob ganz andere, viel allgemeinere, viel unpersönlichere Probleme bei ihr im Vordergrunde stünden. Zum Beispiel das Problem der Ehe: aber was ging sie die Ehe an!" ...

Hier bricht der Essay ab; ich füge aber noch einige Bemerkungen aus dem Herbst 1888 über französische Schriftsteller hinzu, die hierher gehören:

„... Eine kleine Anzahl älterer Franzosen ist es, zu denen ich immer wieder zurückkehre: ich glaube nur an französische Bildung und halte Alles, was sich sonst in Europa ‚Bildung' nennt, für Mißverständniß, nicht zu reden von der deutschen Bildung... Die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor Allem Frau Cosima Wagner, bei Weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmackes, die ich gehört habe. Daß ich Pascal nicht lese, sondern liebe, als das lehrreichste Opfer des Christenthumes, langsam hingemordet, erst leiblich, dann psychologisch, als die ganze Logik dieser schauderhaftesten Form unmenschlicher

Digitized by Google

Grausamkeit; daß ich Etwas von Montaignes Muthwillen im Geiste, wer weiß, vielleicht auch im Leibe habe; daß mein Artisten-Geschmack die Namen Molière, Corneille und Racine nicht ohne Ingrimm gegen ein wüstes Genie wie Shakespeare in Schutz nimmt: Das schließt zuletzt nicht aus, daß mir nicht auch die allerletzten Franzosen eine charmante Gesellschaft wären. Ich sehe durchaus nicht ab, in welchem Jahrhundert der Geschichte man so neugierige und zugleich so delikate Psychologen zusammenfischen könnte wie im jetzigen Paris: ich nenne versuchsweise — denn ihre Zahl ist gar nicht klein — Paul Bourget, Pierre Loti, Gyp, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaître, oder um einen von der starken Rasse hervorzuheben, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugethan bin, Guy de Maupassant. Ich ziehe diese Generation, unter uns gesagt, sogar ihren großen Lehrern vor, die allesammt durch deutsche Philosophie verdorben sind. So weit Deutschland reicht, verdirbt es die Kultur. Der Krieg erst hat den Geist in Frankreich ‚erlöst' ..."

In allen diesen Urtheilen, die zum Theil auch schon von meinem Bruder selbst veröffentlicht worden sind, zeigt er sich als französisch empfindenden Menschen und nicht als Deutschen, vielleicht sogar als einen in geistigen Dingen beinahe chauvinistisch empfindenden Franzosen. Ich erinnere mich aus dem Anfang der neunziger Jahre, daß ein Kritiker spöttisch bemerkte, mein Bruder habe Frankreich und die Franzosen deshalb so bevorzugt, weil ihm von dort die erste Anerkennung geworden sei. Nun, und wenn Dem so wäre: würde Das ein Grund zum Spott sein? Allenfalls ein Grund zum Spott über Deutschland, das seinen großen Männern, so lange sie leben und schaffen, fast immer blind gegenübersteht. In den Schulbüchern steht, daß der Genius das Urtheil der Menge verachtet, daß die für die Unsterblichkeit Geweihten unerschütterlich an sich und an die Zukunft ihres Ruhmes glauben, daß ihnen die Verständnißlosigkeit ihres Volkes nur ein Stachel mehr gewesen sei, sie auf der Ruhmesbahn vorwärts zu treiben. Aber man vergißt, die Jugend zu lehren, wie grenzenlos der Genius in seiner Vereinsamung leidet; er spricht, — tiefes Schweigen: es ist, als ob er in einen luftleeren Raum spräche; er spricht lauter, schärfer, leidenschaftlicher, — die Landsleute zucken höhnisch die Achseln. Als Schaffender ist er wohl der starke Held, der Alles überwindet, ganz allein auf die eigene Kraft gestellt, aber es kommen die Tage, da er sich nach Verständniß für seine Schöpfung sehnt, seine Stimme ausschickt nach Jüngern und Verkündern, und es giebt dunkle Stunden, da der Genius an sich selbst zweifelt, auf den schauerlich einsamen Weg, der vor ihm liegt, zagend blickt und sich nach einem einzigen verständnißvollen Wort sehnt! ... Mein Bruder hat unter dem eisigen Schweigen und Mißverstehen seines Vaterlandes tief gelitten, wenn er auch den Schmerz unter Ironie verbarg: „Ueberall sonst habe ich Leser, lauter ausgesuchte Intelligenzen, bewährte, in

Digitized by Google

hohen Stellungen und Pflichten erzogene Charaktere: ich habe sogar wirkliche Genies unter meinen Lesern. In Wien, in Petersburg, in Stockholm, in Kopenhagen, in Paris, in New-York, überall bin ich entdeckt: ich bin es nicht in Europas Flachland, Deutschland ...“ Alle diese fremdländischen Leser konnten ihn nicht für die Unbilden seiner Heimath trösten. „Zehn Jahre: und Niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu vertheidigen, unter dem er vergraben lag; ein Ausländer, ein Däne war es, der zuerst dazu genug Feinheit des Instinktes und Muth hatte, der sich über meine angeblichen Freunde empörte ... An welcher deutschen Universität wären heute (1888) Vorlesungen über meine Philosophie möglich, wie sie letztes Frühjahr der damit noch einmal mehr bewiesene Psychologe Dr. Georg Brandes in Kopenhagen gehalten hat?“ Und wenn ihn schließlich das feindsälige Mißverstehen, die höhnische Abwehr seiner Landsleute und seine grenzenlose Vereinsamung ungerecht gegen sein Vaterland machten, wenn er in Deutschland nur noch das Hemmniß aller welthistorischen Bewegung zur Geistesfreiheit, das Hinderniß für alle großen und freien Geister überhaupt sah, — wer darf es ihm vorwerfen? „Und zuletzt, warum sollte ich meinem Verdacht nicht Worte geben? Die Deutschen werden auch in meinem Falle wieder Alles versuchen, um aus einem ungeheuren Schicksal eine Maus zu gebären. Sie haben sich bis jetzt an mir kompromittirt; ich zweifle, daß sie es in Zukunft besser machen. Ah, was es mich verlangt, hier ein schlechter Prophet zu sein ... Meine natürlichen Leser sind jetzt schon Franzosen, Russen, Skandinaven, — werden sie es immer mehr sein?“ Ich hoffe, ich darf sagen: Mein Bruder ist ein schlechter Prophet gewesen.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Ein Tugendbold.

„Ich bin ganz anders: ich folge nicht meinen Neigungen, ich beherrsche mich, ich mache immer gerade Das, was mir schwer wird.“

„Schreiben Sie Ich groß, Baron?“ fragte ihn einst bei diesen Auseinandersetzungen sein Gegenüber.

„Warum?“ erwiderte der Freiherr Erwin von Gunzenhausen verblüfft.

„Nun, weil Sie sich für den Mittelpunkt der Welt zu halten scheinen.“

Gunzenhausen wurde daraufhin etwas vorsichtig. Doch nur eine Weile; dann gewann die Freude an sich selbst wieder die Oberhand und er rühmte sich unbeirrt weiter. Die Bekannten hatten sich nach und nach an dieses Selbstlob gewöhnt; sie betrachteten es als einen lästigen, aber unschädlichen Sport und ließen es als unvermeidlich über sich ergehen. Nur Einer leistete dauernd Widerstand:

Digitized by Google

Doktor Morgan, der berühmte Chirurg. Noch jüngst rief er: „Donnerwetter, Bardönchen, Sie könnten Einem mit Ihrem ewigen Gerede die Tugend vergraulen. Lassen Sie sie doch endlich mal in Ruhe!“

Der Arzt hatte es unwillkürlich gesagt, gerade wie wir, durch Reflexwirkung, niesen, wenn uns plötzlich ein heftiger kalter Luftzug trifft. Nun aber hätte man den kleinen Freiherrn sehen sollen! Er richtete sich so hoch empor, wie es seine runde Gestalt erlaubte, und sein bartloses, sonst rosiges Gesicht wurde dunkelroth. „Ich . . ich . .“, keuchte er, nach Athem ringend.

„Ich groß geschrieben?“ spottete der Arzt gutmüthig.

„Ich werde davon abs-tehen“ (Gunzenhausen ist Hannoveraner und spricht das ‚st‘ zierlich aus) „ . . . man muß gemeinsame Gesichtspunkte haben, um sich zu verstehen.“ Prustend lehnte er sich in den mit rothem Juchtenleder bezogenen Sessel zurück und stemmte die wohlgepflegten Hände mit den langen spitzen Nägeln nervös gegen einander. Im Rauchzimmer des Unionklubs lachten Alle, Morgan besonders laut. Er trällerte statt der Antwort eine Melodie aus der „Geisha“, seiner Lieblingsoperette. Dann dachte er: „Das arme Kerlchen! Er ist ja nur komisch, nicht böse. Er muß doch ein Vergnügen haben. Er hat nicht Weib, nicht Kind, mit seinen Verwandten steht er schlecht, er hat auch nicht viel zu beißen und zu brechen. Na, hülle er sich in seine Tugendfalten.“

Erwin von Gunzenhausen war verheirathet gewesen. Es war der einzige dumme Streich, den er je gemacht hatte. Eine Schulreiterin aus dem Cirkus Renz, die schöne und nicht allzu leichtlebige Mademoiselle Célestine, hatte es ihm angethan. Tugendhaft, wie er war, bot ihr der kleine Baron mit seinem Herzen und seinem Geldbeutel auch zugleich seinen Namen an. Freifrau von Gunzenhausen zu werden, hatte Célestine gelockt, — den rundlichen Gemahl nahm sie als nothwendiges Uebel dabei mit in den Kauf. Natürlich hielt sie es nicht lange bei ihm aus. Er predigte damals schon, er schrieb damals schon Ich groß, freilich nicht so arg, aber doch genügend, um eine Schulreiterin gründlich zu langweilen und abzuschrecken. So verließ sie ihn eines Tages ohne Abschied; seinen Adelstitel, das Beste an ihm, trug sie ja: seine behäbige Person konnte sie entbehren. Ihm war es sehr unangenehm, daß sie seinen Namen durch den Staub der Manege schleife, wie er sich ausdrückte. Aber um eine gerichtliche Scheidung herbeizuführen, war er zu träg; auch scheute er das Gerede und Geklatsch darüber. Eine zweite Ehe zu schließen, beabsichtigte er nicht; er hatte an einer übergenug. So hielt denn seine Gemahlin sich angeblich ihrer Gesundheit wegen in Algier auf; nur Eingeweihte wußten, daß sie in Petersburg Hohe Schule ritt. Célestine war ins Ausland gegangen, weniger aus Rücksicht auf ihren Mann als aus Besorgniß, er könnte sie zurückholen. Sie war eitel — ein Weib und eine Cirkusdame! — und nahm deshalb an, er werde sie vermissen. Célestine besaß keine Menschenkenntniß, sonst hätte ihr klar sein müssen, daß Gunzenhausen nur an sich und seine Tugend dachte, da nun der Rausch der Verliebtheit verflogen war. Er hüllte sich in seine Tugend.

Aber war es im Grunde Tugend? Doktor Morgan behauptete, es sei nichts als Temperamentlosigkeit, Phlegma. In unserer zahmen Kulturwelt sei es ja viel schwerer, böse, als, gut zu sein. „Gut? Was ist denn eigentlich gut? Nur Das, was die Gesellschaft gut heißt. Also ist man gut, so lange man der Mehrheit gehorcht; lehnt man sich gegen ihre Beschlüsse auf, dann wird man für böse erklärt.“

Digitized by Google

Oft wurden Morgans Behauptungen heftiger, als er selbst es gewollt hatte; er sagte mehr, als seiner Ansicht entsprach, nur um den drolligen Ausdruck der Entrüstung, die komischen Falten heiliger Abwehr in Gunzenhausens rothem, runden Gesicht beobachten zu können. Und der Freiherr nahm die Herausforderung stets auf; er war nicht scharfsinnig genug, um das Spiel zu durchschauen.

Verkehrte nun Erwin von Gunzenhausen nur mit Männern? O nein, durchaus nicht. Wenn die Männer ihm auch zuweilen das Leben sauer machten: die Frauen entschädigten ihn dafür. Sie hörten ihm geduldig zu, nahmen seine Reden vollkommen ernst und verehrten ihn. Vielleicht wäre ihm selbst seine Tugendrolle mit der Zeit langweilig geworden, wenn sie ihm nicht so viele bewundernde Blicke aus schönen Frauenaugen eingebracht hätte. Die vornehmen Damen glaubten an den idealen Freiherrn, wenn auch seine kurze, runde Gestalt ihrem Geschmack wenig entsprach. Aber Niemand war so gut, hatte diese altmodische, rührende Ritterlichkeit, erhob das Weib so auf ein Piedestal, betrachtete es so als Engel wie der kleine Gunzenhausen. Und es war so leicht, in seiner Gegenwart ideal zu sein, platonisch zu lieben, strenge Enthaltsamkeit zu üben, denn er reizte durchaus nicht zum Kokettiren, man blieb so kühl bei dem ehrfurchtvollen Druck seiner fetten, weißen, breiten Hand. Er verschaffte den Weltdamen einen eigenartigen Genuß.

Leute, die üppig leben, gehen gern auf einige Sommerwochen nach dem Diät fordernden Marienbad; es befreit sie von der Körperfülle, die sie den winterlichen Schwelgereien verdanken. Nun, Baron Erwin war für die vornehmen Frauen ein seelisches Marienbad; die Weltlichkeit fiel in seiner Gegenwart von ihnen ab, sie wurden zusehends ätherisch, ganz Tugend, ganz Entsagung. Wie pikant, wenn man sonst eine reizende Sünderin ist! Darum lauschten die Salondamen den Predigten des Freiherrn so gern . . .

Man saß beim Thee in einem halbdunklen üppigen Gemach; Wein trank Gunzenhausen nie, er war Antialkoholist, er war überhaupt sehr viel „Anti“. Man schlürfte also ganz schwachen Thee aus kostbaren meißener Täßchen und knusperte dazu Hafermehlkuchen nach neuester hygienischer Vorschrift. War Das geschehen, dann reckte Erwin von Gunzenhausen seine runde Gestalt so hoch wie möglich empor und sprach, — sprach über die Tugend und das Ideal. Hin und wieder ertönte ein Seufzer seines schönen Gegenübers; es war kein Laut des Schmerzes, sondern ein Laut wollüstigen Behagens, nicht allein seelischen, nein, körperlichen Behagens. Hätte die Dame den Seufzer in Worte kleiden sollen, so wäre sie in Verlegenheit gewesen. Aber er lautete wohl: „Ich fühle, wie mir die Flügel wachsen, wie ich in den Aether hineinschwebe, — ach!“

Und wenn der Freiherr schloß — er ist kurzathmig und auch sein Vorrath an Gedanken ist bald erschöpft —, dann lehnte sich seine Freundin schmachtend im Sessel zurück, seufzte nochmals und sagte: „Es war wieder so schön, so ideal! So schön, wie nur Sie es auszudrücken verstehen. Man wird ordentlich besser, wenn man den Genuß Ihrer Gesellschaft hat.“

Ist der Tugendbold nicht ein glücklicher Mann? Wenn die Männer ihm auch zuweilen das Leben sauer machen: die Frauen entschädigen ihn dafür.

Charlottenburg. G. von Beaulieu.

Digitized by Google

Zarathustra.

O Karneval der Kunst,
o Mummenschanz des Wissens
an des Jahrhunderts Wende —!

Wie zieht in goldnen Klängen
voll Purpurgluth
durch der Zeiten wirren Narrenchor,
seelenerschütternd,
götzenstürzend,
weltleidlösend,
Du Unsterblicher,
Dein medusisch Hohelied!

Und wie in Adlerfängen blutend,
gebrochen
und doch voll Uebermenschen-Schöne
und Heilandsglorie,
schwebt Dein prometheischer Heldenleib
majestätisch
im Sternenreigen
durch die blaue Nacht
empor —

Tief unter Dir Dein Golgatha —
umrauscht von Sphären-Harmonien,
umtost von olympischen Traumes-Hymnen,
umstürmt von Dithyramben.
O Dionysos — Evoë!

Empor, empor!

Drängt dort nicht nach ein Christenchor?
Mit Kreuzesbannern, Kirchenfahnen?
Beschleicht ein Traum mein Auge?

Empor, empor!

Schon wälzt sichs nach:
Hosianna Zarathustra, reinster Thor!

O Karneval des Lebens,
o Mummenschanz des Wahnes,
ewiges Narrenfest für Götter —

München. Michael Georg Conrad.

Digitized by Google

Die Unterseeboote.

Die Versuche mit submarinen Booten sind nicht neu; an ihr Gelingen knüpfen sich wichtige Erwartungen zunächst für die Küstenvertheidigung. In England wurde schon im Jahre 1620 ein unter den Wasserspiegel versenkbares Boot gebaut. In Amerika konstruirte man im Jahre 1773 ein Boot in Gestalt einer Schildkröte, dessen Versenkbarkeit durch die Möglichkeit, eine Wassermenge aufzunehmen, geregelt wurde. Trotzdem der Angriff dieses Unterseefahrzeuges gegen ein englisches Schiff mißlang, behielten die Seemächte das Problem im Auge; Frankreich baute im Jahre 1863 den „Plongeur" und Spanien 1888 den „Peral". Dem Peral war es vor zehn Jahren geglückt, einen Hulk in die Luft zu sprengen; dagegen gelangte er im letzten Kriege gegen die amerikanischen Panzer nicht zur Verwendung.

In Frankreich hatte man mit dem „Goubet", einem Boot von sechs Meter Länge und fünf Knoten Geschwindigkeit, im Jahre 1882 die Elektrizität als motorische Kraft zu benutzen versucht und in neuester Zeit war es der Marine-Ingenieur Gustave Zédé, dessen Pläne den Admiral Aube veranlaßten, ein Versuchsboot von dreißig Tonnen Raumgehalt und 7,2 Meter Länge, den „Gymnote", durch ihn erbauen zu lassen. Dieses Boot senkte sich, fuhr unter der Meeres-Oberfläche, tauchte auf und unter wie eine Fischotter und die französische Regirung entschloß sich danach zum Bau eines Stahlbootes, das „Gustave Zédé", von 48,5 Meter Länge, 3,2 Meter Breite und Tiefe, 266 Tonnen Raumgehalt und fünfzehn Knoten Maximalgeschwindigkeit. Diesem neuen Boote ist es bei dem jüngsten französischen Geschwadermanöver im Mittelmeer gelungen, das Panzerschiff Magenta auf der Rhede von Salins d'Hyères zweimal mit seinen Torpedos zu treffen und die Fahrt von Toulon nach den Hyerischen Inseln und von dort noch nach Marseille mit eigener elektrischer Kraft zurückzulegen. Das Boot lief 41 Seemeilen oder etwa 76 Kilometer und behielt noch die Hälfte seiner Akkumulatoren gefüllt. Es konnte also 150 Kilometer zurücklegen, ohne seinen elektrischen Kraftvorrath ergänzen zu müssen. Das ergiebt eine genügende Aktionfähigkeit für die Küstenvertheidigung.

In gleicher Weise gelang unmittelbar darauf der Versuch mit einem englischen Unterseeboote bei Sidney. Es wird sich also nur noch fragen, ob diese Fahrzeuge sich auch auf die Dauer bewähren, namentlich, ob ihnen die genügende Fahrtgeschwindigkeit zu sichern ist, um jeden Kriegshafen gegen den Angriff feindlicher Panzer zu schützen. Dagegen erscheint eine Verwendung bei Kämpfen auf hoher See ausgeschlossen.

Das französische Geschwader, an dessen Manövern der „Gustave Zédé" theilnahm, dampfte mit dem unterseeischen Boot am achtzehnten Januar von

Digitized by Google

Toulon nach den Hyerischen Inseln. Da starke Brise und schwerer Seegang herrschten, ließ sich der „Gustave Zédé", der besseren Steuerung halber, so tief sinken, daß nur seine Kuppel über das Wasser hinaus ragte; wenn das Fahrzeug von den Wogen zu stark hin- und hergeschleudert wurde, verschwand es unter dem Wasser, nahm jedoch, so bald es wieder für Momente an die Oberfläche kam, den richtigen Kurs wieder auf. Die Fahrt war nur kurz, allein nach Beendigung der Manöver legte das Boot noch fünfzig Seemeilen in Begleitung eines anderen Schiffes zurück. Es machte sechs Knoten in der Stunde, mit der Kuppel über dem Wasser, und erreichte im Maximum 8 Knoten; allein wegen des schweren Seeganges mußte Alles an Bord, um nicht durcheinander geworfen zu werden, unter Verschluß gehalten werden, so daß sich die Bemannung sieben Stunden hindurch unter den selben Verhältnissen befand, als wenn das Boot unter Wasser gefahren wäre. Bei den Hyeren ging das Geschwader in Gefechtsformation über und wurde nun bei allen Evolutionen von dem Boote verfolgt, das bald an der Meeresoberfläche erschien, bald in die Tiefe hinabsank. Wenn es auftauchte, sah man nichts als das Glasfenster der Metallkuppel, das von dem Blau der Wogen selbst für das geübte Auge des Seemannes schwer zu unterscheiden war. Sobald jedoch der gefährliche Feind entdeckt und das Geschütz auf ihn gerichtet war, verschwand er wieder und hatte augenscheinlich genügend rekognoszirt, um die Panzerschiffe angreifen zu können.

Zu verschiedenen Malen kam das unterseeische Boot so nah an die Geschwaderlinie heran, daß es auf dreißig bis vierzig Meter vor sich das Panzerschiff noch nicht erkannt hatte, gegen das es unter Wasser dirigirt werden sollte, und genöthigt war, sich an die Oberfläche zu wagen. Man erblickte dann plötzlich eine von Wasser triefende konvexe Kuppel von etwa einem Meter Durchmesser über den Wogen. Zweimal gelang, wie erwähnt, ein Torpedoangriff auf das Schlachtschiff Magenta, sowohl während es in Fahrt war, als während es vor Anker lag; das Boot selbst aber schien unangreifbar zu sein. Es konnte von den Schlachtschiffen aus erst bei einer Annäherung auf zwei Kilometer gesichtet werden; wenige Sekunden nach seinem letzten Erscheinen an der Oberfläche war seine Aufgabe bereits erfüllt und der Torpedo saß in den Flanken des zum Zielobjekt genommenen Panzerschiffes. Im Ernstfalle wäre die „Magenta" mit ihrer Besatzung von achthundert Mann, ihren gewaltigen Geschützen und Panzerthürmen von dem unscheinbaren Angreifer vernichtet worden. Das Boot konnte bei seinem letzten Auftauchen getroffen werden; vorher würde es aber seinen Torpedo abgefeuert haben.

Nach Beendigung der Manöver setzte sich das Geschwader zur Rückkehr von den Hyeren nach Marseille in Marschordnung und die Avisos, die Kreuzer, die schweren Panzerschiffe und Contre-Torpedoboote nahmen mit guter Fahrt-

Digitized by Google

geschwindigkeit ihren Kurs dorthin. Hinter ihnen, zur Seite und vor ihnen evolutionirte während der Fahrt das submarine Boot, legte ohne Aufenthalt oder Zufall den ganzen Weg nach Marseille zurück und bewies damit nach den französischen Berichten, daß es hinreichende Manövrirfähigkeit und Fahrtgeschwindigkeit besitze.

„Mit einem Wort", erklärte ein Fachmann, dessen Urtheil allerdings optimistisch gefärbt sein mag, „das Boot fährt über und unter dem Wasser. Es verfeuert seine Torpedos mit Erfolg. Unter Wasser ist es unangreifbar. Es ist bei Tage den gewöhnlichen Torpedobooten, die sich vorzugsweise zur Verwendung bei Nacht eignen, durchaus überlegen. Es ist unter Wasser blind; allein dieser Fehler kann beseitigt werden. Dagegen weist es sein geringer Aktionbereich auf die Küstenvertheidigung hin. Es ist ein reines Vertheidigungsschiff." Im Vergleich mit diesem sehr günstigen Urtheil lauteten andere Urtheile weniger befriedigend. Der Steuermann des Bootes könne sich unter Wasser nicht orientiren und wisse nicht, wohin er fahre. Die Spiegelapparate und Prismen des Periskops, das zur Beobachtung des Meereshorizonts angewandt wird, hätten sich nicht bewährt und deshalb müsse das Boot von Zeit zu Zeit an die Oberfläche steigen, um sich zu orientiren. Das kann den Gegner auf das Herannahen des Bootes aufmerksam machen; immerhin ist die Zeitdauer des Emportauchens so kurz und das Ziel, die schmale Kuppel, so klein, daß ein wirksames Feuer auf das Boot kaum möglich ist. Und für die Fahrt unter dem Meeresspiegel bietet doch der Kompaß immer die Möglichkeit einer annähernden Orientirung für den entscheidenden Torpedoangriff. Eine feine, gekräuselte Linie am Meeresspiegel soll auf einen Kilometer Distanz die Bewegungen des unter Wasser fahrenden Bootes verrathen. Diese Linie dürfte aber nur bei ganz ruhiger See und völlig klarem Wetter wahrnehmbar sein; außerdem kann Geschützfeuer dem Boote, so lange es unter Wasser bleibt, überhaupt nicht gefährlich werden. Ein wichtigerer Einwurf scheint die geringe Geschwindigkeit von nur acht Knoten in der Stunde zu sein, da doch Schlachtschiffe stets eine weit größere Geschwindigkeit haben. Schon mit einer Geschwindigkeit von neun bis zehn Knoten würden sie sich also dem Angriff des submarinen Bootes mit Aussicht auf Erfolg entziehen; und auch bei der Blockade pflegen die Schiffe ja nicht ruhig zu liegen, sondern in Bewegung zu bleiben. Natürlich wird es immer darauf ankommen, daß sie das Herannahen des Boots auch rechtzeitig bemerken. In der Regel wird Das wohl nicht der Fall sein, so daß ein Blockade-Geschwader aus seiner größeren Geschwindigkeit keinen sicheren Vortheil ziehen wird. Uebrigens ist es nicht ausgeschlossen, ja sogar wahrscheinlich, daß die Geschwindigkeit der submarinen Boote sich durch Verstärkung ihres Motorapparates noch um einige Knoten erhöhen lassen wird.

Digitized by Google

Man darf auch nicht vergessen, daß die großen Linienschlachtschiffe und Panzerkreuzer bei ihrem sehr komplizirten Maschinenapparat und auch in Folge anderer Umstände mit der Zeit mehrere Knoten von ihrer nominellen Geschwindigkeit einbüßen, so daß fast alle Flotten zahlreiche Schlachtschiffe von nur zwölf Knoten wirklicher Geschwindigkeit aufweisen. Bei Verwendung des Bootes zur Nachtzeit machte sich der unvorhergesehene Umstand nachtheilig geltend, daß das Licht der zur Beleuchtung des Fahrwassers bestimmten elektrischen Apparate solche Schwärme von Fischen anzog, daß der Ausblick beinahe ganz verhindert wurde. Uebelstände sind also noch vorhanden, man kann aber erwarten, daß sie der heutigen Technik nicht unüberwindlich sind.

Die 1896 in Frankreich ausgeschriebene Konkurrenz hat auch zur Konstruktion eines Bootes für die Offensive, des „Narval", geführt. Sechs Fahrzeuge dieser Gattung zu 106 Tonnen Raumgehalt und zwei verbesserte „Zédé"-Boote sollen im laufenden Jahre in Cherbourg, Brest, Lorient und Rochefort in Bau genommen werden und sind zum Theil schon im Bau. Frankreich wird also, die beiden Modellboote und den durch Subskription aufgebrachten „Le Francais" miteinbegriffen, binnen Kurzem über elf submarine Torpedoboote verfügen. Die „Narval"-Boote bedienen sich der Elektrizität für ihre Fortbewegung nur unter der Meeresoberfläche, sonst des Dampfes. Ihr Aktionbereich wird dadurch ein beträchtlich größerer als der der „Zédé"-Boote, da sie nicht auf den Elektrizitätvorrath ihrer Akkumulatoren angewiesen sind. Sie können außer auf die eigenen auf die von anderen Schiffen eines Geschwaders mitgeführten Kohlenvorräthe rechnen und aus diesem Grunde bei der Offensive einer Flotte, wenn auch nicht allzu weit von der Küste, mitwirken. Sie führen vier Torpedolancirrohre, der Zédétypus nur eins. Sie sind aus Stahl gebaut, 34 Meter lang, 3,75 Meter breit und haben einen Tiefgang von 1,6 Meter. Die Dampfmaschinen sind von dreifacher Expansion und vielrohrigem Kessel zu 217 Pferdekräften und zwölf Knoten Geschwindigkeit. Das verbesserte „Zédé"-Boot, das in Cherbourg bereits gebaut wird, ist der „Morse", ein Fahrzeug von 146 Tonnen, 36 Meter Länge, 2,75 Meter Breite und 2,75 Meter Tiefe. Es wird in Bronze ausgeführt und soll durch seine Akkumulatorenmaschine eine Maximalgeschwindigkeit von dreizehn Knoten erhalten. Die Kosten für „Narval" und „Morse" betragen je 650000 Francs, also noch nicht den vierzehnten Theil der Kosten eines Schlachtschiffes. Sie sollen, eben so wie der „Zédé", während des Kampfes gegen den Feind bis auf eine gewisse Entfernung auf der Seeoberfläche fahren und erst, wenn sie in gefährliche Sicht und in die Feuerbereichszone gelangt sind, untertauchen und den eigentlichen Angriff unter dem Wasserspiegel führen.

In England hatte man sich lange sehr skeptisch gegen die „blinden"

Digitized by Google

Boote gezeigt, verfolgt aber die neuesten französischen Versuche aufmerksam und äußert vielfach den Wunsch, das Interesse der Konstrukteure, unbeschadet der Durchführung des Flottenbauprogramms, in verstärktem Maße auf die submarinen Boote zu lenken. Auch hat, wie erwähnt, vor Kurzem bei Sidney ein gelungener Versuch in Gegenwart des Admiral Pearson stattgefunden. In Frankreich rechnet man darauf, ein wirksames Mittel des Küstenschutzes gewonnen zu haben und damit die Inferiorität der eigenen Flotte gegenüber der englischen ausgleichen zu können. Schon die vorhandenen Torpedoboote, meint man, könnten die Blockade der Häfen sehr erschweren; die submarinen Boote würden sie vollends unmöglich machen.

Bewähren sich die Fahrzeuge auf die Dauer, so wird man daher zweifellos in Frankreich zum Bau einer ganzen Flotille schreiten; und wenn schon ein einziges submarines Boot gefährlich werden kann, so dürfte eine ganze Flotille, besonders in den engen Gewässern des Kanals und des Pas de Calais, allerdings die Aktion selbst eines großen Geschwaders aufhalten können. Dagegen gilt als vollkommen ausgeschlossen, daß die Unterseeboote berufen sind, eine Revolution im Schiffbau herbeizuführen und die Herrschaft der Panzerschiffe zu brechen. Selbst in der französischen Marine rechnet man nur mit der Möglichkeit, bei der Nähe der feindlichen Küste die englischen Panzer in ihren eigenen Häfen durch submarine Boote anzugreifen; nur scheint man dabei die Stärke der aus mehreren Reihen versenkter Torpedos u. s. w. bestehenden englischen Hafensperren zu unterschätzen.

Obgleich nach Alledem umfassende Erfahrungen über die Bewährung des Bootstypus in allen Lagen und Richtungen und auf die Dauer noch nicht vorliegen, ist mit dem Gelingen des touloner Versuches doch eine neue Aera eröffnet worden. Die weitere Entwickelung des bedeutsamen Kriegswerkzeuges verdient nicht nur das lebhafte Interesse der Fachmänner, sondern mit Rücksicht auf neue Militärforderungen auch die Aufmerksamkeit des Reichstages.

Keine Seemacht wird, vorausgesetzt, daß sich die gemachten Versuche auf die Dauer bewähren, von der Anschaffung von Unterseebooten absehen können. Legt man den Preis des „Narval“ und „Morse“ zu Grunde und rechnet auch nur für Wilhelmshaven, die Weser- und Elbmündung, für Kiel, Swinemünde, Danzig und Königsberg je ein Boot, so ergäbe Das einen einmaligen Kostenaufwand von $3\frac{3}{4}$ Millionen Mark und entsprechend dauernde Ausgaben für Bemannung und Unterhaltung.

Um wie viel diese Beträge sich aber erhöhen würden, wenn die Erprobung der neuen Boote zur Bildung ganzer Flotillen führte, Das läßt sich auch nicht annähernd übersehen. Man hätte daher gut gethan, bei der Bewilligung der Mehrforderungen für das Landheer möglichst vorsichtig zu sein.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

Digitized by Google

Jugendliche Verbrecher.

Fast überall nimmt das jugendliche Verbrecherthum stetig zu, in vielen Ländern sogar schneller als die Einwohnerzahl, und die auf Eindämmung abzielenden Anstrengungen haben bisher wenig genützt. Es wäre lehrreich, zu wissen, in welchen Ländern die meisten und in welchen Ländern die wenigsten jugendlichen Missethäter sind; denn man könnte daraus Schlüsse auf die nothwendigen Präventiv- und Repressiv-Maßregeln ziehen. Leider ist es jedoch unmöglich, Vergleiche zwischen den verschiedenen Ländern auch nur mit annähernder Zuverlässigkeit anzustellen. Diese Unmöglichkeit rührt weniger von einem Mangel an zahlenmäßigen Nachweisen als davon her, daß die vorhandenen Ziffern, mit einander verglichen, nicht als verläßliche Darstellung der Thatsachen gelten können.

Die Ziffern der Verbrechensstatistik nämlich, einerlei ob sie sich auf jugendliche oder auf erwachsene Missethäter beziehen, hängen vom Strafgesetz und dem Strafverfahren des Landes ab. Strafgesetz und Strafverfahren sind aber in jedem Lande anders beschaffen und jede Bevölkerung hat eine andere Auffassung der Strafrechtspflege. So lange diese zum Theil gewaltigen Unterschiede in den Gesetzen und der Praxis bestehen, müsse alle Vergleichungversuche scheitern. Nur einen Punkt darf ich für das jugendliche Verbrecherthum ausnehmen: man kann nämlich mit einiger Sicherheit behaupten, daß Delikte gegen die Person, besonders gegen das Leben, bei der Jugend im Süden Europas verbreiteter sind als im Norden. Die Ursachen dieser Erscheinung sind zweifelhaft. Die Einen wollen den Unterschied aus den politischen, kirchlichen, wirthschaftlichen und Familienverhältnissen, also aus rein sozialen Verschiedenheiten, erklären, die Anderen machen physische und geistige oder auf das soziale Gebiet hinüberwirkende Rassenverschiedenheiten verantwortlich. Am Wahrscheinlichsten ist ein Zusammenwirken aller dieser Faktoren und des Klimas. Das meint auch Enrico Ferri.

Um zunächst bei den Delikten gegen das Leben stehen zu bleiben: es ist interessant, England und die Vereinigten Staaten zu vergleichen. Die Statistik der nordamerikanischen Gesammtbevölkerung von 1890 registrirt, daß 23 Personen unter 14 und 388 zwischen 15 und 18 Jahren wegen Tötung sich in den Gefängnissen befanden. In England dagegen fanden in den Jahren 1893 und 1894 überhaupt keine Verurtheilungen von Angeklagten unter 16 Jahren wegen Mordes und nur sieben wegen Totschlags statt; in der selben Zeit erfolgten Verurtheilungen von sechs Personen im Alter von 16 bis 21 Jahren wegen Mordes und von achtzehn Personen der selben Altersstufe wegen Totschlags. Man mag nun selbst an die allergrößten Verschiedenheiten des Strafverfahrens in den beiden Ländern denken: der Schluß bleibt unabweislich, daß Mord und Totschlag in der Union als Verbrechen der Jugendlichen verbreiteter sind als in England. Die denkbaren Ursachen sind zahlreich. Zunächst dürfte die Jugend in Nordamerika früher reif sein als die englische; und es gilt allgemein als Thatsache, daß die Zahl der Verbrechen gegen das Leben mit der Pubertät zunimmt. Ferner kann der starken Einwanderung aus dem Süden und Südosten Europas ein gewisser Einfluß beigemessen werden. Endlich erweist sich die große farbige Bevölkerung der Union als geeignet, die Tötungziffern zu erhöhen, denn die Neger neigen überhaupt sehr stark zur Gewaltthätigkeit. Nur ein Siebentel der ganzen

Digitized by Google

Bevölkerung ist farbig und ein volles Drittel aller Tötungen entfällt auf dieses Siebentel. Auch das Waffentragen — eine gesellschaftliche, keine Rassen-Eigenthümlichkeit — verleitet leicht zu Tötungen; und in den Vereinigten Staaten ist es nur zu gebräuchlich, besonders unter den Negern.

Eine Prüfung solcher Thatsachen zeigt, daß die verschiedene Verbreitung einer Verbrechensgattung von mehreren Umständen abhängen kann: von der früheren oder späteren körperlichen Reife, von der Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit der Bevölkerung, von allerlei gesellschaftlichen und Rassenunterschieden.

Fruchtbarer als die Vergleichung der internationalen Verbreitung ist die Betrachtung des jugendlichen Verbrecherthumes in verschiedenen Theilen des selben Landes; denn die Schwierigkeiten der internationalen Vergleichung verschwinden sofort, wenn es sich um das Geltungsgebiet eines einheitlichen Strafrechtes und Strafverfahrens handelt. So lassen sich in Frankreich, Deutschland und England lehrreiche Aufschlüsse über die Ursachen des Verbrechens dadurch gewinnen, daß man die Vertheilung auf die einzelnen Gegenden des Landes prüft. Diese geographische Vertheilung ist sehr ungleich.

So zeigt uns die Kriminalkarte von Frankreich, daß gewisse Departements ein Verbrechenskontingent stellen, das ganz erheblich vom Durchschnitt abweicht. Aehnliches gilt von Deutschland und Italien. Auch in England herrscht große Ungleichheit unter den einzelnen Grafschaften. Während z. B. die Grafschaft Cornwall auf 100 000 Einwohner noch nicht 50 Vergehen gegen das Eigenthum hat, beträgt die Ziffer für die Grafschaft London über 250. Die Grafschaften Lancaster, Warwick, Staffordshire, Durham, Northumberland und andere weisen vier- bis fünfmal mehr Vergehen gegen das Eigenthum auf als die walliſischen Grafschaften der Meeresküste. Auch die geographische Vertheilung der Sittlichkeitverbrechen, der Trunksucht u. s. w. ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Sittlichkeitverbrechen sind in einigen Grafschaften sechsmal zahlreicher als in den übrigen. Die Trunksucht ist in den nördlichen Grafschaften vier- bis sechsmal stärker als in den östlichen. Diese Beispiele könnten leicht vermehrt werden.

In England entspricht die Verbreitung des jugendlichen Verbrecherthumes ungefähr der allgemeinen Verbrechensverbreitung. Die Register der Gefängnisse und Besserungsanstalten belehren uns natürlich nicht über die zahlreichen Fälle von bloßen Verweisen, Geldstrafen und bedingten Verurtheilungen.

Die ungefähre Gleichmäßigkeit allgemeinen und jugendlichen Verbrecherthumes nöthigt zu dem Rückschluß, daß Beides im großen Ganzen aus den selben Verhältnissen hervorgeht. Zu diesen gehört in allererster Reihe die von der Fabrikindustrie herrührende Verdichtung der Bevölkerung. In der ganzen Kulturwelt werden in den dichtest bevölkerten Gegenden auch verhältnißmäßig die meisten Verbrechen begangen. Eine Bevölkerung von 500 Personen auf die Quadratmeile bietet die Wahrscheinlichkeit, im Verhältniß weniger verbrecherisch zu sein als eine solche von 2000. Allerdings sind Ausnahmen denkbar, so z. B. für spärlich bevölkerte Gegenden mit geringem Reichthum in Folge wirthschaftlicher Noth, die zum Verbrechen führt, und für dicht bevölkerte Gegenden in Folge günstiger wirthschaftlicher Allgemeinverhältnisse, die dem Verbrechen entgegenwirken.

Die ungünstige Einwirkung großer Bevölkerungdichtigkeit hat mehrere Gründe. Uebervölkerte Gemeinwesen bringen eine erhebliche Anzahl schwächlicher,

Digitized by Google

untüchtiger Personen hervor, die dem Kampf ums Dasein dann nicht gewachsen sind. Leute dieser Art bekommen schwer regelmäßige Beschäftigung und können sie auf die Dauer nicht festhalten. Die Jugendlichen gerathen dann besonders leicht in die Verbrecherlaufbahn, auch wenn sie an sich nicht sonderlich kriminell veranlagt sind. Auch ermuthigt die Aussicht, der Bestrafung zu entgehen, die in volkreichen Bezirken größer ist als anderswo, zur Gesetzesverletzung und nicht selten ist der Nothstand so groß, daß die Gefängnißzelle überhaupt nicht als abschreckend empfunden wird. Ferner giebt es in den Städten verhältnißmäßig mehr Waisenkinder als auf dem Lande; eben so mehr Jugendliche, die ihre Eltern gerade zu Beginn des entscheidenden Eintritts in das Erwerbsleben verlieren. Nichts aber ist für ein Kind verhängnißvoller als ein zu früher Verlust der elterlichen Fürsorge. Dazu kommt, daß im städtischen Proletariat die Kinder sehr häufig auch deshalb die Familie jung verlassen müssen, weil kein Schlafraum für sie vorhanden ist. Sie gerathen dann in Massenquartiere, wo sie mit Arbeitscheuen, Dieben und anderem Gesindel zusammengepfercht und sehr schnell verdorben werden.

Vielen Jugendlichen vom Lande wird der Uebertritt in das städtische Leben verhängnißvoll. Sie waren an ihren engen Dorfkreis gewöhnt; in der Stadt haben sie keinen Bekannten und Niemand kümmert sich um ihren Lebenswandel. Die Jugend will Geselligkeit und die Großstadt bietet dem Proletariat kaum etwas Anderes als demoralisirende Wirthschaften und Tanzlokale. Schon Adam Smith wies auf diese Gefahren hin; seitdem sind sie nicht geringer geworden.

Ferner verschärft eine beträchtliche Bevölkerungdichtigkeit schon an sich den Kampf ums Dasein. Nirgends ist der Wettbewerb so schroff wie in den Großstädten; dort ist man immer bereit, den Nebenmenschen als einen Feind zu behandeln, und das primitive Mißtrauen des Wilden, dem jeder Fremdling verdächtig war, ist in der Großstadt, in der man kaum seinen eigenen Nachbarn kennt, von Neuem erstanden. Solche Bedingungen schwächen die Gefühle gesellschaftlicher Solidarität und unterstützen alle egoistischen Triebe, so daß schließlich die Grenze zwischen Selbstsucht und Verbrechen mit Leichtigkeit überschritten wird.

Eine andere Hauptursache des jugendlichen Verbrecherthumes in den Großstädten ist die außerordentliche Aufstachelung der Begierden, besonders im jugendlichen Gemüth, durch den auf Schritt und Tritt sich hervordrängenden Reichthum. In manchen Ländern, so namentlich in England mit seinen riesigen Industriestädten, bilden die aus diesen Begierden hervorgehenden Vergehen gegen das Eigenthum die Mehrzahl der jugendlichen Missethaten. Die glänzenden Kaufläden und die Waarenbazare mit ihrem aufgestapelten Luxus sind für den hungernden Straßenjungen, den arbeitlosen Knaben und jedes sittlich nicht streng erzogene Kind eine Versuchung von fast unwiderstehlicher Kraft.

Im Interesse der Sittlichkeit und Gesundheit ist die planmäßige Decentralisirung der Industrie zweifellos eine brennende Frage. Schon jetzt kommt es nicht selten vor, daß große Fabriken aus der Stadt aufs Land verlegt werden, und in allen solchen Fällen haben sich wohlthätige Folgen ergeben. Im Allgemeinen jedoch nimmt die Verdichtung der Industrie und daher auch der Bevölkerung in großen Städten eher zu. Auch die größte Steigerung des Nationalreichthumes durch den industriellen Aufschwung wird aber mit einer sittlichen und leiblichen Schädigung der ärmeren Klassen zu theuer erkauft. Ein Vergleich der Sterblichkeit

Digitized by Google

der Industriebevölkerung, die jenen Reichthum erzeugt, mit der Sterblichkeit der übrigen Bevölkerung zeigt, daß schreckliche Opfer an Gesundheit und Leben gebracht werden. In England war in dem Jahrzehnt 1881 bis 90 das Verhältniß der städtischen zur ländlichen Sterblichkeit 117 : 100. Obgleich die Landbevölkerung heutzutage in vielen Ländern in großer Armuth lebt, ist sie gesünder und weist weniger Verbrecher auf als die städtische; wie gut würde es mit ihr erst bestellt sein, wenn man sie ihrem Elend entrisse und ihrer schlummernden Thatkraft neue Bahnen eröffnete! Damit würde auch der Umfang des jugendlichen Verbrecherthumes verringert werden.

Weiter fragt es sich, ob nicht auch zwischen der örtlichen Verbreitung des jugendlichen Verbrecherthumes und dem Pauperismus eine enge Verbindung besteht, ob also nicht da, wo die Armuth am Größten ist, auch der stärkste Prozentsatz von jungen Missethätern vorhanden ist. Man wird von vorn herein geneigt sein, die Frage zu bejahen; aber das Gegentheil scheint wahr zu sein. Nach den amtlichen Veröffentlichungen waren am ersten Januar 1892 in England und Wales 2,62 Prozent der Einwohnerzahl Almosenempfänger; die Grafschaften Lancaster, Chester, Northumberland, Warwick, Middlesex und Durham befanden sich unterhalb dieses Durchschnittes und doch wiesen diese Grafschaften einen über dem Durchschnitt des ganzen Landes stehenden Prozentsatz von Verbrechern, auch von jugendlichen, auf. Dagegen zeigten die Grafschaften mit der größten Armenlast in der Regel niedrige Verbrecherzahlen. In mehreren Grafschaften stand einer Zahl von vier Prozent der Almosenempfänger ein Verbrecherthum von zwei Prozent gegenüber.

Daß dabei die Handhabung der Armenpflege eine besondere Rolle spielt, ist leicht einzusehen. Um Massenbetrügereien vorzubeugen, müssen die Wohlfahrtorgane in dicht bevölkerten Gegenden eine strenge Praxis anwenden. Da sie über die Vergangenheit vieler Bedürftigen keine ausreichenden Aufschlüsse erhalten können, werden sie zahlreiche Gesuche abschlägig bescheiden; es giebt dann weniger Almosenempfänger, dafür aber um so mehr Verbrecher aus Noth. Auf dem Lande mit seiner seßhafteren Bevölkerung kennt man Jeden, Unterstützungen werden leichter bewilligt und manchem Verbrechen aus Noth wird vorgebeugt.

Vergehen gegen die Person rühren selten unmittelbar von wirthschaftlichen Ursachen her. Die verhältnißmäßig größere Verbreitung dieser Gattung von Vergehen in der Stadt gegenüber dem Lande ist eine Folge der mit der größeren Bevölkerungdichtigkeit gegebenen größeren Gelegenheit von Berührungen und Reibereien. Bei der Trunksucht entscheidet, daß es in den Städten mehr Gelegenheit giebt, sich zu betrinken, als in den Dörfern.

Danach ergeben sich folgende Resultate: 1. Wo ein hohes Ziffernverhältniß des Verbrechens überhaupt besteht, ist auch das des jugendlichen Verbrecherthumes stark vertreten, weil die Verführung der Jugend durch die Erwachsenen und die allgemeine Gleichheit der Ursachen kausal sind. 2. Bevölkerungdichtigkeit verstärkt das Verbrecherthum. 3. Wo die Armenpflege am Meisten leistet, sehen wir die wenigsten Verbrechen. Ich glaube, aus diesen Thatsachen ergiebt sich die Schlußfolgerung, daß in den Städten die Erziehung gehoben und auf dem Lande durch Verbesserung der wirthschaftlichen Lage der bäuerlichen Bevölkerung dem verderblichen Zuge nach den Städten entgegengewirkt werden muß.

London. W. D. Morrison.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Vinzenz Prießnitz. Wilhelm Möller, Berlin S., Prinzenstraße 95.

In der Zeit, wo Professor Dr. Schweninger mit Energie für „Aerzteschulen" kämpft und wo an den einzelnen Universitäten endlich Lehrstühle für Hydrotherapie errichtet werden sollen, in der Zeit, wo der ärztliche Stand seine Freiheit um ein Linsengericht verkaufen will, — in dieser Zeit ist es vielleicht angezeigt, das Bild und die Leidensgeschichte des Mannes näher kennen zu lernen, der als der eigentliche Begründer der Hydrotherapie und als der größte medizinische Revolutionär unseres Jahrhunderts angesehen werden muß. Vinzenz Prießnitz würde, wenn er noch lebte, am vierten Oktober 1899 seinen hundertsten Geburtstag feiern. Nach vierzehnjährigem Verkehr auf dem weltberühmten Gräfenberge im Hause von Prießnitzens Nachfolger, Dr. Joseph Schindler, und in der Familie Prießnitz, nach eingehendem Studium der Wasser-Literatur und nach dem Besuch der bedeutendsten Sanatorien Deutschlands und der Schweiz habe ich mich als Laie für befugt gehalten, dies Buch zu schreiben. Die sogenannte Wasserkur rein therapeutisch aufzufassen: dieser eng begrenzte Standpunkt hat mich nie befriedigt; der Leser wird durch das Buch zu einer freieren, weiteren Auffassung hingeleitet, was besonders durch das Kapitel: „Sein Werk" bezweckt werden soll. Pfarrer Kneipp, der letzte berühmte Wasserapostel, kommt — bei aller Anerkennung seiner Verdienste um die gesundheitliche Volksaufklärung — nicht besonders günstig in dem Buche weg. In zwei Kapiteln beweise ich, daß Kneipp nicht durch das ganz werthlose Wasserbüchlein des Dr. Siegmund Hahn, sondern durch ein gräfenberger Wasserbuch (von Rausse und Theodor Hahn) gerettet und berühmt wurde. Die 241 künstlerisch ausgeführten Illustrationen des Buches stellen eine Geschichte der Wasserheilkunde in Bildern dar. Wir besitzen kein ähnliches Buch; und nicht nur der fortschreitende, hygienisch gebildete Arzt, nein, auch der denkende Laie muß ein gewisses Interesse daran nehmen. Der Preis (geh. 5 M., geb. 7 M.) konnte so niedrig sein, weil mehrere gekrönte Wasserfreunde und Prießnitzianer namhafte Summen zum Herstellungsfonds spendeten, um dem Namen Prießnitz die Geltung zu verschaffen, die er verdient.

Neisse. Philo vom Walde.

Befreite Flügel. Berlin, Johann Sassenbach, 1899.

Ich folge in meiner Lyrik der von Arno Holz begründeten, von ihm selbst hier am dreißigsten April 1898 bezeichneten Richtung. Die alte Technik zwang den verschiedenartigsten Inhalt in eine Form: Liebeslieder, Totenklagen, Heldenlieder, — einmal war das Sonett, dann wieder die Nibelungenstrophe für Alles recht. Die neue Technik will die Form aus dem Inhalt entwickeln. Sie sieht von Metrum und Reim ab und wirkt nur durch den Rhythmus. Den Ton der Natur zu treffen, mit den einfachsten, schlichtesten Mitteln ohne jede Gewaltsamkeit die gewollte Stimmung zu erwecken: Das ist ihr Ziel.

Rolf Wolfgang Martens.

Digitized by Google

Der Besiegte, mystisches Drama in einem Aufzuge. München, Caesar Fritsch. 1,50 M.

Ich möchte nur ein Wort über die Bezeichnung „mystisches Drama" sagen. Mystik, wie ich sie verstehe, hat nichts mit Okkultismus zu thun. Mystik ist für mich auch keine Kunstauffassung, sondern eine Lebensauffassung. Nicht aus dem Verstande, sondern aus dem Erleben, der tiefsten Quelle unseres geistigen Seins, stammt sie. Man beginnt, das Leben mystisch zu empfinden, wenn man in großen inneren Wandlungen die Unbeständigkeit und Veränderlichkeit des verstandesmäßigen Erfassens der Dinge an sich erfahren hat; wenn man sich bewußt geworden ist, daß das Wesen der Dinge nicht durch die diskursive Erkenntniß, sondern durch die intuitive Anschauung am Stärksten erfaßt wird. Inneres Erleben! Man wird des Räthsels inne, als das die Dinge ewig vor uns stehen. Man suche also in meinem Drama nicht abstrakte, sondern konkrete Ideen. Noch möchte ich hinzufügen, daß ich kein bloßes Buchdrama geschrieben zu haben glaube, sondern die Bühnendarstellung für dem Wesen meiner Dichtung entsprechend halte. Denn die mystische Weltauffassung ist sinnenfreudig und stimmungfreudig.

München. Wilhelm von Scholz.

Das Künstlerbuch. Eine kleine Reihe illustrirter Künstlermonographien von Franz Hermann Meißner. Deckelzeichnung von Hans Thoma. Elegant gebunden à M. 3.—. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin SW. Band II: Max Klinger, mit fünfundzwanzig Illustrationen.

Methode und Auffassung in dieser Darstellung des vielgenannten Künstlers entsprechen denjenigen, die ich schon in meinem bei Hanfstaengl erschienenen Klingerwerk vertreten habe. Die Methode schließt sich der seltsam bewegten Entwickelung des Künstlers an: sie sucht aus historischen Vorbedingungen, aus Volks- und Familienabstammung, Erziehung und Umgebung, aus dem späteren wechselnden örtlichen wie zeitlichen Milieu die vielfachen Ideen- und Formenkreise des Künstlers in ihrem organischen Wachsthum zu erklären, so weit sich solche Geheimnisse des künstlerischen Schaffens überhaupt erklären lassen. Die Auffassung hingegen versucht den Nachweis, daß Klinger ein klares Spiegelbild der zeitgenössischen Kultur genannt werden darf. Die Werthung des Künstlers ist dabei von dem Grundgedanken beherrscht, daß nicht die äußere monumentale Form der springende Punkt für das Urtheil ist, sondern der Reichthum und die Vollendung, d. h. die Schönheit des künstlerischen Hervorbringens, welcher Technik es auch angehöre. In der Vermehrung der künstlerischen Vorstellungen, die wir Klinger verdanken, ist meiner Einsicht nach sein Anspruch darauf begründet, für die Gegenwart zu werden, was Dürer für das Reformationzeitalter war.

Franz Hermann Meißner.

Digitized by Google

Dunkle Werthe.

Heute, da Cecil Rhodes, der Hintermann des „räuberischen" Jameson, vom Kaiser empfangen worden ist, möchte wohl selbst der feurigste Patriot und Anglophobe an die Burendepesche nicht mehr gern erinnert sein. Fürst Hohenlohe hat damals versichert, dem Ohm Paul sei unter Verantwortlichkeit des Gesammtministeriums gratulirt worden; also dürfte der Empfang des Herrn Rhodes wohl unter einer ähnlichen Verantwortlichkeit stattgefunden haben. Ueberraschen konnte ja diese Wendung der deutschen Afrikaminenpolitik keinen Augenblick. Nachdem einmal die Fabel von der Musterwirthschaft der Buren-Republik gründlich zerstört worden war, ist man in Berlin auch schnell dahinter gekommen, wie bitter wenig unsere industriellen Interessen von dem rückständigen Afrikanderthum zu erwarten haben. Als im Lauf der Zeit dann allmählich das englische Element auch unsere Hoffnung und Stütze wurde, traten sehr rasch neue Kombinationen auf, bis ein Netz gemeinschaftlicher Interessen sich von der Delagoabai bis nach Westafrika und Johannesburg ausspannte. Der Delagoavertrag zwischen England, Deutschland und Portugal sollte aus Rücksicht auf Portugal einstweilen geheim bleiben; als Herr von Buchka auf dem Kolonialbankett in Hamburg aber die denkwürdigen Worte gesprochen hatte: „Was geht uns Transvaal an?", war es klar, daß alle Dementis aus Lissabon den Glauben an den Vertrag nicht mehr aus der Welt schaffen konnten. Nun ist Rhodes auch nach Berlin gekommen. Gewiß: die deutschen Interessen in Westafrika erlauben uns nicht, den großen Politiker und Kapitalisten zu ignoriren; aber etwas Anderes ist es doch, daß der Erzfeind Transvaals in der Reichshauptstadt mit Unterstützung des britischen Botschafters als eine Art offizieller Persönlichkeit behandelt wurde. So mancher europäische Monarch gleicht allerdings heute dem ungekrönten König von Südafrika nicht an Bedeutung. Aber sein Empfang richtet sich um so stärker gegen Transvaal, als das Telegramm vom dritten Januar 1896 noch unvergessen ist.

Wie erklärt sich nun dieser Umschwung? Geld ist bekanntlich allmächtig und Rhodes wünschte für sein Bahnprojekt auch deutsche Subsidien. Da man in diesem Punkt aus leicht begreiflichen Ursachen hier zurückhaltend ist, so wurde vielleicht aus London angedeutet, daß ein offizieller Empfang des früheren Kopministers in Berlin seinem Kredit beim englischen Publikum zu Gute kommen und jede andere pekuniäre Hilfe entbehrlich machen würde.

Die ungewöhnliche Festigkeit des englischen Minenmarktes ist sicher auch unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten; nebenbei wirken wohl die außerordentlich ergiebigen Förderungen mit. Der Laie sollte sich nicht täuschen lassen, wenn er da von 10 Prozent Report liest. Das macht in der halbmonatlichen Liquidation für das Pfund nur einen Penny aus. Die Geldgeber würden sich daher auch zu zehn Prozent noch besinnen, hofften sie nicht, solche Prolongationen mehr als einmal zu machen. In London lauten alle Verkäufe auf Namen, so daß auch bei den Prolongationen ein Ueberschreiben auf den neuen Besitzer nöthig ist. Das kostet Stempel u. s. w. Der Satz von 10 Prozent sieht also höher aus, als er in Wirklichkeit ist.

Augenblicklich ist der alte Robinson in London, um seinen bisherigen Gegner Alfred Beit zu besuchen; und wenn Beit auch erfinderischer in neuen Plänen ist, so fehlt es doch Robinson mindestens nicht an Geld. Jetzt wird eine Reportbank in Paris geschaffen, — zwar nicht mit 100 Millionen Francs, wie der

Digitized by Google

gefällige Telegraph verbreitet hatte, aber immerhin vorläufig mit 15 Millionen. Die Veranlassung hierzu ist ersichtlich die, daß die großen englischen Minenfirmen keine Lust mehr haben, den französischen Markt weiter zu halten, wenigstens nicht für Krethi und Plethi. Sie gründen also unter ihren Auspizien eine Reportbank und werden dann die Aktien abzusetzen suchen. Das wird ihnen auch nicht schwer fallen. Damit ist aber noch keineswegs viel erreicht, denn es steht mehr als zweifelhaft um die pariser Minenspekulation. Schon die Thatsache, daß dort die Shares au porteur lauten und nicht, wie in London, auf Namen, verschlechtert die Qualität der Käufer ganz erheblich. Dazu kommt noch die Spannung zwischen Parquet und Coulisse. Die Coulisse besteht zum größten Theil aus Deutschen und Italienern, die verhaßt sind, und sie hat um so weniger Geld für die Verlegenheiten der Minenspekulanten übrig, als sie erst vor einigen Monaten zur Kräftigung des brüsseler Platzes 100 Millionen gestiftet hat. Wie fragwürdig die Schiebungen in Paris sind, geht aus der geschwächten Position der dortigen Bank für Südafrika hervor, die schließlich ein anderes Gebiet für ihre Thätigkeit wählen mußte. Die Goldindustrie wird bald noch stärker in den Vordergrund treten, aber voraussichtlich, ohne daß die deutsche Hochfinanz sich allzu stark betheiligen wird.

Uebrigens müssen unsere Baarmittel heute recht erheblich im Ausland engagirt sein, da sonst die Geldknappheit kaum ganz zu erklären wäre. Denn es genügt nicht, immer wieder auf die theuren Preise unserer Industriereviere hinzuweisen und zu sagen, daß unser Publikum trotz den hohen Preisen lebhaft kaufe, wenn es sich auch die Aktienposten zunächst bevorschussen lasse. Wo Käufer sind, müssen auch Verkäufer sein: das Geld bleibt also im Inlande. Freilich liegt zwischen der Geldanschaffung und der Zahlung mindestens ein Tag, so daß bei sehr großen Umsätzen immer momentane Stauungen entstehen, die sich natürlich auch unliebsam häufen könnten. Uebrigens ist der Geldmarkt wieder etwas leichter geworden, — wie ich glaube, hauptsächlich in Folge innerer Vorgänge. Sobald nämlich, wie neulich, der Privatsatz nur noch um ein Achtel Prozent vom Bankdiskont entfernt ist, wendet man sich lieber an die Reichsbank, denn das Achtel wird durch die Courtage mehr als aufgewogen. Dadurch wird der offene Markt entlastet und der Privatsatz, der sich streng nach Angebot und Nachfrage richtet, geht zurück. Das Gerücht, die Firma Mendelssohn habe Schwierigkeiten beim Diskontiren gemacht, hätte eigentlich in Berlin gar nicht Glauben finden sollen, da doch das Gegentheil leicht zu beweisen war. Es ist bezeichnend, daß die Firma eine Erklärung gegen die Insinuation für nöthig gehalten hat, sie wolle dem Konsortium für die deutschen Anleihen Schwierigkeiten bereiten. Kennt das große Bankwesen überhaupt noch derartige Ressentiments? Möglich bleibt es immerhin, daß Mendelssohn während einiger Tage seine Diskontirungen eingeschränkt hatte, da Rußland einen Theil seiner Guthaben kündigte. Daraus entstand sofort die Legende von einer neuen russischen Anleihe, an die bei uns jetzt gar nicht zu denken ist. Auch die befürchtete Diskonterhöhung kam nicht; aber die Reichsbank wird vielleicht in nicht allzu langer Zeit ihren Satz dennoch erhöhen müssen. Schon im Vorjahr stellte sich der durchschnittliche Zinsfuß um 0,46 Prozent höher als im Jahr 1897. Das letzte Halbjahr von 1898 zeigte im Diskonto- und Lombardverkehr eine stärkere Inanspruchnahme von 218 Millionen Mark, ohne daß der wachsende

Digitized by Google

Giroverkehr eine erhebliche Vermehrung der fremden Gelder bewirkte. Beachtenswerth ist der Umstand, daß im auswärtigen Wechselportefeuille der Reichsbank nur die londoner Valuta eine große Summe darstellt. Es sind 25 Millionen und sie bilden eine indirekte Verlängerung unserer Golddecke, denn die Zahlung eines englischen Wechsels durchaus in Gold hängt nicht, wie selbst bei uns, von der jeweiligen Taktik der Bankleitung ab.

Der hohe Spanierkurs dürfte unserer Spekulation nur eine vorübergehende Genugthuung gewähren. Unmöglich konnte der neue Finanzminister doch seinen Amtsantritt mit einer Zinsreduktion feiern und wenigstens bis zum Abschluß der ersehnten großen Anleihe wird er noch bemüht sein, sich das Vertrauen des Auslandes zu erhalten. Uebrigens sind 20 Millionen Dollars von Amerika unterwegs, so daß der Aprilcoupon nur dann Verlegenheiten bereiten konnte, wenn der Minister Gewissensskrupel gehabt hätte, dies Geld anders als für die Kolonialanleihen zu verwenden. Das spanische Volk schickt sich weit besser in die Situation als z. B. das französische beim Verlust von Elsaß-Lothringen. Es kauft schon wieder amerikanisches Getreide, gerade als ob Argentinien oder Rußland nicht eben so gut Weizen zu verkaufen hätten.

Auch der portugiesische Coupon gilt als gedeckt, obgleich die Geldquelle noch verborgen ist. Man spricht aber ernsthaft von englischen Rimessen als Folge des Delagoavertrages; und die Nachricht klingt um so wahrscheinlicher, als nach der Annahme der ersten Rate der Vertrag kaum noch rückgängig zu machen sein wird. Das fait accompli würde dann die fremden Gläubiger-Komitees natürlich vor ganz veränderte Aufgaben stellen, so daß die gemeldete Festigkeit unserer Delegirten nur noch von fraglichem Werth sein würde.

Was die Verhandlungen mit Bulgarien wegen der Uebernahme der restlichen 45 Millionen sechsprozentiger Rente betrifft, so ist diese Transaktion von den türkischen Angelegenheiten nicht zu trennen. Der Leiter der Deutschen Bank wird hier wohl zwei Eisen zugleich im Feuer haben und man müßte sich sehr täuschen, wenn nicht Herr Dr. Siemens, um den Sultan nach anderer Richtung zu kirren, einige bulgarische Errungenschaften zu opfern entschlossen wäre. In Sofia meint man natürlich, glänzend gesiegt zu haben.

Unsere elektrischen Geschäfte beginnen sich wieder zu erweitern und in dieser Branche wenigstens arbeiten wir nach wie vor sehr stark für das Ausland. Das deutet vor Allem der große Trust an, in dem die drei größten berliner Gesellschaften so friedlich neben einander grasen, als ob die berühmte Weissagung des Jesaia bereits ihrer Erfüllung nah wäre. Auch die sibirischen Goldbergwerke treten, wie ich wahrnehmen konnte, jetzt als große Besteller bei uns auf. Die englischen Nernst-Aktien haben ihren hohen Zeichnungskurs nicht halten können. Es war ein allgemein verbreiteter Irrthum, dem leider nicht rechtzeitig widersprochen wurde, anzunehmen, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft sei an der englischen Gründung betheiligt gewesen. Wahr ist nur, daß die Unterhändler und Händler gern die A. E.-G. in ihrem Bunde gesehen hätten. Ueber kurz oder lang wird sich die londoner Nernstlampe mit der berliner Konstruktion vergleichen lassen und dann werden erbauliche Gedanken über die englische Prospektfreiheit nicht ausbleiben.

Pluto.

Digitized by Google

Notizbuch.

Aus Finland kommen seit einiger Zeit seltsame Nachrichten über den Versuch einer erbarmungslosen Verrussung, die der Kultur des Landes verhängnißvoll zu werden droht. Einem Privatbrief aus Helsingfors seien darüber ein paar ergänzende Mittheilungen entnommen. „Durch ein kaiserliches Manifest wurde Finlands bisherige Konstitution aufgehoben; zwar nicht ausdrücklich, denn dazu bedürfte die russische Regirung eines Grundes, aber sie wurde sacht bei Seite geschoben: eine Verordnung verkündete einfach die Einführung neuer Gesetze. Die Verfassung des Landes ist von vier Herrschern nach einander verbrieft worden und auch der regirende Zar hat bei seiner Thronbesteigung das eidliche Gelöbniß abgelegt, ‚die Grundgesetze, Rechte und Privilegien dieses Landes fest und unverrückt in ihrer Kraft und Wirkung beizubehalten'. Das Ausland, das stets über Finland in völliger Unkenntniß blieb, wird wohl auch an den jetzigen Ereignissen achtlos vorübergehen; leider, denn diese Vorgänge setzen das Friedensmanifest und die Abrüstungvorschläge der russischen Regirung erst ins rechte Licht. Fast gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Friedensmanifestes fand nämlich der Zar, daß Finlands Militärmacht dringend einer Erhöhung bedürfe. Ein neuer Wehrgesetzvorschlag, der von einem russischen Komitee — angeblich unter dem Vorsitz Pobedonoszews — ausgearbeitet worden war, erhöht die aktive Dienstzeit von drei auf fünf Jahre und vermehrt außerdem den Friedensstand beträchtlich. Die Berathung eines für Finland bestimmten Gesetzes durch ein solches Komitee ist an und für sich schon eine Verletzung der Konstitution; dem einzigen hinzugezogenen Vertreter des Landes, dem Minister-Staatssekretär für Finland, brachte bei dieser Lage der Dinge sein Protest natürlich keinen Erfolg. Der finische Reichstag wurde schließlich zu einer außerordentlichen Session zur Berathung der Vorlage einberufen und tagte auch vor ungefähr acht Wochen hier in der Hauptstadt Helsingfors. Die Wehrpflicht von drei Jahren und die bisherige Stärke des finischen Armeecorps entsprachen vollständig den Verhältnissen des Landes und die geplante Erhöhung würde die Lebensinteressen der Bevölkerung gefährden. Davon scheint man aber in Petersburg nichts zu wissen. Außerdem enthält die Vorlage mehrere Punkte, die die wichtigsten Privilegien der finischen Verfassung vernichten, z. B. die Bestimmung, daß nur finische Unterthanen dem Heer (eben so auch dem Beamtenkörper) angehören können und daß die Truppen nur bei äußerster Gefahr des Thrones aus dem Lande geführt werden dürfen. Daher war es auch, wie vorauszusehen war, unmöglich, vom Reichstage (oder Landtage, wie der schwedische Titel des Parlamentes lautet) die Zustimmung zu der Vorlage zu erlangen. Nun war die russische Regirungweisheit zu Ende und man griff skrupellos zur Gewalt. Durch das Manifest wird thatsächlich ein bisher selbständiger Staat in eine russische Provinz umgewandelt. Finland besaß kraft seiner von Alexander dem Ersten bestätigten Konstitution die Stellung eines vollständig souverainen Staatswesens, etwa wie Norwegen und Ungarn, unter dem Zaren als seinem konstitutionellen Großfürsten; mit dem russischen Reich war es nur durch diese Personalunion und durch die gemeinsame Leitung der auswärtigen Angelegenheiten — ausgenommen war das Recht, eigene Handelsverträge abzuschließen — verbunden. Es besaß ein gesetzgebendes, durch Wahlen aus dem Volke gebildetes Parlament, wenn auch in der veralteten Form der Ständevertretung; es hatte eine eigene Exekutive, ein eigenes, den Verhältnissen ent-

Digitized by Google

sprechendes Wehrgesetz, ferner ein eigenes Heer, eigenes Zollgebiet und daher eigene Handelsverträge, eigene Post und Münze, — kurz, alle Einrichtungen eines modernen selbständigen Staates. Daß alle finischen Institutionen und die dadurch geschaffenen Zustände sich von den Verhältnissen im russischen Reich beträchtlich zu Finlands Vortheil unterscheiden, bestätigte sogar der neue Generalgouverneur, dessen Ernennung, von der panslavistischen Hetzerpartei im Reich mit großen Hoffnungen begrüßt, allgemein als eine Art Militärdiktatur aufgefaßt wurde; bei seinen Inspektionen fand er Alles lobenswerth, zu tadeln nur, daß die Kenntniß der russischen Sprache nicht genügend verbreitet sei. Jeden Reisenden setzt das hohe Maß von Kultur, die alle Klassen des finischen Volkes durchdringt, in Erstaunen. In diesem an der Grenze der bisher kultivirten Welt gelegenen Lande sind Analphabeten kaum zu finden und gut organisirte und geleitete Schulen mit allgemeinem Besuchszwange verbreiten Wissen und Aufklärung in alle Schichten des Volkes. Im Durchschnitt spricht Jeder beide Landessprachen, Schwedisch und Finisch, gleich vollkommen und in den Städten gehören Leute der Mittelklasse, die sich nicht noch außerdem in einer oder zwei anderen Kultursprachen verständigen können, zu den Seltenheiten. Die bisher durch die Verfassung gesicherten Zustände und eine kluge Verwaltung durch ein tüchtiges, unbestechliches Beamtenheer im Verein mit der Arbeitsamkeit und Umsicht des nüchternen Volkes brachten das Land zu volkswirthschaftlicher Blüthe. Ackerbau und Viehzucht werden in der weitesten Ausdehnung rationell mit den modernsten Hilfsmitteln betrieben und ringen dem kargen Boden trotz kurzem Sommer und nordisch strengem Winter reichliche Erträge ab. Die Erwerbsverhältnisse sind die denkbar besten und die Industrie, die in vielen Zweigen für die nordischen Märkte, besonders für Rußland, heute schon ein Lieferant ersten Ranges ist, wächst, dank der weisen Förderung durch die nationale Regirung des Landes, von Jahr zu Jahr. Wie entwickelt das Land auch auf anderen Gebieten, z. B. auf dem der Frauenemanzipation, ist, dürfte bekannt sein. Finland hat eine nationale Wissenschaft und Kunst und seine Literatur dringt siegreich über die Grenzen, wenn sie auch leider nicht über so eifrig propagirende Kräfte verfügt wie die norwegische. Und dieser Baum soll nun in seiner vollen Blüthe gefällt werden! ... Europa wird leider über die finische Frage nicht in Aufregung gerathen; denn den alten Kulturstaaten scheint heute die Ermordung eines Missionärs in der äußersten Mandschurei gefährlicher für die Civilisation als die Bedrängung eines ganzen Volkes unseres Erdtheiles in seiner geistigen und wirthschaftlichen Kultur." Diese Kunde klingt traurig; und es ist nicht wunderbar, daß der Gegensatz, in dem sie zu den bisher bekannt gewordenen Wesenszügen des Zaren steht, allerlei thörichte Gerüchte über den Gesundheitstand Nikolais des Zweiten hervorgerufen hat. Wenn die russische Regirung, wie es jetzt ja scheint, auf das Urtheil Europas Werth legt, wird sie genöthigt sein, von dem letzten Ziel ihrer finischen Politik bald den Schleier zu ziehen.

* * *

Herr John Mason Cook, der Chef der durch ihre Gesellschaftreisen berühmt gewordenen Weltfirma, ist an den Folgen einer Krankheit gestorben, die er sich während der Orientreise des Deutschen Kaisers zugezogen hatte. Von dieser Reise, die jetzt sogar im berliner Hoftheater vorgeführt wird, wurde im Märzheft von Cooks Weltreisezeitung die folgende, von dem verstorbenen Chef des Hauses stammende Darstellung gegeben:

Digitized by Google

„Als ich Ende März 1896 auf dem Wege von Egypten nach Athen in Neapel landete, wurde ich von unserem dortigen Vertreter informirt, daß die Ankunft des Deutschen Kaisers für den nächsten Tag erwartet werde. Er habe den Wunsch ausgesprochen, eine Fahrt auf den Vesuv zu unternehmen. Ich entschloß mich natürlich sofort, die nöthigen Vorbereitungen persönlich zu leiten, und erwartete den Monarchen an der Spitze des Berges. Während eines sehr langen Gespräches setzte mir Se. Majestät den Plan, das Heilige Land und, wenn möglich, auch Egypten zu besuchen, auseinander. Die Fahrt sollte zur Zeit der Fertigstellung der neuen Kirche und des Hospitales in Jerusalem erfolgen. Der Kaiser erwog die Einzelheiten der Reise mit großer Genauigkeit und schloß das Gespräch, indem er sagte, er habe nicht die Absicht, die Gastfreundschaft des Sultans oder sonst Jemandes anzunehmen, sondern werde, sollte die Reise zu Stande kommen, sie nur unter Leitung des Herrn Cook unternehmen. Ich versicherte Se. Majestät, daß meine Firma diese hohe Auszeichnung wohl zu schätzen wissen werde und daß ich mich jedenfalls persönlich in Palästina zu seiner Verfügung stellen würde, da ich ja als Ritter des Ordens des Heiligen Johann von Jerusalem selbst an der Eröffnung des neuen Gebäudes an Stelle des alten Hospizes interessirt sei. Nichts verlautete mehr von jenem Projekt, bis im Mai 1898 die Firma die vertrauliche Verständigung erhielt, sich zu einer Konferenz mit den Abgesandten Sr. Majestät bereit zu halten. Ich beorderte meinen ältesten Sohn, der über eine große Erfahrung in Palästina verfügt, als Vertreter der Firma in Begleitung des Leiters unseres Bureaus in Jerusalem und des dortigen deutschen Konsuls zur Zusammenkunft mit den vom Kaiser beauftragten Beamten. Die Sache wurde in ihren kleinsten Details ausgearbeitet, wobei ausdrücklich betont wurde, daß sämmtliche Kosten zu Lasten Sr. Majestät gestellt werden sollten, da die Gastfreundschaft des Sultans auf keine Weise benutzt werden würde. Die Firma empfing die nöthigen Instruktionen, um den Ansprüchen der kaiserlichen Reisegesellschaft gerecht zu werden. Das Erste und Wichtigste war die Beistellung von mindestens 1400 bis 1500 Thieren, die aus allen Theilen Syriens und Palästinas herbeigeschafft werden mußten. Bald nachdem die definitiven Aufträge gegeben worden waren, sprach der Sultan telegraphisch den Wunsch aus, zwei Staatskarrossen zum Gebrauch des Kaisers und der Kaiserin beizustellen, und nach längerem Depeschenwechsel mit Berlin ward dieses Anerbieten acceptirt. Kurz darauf telegraphirte der Sultan neuerlich, er hoffe, die Erlaubniß zur Beistellung sämmtlicher Pferde und Lastthiere für die Beförderung der Personen und des Gepäckes zu erhalten. Wir mußten den deutschen Vertretern nun die Schwierigkeiten darlegen, die eine eventuelle Annahme dieses Angebotes haben würde. Da sich nämlich der Sultan hätte mit irgend einem Unternehmen in Verbindung setzen müssen, wären wir nicht in der Lage gewesen, die Garantie für die richtige Durchführung der Reise zu übernehmen. Das Resultat war, daß der Sultan, noch immer auf diesem Punkte bestehend, uns Instruktion gab, die Thiere beizustellen; doch sollte die Durchführung auf seine Rechnung, statt auf die des Kaisers, gestellt werden. Aber auch Das wurde nur für einen ganz kleinen Theil der Tour angenommen. Die Gesellschaft des Kaisers bestand aus 105 Personen; aber kurze Zeit vor der Ankunft in Palästina beschloß der Sultan, einige Paschas von hohem Range abzuschicken, um ihn während der Anwesenheit des Kaisers in Palästina zu repräsentiren. Das wurde auch au-

Digitized by Google

genommen; aber der Schluß davon war, daß nicht weniger als 27 Paschas mit ihrer Dienerschaft erschienen, im Ganzen eine Kavalkade von 108 Personen, für die wir nun urplötzlich zu sorgen hatten. Daß diese Herrschaften die selbe Verpflegung und Unterkunft forderten wie die Begleitung des Kaisers, ist selbstverständlich. Außerdem hatten wir die Offiziere und Mannschaften der ‚Hohenzollern' und anderer Kriegsschiffe, die an den Eröffnungfeierlichkeiten in Jerusalem theilnahmen, zu befördern. Um die Bedarfsartikel für die beiden Lager, das kaiserlich deutsche und das türkische, zu beschaffen und die ganze Bewegung auszuführen, hatten wir 1430 Reitpferde, Maul- und Packthiere, 116 Landauer, Wagen und Gepäckkarren, 3 Separatzüge von Jerusalem nach Jaffa und 3 von Beirut nach Damaskus und zurück nöthig. Die Gesammtzahl der von uns beschäftigten Personen war: 800 Maulthiertreiber und Pferdewärter, 290 Kellner und Gehilfen; zur Aufstellung der beiden Lager standen 300 verschiedene Zelte in Verwendung, da das kaiserliche in zwei Abtheilungen aufgeschlagen werden mußte, um den größtmöglichen Komfort zu garantiren und eventuelle Störungen zu vermeiden. Es ist schwierig für den Leser, sich ein richtiges Bild von den ungeheuren Mühen zu machen, welche die Beförderung einer solchen Kavalkade auf jenen verwahrlosten Straßen verursachte, — besonders, wenn man bedenkt, daß zu jener Anzahl noch die türkischen Truppen, etwa 600 Mann, kamen, während ganze Schwärme von Eingeborenen aus allen Theilen sich herandrängten, um das Kaiserpaar zu sehen. Nicht genug damit —: die Reise fiel auch noch in die schlechteste Jahreszeit. Die Hitze war ganz außergewöhnlich intensiv, der Staub fast unerträglich und zu Alledem kamen noch Schwierigkeiten, die nöthige Menge trinkbaren Wassers zu verschaffen. Es mußte daher einzig und allein zu diesem Zweck eine beträchtliche Anzahl Leute beordert werden, was wieder große Auslagen verursachte. Ohne in alle Einzelheiten einzugehen, will ich erwähnen, daß, abgesehen von ansehnlichen Fleischsendungen aus England, Deutschland, Egypten und Oesterreich (von wo das ganze Wildpret bezogen wurde), unsere Bücher einen Aufwand von 2000 englischen Pfund aufweisen, die sich auf den Ankauf von frischem Gemüse, Geflügel, Eiern u. s. w. vertheilen. In Folge der tropischen Hitze war natürlich der Konsum von Getränken ein enormer. Im Ganzen wurden geleert zwischen 11 000 und 12 000 Flaschen, wovon die Hälfte auf Mineralwasser entfiel. Die kaiserliche Tafel bestand täglich aus 30 bis 35 Gedecken; sämmtliche Utensilien waren aus massivem Silber und wurden eigens zu diesem Zweck aus England herübergeschafft. Eine kleine Episode, die uns zu besonderer Ehre gereicht, verdient Erwähnung. Der Kaiser, der seinen eigenen Koch und seine eigene Dienerschaft mit sich brachte, hatte kaum unsere Einrichtungen gesehen, als er seine Leute beurlaubte und Alles von unseren alten arabischen Kochkünstlern und Dienern zubereiten und auftragen ließ. Leider verfiel ich — wohl in Folge der übermäßigen Hitze — in eine schwere Krankheit und mußte meistens das Bett hüten. Mit gewaltiger Anstrengung und mit Hilfe des Arztes konnte ich zum Empfange des Kaiserpaares bei seiner Ankunft in Jerusalem anwesend sein. Als der Kaiser mich erblickte, ritt er sofort auf mich zu und drückte, mir die Hand schüttelnd, sein Bedauern über meine Krankheit aus. Zugleich versicherte er mich seiner vollsten Zufriedenheit und ermahnte mich, mich keiner weiteren Gefahr auszusetzen, da ja ohnehin Alles sich wie ein Uhrwerk abwickle. ‚Sie haben einen glänzenden Vertreter in Ihrem Sohne,' erwähnte

Digitized by Google

er unter Anderem, ‚er waltet seines Amtes zu unserer allgemeinen Zufriedenheit.' Dann sagte er plötzlich: ‚Herr Cook, am Vesuv gab ich Ihnen ein Versprechen. Am Vesuv gaben Sie mir ein Versprechen. Wir haben es Beide gehalten und ich bin befriedigt.' Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch erwähnen, daß es nach Allem, was der Kaiser mir am Vesuv vorbrachte, und nach den ursprünglichen Vereinbarungen nicht in seinen Intentionen lag, von der Gastfreundschaft des Sultans Gebrauch zu machen; im Gegentheil: er würde die Reise unter dem zuerst getroffenen Arrangement lieber unternommen haben." Leider erzählt Herr Cook nichts über die Kosten der merkwürdigen Reise. Wie es kam, daß, im Gegensatz zu der ursprünglichen Absicht, von der „Gastfreundschaft" des Sultans dann doch in auffälligem Umfange „Gebrauch gemacht" wurde, darüber wären Mittheilungen, die dem Gewisper ein Ende machen, nachgerade recht erwünscht.

* * *

Ueber die Judikatur des Reichsgerichtes in Fällen des Groben Unfugs hat der Reichsgerichtsrath a. D. Otto Mittelstaedt hier lesenswerthe Aufsätze veröffentlicht. Am vierzehnten Juni 1898 hat das Reichsgericht nun eine neue Entscheidung gefällt, nach der zum Thatbestande des Groben Unfugs die „Verletzung oder Gefährdung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung" gehört und es als unstatthaft bezeichnet wird, das Delikt des Groben Unfugs schon da zu finden, wo nur von einer „Belästigung des Publikums", nicht aber von einer dadurch direkt bewirkten Gefährdung des „äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung" gesprochen werden könne. Diese Entscheidung geht nicht so weit wie Mittelstaedts Vorschlag, aber sie nähert sich doch wenigstens seinem Standpunkt und hätte genügt, um die Verurtheilung des Herausgebers der „Zukunft" wegen des die Krankheit des unglücklichen Bayernkönigs behandelnden Artikels unmöglich zu machen.

* * *

Professor Cornelius Gurlitt hat im vorigen Heft der „Zukunft" die Vermuthung ausgesprochen, Herr Dr. Ernst Lieber, der Führer der Centrumspartei und Mitregent des Deutschen Reiches, habe sich mit den schönen Künsten wohl sein Leben lang wenig beschäftigt. Das mag sein. Immerhin hat Herr Lieber nicht nur einen, wie man behauptet, nützlichen, wohlschmeckenden und für den Fabrikanten einträglichen Thee erfunden, sondern sich auch emsig der Poesie beflissen. Er selbst erzählte im vorigen Jahr, schon als Student habe er die folgenden Verse geleistet:

„Ernst Lieber, keines Ordens Ritter,
Keines Fürsten Rath,
Frei wie ein Gewitter,
Kriecht in Gottes Staat."

Böse Menschen werden in diesen Versen eher die gute katholische Gesinnung als den poetischen Ausdruck rühmen und nicht geneigt sein, schon dieser Leistung wegen Herrn Lieber für einen berufenen Kunstkritiker zu halten. Der sich schätzende Herr aber zweifelt nicht an seinem Beruf; denn er hat, nach dem stenographischen Bericht, also über den von Paul Wallot bestellten und von Franz Stuck gemalten Fries für das Reichstagshaus gesprochen: „Meine Herren, man kann kaum hart genug werden, man kann kaum weit genug gehen in der Wahl eines Ausdruckes zur Verurtheilung einer solchen Malerei. (Sehr wahr!) Meine Herren, mir thut sogar leid, daß ich den Ausdruck ‚Malerei' (Sehr richtig!) auf dieses Werk, dem

Digitized by Google

ich den Charakter eines Kunstwerkes nur dann zuerkennen könnte, wenn jede Schmiererei künftig dieses Namens würdig befunden werden sollte (Heiterkeit), — ich sage, sogar den Ausdruck ‚Malerei' vermag ich auf dieses Werk nur mit äußerstem Widerstreben anzuwenden. Es ist zwar ein in heutiger Zeit viel genannter, auf mancher Seite hoch gepriesener Künstlername, der als Feigenblatt vor diese Malerei gedeckt zu werden pflegt (Heiterkeit). Das kann mich aber nicht abhalten, ohne in eine Beurtheilung der Leistungen dieses Malers im Uebrigen einzugehen, diese Leistung als die denkbar schlechteste, die wir erwarten konnten, zu bezeichnen." Stucks Malerei, fuhr er dann fort, gleiche einem Tintenklex und sei „ein wahrer Spott und Hohn auf jedes ästhetische Gefühl und jeden geläuterten Geschmack". Es sei ein Jammer, daß für „solche Spottgeburten von Dreck und Feuer" dreißigtausend Mark ausgegeben worden seien. Auf ihn, Herrn Dr. Ernst Lieber, wenigstens habe die Malerei Stucks „in ihrer ganzen widerlichen Häßlichkeit" so gewirkt, daß es ihm besser scheine, die Flächen weißgetüncht zu lassen, „als auch noch nur einen einzigen Pinselstrich zu wagen, um dieses Gebäude zu verhohnübeln." Nett, nicht wahr? Und über die von Adolf Hildebrand ausgeführten Entwürfe zu Stimmzettelurnen sagte Herr Lieber: „Sie bestehen wesentlich in der Darstellung eines Eies — es wird wahrscheinlich das berühmte orphische Weltei sein (Heiterkeit) —, in der Darstellung eines auf die Spitze gestellten Eies, getragen von drei oder vier nackten männlichen Gestalten (Heiterkeit), die ungefähr so wie die bekannten Kugeljungfrauen auf dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal an diese Urne angeklebt sind. Diese völlig nackten, etwas an egyptische Steifheit erinnernden männlichen Bildwerke, die dem Schicksalsei, damit es nicht umfalle (Heiterkeit), als Eierdecker dienen zu sollen scheinen, sind auf einen Würfel gestellt, der in seiner anspruchslosen Eierlichkeit dem Würfel wirksam Konkurrenz macht, der zur Zeit als Schlußstein des Deutschen Reichstages im Kuppelraum unserer Wandelhalle das Auge des Kunstfreundes erquickt. (Große Heiterkeit.) Ich denke mir, daß in diesem Würfel ein Leichenverbrennungsofen für die verbrauchten Stimmzettel angebracht werden soll." Auch hier verzeichnet der Sitzungsbericht „Heiterkeit". Eine betrübendere, in ihrer Selbstgefälligkeit unangenehmer wirkende Banausenleistung ist kaum noch denkbar. Und im ganzen Reichstag erhob sich kein Einziger, um solcher täppischen Roheit zu widersprechen und den Theefabrikanten an die ernsten Künstlern schuldige Achtung zu mahnen; die Vertreter des Bundesrathes lauschten lächelnd der grotesken Kapuzinade, Graf Posadowsky stimmte in den Chorus der Wallotfeinde ein und die Präsidenten, die mit dem Ordnungruf sonst den lächerlichsten Mißbrauch treiben und den Reichstag zur Kinderstube erniedern, fanden diesmal „zur Wahrung der Würde des Hohen Hauses" kein armes Wort... Da ist es doppelt erfreulich, daß die ersten münchener Künstler in einem Offenen Brief dem genialen Erbauer des Reichstagshauses die Genugthuung verschafft haben, auf die er schon lange gerechten Anspruch hat. Denn man darf sich darüber nicht täuschen: die Hetze richtet sich nicht gegen den Maler, der den Fries geschaffen, sondern gegen den Bauleiter, der ihn bestellt hat. Seit der Kaiser mehr als einmal bedauerlich ungünstige Urtheile über Wallots Werk zu fällen für nöthig hielt, Urtheile, deren Form der öffentlichen Kritik Anlaß zum Staunen gab, glaubt jeder amusische Mensch sich befugt, seinen Witz an Paul Wallot zu üben, und wir haben erlebt, daß irgend ein unbeträchtlicher Graf sich, ohne ausgelacht zu werden, erdreisten

Digitized by Google

durfte, das schablonenhafte Dutzendgebäude, in dem das preußische Abgeordnetenhaus untergebracht ist, über den in jedem Theil individuellen und groß gedachten Reichstagsbau zu stellen. Jetzt möchte man, um Unterthänigkeit zu zeigen, Wallot aus der Oberleitung der Schmuckarbeiten verdrängen. Dieser saubere Plan wird nicht gelingen. Wallot ist zäh und läßt sich nicht wegärgern; und die Zuversicht der münchener Meister, kein deutscher Künstler werde sich dazu hergeben, Wallots Platz einzunehmen, kann nicht eine trügende Hoffnung sein. Der Vielgeschmähte aber möge sich entschließen, die Geschichte des Reichstagsbaues zu schreiben: sie wird ihn nicht nur von der Schuld an sichtbaren Mängeln seiner Schöpfung entlasten, sondern den noch Zweifelnden auch die Augen über Vorgänge, Stimmungen und Einflüsse öffnen, die im neuen Deutschen Reich möglich geworden sind.

* * *

Um über Parlamentsreden ein unanfechtbares Urtheil fällen zu können, muß man stets das Erscheinen des stenographischen Berichtes abwarten. Da stand neulich im Parlamentsbericht der Vossischen Zeitung — und wohl auch der anderen berliner Blätter —, der Abgeordnete Graf Klinckowström habe im Reichstage gesagt: „Bezüglich des Klubs der Harmlosen hat Herr Bebel nur das Selbe vorgebracht, was gewisse Zeitungreporter berichteten, die Herrn Harden Stoff zu seinem Artikel gegeben haben.“ Kein Wort weiter. Danach mußte man glauben, Graf Klinckowström habe mir den Vorwurf gemacht, daß ich mich auf Reporterberichte stützte. Ich ließ mir das Stenogramm kommen und fand auf der Seite 1299 (A) in der Rede des ostpreußischen Grafen die folgenden Sätze: „Herr Bebel ist dann mit einer gewissen Entrüstung auf den Klub der Harmlosen zu sprechen gekommen. Ich will mich in diese Sache nicht weiter einlassen; aber Herr Bebel ist in seinen Anschauungen genau auf dem Standpunkt derjenigen Zeitungreporter, die Maximilian Harden vor ungefähr drei Wochen zu einem Spottartikel in der ‚Zukunft‘, ‚Der Klub der Harmlosen‘, veranlaßt haben, den ich Herrn Bebel recht eifrig zu studiren bitte. (Sehr gut! rechts).“ In diesem Fall handelt sichs um eine Kleinigkeit. Aber können nicht auch bei uns, wie in England, Einrichtungen geschaffen werden, die dem Zeitungleser die bequem erreichbare Möglichkeit gewähren, ein wenigstens ungefähr zutreffendes Bild der parlamentarischen Debatten zu gewinnen?

* * *

Im trefflichen Berliner Tageblatt sind immer allerliebste Dinge zu finden. Neulich wurde den annoch gläubigen Lesern verkündet, wie der Kaiser seinen Beifall zu äußern pflege. Irgend ein Poet war begnadet worden, dem Kaiserpaar irgend ein Opus vorzutragen. Danach erschien im Tageblatt die folgende Notiz: „Der Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg gab dem Dichter vor dem Vortrage einige Instruktionen und erklärte ihm hierbei: ‚Wenn der Kaiser sich mit der rechten Hand auf den Schenkel schlägt, dann sind Sie durch. Das ist nämlich das Zeichen des Beifalls Seiner Majestät.‘ Und schon bei der ersten Vortragsnummer lachte der Kaiser und gab das erwähnte Beifallszeichen. Bei lustigen Stücken im Theater kann man häufig beim Kaiser das selbe Symptom einer heiteren Stimmung beobachten.“ Das wird in einem höchst liberalen, höchst demokratischen Blatte deutschen Lesern geboten. Hoffentlich begnügt sich der Kaiser, wenn er solche Dinge liest, damit, in ruhiger Herzensheiterkeit mit der rechten Hand auf den Schenkel zu schlagen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 25. März 1899.

Der Marquis de Sade.

Zu den vom psychologischen und ärztlichen Standpunkt merkwürdigsten psychosexualen Phänomenen gehören wohl jene krankhaften Abirrungen und Auskartungen des Geschlechtssinnes, die in der französischen Fachliteratur unter der Kollektivbezeichnung des „Sadismus“ zusammengefaßt zu werden pflegen, — während bei uns, nach dem Vorgange Krafft-Ebings, dieses Wort in viel engerer und schärfer umschriebener Begrenzung, für eine ganz bestimmte Aeußerungweise psychosexueller Abnormität, literarisch gebraucht wird. Mögen wir nun den Ausdruck „Sadismus“ in diesem engeren oder (wie ich es gerade mit Rücksicht auf den Ursprung der Bezeichnung für richtiger halte) in einem weiteren Sinne anwenden: immer wird durch ihn unsere Aufmerksamkeit zurückgelenkt auf den Mann, nach dem dieser Ausdruck geprägt ist, auf den „célèbre Marquis“, der in seiner Persönlichkeit wie in seinen hinterlassenen Geistesprodukten ein der psychologisch-ärztlichen Betrachtung nicht unwerthes, in gewissem Sinn vielleicht einzigartiges psychopathologisches Problem bietet. Ich sehe dabei natürlich ab von dem schaurig beklemmenden Reiz, den an sich schon die vollendete Verkörperung des nicht nur Unsittlichen, sondern direkt Widersittlichen, des Bösen, Satanischen — wie sie uns in reifer künstlerischer Ausprägung etwa in den Bühnengestalten eines Richard des Dritten, Jago, Franz Moor, Cenci entgegentritt — auf die zum Gruseln willig erhitzte Phantasie empfänglicher Gemüther auszuüben vermöchte. Für die wissenschaftliche Denkweise giebt es auch hier nur ein Objekt und ein Problem des Erkennens. Ich meine, daß es dem Freunde der Seelenforschung, namentlich wenn er zugleich Arzt ist, wohl als eine nicht abzuweisende, in gewissem Sinne verlockende Aufgabe erscheinen darf, auch in diese Seelenabgründe hineinzuleuchten, in die Gedankenwelt eines

Digitized by Google

solchen aus dem Gleichgewicht gebrachten Gehirns — eines „déséquilibré“, wie der treffende französische Ausdruck lautet — einzudringen oder ein solches Eindringen doch wenigstens zu versuchen. Und dazu bietet uns der vielgenannte Verfasser von „Justine“ und „Juliette“ in den unendlich breiten und redseligen, mit offenbarer Vorliebe behandelten lehrhaften Exkursen, die nahezu die Hälfte seines zehnbändigen Hauptwerkes einnehmen und das geistige Portrait des Autors in naiver Selbstgefälligkeit von allen Seiten zurückspiegeln, ein unvergleichliches und in seiner Art unübertreffliches, in gewissem Sinne fast Rousseaus Confessions an die Seite zu stellendes Mittel.

Der Grundton aller dieser mit viel phrasenhafter Rhetorik und mit professoralem Unfehlbarkeitdünkel vorgetragenen Raisonnements ist freilich bis zur einförmigsten, ermüdendsten Monotonie immer und immer wieder unaufhörlich der selbe. Ein uns als wahnwitzig oder verrucht erscheinender, brutaler, unerbittlicher, über jedes menschliche Maß hinauswachsender — man möchte sagen: absoluter — Egoismus feiert hier seine grauenerregenden Orgien. Ganz ausschließlich das eigene Ich ist das einzig zum Dasein Berechtigte, Reale, und alles Uebrige fällt, im Grunde genommen, in den Gesichtskreis dieses Ich überhaupt nur so weit, wie es als vorgesetztes Genußmittel zur Befriedigung der egoistischen Antriebe und Gelüste zu dienen und als Opfer dafür zu bluten bestimmt, naturgemäß prädestinirt ist. Wenn auf dem von kantischer Ethik durchtränkten, absolut-idealistischen Standpunkte eines Fichte die Welt bekanntlich das „versinnlichte Material unserer Pflicht“ ist, so erscheint hier auf dem äußersten ethischen Gegenpol die Welt nur als das versinnlichte Material eigenen bestialischen Genußtriebes. Max Stirners „Einziger“ und Nietzsches „Uebermensch“ erscheinen hier nicht nur antizipirt, sondern selbst in den äußersten, barockesten Konsequenzen ihrer Entwickelung noch schauerlich weit — man möchte glauben, in parodistischem Uebermuth — überboten. Aber auch die aus einem mißverstandenen und auf Abwege gerathenen Darwinismus neuerdings hier und da entnommenen rohen Kraftkonsequenzen sind dort schon lange vorausahnend gezogen, so daß gerade in dieser Hinsicht das Studium de Sades auf so manche, das nackte Gewaltrecht des Stärkeren proklamirende und jede altruistische Regung als Rückfall in überwundene geistige Kinderkrankheit verhöhnende Geistesoffenbarung unserer „Jüngsten“ ein grell aufzuckendes Licht wirft.

Obgleich ich in Verfolgung der mit dem nervenärztlichen Gebiete vielfach so eng zusammenhängenden sexualpathologischen Probleme seit Jahren der Persönlichkeit und den Werken de Sades ein eingehendes Studium gewidmet habe, würde ich mich doch kaum veranlaßt fühlen, darüber coram publico das Wort zu ergreifen, wenn ich nicht die Bemerkung gemacht hätte, daß in der betreffenden Fachliteratur zwar überaus häufig von de Sade

Digitized by Google

und seinen Schriften die Rede ist, daß aber so ziemlich Alles, was man darüber zu hören und zu lesen bekommt, von der vollkommensten Unkenntniß des behandelten Objektes Zeugniß giebt. In der That darf man sagen, daß sowohl Lebensgang und Charakter des Autors wie Form und Inhalt seiner Werke zu den „bestunbekannten" Dingen gehören und auch Denen sehr häufig fremd geblieben sind, die sich darüber mit oft verblüffender Zungen- und Federgewandtheit verbreiten. Das ist aber kein so ganz gleichgiltiger Umstand. Es ist doch nicht zu verkennen, daß wir es bei de Sade nicht mit dem ersten besten pornographischen Autor gewöhnlichen Schlages zu thun haben, sondern daß es sich hier um eine ganz ungewöhnliche persönliche und literarische Erscheinung, um eine, ich möchte sagen, direkt aus dem Urquell des Bösen schöpfende antimoralische Kraft handelt. Auf der anderen Seite lassen sich auch mannichfache Beziehungen zu verwandten Richtungen und philosophisch-literarischen Bewegungen unserer Zeit nicht in Abrede stellen. Wenn auch bei der erweiterten Kenntniß unsere menschliche Theilnahme nichts zu gewinnen hat, so wird doch unser der krankhaften Einzelerscheinung zugewandtes wissenschaftliches Interesse durch eindringende Analyse und durch Aufdeckung der Fäden, die auch jene mit Menschen und Dingen ihrer Zeit und Umgebung verknüpfen, in vollerem Maße befriedigt.

Das Leben.

Donatien Alphonse François, Marquis de Sade wurde als der Sprößling einer der vornehmsten und ältesten provençalischen Adelsfamilien am zweiten Juni 1740 in Paris geboren. In die lange Reihe seiner Vorfahren gehört jene mit Hugo de Sade vermählte Laura von Noves, die Petrarca an einem Charfreitag, am sechsten April 1327, in der Kirche Santa Chiara zu Avignon zum ersten Male erblickte. Ihre von der Poesie verklärte Lichtgestalt war es, die den Oheim und Erzieher unseres Marquis, den gelehrten Abbé de Sade (gestorben 1778), zu seinen einst hochgeschätzten „Mémoires sur la vie de Pétrarque" (in drei Bänden, 1764 bis 1767) begeisterte. Ein grausamer Witz der Literaturgeschichte hat so die Objektivation selbstlosester, fast unirdischer Liebessehnsucht und den literarischen Hauptvertreter unerhörtester erotischer Ausschweifung und Verirrung in der selben Familie zu greller Kontrastwirkung vereinigt. Der Vater unseres Marquis war Diplomat, die Mutter Ehrendame der Prinzessin von Condé, in deren Hause der junge de Sade geboren wurde. Seine erste Erziehung leitete jener gelehrte Oheim in der Abtei Ebreuil; von dort kam der Knabe auf das Collège Louis le Grand in Paris, trat nach damaliger Sitte schon mit vierzehn Jahren bei den Chevauxlegers ein und wurde der Reihe nach Unterlieutenant,

Digitized by Google

Lieutenant, Kapitän bei verschiedenen Kavallerie-Regimentern; in dieser Eigenschaft hatte er auch Gelegenheit, den Siebenjährigen Krieg — bekanntlich keinen besonderen Ruhmestitel der französischen Armee — mitzumachen. Nach Paris zurückgekehrt, heirathete er mit sechsundzwanzig Jahren die Tochter des Präsidenten Montreuil. Sie soll von einnehmendem Aeußeren und sanftem Charakter gewesen sein, wußte ihren Gemahl jedoch offenbar wenig zu fesseln, so daß er, wie es heißt,*) schon vom Jahre der Verheirathung an sich einem ausschweifenden Leben hinzugeben anfing. Er lebte auf seinem Schlosse Contat mit einer Schauspielerin, die er für seine Frau ausgab. Der im nächsten Jahre (1767) erfolgte Tod des Vaters verschaffte de Sade die Nachfolge als Generallieutenant für Bresse, Bugey und Valromey; doch mochte er zu dieser Zeit schon zu sehr in den Strudel sinnlicher Ausschweifungen versunken sein, um für eine ernstere Lebenhaltung und Pflichterfüllung noch die nöthige Befähigung zu besitzen. Gleich im darauf folgenden Jahre lenkte er durch eine Skandalaffaire, die auch zu gerichtlichem Einschreiten Anlaß gab, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und lieferte eine Probe Dessen, was von seiner Lebensführung und deren späterer literarischer Fruktifikation noch erwartet werden durfte. Er hatte am dritten April 1768 durch seinen Kammerdiener, den Vertrauten aller seiner Ausschweifungen, zwei Freudenmädchen nach einem ihm gehörigen Hause in Arcueil führen lassen und außerdem selbst eine Frau, der er zufällig begegnet war, Rosa Keller, die Wittwe eines Pastetenbäckers, dahin gelockt, sie eingeschlossen und mit vorgehaltener Pistole gezwungen, sich vollständig zu entkleiden, ihr die Hände gebunden und sie bis aufs Blut gepeitscht; darauf hatte er sie in diesem Zustande verlassen, um sich zu den beiden Mädchen zu begeben und die Nacht mit ihnen in einer Orgie zu verbringen. Am Morgen war es der Eingeschlossenen gelungen, sich von ihren Banden zu befreien und durchs Fenster zu springen; es kam zu einem großen Auflauf; man drang ins Haus und fand den Marquis und die Genossen seiner Lüste sinnlos betrunken. De Sade wurde verhaftet, die Kammer von Tournelle leitete eine Untersuchung ein, die aber auf königlichen Befehl — es war die Zeit Ludwigs des Fünfzehnten und der Stern der Dubarry eben im Aufgehen! — alsbald niedergeschlagen wurde, nachdem der Marquis seinem Opfer, der Rosa Keller, ein Schmerzensgeld von 100 Louis'or bezahlt und damit seine „Schuld gesühnt" hatte.

In dieser Affaire tritt schon deutlich ausgesprochen jene eigenthümliche Form der Kombination von Wollust und Grausamkeit hervor, die freilich nicht völlig Demjenigen entspricht, wofür man den Ausdruck „Sadismus" im engeren Sinne geprägt

*) Es erscheint doch, wie wir sehen werden, nicht ausgeschlossen, daß eine Geistesstörung sich damals entwickelte oder eine schon vorhandene sich deutlicher manifestirte.

Digitized by Google

hat, insofern die Vornahme grausamer Handlungen dabei nicht als Selbstzweck, sondern wesentlich als präparatorischer Akt, als Stimulus der Wollustbefriedigung zu dienen bestimmt ist: denn die Peitschung der Rosa Keller hatte allem Anschein nach den Zweck, de Sade zum Verkehr mit den beiden Mädchen in „Stimmung" zu bringen. Uebrigens bewirkte der Vorfall in der Lebensweise de Sades keine ersichtliche Aenderung. Er knüpfte mit der ihm, wie es scheint, wahlverwandteren Schwester seiner Frau ein Verhältniß an und machte in deren Begleitung eine längere Reise nach Italien. Wir mögen in den beiden ungleichen Schwestern wohl die Urtypen von Justine und Juliette vor uns haben, wie wir auch die Reise nach Italien in der „Juliette" vom Ende des dritten bis zum sechsten Bande, mit phantastischen Ausschmückungen natürlich, ausgiebig benutzt finden. Auf der Rückreise gab de Sade in Marseille (im Juni 1772) durch einen neuen Skandal zum Einschreiten der Behörden Veranlassung; er hatte bei einer von ihm veranstalteten Orgie den dazu entbotenen Freudenmädchen kantharidenhaltige Pastillen in solcher Dosis zu essen gegeben, daß zwei der Mädchen an den Folgen des Genusses starben. Diesmal erging sogar von dem Parlament in Aix gegen de Sade und seinen Kammerdiener, die erst nach Genf und von da auf savoyisches Gebiet nach Chambery geflüchtet waren, ein Kontumazurtheil, das Beide wegen Sodomie und Giftmord zum Tode verurtheilte; doch wurde dieses Urtheil nach sechs Jahren, die die Schuldigen zum großen Theil im Auslande zubrachten, kassirt und in eine dreijährige Verbannung von Marseille und fünfzig Livres Geldstrafe umgewandelt. Aus Vincennes, wo man ihn vorläufig eingesperrt hatte, wußte de Sade mit Hilfe seiner Frau (im August 1778) zu entspringen. Nun erfolgte ziemlich bald ein neuer, noch größerer Skandal, diesmal in Paris selbst, dessen Einzelheiten in vielfach abweichender Weise dargestellt werden. Wiederum soll es sich um schreckliche Folgen der Kantharidenvergiftung bei eingeladenen Ballgästen aus den Kreisen der vornehmen Welt — Herren und Damen — gehandelt haben. Der Marquis und seine Schwägerin — die hier immer unverhüllter als das Original der Juliette hervortritt — sollen beim Ausbruch der sich entwickelnden Schreckensszenen, die mehrere Damen das Leben kostete, schleunigst das Weite gesucht haben. Nach einer von dem hervorragenden französischen Irrenarzt Brierre de Boismont (in der Gazette médicale) gegebenen Schilderung soll man ferner — es ist nicht klar, ob vor oder nach diesem verhängnißvollen Ballsouper — in einem Hause einer abgelegenen Straße von Paris eine tief ohnmächtige junge Frau angetroffen haben, der an verschiedenen Stellen des Körpers die Adern geöffnet und zahlreiche Einschnitte mit der Lanzette beigebracht waren und die, mit Mühe ins Leben zurückgerufen, den Marquis, der sie in das Haus gelockt habe, nebst seinen Leuten als Urheber dieses Verbrechens anschuldigte. Auch hier hatten, wie es scheint, die auf seinen Befehl und

Digitized by Google

und vor seinen Augen vollzogenen Blutentziehungen dem Marquis als wollusterregender Reiz, als vorbereitender Akt der eigentlichen geschlechtlichen Befriedigung — diesmal an dem Opfer selbst — dienen müssen. Das Abenteuer klingt auch in Justine et Juliette wieder, im dritten und vierten Buch der Justine, in der Schilderung des Grafen Gernande, jenes Monomanen der Aderlässe und Inzisionen, dessen blutgieriger Passion schon sechs Frauen zum Opfer gefallen sind. Wie es nun mit der Gleichzeitigkeit der beiden Ereignisse auch stehen mag: jedenfalls wurde de Sade daraufhin von Neuem verhaftet und erst nach Vincennes, dann (im Jahre 1789) nach der Bastille gebracht, zu deren letzten Insassen oder — im Sinne der Revolutionschwärmer — unglücklichen Opfern er sich zählen durfte. Denn erst kurz vor dem berühmten Bastillensturm wurde er in Folge eines Wortwechsels mit dem Gouverneur Delaunay (dem nachherigen Opfer der Volkswuth) nach dem Irrenasyl Charenton übergeführt, sonst würde auch ihm die Volksmenge an jenem blutigen vierzehnten Juli 1789 die Freiheit verschafft haben, die er nun erst neun Monate später erhielt, durch den Beschluß der Konstituirenden Versammlung vom siebenzehnten März 1790, der die sofortige Befreiung aller durch „lettre de cachet“ Verhafteten anordnete.

Der dankbare Marquis stürzte sich denn auch mit Begeisterung in den Strudel der revolutionären Bewegung; er ließ mehrere dieser Richtung huldigende Theaterstücke aufführen und trat später dem Klub der Pikenmänner (société populaire de la section des piques) bei, als deren Sekretär er am neunundzwanzigsten September 1793 eine noch erhaltene Rede hielt, die den Manen der edlen Volkshelden Marat und Lepelletier geweiht und ganz und gar mit dem schwülstigen Phrasengewäsch des Demagogenthumes jener Tage, in das sich de Sade offenbar geschickt hineinzufinden wußte, erfüllt ist. Auch in der Juliette, an der de Sade damals arbeitete und im Geheimen druckte, fehlt es nicht an bluttriefenden Tiraden gegen die „Tyrannen“ und an einem ultrarevolutionären fanatischen Haß gegen Königthum und monarchische Institutionen, der nur durch den Haß gegen Religion und Kirche noch überboten wird. Bei Alledem vermochte sich de Sade — wie es scheint, wegen einiger zur Rettung seines Schwiegervaters Montreuil unternommenen Schritte — dem Mißtrauen der revolutionären Machthaber nicht zu entziehen; er wurde als „verdächtig“ denunzirt, im Dezember 1793 verhaftet und erhielt erst nach dem Sturze Robespierres, im Oktober 1794, seine Freiheit wieder. Bessere Zeiten brachen für ihn unter dem Directoire an, als ein Wüstling und Schwelger wie Barras mit seinen Gesinnungsgenossen die Geschicke Frankreichs leitete und unter dem Aushängeschild der Republik die Sittenzustände spätrömischer Décadence wieder heraufführte. Damals durfte de Sade es wagen, nicht nur 1796 die vollendete Juliette, sondern

Digitized by Google

auch 1797 sein gesammtes zehnbändiges Hauptwerk und zugleich eine neue veränderte Auflage der Justine mit Kupferstichen erscheinen zu lassen und von diesem Werke den fünf Mitgliedern des Direktoriums eigens abgezogene Velinexemplare zu überreichen. Aber diese schönen Zeiten konnten nicht dauern. Bald kam das Säbelregiment Bonapartes, das Konsulat; und als de Sade auch dem Ersten Konsul seine beiden Werke in der eben neu erschienenen Gesammtausgabe zuzuschicken wagte, kam er schlimm an. Bonaparte soll, nachdem er wenige Zeilen gelesen hatte, die Bücher, trotz ihren reichen Einbänden, ins Feuer geworfen haben. Jedenfalls ließ er (1801) die ganze Auflage konfisziren, den Verfasser noch in dem selben Jahre verhaften und erst nach Sainte-Pélagie, dann (1803) nach Charenton führen, wo er als unheilbarer und gefährlicher Geisteskranker bis zu seinem Lebensende festgehalten wurde. Allerdings scheint bei der gegen de Sade beobachteten Strenge auch der Umstand mitgewirkt zu haben, daß Dieser ein gegen Josephine und ihre Freundinnen gerichtetes Pasquill — unter dem Namen Zoloé et ses deux acolytes (Turin 1800) — in Umlauf gesetzt haben soll. Aus den letzten Lebensjahren des Marquis, aus der Zeit seines Aufenthaltes in Charenton, besitzen wir verschiedene, von Augenzeugen herrührende, allerdings nicht von Widersprüchen freie Schilderungen. Nach einer davon erscheint de Sade als ein kräftiger, die Gebrechen des Alters nicht an sich tragender Greis mit schönem weißen Haar, von würdevollem Aussehen, liebenswürdigem und überaus höflichem Benehmen, der dabei aber auf jede Anrede mit sanftester Stimme schmutzige Worte hervorsprudelte und bei seinen Spazirgängen im Hofe obszöne Figuren in den Sand zeichnete. Er arbeitete emsig an Schriften ähnlichen Inhalts und ließ auf der Bühne des Irrenhauses selbstverfaßte Theaterstücke zur Aufführung bringen; später soll er auch, mit Genehmigung des offenbar sehr toleranten Anstaltleiters, des Abbé Culmier, Bälle und Konzerte arrangirt haben, die endlich der dabei stattgehabten Mißbräuche halber auf ministeriellen Befehl (am sechsten Mai 1813) untersagt wurden. Merkwürdig ist, daß ein sehr hervorragender Irrenarzt, der ärztliche Direktor von Charenton, Royer-Collard, auf das Dringendste die Entfernung de Sades aus der Irrenanstalt forderte, da er ihn nicht für geisteskrank hielt und seinen überaus schädlichen Einfluß auf die wirklichen Geisteskranken in wiederholten Eingaben betonte, während dagegen mehrere vornehme Damen sich lebhaft für de Sade verwandten und dessen Verbleiben in Charenton, wo er es augenscheinlich sehr gut hatte, bei dem Polizeiminister Fouché erbaten und durchsetzten. So starb denn de Sade als vierundsiebenzigjähriger Greis, nachdem er noch den Sturz Napoleons und die Restauration erlebt hatte, in dem Asyl, dessen Bewohner er seit nahezu zwölf Jahren war, am zweiten Dezember 1814. Von seinen Zeitgenossen haben ihm namentlich Rétif de la

Digitized by Google

Bretonne (in den „Nuits de Paris“ und in der noch zu erwähnenden Anti-Justine), sowie Charles Nodier in seinen „souvenirs“ — der in ihm ein unglückliches Willküropfer des Konsulats und des Kaiserreichs erblickte! — literarische Aufmerksamkeit gewidmet. Später hat Jules Janin in einem zuerst 1835 in der Revue de Paris erschienenen und in den „Catacombes“ wiederabgedruckten Aufsatz über das Leben und die Werke de Sades geschrieben, wobei jedoch mannichfache Irrthümer mit unterliefen. Weitere, zum Theil werthvolle biographische Notizen sind in dem anonym erschienenen Buche „Le Marquis de Sade“ (Brüssel, Gay & Doucé, 1881) enthalten.

Die Werke.

Das große Hauptwerk de Sades, die Ursache und Quelle seiner herostratischen Unsterblichkeit, besteht aus zwei mit einander eng zusammenhängenden, wenn auch ursprünglich getrennt herausgegebenen Theilen. Der erste Theil, „Justine“, erschien anonym zuerst 1791, die Fortsetzung, „Juliette“, ebenfalls anonym 1796, das Ganze in zehn Bänden in Holland 1797. Diese mir vorliegende Gesammtausgabe trägt in ihren vier ersten Bänden den Titel: „Histoire de Justine ou les malheurs de la Vertu par le Marquis de Sade“ (en Hollande 1797) und das bezeichnende Motto: „On n'est point criminel pour faire la peinture des bizarres penchants qu'inspire la nature“. Die sechs folgenden Bände führen den Titel: „Histoire de Juliette ou les prospérités du vice par le Marquis de Sade“. Druckangabe und Motto sind die selben wie früher. Auffällig ist, daß auf dem Titelblatt, als zur Justine gehörig, vierundvierzig, zur Juliette sechzig, — im Ganzen also einhundertundvier — Stiche bezeichnet werden, während dagegen thatsächlich nur einhundert Stiche (zehn für jeden Band) vorhanden sind, deren Zugehörigkeit zu der betreffenden Ausgabe durch die beigedruckten Band- und Seitenzahlen evident ist. Uebrigens ist — ganz abgesehen von der Schauerlichkeit des Dargestellten — der künstlerische Werth dieser Illustrationen überaus gering. Grobe Fehler der Zeichnung, der Perspektive, gänzlicher Mangel an Individualisirung, dürftige, fast ärmliche Erfassung der Szenerie frappiren bei der Mehrzahl der Bilder, denen man höchstens die kompositionelle Treue in Anlehnung an die oft recht komplizirten Gruppenbeschreibungen des Textes als ein immerhin zweifelhaftes Verdienst zusprechen könnte. Hier hätte es, wenn denn schon Derartiges überhaupt gewagt werden sollte, der entfesselten und vor nichts zurückschaudernden Phantasie bedurft, mit der ein Doré die Gestalten von Dantes Inferno nachzuschaffen gewußt hat.

Der Inhalt — oder vielmehr die das Ganze beherrschende Grundtendenz

Digitized by Google

— ist schon durch die Nebentitel „les malheurs de la vertu“ und „les prospérités du vice“ genügend gekennzeichnet. Mit zähester Beharrlichkeit wird durch alle zehn Bände hindurch immer und immer wieder das Thema variirt, daß es der „Tugend“, gerade eben weil und so lange sie Tugend ist und sein will, nothwendig höchst elend ergehen und daß das „Laster“ eben so nothwendig floriren und oben aufkommen muß. Die Vertreterinnen der entgegengesetzten Moralextreme sind die beiden Schwestern, Justine und Juliette. Wir finden sie zuerst in noch sehr jugendlichem Alter, eben verwaist und durch den Bankerott ihres Vaters in dürftigen Verhältnissen: Justine, fest entschlossen, unter allen Umständen tugendhaft zu bleiben, und die ältere Juliette eben so fest entschlossen, sich dem eine glänzende Karriere verheißenden Laster in die Arme zu werfen. So trennen sich ihre Wege. Wir begleiten nun vier Bände hindurch die tugendhafte Justine auf ihren Irrfahrten, wobei es ihr immer jammervoller ergeht, ihr Vertrauen immer schmerzlich enttäuscht, ihre Gutherzigkeit immer an Unwürdige und an Bösewichte verschwendet wird, ihre Wohlthaten jedesmal zu ihrem eigenen Verderben ausschlagen, ohne daß sie doch zur Erkenntniß ihrer grenzenlosen Thorheit, nach des Verfassers Standpunkt, durchzudringen vermag, — was ihre aufgeklärten Gegner, die Großinquisitoren der natürlichen Vernunft, mit Fug und Recht gegen sie erbittert. Schließlich wird sie wegen einer ihr fälschlich zugeschriebenen Brandstiftung zum Tode verurtheilt, entkommt aber aus dem Gefängniß und gelangt zufällig auf das Schloß ihrer Schwester, die sie von einer eben so glänzenden wie frivolen Gesellschaft umgeben antrifft. Sie erzählt Juliette ihre Geschichte, die einen der Zuhörer zu der Bemerkung veranlaßt: „voilà bien ici les malheurs de la vertu“ und, auf die anwesende Juliette deutend: „là, mes amis, les prospérités du vice“. Juliette, die es inzwischen zu großem Reichthum und zum Range einer Gräfin Lorsanges gebracht hat, trägt nun ebenfalls ihre Geschichte vor, die zugleich die Geschichte ihrer wachsenden Erfolge ist; sie debutirt charakteristischer Weise im Kloster, kommt dann zu einer Kupplerin, wird die Geliebte des allmächtigen Ministers Saint-Fond und die über unbegrenzte Mittel verfügende Anordnerin und Leiterin seiner heimlichen Orgien. Ein einziger Rückfall in die Tugend oder ein allzu skrupulöses Bedenken zieht ihr den Verlust dieser Stellung zu und nöthigt sie zur Flucht; der treffliche Graf Lorsanges rettet und heirathet sie, wird von ihr aber seiner langweiligen Tugendboldigkeit halber verabscheut und bald vergiftet, worauf sie in Begleitung ihres Liebhabers eine an Abenteuern reiche Reise nach Italien antritt. Die einzelnen Etappen werden sehr genau geschrieben, namentlich der Aufenthalt am Hofe des Großherzogs von Toscana (des späteren Kaisers Leopold des Zweiten), am päpstlichen Hofe und am Hofe des Lazzaroni-

Digitized by Google

königs Ferdinand von Neapel und seiner tribadischen Königin Karoline, der Schwester Maria Antoinettes; endlich in dem noch republikanischen Venedig. Hier lebt sie als Courtisane im größten Stil, wird schließlich in das Schicksal einer Freundin hineingezogen, die zwar Giftmischerei im Kleinen gewerbsmäßig verübt, aber vor einer ihr behördlich anbefohlenen Giftmischerei im Großen zurückschreckt — mehr aus „Mangel an Muth“ als an gutem Willen, wie die Erzählerin entschuldigend hinzusetzt —, und kehrt nach Frankreich zurück, wo sich die Verhältnisse inzwischen aufs Günstigste für sie aplanirt haben. Die Schlußworte ihrer Erzählung enthalten eine triumphirende Apologie von Laster und Verbrechen, mit deren Hilfe sie es so herrlich weit gebracht hat. Justine ist aber nicht zu bekehren, und da Juliette sich weigert, eine solche „Prüde“ als Schwester anzuerkennen und im Hause zu behalten, so wird sie beim Herannahen eines Gewitters auf die Straße geworfen und sogleich von einem Blitzstrahl getötet, vor den Augen der zuschauenden Gesellschaft, die in entzückten Jubel darüber ausbricht, daß der „Himmel“ die Tugend in solcher Weise belohne.

Dies das nackte Gerippe der Handlung, die in ihrem Rahmen eine bunte Fülle von Gemälden erotischer Ausschweifungen und blutriefender Orgien umschließt und mit einer kaum minder breiten Fülle lehrhafter Exkurse in monologischer und dialogischer Form, namentlich in der zweiten Hälfte, durchsetzt ist. Die „Helden“ und „Heldinnen“ (sit venia verbo) dieser Orgien scheinen das Bedürfniß zu fühlen, sich selbst und ihren Opfern bei jeder Gelegenheit die Nothwendigkeit und Berechtigung ihres Handelns mit allem nur möglichen rhetorischen Aufwande vorzudemonstriren und für ihre Grundsätze mit fanatischer Ueberzeugungtreue Propaganda zu machen. Seiner ersten Anlage nach weist das Werk auf die Zeit vor Ausbruch der Revolution zurück, da das Königthum Ludwigs des Sechzehnten und Marie Antoinettes nach als unerschüttert dastehend aufgefaßt wird und wenigstens keine ausdrückliche Wendung auf die späteren Vorgänge der Revolution hindeutet. Uebrigens scheint nach einzelnen, allerdings nicht sicher beglaubigten Angaben noch eine andere, aus späterer Zeit stammende Ueberarbeitung des vielgenannten blutrünstigen Werkes zu existiren.

Ueber die übrigen Schriften de Sades kann ich mich kurz fassen, da sie — so weit sie ihm mit Sicherheit zugehören — nicht geeignet sind, uns die Befähigung und geistige Eigenart ihres Verfassers von anderer und besserer Seite kennen zu lehren. Am Meisten der Erwähnung werth ist noch „La philosophie dans le boudoir“; in der in meinem Besitz befindlichen Ausgabe mit der Bezeichnung: „ouvrage posthume par l'auteur de Justine“, Londres aux dépenses de la compagnie 1805 (in zwei Bänden). Da de Sade zur Zeit des Druckes noch am Leben war, muß der Ausdruc

Digitized by Google

„posthume" der Unkenntniß oder absichtlichen Irreführung entspringen. Das Buch ist ein verwässerter, geistloser Abklatsch der in Justine und Juliette entwickelten Lehren, angewandt auf die „Erziehung" eines unerfahrenen jungen Mädchens; es berührt sich somit im Stoffe merkwürdig mit der Mirabeau zugeschriebenen „Education de Laure", wie ja auch andere literarische Jugendsünden des vielbewunderten Revolutionhelden, wie „Ma conversion" und „Erotica biblion" des sadischen Geistes einen recht starken Hauch verspüren lassen. Mirabeau, der in einem noch erhaltenen Briefe gegen jede Gemeinschaft mit de Sade entrüstet protestirt und diesen Autor, falls er es wagen sollte, sich auf ihn zu beziehen, mit Stockschlägen bedroht, kann sich demnach, wie auch andere Revolutionmänner — ich erinnere nur an Saint-Just und Marat —, dem Verdachte einer gewissen Geistesgenossenschaft nicht so gänzlich entziehen.

„Aline et Valcour, ou le roman philosophique", ein Buch, das de Sade vor der Revolution während seines Aufenthaltes in der Bastille geschrieben haben soll (gedruckt 1795), ist ein ziemlich unbedeutender Roman; und das Selbe scheint von dem unter dem Namen „Les crimes de l'amour" zusammengefaßten Novellencyclus zu gelten, woraus mir allerdings nur eine („Juliette et Raunal, ou la conspiration d'Amboise, nouvelle historique") aus eigener Lectüre bekannt ist. Man findet sie in dem 1881 bei Gay und Doucé in Brüssel anonym erschienenen Werke „Le Marquis de Sade", das außerdem noch eine daran knüpfende Abhandlung über den Roman („Idée sur les romans") und eine gegen einen mißgünstigen Kritiker, Villeterque, gerichtete Schmähschrift („L'auteur des crimes de l'amour à Villeterque folliculaire") sowie die schon erwähnte, in der section des piques zur Leichenfeier Marats und Lepelletiers gehaltenen Rede enthält. Alle diese Schriften zeigen nur, daß de Sade über die Gabe eines mittelmäßigen Skribenten — die Kunst, langweilig zu schreiben — in ziemlich hohem Grade verfügte, und außerdem, daß er es zweckmäßig fand, wenigstens in der Zeit, wo er die „Idée sur les romans" erscheinen ließ, die ihm zugeschriebene Autorschaft der Justine hartnäckig zu leugnen. Daß es ihm dabei auf einen Haufen der handgreiflichsten und fadenscheinigsten Lügen nicht ankommt, wird uns bei der ganzen sonstigen Eigenart des Mannes schwerlich befremden.

Geistig-sittliches Niveau und Zusammenhang mit anderen Zeitrichtungen.

Der „moralische" Standpunkt de Sades — sofern es erlaubt ist, im Sinne der alten Moralisten von einem solchen zu reden — ist der einer Art Antimoral, einer Teufelsmoral, die in Inhalt und Tendenz seines großen

Digitized by Google

Doppelwerkes erschöpfend zum Ausdruck gelangt und auf die schon die Titelbezeichnung gleichsam präludirend hinweist. Das beständige Unglück, das die „Tugend“ mit Naturnothwendigkeit zu erleiden hat, und das Glück, das dem „Laster“ eben so naturgemäß erblüht, ist ja das Hauptthema, das durch alle zehn Bände in allen erdenklichen Variationen durchgeführte, in Handlung umgesetzte und mit weitschweifigen Kommentaren begleitete Leitmotiv der gesammten Komposition. Die Begriffe „Tugend“ und „Laster“ werden dabei ganz im alten, landläufigen Sinne genommen; doch geschieht Das, möchte man sagen, mit einer Art unfreiwilliger Selbstperrisage: denn auf jenem vorgeschobensten Standpunkte mechanistischer Weltauffassung, wie ihn de Sade einzunehmen behauptet, giebt es, im Grunde genommen, weder Tugend noch Laster; die Moralbegriffe „Gut“ und „Böse“ existiren einfach nicht, da sie in dem Alles umfassenden Begriff des mechanisch bedingten Naturgeschehens aufgehen und verschwinden. Davon aber, daß er in diesem Sinne eigentlich gegen Gespenster ficht, merkt der Verfasser in seinem antimoralischen Fanatismus so wenig wie von der Absurdität des selbstgefällig zur Schau getragenen Gotteshasses und der Gottesfeindschaft neben seinem auf Schritt und Tritt feierlichst als unumstößliches Dogma verkündeten materialistischen Atheismus. Ein ungeheurer Eifer wird an unzähligen Stellen darauf verwendet, zu deduziren, daß das sogenannte „Böse“ keineswegs verwerflich, weil nicht gegen die Natur, vielmehr ganz deren Zielen und Absichten gemäß sei und daß wir im Gegentheil höchstens dann verwerflich handeln, wenn wir uns diesen Absichten der Natur widersetzen, statt ihnen, auch so weit sie in unseren scheinbar verbrecherischen Begierden zum Ausdruck kommen, blindlings, widerstandlos zu folgen. Altruistische Rücksichten können und dürfen uns dabei am Allerwenigsten hindern; „was die Thoren Humanität nennen, ist nur eine aus der Furcht und dem Egoismus entsprungene Schwäche“, heißt es in der Philosophie dans le boudoir, Band II, Seite 178), und ebenda wird auseinandergesetzt, daß es „Verbrechen“ überhaupt nicht geben könne, daß wir nur blinde Werkzeuge Dessen zu sein haben, was die „Natur“ uns „infpirirt“: „Nous dicta-t-elle d'embraser l'univers? Le seul crime serait d'y résister et tous les scélérats de la terre ne sont que les agents de ses caprices.“ Und ganz dieser Anschauung entsprechend krönt denn auch Juliette die lange Erzählung ihrer Abenteuer und siegreichen Erfolge mit den ein wahrhaft infernalisches Glaubensbekenntniß enthaltenden Worten: „Tant pis pour les victimes, il en faut: tout se détruirait dans l'univers, sans les lois profondes de l'équilibre; ce n'est que par des forfaits que la nature se maintient et reconquit les droits que lui enlève la vertu. Nous lui obéissons donc en nous livrant au mal: notre résistance est le seul crime, qu'elle ne doive jamais nous pardonner.

Digitized by Google

Oh! mes amis, convainquons-nous de ces principes! Dans leur exercice se trouvent toutes les sources du bonheur de l'homme" (Juliette, Band VI, Seite 343, 344).

Ich glaube, man hat ein gewisses Recht, einen solchen Moralstandpunkt als den einer Art Antimoral oder Teufelsmoral zu kennzeichnen, und ich möchte daran nur die Bemerkung knüpfen, daß bei dem Ausbau dieser „Moral" auch eine ganz ähnliche Inkonsequenz oder — richtiger — Unzulänglichkeit zu Tage tritt wie bei der gewöhnlichen deistischen Moral; während diese nämlich den Ursprung des „Bösen" nicht in überzeugender Weise darzuthun vermag, erscheint es vom Standpunkt de Sades eben so unmöglich, den Ursprung des „Guten", das es ja nach Alledem doch auch in der Welt giebt und das in seinen zu „Opfern" bestimmten Vertretern sogar einen so breiten Raum einnimmt, einleuchtend zu erklären. Ein Versuch dazu wird übrigens gar nicht einmal gemacht; wer wollte auch Selbstkritik und nöthigen Falls Verzichtleistung auf die schon von vorn herein feststehenden Prämissen bei einem mit geistigen Scheuklappen versehenen und im Genusse seines Ein- und Allgedankens schwelgenden Monoideisten erwarten?

So bekunden denn alle die zahlreichen Vertreter und Vertreterinnen des Bösen, die uns in Justine und Juliette vorgeführt werden, ein felsenfestes Vertrauen auf den Sieg ihrer Sache, ein Vertrauen, das in der ganzen Kette der Ereignisse, die sich vor uns abspielen, auch niemals getäuscht wird. Selbst in den mißlichsten Lagen, in die sie der Zufall hin und wieder versetzt — Juliette, zweiter und fünfter Band —, verläßt dieser „Glaube" sie nicht und veranlaßt sie, sich den Repräsentanten des Guten gegenüber, wo Diese wirklich einmal vorübergehend obenauf kommen, mit dem selbstgewissesten Uebermuth zu benehmen und Jenen ihren baldigen Sturz vorauszusagen. Die Unterdrückung und Vernichtung der als „gemeinschädlich" erkannten Tugend ist gewissermaßen die Mission, die Pflicht und Aufgabe des Lasters; nicht nur im Einzelleben, sondern auch in den großen Verhältnissen des staatlich-gesellschaftlichen Lebens, für dessen Organisation nach den selben Prinzipien an verschiedenen Stellen der Juliette beachtenswerthe, wenn auch begreiflicher Weise fragmentarisch gebliebene Anläufe gemacht werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Vorhergehenden wurden schon mehrfach zwei Züge erwähnt, die — wenn wir von den sexualpathologischen Momenten ganz absehen — in de Sades literarischer Physiognomie besonders auffällig hervortreten, sich aber doch mit den übrigen zu einer geistigen Einheit zusammenschließen. Das ist der eigenartig gefärbte Atheismus de Sades und sein politischer Radikalismus.

Der Atheismus de Sades geberdet sich, wie wir sahen, inkonsequenter Weise zugleich als ein fanatischer Misotheismus, der von dem bekannten

Digitized by Google

Worte: „si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer" nur Gebrauch zu machen scheint, um diesen eigens dazu erfundenen Gott blasphemisch zu beschimpfen und zu verhöhnen. Dieser doktrinäre Atheismus schließt natürlich auch, wie gewöhnlich, einen Hang zu kindisch-abergläubigem Mystizismus keineswegs aus, wovon wir das grasseste, zugleich furchtbarste und lächerlichste Beispiel in dem sehr breitgetretenen und mit geheimnißvoller Wichtigthuerei behandelten Ceremoniell Saint-Fonds finden, der sich mit den zum Tode bestimmten Opfern regelmäßig einschließt, um sie mit ihrem eigenen, aus der Nähe des Herzens entnommenen Blute einen Zettel unterzeichnen zu lassen, in dem sie ihre Seele dem Teufel verschreiben und den sie auf dem Wege einer nicht wiederzugebenden Inkorporation in die doch immerhin als möglich erachtete andere Welt mitnehmen müssen, (Juliette, Band II, Seite 286 ff.). Auf der anderen Seite schlägt dieser Atheismus wieder in eine völlig anthropomorphistische Auffassung der Natur um, — nur daß diese als Vertreterin des Bösen personifizirte Natur statt des milden Gottesantlitzes eine Teufelsfratze zu tragen scheint, deren Kultus der zerstörten Gottesanbetung mit grimmigem Hohne pomphaft substituirt wird.

Der politische Radikalismus de Sades ist zum Theil von jener entsetzlich oberflächlichen, kurzsichtig dilettantischen Art, wie er uns in den depravirten französischen Adelskreisen gerade in den Zeiten kurz vor Ausbruch der Revolution gar nicht selten begegnet. Ein bemerkenswerther Grundzug ist überdies auch hier, ganz wie bei der eben geschilderten Abart des Atheismus, neben der prinzipiellen antimonarchischen Gesinnung der fanatische Haß gegen Königthum und Kirche und gegen alle damit zusammenhängenden sozialen Institutionen, — man darf sagen: der Geist eines auf der sich souverain geberdenden naturalistischen Kritik beruhenden individualistischen Nihilismus und Anarchismus. Und diese Denkweise läßt de Sade, so leer und gehaltlos sein doktrinärer Radikalismus im Uebrigen auch ist, immerhin als einen „Vorläufer" erscheinen, für den sich auch in unseren Tagen des theoretischen und praktischen Anarchistentreibens und des wiederauflebenden Stirner-Kultus manche unerfreuliche Anknüpfung findet.

Um die geistigen Wurzeln einer solchen Erscheinung wie de Sade in noch größerer Tiefe bloßzulegen, müßte man freilich noch andere dem Volks- und Zeitgeiste angehörige Faktoren in weit größerem Umfange, als es hier möglich ist, zu berücksichtigen suchen. Es würde dabei jenem eigenthümlichen gallokeltischen Element des französischen Volkscharakters Rechnung zu tragen sein, dem neben dem frivol-erotischen auch der lüstern-grausame Zug von je her nicht fehlte und der in Voltaires Kennzeichnung seiner Landsleute als „Tigeraffen" den zutreffendsten Ausdruck, in sozialen Vorgängen der „großen" Revolution bald nachher eine drastische Illustration findet. Es würde ferner

Digitized by Google

auf jenen eigenartigen Geist der in Sittenverderbniß und Degenereszenz hinsiechenden französischen Adelskaste Bezug zu nehmen sein, bei der sich hohler Standesdünkel mit einem frivolen, Alles, auch die Grundlagen der eigenen Existenz negirenden und zersetzenden Skeptizismus und Pseudoradikalismus — man denke nur an das Auftreten eines Philippe Egalité — unheilbringend vereinigt. Und endlich müßte vor Allem der Zusammenhang mit gewissen Elementen der zeitgenössischen Popularphilosophie in Rechnung gezogen werden, namentlich mit der durch die Encyklopädisten und ihre seichte Gefolgschaft vertretenen materialistisch-atheistischen Richtung. Es mag als ein in seinen Konsequenzen einem de Sade schon bedenklich nahe stehender Repräsentant dieser „Aufklärungphilosophie" nur der berüchtigte Verfasser der Histoire naturelle de l'âme und des Homme-machine, Lamettrie, namhaft gemacht werden, den auch des großen Friedrichs akademische Lobrede und Du Bois-Reymonds etwas geschraubte Ehrenrettung uns kaum näher zu bringen vermögen. Der Aufklärungstandpunkt für religiöse und ethische Fragen war durch den materialistischen Atheismus der Encyklopädisten ein für allemal gegeben; de Sade hat nur, skrupelloser als ein Diderot, skrupelloser selbst als Lamettrie, die äußersten Konsequenzen des theoretischen und natürlich auch des praktischen Materialismus auf seine Weise gezogen. Ganz wie seine Zeitgenossen hängt er dabei an der altdemokritischen korpuskularen Theorie der Materie, mit ihren räumlich getrennten, überall gleichartigen Theilchen (Molekeln), durch deren Bewegung und Stoß alle Phänomene des körperlichen und geistigen Lebens in einer für ihn und Seinesgleichen völlig befriedigenden Weise erklärt werden; die „molécules malfaisantes" spielen denn auch bei seinen antimoralischen Explikationen eine hervorragende Rolle. Die klägliche Oede einer solchen Weltanschauung wird nur durch die brutale Selbstgewißheit, mit der sie vorgetragen und als keines Beweises bedürftig hingestellt wird, allenfalls überboten.

Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, daß auch Verbindungsfäden von de Sade zu gewissen zeitgenössischen Vertretern einer analytischen Richtung der Psychologie hinüberführen, die von Max Dessoir*) in seiner hervorragenden Geschichte der neueren deutschen Psychologie als subjektivistische Analytiker zusammengefaßt wurden. Für den psychologischen Roman, der auf subjektivistischer Analyse des Seelenlebens beruht, hatte bekanntlich Rousseau in seiner Nouvelle Héloise den Ton angegeben, — der selbe Rousseau, der in seinen Confessions einen Akt des moralischen Exhibitionismus verübte und dabei selbst vor der Andeutung direkt exhibitionistischer Enthüllun-

*) Max Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie, zweite Auflage, erster Halbband. Berlin, Karl Duncker, 1897, p. 301 ff.

Digitized by Google

gen nicht zurückscheute. Einem de Sade unendlich näher als die trotz Allem große und ergreifende Gestalt Rousseaus steht jener „Rousseau du ruisseau", Rétif de la Bretonne, über den Dessoir urtheilt: „Er wurde von wüthendster Sinnlichkeit gepeitscht und durch den Götzendienst des eigenen Ich in eine Art Exhibitionismus hineingetrieben. Daher hat er wie kein Zweiter verstanden, die Entstehung, Eigenthümlichkeit und Gewalt der Geschlechtsliebe zu analysiren und dem Ich einen geradezu raffinirten Kultus zu widmen." Da haben wir im Keime den literarischen de Sade, nur schwächlicher, passiver, so zu sagen unblutiger. Wäre Rétif eine mehr aktiv und impulsiv, weniger kontemplativ veranlagte Natur gewesen und hätten ihm, dem armen Bauernsohne, die Mittel und die Atmosphäre des „célèbre Marquis" von früh auf zur Verfügung gestanden, so wäre vielleicht ein zweiter de Sade aus ihm geworden, der schriftstellerisch dem Anderen an Kraft und jedenfalls an Feinfühligkeit der Schilderung überlegen gewesen wäre. Nicht umsonst ertönt bei Rétif aus allen Tonarten das Lob dieser ungemeinen Feinfühligkeit, dieser „sensibilité quelquefois délicieuse, quelquefois cuisante, affreuse, déchirante", auf deren Wiederentdeckung wir Modernen so stolz sind und die wir in den Werken eines Bourget, Huysmans, Barrès, Maeterlinck, eines Arne Garborg und Strindberg, eines Gabriele d'Anunzio und Anderer bis zur höchsten Stufe entwickelt finden, — wo sie übrigens keineswegs in Uebermenschenthum, vielmehr ins Untermenschliche, Krankhafte, in die „reizbare Schwäche" und die Perversionen des Sexual-Neurasthenikers umschlägt. So ist es auch schon bei Rétif, dem Begründer und Bahnbrecher des analysirenden Romans dieser Richtung. Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß er früher als andere Zeitgenossen auf de Sade aufmerksam wurde und daß dessen halb mit eifersüchtigem Neid, halb mit Abscheu betrachtetes Werk ihn zu seiner „Anti-Justine" anregte, die er freilich selbst nicht zu beenden und deren mitten in einem Satz abbrechende erste Hälfte er nur unter einem Pseudonym (Linguet) herauszugeben wagte.*)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Krankhafter Geisteszustand de Sades.

Es bleibt nun noch eine letzte, den Psychologen und Arzt interessirende Frage zu erledigen: die Frage nach dem Geisteszustand des Autors von „Justine" und „Juliette". Gehen wir noch einmal von den Werken aus und sehen wir dabei zunächst ab von der Abscheulichkeit des Inhalts, von

*) L'Anti-Justine, ou les délices de l'amour, par M. Linguet, avocat au et en Parlement, au Palais-Royal, chez feu la veuve Girouard, 1798. Erste neue Ausgabe (nach einer Abschrift des Manuskriptes) erschien in Belgien, in zwei Bänden, 1863.

Digitized by Google

den Gefühlen der Indignation, des Ekels, die uns beim Durchblättern dieser stattlichen Bändezahl unvermeidlich erfüllen. Unwillkürlich imponirend wirkt trotzdem schon der bloße Umfang des Werkes und das Maß der damit geleisteten geistigen und der rein mechanischen Arbeit. Der bizarre Entwurf dieser ungeheuerlichen, langgedehnten, vielgliedrigen Komposition und seine bis ins Einzelne gehende Ausgestaltung mit all ihren fast unentwirrbaren Fäden, mit der Unzahl der nach einander auftretenden Personen, mit der sehr raffinirt durchgeführten allmählichen Steigerung und mit der fast nie — nur ganz vereinzelt*) — versagenden Treue der Erinnerung und Rückbeziehung: das Alles setzt doch eine wenigstens in den Jahren der Abfassung ganz ungemeine Arbeitkraft und ausdauernde Arbeitleistung voraus, die mindestens die herkömmliche Meinung einem chronischen Geisteskranken, vielleicht einem kongenital Schwachsinnigen, nicht ohne Weiteres zuzugestehen geneigt sein dürfte. Wenn es wahr sein sollte, daß de Sade sein Werk eine Zeit lang in einem Keller eigenhändig gedruckt, daß er auch die Entwürfe zu den Zeichnungen selbst angefertigt habe, so würde unser anscheinend berechtigtes Erstaunen in dieser Beziehung nur wachsen. Einem Maniakus sind freilich solche Leistungen keineswegs unmöglich; und wenn man die ungeheure graphomanische Thätigkeit mancher Kranken in den manischen Stadien cirkulären Irreseins überblickt, so wird man auch in dieser Hinsicht einen minder ablehnenden Standpunkt einzunehmen geneigt sein.

Stellen wir nun einmal die Frage rein gerichtsärztlich, etwa in der Weise: Gesetzt, der Verfasser von Justine und Juliette wäre nach der ersten Gesammtausgabe von 1797, auf Grund einer antizipirten (und in diesem Falle gewiß wohlberechtigten) Lex Heinze, unter Anklage gestellt worden; sein Vertheidiger hätte den Einwand mangelnder Zurechnungfähigkeit erhoben und der Gerichthof hätte, dem Antrage des Vertheidigers stattgebend, die Zuziehung ärztlicher Sachverständigen beschlossen: wie würden sich diese Sachverständigen wohl zu äußern gehabt, wie würden sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihr Gutachten erstattet haben?

Wie sie zu de Sades Zeit sich vermuthlich geäußert hätten, Das lehrt uns das schon erwähnte Beispiel des ausgezeichneten Irrenarztes Royer-Collard, des ärztlichen Direktors von Charenton, der de Sade fast zwölf Jahre hindurch in dieser Anstalt beobachtete und während dieser ganzen Zeit nicht müde wurde, in immer wiederkehrenden Reklamationen bei der Regirung seine Entfernung zu beantragen und gegen seinen fortgesetzten Aufenthalt zu protestiren. Aber auch die Irrenärzte unserer Zeit würden, wie ich

*) Einmal, im vierten Bande der Justine, lebt eine Person wieder auf, die kurz zuvor bei einer Orgie ums Leben gebracht war.

Digitized by Google

glaube, der Mehrzahl nach sich kaum in der Lage befunden haben, de Sade vor dem Strafrichter für geisteskrank und „der freien Willensbestimmung beraubt“ zu erklären und ihn der unzweifelhaften gerichtlichen Verurtheilung damit zu entziehen.

Es lag zwischen jener Zeit und der unserigen eine Periode, in der man vermuthlich mit der Annahme einer eigenartigen geistigen Störung, die unter dem Namen der „Moral insanity“ eine große Rolle spielte, sehr rasch bei der Hand gewesen sein würde. Dieser von Prichard (1835) geprägte Ausdruck — der die früheren Bezeichnungen einer „Mania sine delirio“ (Pinel), einer „Monomanie affective“ (Esquirol) alsbald verdrängte — sollte einer Form der Seelenstörung entsprechen, die sich lediglich durch eine krankhafte Umwandlung, eine Perversion der natürlichen sittlichen Antriebe und Gefühle und durch eine daraus entspringende Neigung zu unsittlichen Handlungen, ohne sonstige Störungen der Intelligenz, charakterisirte. Wir wissen jetzt, daß es einen „moralischen Wahnsinn“ in diesem Sinne, eine solche partielle, rein affektive Form der Seelenstörung nicht giebt, daß vielmehr immer und überall die auf angeborener Anlage beruhende Abschwächung der Intelligenz, nur in einem Falle mehr, im anderen minder ausgesprochen, nie aber gänzlich fehlend, neben der Gefühlsstörung hervortritt und daß es sich demnach um Fälle angeborenen Schwachsinns, meist auf degenerativer Grundlage handelt. Es spricht Manches dafür, daß ein derartiger Zustand bei de Sade vorgelegen haben mag: die schweren Perversitäten des Geschlechtslebens, die Lügenhaftigkeit, der anscheinend nicht fehlende Hang zu herumschweifendem Leben, auch die immerhin auffällige Urtheillosigkeit hinsichtlich der Folgen, die so unverhüllt gleichsam am hellen Tageslicht sich abspielende Skandalaffairen, wie die mehrfach erwähnten, für ihn denn doch bei aller Protektion schließlich nach sich ziehen mußten, — Das und noch manches Andere läßt sich wohl in dieser Richtung verwerthen; doch bleibt das biographische Material immerhin, namentlich für den früheren Entwickelungsgang de Sades, ungenügend und, wie aus dieser Darstellung hervorgeht, im Einzelnen auch zu widersprechend, um ein alle Zweifel ausschließendes psychiatrisches „Gutachten“ darauf zu begründen.*)

Die Schwierigkeit wächst noch dadurch, daß solche Formen angeborenen Schwachsinnes, die sich durch Anomalien der sittlichen Gefühle und daraus entspringende Handlungen vorwiegend charakterisiren, erfahrungsgemäß nicht

*) Der berüchtigte Gilles de Rais (1404 bis 1440) — in mancher Beziehung ein Urbild und Vorbild de Sades — war unzweifelhaft geisteskrank, wie ich in meinem Buche über sexuale Neuropathie (S. 115 ff.) dargelegt habe. Die krankhafte Veränderung äußerte sich bei ihm, wie bei de Sade, im Alter von sechsundzwanzig Jahren.

Digitized by Google

immer in ununterbrochenem Fluſſe oder gar in gleichmäßig ſtetigem Anſchwellen das ganze Leben hindurch verlaufen, ſondern ſehr häufig Perioden verhältnißmäßiger Ruhe und ſcheinbarer Beſſerung mit Perioden der Steigerung und Wiederverſchlimmerung abwechſelnd darbieten. Andeutungen ſolcher Wechſelperioden, die aber wegen des unzulänglichen Materials doch nicht ſcharf umriſſen genug hervortreten, machen ſich auch in dem Lebensbild de Sades einigermaßen bemerkbar. Daneben mag — wofür auch die früher mitgetheilte Beobachtung zu ſprechen ſcheint — in den letzten Lebensjahren ein Uebergang in jene dem Greiſenalter eigene, auf Rückbildung des Gehirns beruhende Form der Demenz als nicht ausgeſchloſſen gelten.

So mögen wir denn unſer Endurtheil in dieſer Beziehung dahin zuſammenfaſſen: Es kann vielleicht über den Punkt Meinungverſchiedenheit herrſchen, ob de Sade bis in ſein höheres Alter hinein von einer beſtimmten Form geiſtiger Störung befallen, ob er im landläufigen Sinne „geiſteskrank“, im rechtlichen und gerichtärztlichen Sinne „wahnſinnig“ oder „blödſinnig“, „unfähig, die Folgen ſeiner Handlungen zu überlegen“ oder „des Gebrauches ſeiner Vernunft gänzlich beraubt“ war. Ganz gewiß aber war er eine mit ſchwerer degenerativer Veranlagung, mit perverſen, zumal nach der ſexualpathologiſchen Seite gerichteten Neigungen und Antrieben behaftete anomale Perſönlichkeit und wegen dieſer nicht auszurottenden, vielleicht auch periodenweiſe geſteigerten perverſen Neigungen und Antriebe eine eminent antiſoziale Erſcheinung. Und der Erſte Konſul hatte unzweifelhaft das praktiſch Richtige getroffen, als er die menſchliche Geſellſchaft von einem ihrer unwürdigſten Mitglieder, von dem Träger einer mit fortwuchernder Zerrüttung und Verwüſtung drohenden moraliſchen Verpeſtung, durch einen Federſtrich unbedenklich befreite.

Profeſſor Dr. Albert Eulenburg.

Digitized by Google

Konsumvereine.

Die marxistische Sozialdemokratie betrachtet bekanntlich als das Grundübel, an dem die heutige Gesellschaft leidet, und als den Punkt, von dem aus sie umgewälzt werden wird, die Anarchie der Produktion, d. h. die Thatsache, daß die gesellschaftliche Produktion durch ihre eigenen Gesetze regirt wird und nicht durch die Konsumtion. Sie will deshalb die Produktionmittel zum Eigenthum der Gesellschaft machen, statistisch feststellen, wie groß der Konsum ist, und danach produziren lassen. Voraussetzung dafür ist eine politische Revolution, durch die die Arbeiterklasse die Herrschaft und damit die Macht erlangt, nicht nur den jetzigen Privateigenthümern die Produktionmittel (Boden, Fabriken u. s. w.) entweder mit oder ohne Entschädigung abzunehmen, sondern auch die große soziale Organisation zu schaffen, die die geschilderte Thätigkeit verrichtet. Die staatlichen Mächte sind ohnehin sehr geneigt, sich auf die Seite der Besitzenden zu stellen, und da sie noch ausdrücklich durch die politische Revolution bedroht werden, so schließen sie ein enges Bündniß mit ihnen. Daher von der anderen Seite die schroffe Feindfäligkeit gegen den bestehenden Staat.

Das einzige Land, in dem sich eine große Partei auf Grund des marxistischen Programms gebildet hat, ist Deutschland. In England, dem Lande, in dem die Klassengegensätze viel früher eine akute Form annahmen und dem man eine derartige Revolution nicht nur allgemein prophezeien durfte, sondern wo man sie zu Ende der vierziger Jahre von den Chartisten noch sicherer erwartete als bei uns von der Sozialdemokratie, hat das marxistische Programm keine namhafte Anhängerschaft erringen können. Der Grund ist, daß dort praktisch sich andere Möglichkeiten herausgestellt haben, das Grundproblem der modernen Gesellschaft zu lösen und den Uebergang zu einer höheren Gesellschaftform anzubahnen, nämlich die Politik der Gewerkschaften, die Organisation der Konsumenten zu großen Genossenschaften und die sozialreformatorische Thätigkeit der Behörden, vor Allem der Kommunalbehörden.

Theoretisch am Interessantesten sind die Konsumgenossenschaften, weil sie die Möglichkeit einer prinzipiellen Ueberwindung des Kapitalismus enthalten, während die Thätigkeit der Munzipien nur auf Reform gewisser Uebelstände und Uebernahme gewisser Betriebe in Eigenbetrieb, diejenige der Gewerkvereine nur auf eine bessere Stellung der Arbeiter innerhalb der kapitalistischen Produktionweise gerichtet ist.

Nicht darin liegt das Uebel, wie die vulgäre Anschauung will, daß der Arbeiter nicht den vollen Arbeitertrag erhält, sondern in dem Mangel regelrechter Beziehungen zwischen Produktion und Konsumtion. Das drückt sich heute schon darin aus, daß der Unternehmergewinn meistens sehr bescheiden ist und nur eine ganz geringe Bedeutung gegenüber den Gewinnen hat, die beim Handel mit dem fertigen Produkt, also bei der Uebermittlung der Produkte an die Konsumenten, gemacht werden. In Amerika hat man schon seit längerer Zeit versucht, den Unter-

Digitized by Google

nehmergewinn statistisch festzustellen. Absolut sichere Zahlen sind natürlich nicht zu gewinnen, indessen hat man doch wenigstens einen Anhalt erzielt. Der letzte derartige Versuch ist in New-York gemacht und in dem soeben erschienenen vierzehnten Bande des Arbeitstatistischen Amtes dieses Staates veröffentlicht worden. In den untersuchten Industrien schwankt der Unternehmergewinn in Prozenten der Totalkosten der Produktion zwischen 1,44 (Töpferei) und 21,44 (Druckerei, Verlag, Buchbinderei, die etwas dilettantisch zusammengestellt sind). In den Hauptindustrien bewegt sich der Gewinn in recht bescheidenen Grenzen: Wollindustrie 4,97; Seifensiederei 9,83; Seidenindustrie 6,05; Maschinenindustrie 13,43; Lederindustrie 8,63; Lebensmittel 3,86; Baumwollwaaren 6,58; Schneiderei 14; Cigarren, Tabak u. s. w. 14,20; Schuhwaaren 7,61 u. s. w. Die Prozente des Handelsgewinns in dem von den Konsumenten zu zahlenden Kaufpreise sind sämmtlich weit höher; unter dreißig dürften sie nur selten gehen und unter Umständen betragen sie mehr als hundert.

Wenn die Konsumenten sich zu einer Genossenschaft zusammenthun, die eine große Anzahl kleiner Krämer und sogar die Großhändler, die sich übrigens mit sehr geringen Aufschlägen begnügen, überflüssig macht, so ist das direkte und offen zu Tage liegende Resultat eine beträchtliche Verbilligung. Nehmen wir an, daß auf den gangbaren Waaren, die heute der gewöhnliche Konsumverein führt, ein Handelsgewinn von im Durchschnitt dreißig Prozent des Verkaufspreises liegt, und lassen wir den Konsumverein, gut gerechnet, mit zehn Prozent Spesen arbeiten (gleichfalls im allgemeinen Durchschnitt), so erhalten die Käufer die Waare schon um zwanzig Prozent billiger und es wäre dadurch allein über das Doppelte Dessen gespart, was durch die Abschaffung des Unternehmergewinns erübrigt werden könnte. Dazu kommt noch die ganz unkontrolirbare Ersparniß, die für den Käufer darin liegt, daß er sicher ist, gut bedient zu sein. Der Käufer hat stets das Interesse, das Beste zu kaufen, das immer das Billigste ist, weil ein großer Theil der Unkosten für gute und schlechte Waaren gleich hoch ist; der Detaillist hat stets das Interesse, das Schlechteste zu verkaufen, damit die Käufer bald wieder kommen und er einen neuen Handelsgewinn machen kann. So kommt es, daß, obwohl fast überall die fabrikmäßige Produktion solider arbeiten kann als die handwerkmäßige, doch eine größere Tendenz zur Herstellung unsolider Waaren vorhanden ist. Dabei ist noch ganz abgesehen von Betrügereien und Fälschungen, die im Verkehr des waarenkundigen Detaillisten mit dem waarenunkundigen Publikum naturgemäß an der Tagesordnung sind.

Wollen wir das marxische Schlagwort von der „Anarchie“ beibehalten, so müssen wir sagen, daß die hohen Handelsgewinne durch die Anarchie im Kleinhandel erzeugt werden. Der Krämer muß auf seine Waaren natürlich so viel aufschlagen, daß er und seine Familie leben können. Ist sein Umsatz klein, so ist der Aufschlag auf den einzelnen Gegenstand um so größer. Die Größe seines Umsatzes aber wird durch die Zahl der Konsumenten, die sich an ihn wenden, nicht durch die Grenzen seiner Arbeitsfähigkeit bestimmt.

Das Fachblatt für Chokoladenindustrie, „Gordian“, macht folgende Angaben: „Im höchsten Maß lehrreich sind die Anzeigen, die einen Geschäftsverkauf vermitteln sollen; da liest man, wie klein die täglichen Umsätze in den Krämerläden sind und welche Spesen darauf ruhen.

Digitized by Google

I.	Tägl. Umsatz	50	Mark,	Jahresmiethe	800	Mark.
II.	„	„	55	„	„	1200	„
III.	„	„	25—30	„	„	500	„
IV.	„	„	50	„	„	1450	„
V.	„	„	75	„	„	1800	„

Droguengeschäfte werden angeboten, die bei 1800 Miethe täglich 30 Mark Einnahme haben, Seifengeschäfte mit 10 bis 15 Mark Einnahme und 710 Mark Miethe. Oft ist noch keine Wohnung dabei, meist aber ist eine Familie vorhanden. Nehmen wir nun ein solches Detailgeschäft, wie es hier zum Beispiel unter IV. ausgeboten wird. Dort werden am Tage, von früh 6 bis abends 11, also in 17 Stunden, für 50 Mark Waaren vertheilt. Auf dieser 17stündigen Arbeit ruhen:

4,00 Mark Kosten für Miethe,
1,00 „ „ für Beleuchtung,
1,50 „ „ für einen Lehrling oder Burschen,
6,00 Mark Unterhalt für die Familie, Steuern u. s. w.,

macht 12,50 Mark, Das sind 25 Prozent vom Umsatz, die der Händler nehmen muß, wenn er sich kümmerlich durchs Leben schlagen will. Nebenan, im Konsumverein, werden diese 50 Mark in einer halben Stunde eingenommen; dort wird die Arbeit, die hier Mann, Frau, Burschen, zwei Kinder und theilweise einen Hauswirth ernähren soll, von einem Commis vielleicht in einer Stunde gethan. Es ruhen dort, statt der 12,50 Mark Kosten, vielleicht 1,50 Mark auf der Vertheilungarbeit.“ Das ist, abgesehen von der Ueberschätzung der Arbeitkraft eines Verkäufers, der normaler Weise in einem solchen Geschäft, wenn die Hauptartikel bereits abgewogen sind, kaum für mehr als 30 Mark verkaufen kann, sehr richtig.

Wenn ein Detaillist durch Intelligenz und Kapitalkraft seine Konkurrenten überflügelt, so kann er natürlich billiger liefern und verdient dabei ungeheuer. Denn man muß bedenken, daß das Kapital bei ihm sehr schnell umschlägt. Von diesen märchenhaften Gewinnen mag ein Citat aus dem gedruckten Bericht des Rechtsanwalts Dr. Gehrke über den Konkurs der Firma Max Simon in Frankfurt a. M. einen Begriff geben. Selten wird man so gut hinter sonst ganz unzugängliche Dinge kommen wie durch diesen werthvollen Bericht. Es heißt da:

„Der Kaufmann Max Simon gründete in Salzwedel 1882 die Firma Max Simon, ein Geschäft von ganz kleinem Umfang. Im Jahre 1883 verheirathete er sich und bekam von seiner Frau eine Mitgift von 20 000 Mark zugebracht. Am ersten Januar 1885 zog er nach Frankfurt und hier wurde das Geschäft zunächst an der Friedberger Landstraße mit einem Betriebskapital von 27 000 Mark eröffnet. Die Bilanz des ersten Geschäftsjahres stellte sich dahin, daß die Ausstände 52 360 Mark betrugen, die Waarenschulden 74 500. Der Bilanzgewinn belief sich auf 1916 Mark, die Privatentnahme auf 6900 Mark.

Im Frühjahr 1886 trat der Kaufmann Alexander Leroi in die Firma ein und sie wurde dadurch zu einer offenen Handelsgesellschaft. Dieser Theilhaber hat im Jahre 1886 und später im Ganzen 85 000 Mark in die Firma eingeschossen. Von den Verwandten des Herrn Simon kamen noch weitere 35 000 Mark hinzu. Wir haben also mit einem eingeschossenen Kapital von 147 500 Mark zu rechnen.

Die Ziffer der Ausstände erhöht sich 1886 auf 116 892 Mark, 1887 auf

Digitized by Google

162300 und 1888 auf 312200 Mark. Dem entsprechend wachsen die Beträge, die die Waarenkreditoren zu verlangen haben, 1886 auf 84600, 1887 auf 170000 und 1888 auf 274000 Mark. Der Gewinn stieg von 1916 Mark im Jahre 1885 auf 2329 im Jahre 1886, dann im Jahre 1887 auf 21736 und 1888 auf 60835 Mark. Die Privatentnahmen der Theilhaber stiegen in den selben Jahren bei Max Simon von 6900 Mark für 1885 auf 8100 Mark für 1886, auf 11000 Mark für 1887 und auf 11800 Mark für 1888; bei Leroi von 1200 (1886) auf 7500 (1887) und 12300 Mark (1888)."

Ende 1888 betrug also das Kapital 147500 Mark, der Bilanzgewinn und die Privatentnahmen: 84935 Mark. Nehmen wir die Thätigkeit der beiden Geschäftstheilhaber als mit 6000 Mark jährlich bezahlt an, so blieben 73000 Mark reiner Gewinn. Das macht eine Kapitalverzinsung von 50 Prozent.

„Es erfolgte nun im Mai 1889 der Eintritt des Kaufmanns Hugo Flegenheim in die Firma, der damals in einem Alter von 27 Jahren stand. Der Einschuß, den Herr Flegenheim in den Jahren 1889 und 1890 leistete, betrug im Ganzen 300000 Mark. Außerdem wurde ein Kapital von 100000 Mark von einer Firma Gebr. Maas geliehen. Das Kapital war damit auf 547500 Mark angewachsen.

Die Ausstände wuchsen 1889 auf 776600 und 1890 auf 1146000 Mark. Die Höhe der Waarenschulden stieg 1889 auf 579000 und auf 650300 Mark im Jahre 1890. Der Gewinn stieg 1889 auf 109650 und 1890 auf 151000 Mark. Die Privatentnahmen stiegen in diesen Jahren bei Simon auf 18800 und 29000; bei Leroi auf 15200 und 18400; bei Flegenheim waren es 5800 und 21900 Mark."

Gewinn und Privatentnahmen betrugen demnach 1890 zusammen 220300 Mark. Das sind bei einem Kapital von 547000 Mark etwa 38 Prozent nach Abzug von 6000 Mark für jeden Theilhaber.

Ein weiteres Kapital wird nunmehr von Herrn Leroi in Brüssel gegen Verzinsung und Gewinnbetheiligung eingeschossen, so daß das eingelegte Kapital auf 747500 Mark anwächst. 1891 verringerte sich der Bilanzgewinn von 151000 Mark auf 138240 Mark, die Privatentnahmen stiegen zusammen auf 96500 Mark, so daß nach Abzug der für die Thätigkeit der Theilhaber berechneten Beträge 217000 Mark wirklicher Reingewinn bleiben, was einer Verzinsung des Kapitales von 29 Prozent entspricht.

Der Zusammenbruch und auch wohl schon die relative Gewinnabnahme wurden durch eine falsche Behandlung der Filialen herbeigeführt und hatten mit dem wesentlichen Geschäftsgang nichts zu thun. Man kann sich deshalb ganz gut an den höchsten Stand des Gewinnes halten. Ein derartiger Satz ist offenbar in der Industrie nur in Ausnahmefällen möglich, etwa, wo ein Monopol irgend welcher Art existirt, im Handel aber ist er das Normale; denn da die Leute an die hohen Preise gewöhnt sind, die durch die gänzlich unnöthige Zersplitterung des Detailhandels erzeugt werden, so werden natürlich immer exorbitante Gewinne erzielt, wenn es gelingt, die zerstreute Kundschaft zu vereinigen.

Der gesammte ältere Sozialismus, und mit ihm zum Theil noch der marxistische, wendete seine Hauptangriffe gegen die Produktionweise. Bis auf Marx erschien es den Arbeitern überhaupt nur nöthig, die Produktionmittel in die Hand zu bekommen, etwa durch Produktivassoziationen. Ohne eine prinzipielle scharfe

Digitized by Google

Stellung gegen die Produktivassoziationen zu nehmen, denen er sogar, und zwar fälschlich, nachrühmte, daß durch sie die Arbeiter die Ueberflüssigkeit des Unternehmers nachgewiesen hätten, hat Marx doch diesen Illusionen dadurch schon viel Kraft geraubt, daß er die ausschlaggebende Bedeutung des Absatzes immer wieder betonte. Das Problem der Anpassung der Produktion an den Konsum wird durch sie gar nicht berührt. Worauf Marx nicht hingewiesen hat, ist, daß, wenn eine solche Assoziation wirklich einmal Erfolg hat, das ganze Resultat nur Das ist, daß eine Anzahl kleiner Aktionäre geschaffen wird, wie es ohne sozialrevolutionäre Tendenzen schon heute in England geschieht, wenn Arbeiter ihre Ersparnisse in Aktien der Fabrik anlegen, in der sie beschäftigt werden. Eugen Richter hat einmal in einer Streitschrift gegen die Sozialdemokratie ausgerechnet, daß, wenn in Preußen das gesammte Einkommen gleich vertheilt würde, dann auf die unterste Schicht etwa 40 Mark jährlich mehr Einnahme entfallen würde. Die Produktivassoziationen, die doch nur den Unternehmergewinn für die Arbeiter retten können, würden natürlich nur einen Bruchtheil dieser minimalen Summe den Arbeitern zukommen lassen können, — in Wirklichkeit stehen sich bei verschiedenen Produktivassoziationen die Arbeiter sogar schlechter als bei Privatunternehmern und es ist nur zu verwundern, daß Das nicht bei allen der Fall ist.

Was Marx nicht gesehen hat und vielleicht auch nach seiner ganzen Richtung nicht sehen konnte, Das war die Möglichkeit, gerade von der Seite des Absatzes her zur Lösung des Problems zu kommen. Hier hat ein ganz unscheinbarer Mann sich das größte theoretische Verdienst erworben: Ernst Busch, der Verfasser eines dilettantischen Buches über „die Lösung der sozialen Frage". Von Uebertreibungen und Schiefheiten befreit, bietet sein Gedankengang Folgendes: Ein großer Theil der jährlichen Produktion ist zur Deckung der Bedürfnisse der Arbeiter bestimmt. Diese zersplittern ihre Kundschaft dadurch, daß sie bei einer großen Menge von kleinen Krämern einkaufen. Dadurch bewirken sie eine unverhältnißmäßige Vertheuerung der Waaren. Dieser Kleinhandelsgewinn aber ist von allen an den Waaren gemachten Gewinnen der größte. Wenn sie ihren Konsum zusammenlegten und sich zu Konsumgenossenschaften vereinigten, so würden nur die nothwendigsten Unkosten der Vertheilung auf die Waaren fallen und alles Uebrige würden die Arbeiter in Gestalt größerer Billigkeit der Waaren erhalten. Drücken wir uns marxistisch aus, so heißt Das: Der größte Theil des Mehrwerthes, den der Arbeiter schafft, aber nicht im Lohn bezahlt erhält, wird vom Händler mit Beschlag belegt. Die Arbeiter haben es selbst in der Hand, wenn sie ihren Konsum zusammenlegen, diesen Theil des Mehrwerthes, der ihnen als Produzenten verloren geht, als Konsumenten an sich zu ziehen.

Unzweifelhaft hätten die Arbeiter zunächst damit einen großen direkten Gewinn gemacht. Nicht alle ihre Bedürfnisse, aber doch mehr, als heute geschieht, können durch Konsumvereine bestritten werden. Nehmen wir drei Viertel der Bedürfnisse und eine Verbilligung von 20 Prozent an, dann entspräche der Reform immerhin einer Lohnsteigerung von 16 Prozent. Das ist schon viel; ganz absehen von den unberechenbaren Vortheilen der solideren Waare. Wer es nicht selbst beobachtet hat, kann sich nicht vorstellen, wie demoralisirend die billigen Schundwaaren auf das Volk wirken. Sie verschulden unnütze und leichtfertige Ausgaben, thörichte Bedürfnisse und ein lüderliches Umgehen mit dem Erworbenen.

Digitized by Google

Weit wichtiger noch als die Lohnerhöhung und die pädagogische Bedeutung, so hoch ich diese auch stellen möchte, scheint mir aber die theoretische Bedeutung der Konsumgenossenschaft zu sein.

In Deutschland sehen wir die Konsumgenossenschaft gewöhnlich durch die Brille jener liberalen Bemühungen um das Volkswohl, aus denen die Konsumvereinsbewegung bei uns hervorgegangen ist. Die Sozialdemokratie verhält sich ablehnend und es gab Zeiten, wo sie die Produktivgenossenschaft anstrebte und den Konsumverein verwarf. Heute erkennt sie wohl den Nutzen für die Arbeiter an, fürchtet aber, durch regere Theilnahme allzu sehr ihre Kräfte zu zersplittern, die sie vortheilhafter auf den politischen und in zweiter Linie, auf den gewerkschaftlichen Kampf verwenden zu sollen glaubt. Bezeichnend ist, abgesehen von England, daß die Schweiz, wo die Arbeiter, wenn sie sich mit Energie auf die Politik würfen, bessere Aussichten hätten, Etwas zu erreichen, als die deutschen Arbeiter, die prinzipielle Bedeutung der Konsumvereine höher schätzt. Vielleicht ist der Grund der, daß die deutsche Sozialdemokratie viele Elemente enthält, deren Interessen nicht eigentliche Arbeiterinteressen sind: kleine Handwerker, kleine Krämer, kleine Schankwirthe, die theoretisch ganz ehrlich vom „Untergang der Kleinbetriebe" überzeugt sind, praktisch aber doch unangenehm berührt wären, wenn sie durch Konsumvereinsbestrebungen der Arbeiter, auf eine Weise, die bei Marx nicht vorgesehen ist, untergehen würden.

Bekanntlich sind die Konsumvereine schon heute in einer Weiterentwickelung zu höheren Formen begriffen. Sie haben sich zu Verbänden zusammengethan, durch die sie einen großen Theil ihrer Bedürfnisse befriedigen, und sie haben angefangen, gewisse Produkte in eigenen Fabriken herzustellen. Der Weiterentwickelung stellen sich praktische Schwierigkeiten entgegen, die nur langsam überwunden werden, und ganz lückenlos wird sich der Kreis wohl überhaupt nicht schließen lassen. Aber gerade, wenn hierin Etwas von den Anfängen einer neuen Gesellschaftorganisation liegt, dürften wir uns über die Schwierigkeiten nicht wundern; auch hat es noch nie eine Gesellschaftordnung gegeben, die nach einem einzigen, abstrakten Prinzip eingerichtet gewesen wäre, sondern in Allem, was historisch geworden ist, sind immer Ueberbleibsel aus früheren Zeiten stehen geblieben.

Ich will mir vorstellen, daß das Konsumvereinsprinzip allgemein durchgedrungen wäre. Jeder Konsument kauft von einem lokalen Verein und dieser weiß nach seiner Erfahrung genau, was er das Jahr über gebraucht. Das bezieht er vom Verband und dieser weiß eben so sicher, was das ganze Volk jährlich an bestimmten Waaren gebraucht. Diese werden in den Fabriken und sonstigen Unternehmungen des Verbandes hergestellt. Da auch in der Fabrikation die blinde Konkurrenz eben so vertheuernd wirkt wie im Handel, weil die Leistungfähigkeit der Fabriken nicht ausgenutzt wird, eine Menge Spesen durch Aufsuchen und Festhalten der Kundschaft entstehen, die Zersplitterung der Produktion in vielen kleinen Unternehmungen gegenüber der Zusammenfassung in einigen wenigen das Produkt vertheuert, so entsteht auch durch die Konzentration der Herstellung eine erhebliche Ersparniß.

Sehe ich vom Import und von den Personen ab, die nicht in der Produktion beschäftigt sind, sondern in der staatlichen und kommunalen Verwaltung als Aerzte,

Digitized by Google

Richter, Geistliche u. s. w. wirken, so ist der Konsument gleichzeitig Arbeiter, Commis, Buchhalter, Direktor u. s. w. eines Vereins oder Vereinsunternehmens. Als Produzent erhält er seinen Lohn, als Konsument deckt er mit diesem Lohn seinen Waarenbedarf. Außerhalb des Konsumvereines wird weder produzirt noch konsumirt. Die Produktion ist dem Konsum angepaßt und, so weit es möglich ist, erhält Jeder den vollen Ertrag seiner Arbeit. Die Produktionweise ist nicht mehr kapitalistisch, denn Niemand eignet sich den „Mehrwerth" an, sondern Derjenige, der ihn erzeugt hat, behält ihn, sei es als Produzent oder als Konsument. Die Produktion ist aber Waarenproduktion geblieben; nicht in dem alten, anarchistischen Sinne zwar, sondern in einem neuen: die Produkte werden als Waaren nicht aufs Gerathewohl, sondern für einen fest bestimmten und bekannten Absatz produzirt, etwa wie von den zünftigen Handwerkern des Mittelalters. Die „Himmelfahrt der Waare als soziales Evangelium", die Marx und Engels so zu verspotten wußten, ist also doch möglich; ja, alle prinzipiellen Schritte zu der Verwirklichung des Programmes sind in der Wirklichkeit schon geschehen.

Wie es feststeht, was von heimischen Produkten gebraucht wird, eben so steht auch fest, was an Importen nöthig ist. Diese werden von dem Verband in genau der selben Weise erworben, wie es heute geschieht: er läßt gewisse Waaren für den Export produziren, verkauft sie und kauft dafür auf dem Weltmarkt das Nöthige. Diese Geschäfte haben natürlich, so lange nicht ähnliche Zustände in den übrigen Ländern herrschen, nicht die Stetigkeit des inneren Marktes, werden sich immerhin aber doch glatter abrollen als heute.

Der Einzelne ist Mitglied der großen wirthschaftlichen Organisation, die sich aus dem Konsumverein entwickelt hat. Als gänzliche Neuschöpfung der Gegenwart denke ich sie mir demokratisch. Gleichzeitig ist er aber auch Mitglied der großen politischen Organisation, des Staates, der seine historische Form behält. Zwar wird in Deutschland die extreme reaktionäre Richtung verschwinden müssen, aber eine prinzipielle Veränderung der Staatsform ist nicht nöthig.

Sozialdemokratische Schriftsteller haben ausgerechnet, welche Verschwendung die heutige kapitalistisch-individualistische Produktionweise bedeutet und wie in der sozialistischen Gesellschaft etwa vier Stunden genügen würden, um das heutige Quantum von Produkten hervorzubringen. Solche Berechnungen sind naturgemäß immer approximativ und werden nur die Anhänger überzeugen; daß aber ungemeine Ersparnisse möglich sind, geht schon aus der Entwickelung der kartellirten Industrien hervor. Als der amerikanische Spiritustrust gegründet war, wurden 90 Prozent aller Brennereien geschlossen und die ganze bisherige Produktion wird von dem zehnten Theil der früheren Brennereien geleistet. Aehnliche Beispiele lassen sich auch sonst beibringen.

Ich habe stets ein geliudes Grauen vor dem „Zukunftstaat" als einer Demokratie mit staatlicher Regelung von Produktion und Konsumtion gehabt. Auch die demokratische Polis, die, abgesehen vom Wirthschaftlichen, mit absoluter Machtbefugniß gegen den Einzelnen ausgestattet war, hat zwar unvergängliche kulturelle Leistungen erzeugt, aber doch das Griechenthum verderbt. Es ist bezeichnend, daß gerade ein Mann jüdischer Abkunft das Zukunftideal der Staatsomnipotenz aufstellte; denn der moderne Jude ist aller individuellen Wurzeln beraubt. Man stelle sich nur ernsthaft einen national-jüdischen Staat vor und

Digitized by Google

man wird einsehen, daß er bei aller hohen Begabung der Rasse, in gewisser Hinsicht auch in politischen Dingen, eine Unmöglichkeit ist. Und bezeichnend ist auch, daß die Idee bei dem Fabrikproletariat Anklang fand; denn auch dieses ist seiner Wurzeln beraubt. Der moderne Jude und der moderne Fabrikarbeiter haben Beide keine Geschichte.

Eine nationale Organisation der Arbeit ist ganz unverkennbar das Ziel der Entwickelung; und wollte man nicht an die „soziale Monarchie" glauben, so schien man sich noch vor nicht langer Zeit nothwendig für den sozialdemokratischen Zukunftstaat entscheiden zu müssen. Aber wie das Leben sich immer wieder fruchtbarer zeigt als alle konstruktive Phantasie, so zeigt die Konsumvereinbewegung, entstanden aus den naiven Bemühungen einiger Weber zu Rochdale, uns heute einen dritten Weg, von dem schon eine weite Strecke durchschritten war, ehe man sich Dessen bewußt wurde.

Wie heute selbst bei völliger Herrschaft des Kapitalismus feudale Ueberreste doch genug vorhanden sind, so können auch unter der Herrschaft des Sozialprinzips in Zukunft Reste des Kapitalismus bestehen bleiben. Der Bürger des marxischen „Zukunftstaates" ist nur Bürger, etwa wie der Athener es war. Hier ist der Einzelne Bürger der Stadt, der Provinz und des Staates; da das Politische und Administrative von der Produktionleitung getrennt bleiben, bedürfte es der marxistischen Centralisation nicht, sondern gerade die natürlichen Vortheile der Decentralisation würden sich geltend machen. Er ist Konsument und hat seinen Antheil an der Leitung der Konsumgenossenschaft; er ist Produzent und dadurch abhängig von ihr. Im marxistischen Zukunftstaat fließen alle Interessen in ein einziges zusammen, hier gehen die Interessen auseinander, bekämpfen und kontroliren sich.

Das Konsumvereinsprinzip, um den bescheidenen Namen für Etwas beizubehalten, das so große Aussichten bietet, verträgt sich mit Vielem; andere Bewegungen können nebenher gehen und andere Prinzipien mit an der Schaffung der künftigen Gesellschaft Theil nehmen. Aber es ist anzunehmen, daß dieses Prinzip eine Hauptrolle spielen wird.

Unvergeßlich wird mir der Eindruck sein, den ich in Basel, dem Centrum der schweizerischen Konsumvereinsbewegung, empfing, als mein Freund Hans Müller, der Verbandssekretär, mich durch die Straßen führte und mir die verschiedenen Liegenschaften des Vereins zeigte, als er mir von der politischen Kraftprobe erzählte: der Verwerfung eines revidirten Wirthschaftgesetzes, in der die Konsumvereinsanhänger sich als die erste Macht des Kantons gezeigt hätten, nnd als er mir von den Plänen für Wohnungreform, für Zeitungwesen und für viele andere, ganz disparate Dinge berichtete. Dann fuhren wir hinaus nach Birseck, wo uns Stefan Gschwind, der Gründer der „Produktion- und Konsumgenossenschaft", die das stolze Motto „Zur Zukunft" trägt, begrüßte.

Auch hier erhielt ich Beweise kühnen Vorwärtsstrebens und winkenden Erfolges. Als ich die erstaunlichen praktischen Resultate und die stolze Zuversicht in die Zukunft bei diesen beiden Männern sah und daran dachte, wie bei uns in Deutschland Alles geschieht, um so hoffnungreiche Keime zu Gunsten kleinlicher Krämerinteressen zu ersticken, ergriff mich tiefe Trauer.

Charlottenburg. Dr. Paul Ernst.

Digitized by Google

Von Banffy zu Szell.

Im Dezember des vergangenen Jahres ging durch den mitteleuropäischen Zeitungwald Wimmern und Klagen, denn die vereinigten oppositionellen Parteien des ungarischen Abgeordnetenhauses bekämpften mit brutalen Mitteln das Ministerium Banffy, diesen Hort des Liberalismus und diese letzte Säule des europäischen Freisinns, deren Sturz für geradezu unmöglich, weil gleichbedeutend mit einer Katastrophe Ungarns und der österreichisch-ungarischen Monarchie überhaupt, erklärt wurde. Damals schrieb ich hier, im Gegensatz zur sogenannten „liberalen" Presse: „Und dennoch ist die ungarische Krise nicht anders zu lösen als durch den Rücktritt der Regirung," ja, ich gestattete mir auch die Vorhersage, daß die selbe Presse, die Banffy als unersetzlich und unentbehrlich bezeichne, seinen Nachfolger mit Begeisterung begrüßen würde. Die Ereignisse haben meine Vorhersage bestätigt. Sang- und klanglos ging das Ministerium Banffy schließlich unter und mit Jubel und Enthusiasmus wurde das neue Kabinet empfangen, dessen Chef, Koloman Szell, nun selbstverständlich, ganz wie sein Vorgänger, der Hort des Liberalismus und die letzte Stütze des Freisinns ist. Es wäre verfrüht, über das neue Ministerium ein Urtheil zu fällen. Es wurde in Ungarn mit lebhafter Befriedigung empfangen und dem Programm der neuen Regirung pflichteten alle auf der Basis des dealistischen Ausgleiches stehenden Parteien bei. Es kam sogar zu der „Fusion" zwischen der Regirungpartei und der Nationalpartei, die der alte Koloman Tisza, der Jahre hindurch hinter den Coulissen regirte, bisher stets zu vereiteln gewußt hatte. Ganz Ungarn empfindet Genugthuung über den Sturz Banffys, der sich noch vor Kurzem als den letzten „liberalen und konstitutionellen Ministerpräsidenten Ungarns" bezeichnete, in Wirklichkeit aber der reaktionärste und gewissenloseste Politiker war, der jemals an der Spitze des ungarischen Staates gestanden hat. Dieser Mann beschränkte die Preßfreiheit, vernichtete das Versammlungrecht und wollte auch der parlamentarischen Redefreiheit den Garaus machen; er vollzog die schamlosesten Reichstagswahlen, bei denen Geld und Gewalt den Ausschlag gaben, war bereit, die wirthschaftliche Unabhängigkeit des Landes preiszugeben, setzte sich über das Budgetrecht des Parlamentes leichten Gewissens hinweg und war dabei ungebildet, rachsüchtig und unaufrichtig. Auf welche Weise es dieser „Staatsmann" dennoch zu Wege gebracht hat, in fast allen liberalen Zeitungen Mitteleuropas gelobt, ja sogar verhimmelt zu werden, Das begreift der beschränkte Unterthanenverstand nur schwer, zumal, wenn man bedenkt, daß er die siebenbürgener Sachsen in empörender Weise verfolgte.

Die süße Gewohnheit des Ministerdaseins scheint Manchem verhängnißvoll zu sein; aber man darf sagen, daß wir wenige Ministerpräsidenten

Digitized by Google

gesehen haben, die mit leidenschaftlicherem Fanatismus an der Macht hingen als der nun abgethane Banffy. Mehr als einmal mußte er von den maßgebenden Stellen hören, daß seine Uhr abgelaufen sei, ehe er das Demissionsgesuch unterschrieb. Daß ihn seine Partei Monate hindurch nicht mehr in Schutz nahm, trotzdem die Opposition im heftigsten Kampfe gegen ihn stand, empfand er nicht schwer; und daß die Krone seinen Worten keinen Glauben mehr schenkte, alterirte ihn eben so wenig. Zwei kleine Geschichten, deren Wahrheit ich verbürge, mögen die eigenartige Stellung beleuchten, die er in den letzten Wochen seiner Ministerherrlichkeit einnahm. Der Monarch, der offenbar seinen Informationen mißtraute, befahl, daß Baron Banffy, der auch die Agenden eines Ministers am königlichen Hoflager versah, also die Krone über die Vorgänge in Ungarn zu unterrichten hatte, in dieser Eigenschaft durch einen Anderen ersetzt werde. Banffy war unangenehm berührt, aber er hatte rasch einen Kandidaten nach seinem Herzen gefunden, den er dem Monarchen auch vorschlug. Doch er sollte noch unangenehmer überrascht werden. Der Kaiser-König wies nicht nur diesen Kandidaten zurück, sondern ernannte einen jungen Diplomaten, den auch in Deutschland bekannten Grafen Emanuel Szechenyi, zum Minister a latere; und diesem neuen Minister fiel jetzt die Aufgabe zu, den Monarchen über die Ereignisse in Ungarn zu informiren. Die Informationen Szechenyis wollten jedoch mit denen Banffys ganz und gar nicht harmoniren. Besonders, als die Krone dem Ministerpräsidenten Banffy auftrug, mit den oppositionellen Parteien Frieden zu schließen, damit der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn endlich zu Stande kommen könne, wurde die Kluft zwischen den Berichten beider Minister immer breiter. Banffy versicherte, daß die Opposition den Frieden nicht wolle, Szechenyi aber betheuerte, daß der Friede leicht zu Stande gebracht werden könne. Kein Wunder, daß der König, als er diese Differenzen wahrnahm, sofort einen Dritten, den ungarischen Staatsman Koloman Szell, mit der Oberaufsicht über die Kompromißverhandlungen zwischen den Parteien betraute. Und nun ereignete sich ein Skandal, der dem Monarchen Aufklärung über Banffys Charakter brachte. Die Opposition, die nur ungern mit Banffy verhandelte — direkt verkehrt sie überhaupt nicht mit ihm, sondern nur durch die Vermittlung von Politikern, die früher der Regirungpartei angehörten, sie aber wegen der ungesetzlichen Verfügungen Banffys verlassen hatten — verlangte Aufklärung über die Mission Szells. Banffy, dem es unangenehm war, gestehen zu müssen, daß der Kaiser-König ihm einen Vormund bestellt hatte, sagte, daß Szell den Verhandlungen „nur als Mitglied der Regirungpartei" beiwohne; die oppositionellen Parteien drohten nun mit dem Abbruch der Verhandlungen, da sie in der Antwort Banffys eine neue Unwahrheit witterten, und Baron Banffy mußte schließlich in einem

Digitized by Google

Briefe an Desider Szilagyi seinen „Irrthum“ berichtigen und den oppositionellen Parteien mittheilen lassen, daß Koloman Szell „eigentlich“ im Auftrage des Monarchen an den Kompromißberathungen theilnehme.

Doch es kam noch besser. Baron Banffy wollte die Kompromißverhandlungen zum Scheitern bringen; denn da er bemüht war, den Monarchen zur Ausschreibung gesetzwidriger Wahlen zu veranlassen, um die Opposition auf diese Weise auszurotten, paßten ihm die Friedensbestrebungen nicht in den Kram. Er wußte genau, daß dem Monarchen die Vorlage über die Judikatur des obersten Gerichtshofes in Wahlangelegenheiten deshalb nicht konvenirte, weil sie den sogenannten „Kanzelparagraphen“ enthielt, der die Agitation der Geistlichkeit bei den Wahlen streng bestraft. Aus diesem Grunde hatte früher das Oberhaus die Vorlage verworfen; doch nun, da die Opposition dieses Wahlgesetz als eine Friedensbedingung hinstellte, agitirte Banffy bei der Krone gegen die Opposition mit der Behauptung, daß die Opposition den Kanzelparagraphen durchaus wolle. Dem Monarchen gefiel die Forderung nicht, aber er fügte sich, obwohl er nicht begriff, warum die Opposition in den Kanzelparagraphen verliebt sei, der sich doch gerade gegen die oppositionelle katholische Geistlichkeit kehrt. Als nun der Kardinal-Erzbischof Schlauch in Audienz beim Kaiser-König erschien, fragte ihn der Monarch, wie es denn komme, daß die Opposition den Kanzelparagraphen fordere. Der Kardinal war nicht wenig erstaunt und erklärte dem Monarchen, daß nicht die Opposition, sondern Banffy auf diesem Paragraphen bestehe, in der Hoffnung, dadurch die Kompromißverhandlungen zum Scheitern zu bringen. Der Monarch soll sowohl vom Erzbischof wie vom Ministerpräsidenten noch schriftliche Erklärungen verlangt und daraus die endgiltige Ueberzeugung geschöpft haben, daß Banffy gehen müsse. Er erhielt in der That ein Hofamt, legte sein Abgeordnetenmandat nieder, — und die selbe Partei, die vier Jahre hindurch mit ihm durch Dick und Dünn gegangen war, gedenkt jetzt mit schamhaft gerötheten Wangen des einstigen „liberalen und konstitutionellen Führers“.

Nicht nur dem Andenken des großen Ludwig Kossuth gegenüber kam, wie in der „Zukunft“ bereits erwähnt wurde, Banffys Cynismus zum Vorschein, sondern auch, als es sich um die Vertheidigung der ungarischen Trikolore handelte, äußerte sich sein „praktischer“ Sinn. Eine ungarische Fahne wurde in Agram verbrannt; Banffy sagte, daß Dies keine Fahne, sondern drei zusammengenähte roth-weiß-grüne „Fetzen“ gewesen seien. Die ungarischen Farben durften sich bei der Eröffnung des Eisernen Thores nicht blicken lassen, doch Banffy fand die deshalb eingebrachte Interpellation lächerlich und behandelte sie spöttisch. So sah Banffy, der Patriot, aus, der allerdings die Nationalitäten drangsalirte, wenn sie ihm nicht zu Diensten waren, den serbischen Kirchenkongreß verhinderte, die Stadt Fiume in die leidenschaftlichste Opposition

Digitized by Google

drängte und die siebenbürgener Sachsen rücksichtlos vor den Kopf stieß. Ohne Verständniß für die Würde des ungarischen Nationalstaates, suchte er durch brutale Rechtsverletzungen den Glauben zu erwecken, er sei eine Stütze des einheitlichen magyarischen Staates. Niemals war die ungarische Administration — die stets viel zu wünschen übrig ließ —, korrumpirter als unter ihm. Der Fall Pulszky und der Fall Krivany sind typisch; Jener veruntreute als Generaldirektor Hunderttausende, Dieser stahl als Waisenamtskassirer Hunderttausende. Die Reichstagswahlen, die Banffy „arrangirte", werden unvergessen bleiben, denn nicht nur wurden Tausende von Wählern an der Ausübung ihres Wahlrechtes durch ein Heer von Beamten und Polizisten verhindert, sondern die geehrten Wähler wurden auch bestochen, und zwar von den Kandidaten der Regirung, die sehr viel Geld zur Verfügung hatten, das aus bisher nicht entdeckten Quellen floß. Da aber unter allen Ministerien seit dreißig Jahren zusammen nicht so viel Adelserhebungen und Ordensverleihungen stattfanden wie allein unter dem einen Banffy, so wird eine Kombination wohl gestattet sein, die diese Auszeichnungen mit der Wahlkasse in Verbindung bringt. Dieser Schluß ist um so eher gestattet, als, abgesehen von den bereits bekannten Enthüllungen des Abgeordneten Rohonczy, im Nachlaß eines jüngst verstorbenen Arztes Briefe eines ehrlichen Maklers gefunden worden sind, der die ungarische Baronie zu einem gewissen — nicht einmal allzu hohen — Tribut an die Kasse der Regirungpartei anbot. Daß die Reichstags- nnd Komitatswahlen in den vier Jahren Banffys auch eine Verlustziffer von zweiundfünfzig Toten aufwiesen, beweist nur, daß er nicht nur mit Gold, sondern auch mit Eisen arbeitete. Schon in den Flitterwochen seiner Regirung tastete Banffy alle konstitutionellen Freiheiten an und die berühmten Zwangsphotographien von Sozialisten waren an und für sich schon charakteristisch genug. Am Schluß seiner Laufbahn wollte er durch Klubbeschlüsse das Parlament ersetzen, regirte, ohne daß ihm das Budget bewilligt war, und war mitsammt seiner Partei bereit, die cloture einzuführen.

Daß ihm seine Pläne nicht gelangen, war das Verdienst der vereinigten Opposition, aber auch des Theiles der Regirungpartei, der gegen die Uebergriffe endlich Front zu machen sich entschloß. Das Haus wäre allerdings bereit gewesen, Banffy noch tiefer in den Sumpf zu folgen, wenn die Krone nicht ihr Veto eingelegt hätte. Wie konnte es aber geschehen, daß Banffy trotz allen Fehlern und Sünden ein Ministerium und eine Partei hinter sich hatte, eine große Partei sogar? Zwei unbedeutende Züge können Das vielleicht erklären. Als er mit der Bildung des Ministeriums betraut wurde, wollte kein Politiker oder Parlamentarier von Rang in sein Kabinet eintreten. Er nahm deshalb einige Staatssekretäre aus den Ministerien und machte aus den kleinsten Leuten Minister. Er berief die Abgeordneten Daniel

Digitized by Google

und Blassics zu sich, von denen der Eine gar nicht wußte, was man von ihm wolle, der Andere aber in seinen kühnsten Phantasien höchstens vom Amt eines Staatssekretärs geträumt hatte. Beide wurden Minister und nach einigen Monaten hielten sie sich bereits für Genies. Und was die Abgeordneten betrifft, so eigne ich mir die Worte des früheren Ackerbauministers Grafen Bethlen an: „Ihr wundert Euch, daß Banffy treue Anhänger hat, und doch ist es das Einfachste von der Welt. Wenn ein zu Grunde gegangener Siebenbürger zu ihm kommt und um ein Aemtchen bettelt, so erklärt er ihm: ‚Ich werde Dich lieber zum Abgeordneten wählen lassen . . .‘“

Es fehlte ihm nicht an Vorbildern: ich erinnere an Gambetta und seine „Kammer von Unterthierärzten“. Banffy hat bei den letzten Wahlen Notare und Vicenotare, ruinirte Gutsbesitzer und politische Renegaten ins Parlament wählen lassen und sich aus diesen Leuten seine Partei gebildet. Wohl gab es auch Talente und Charaktere in der Regirungpartei, doch die Einen, wie Szilagyi, Csaky und Andrassy, wurden zum Austritt genöthigt, die Anderen, wie die Tiszas, wurden nur durch persönliche Vortheile festgehalten. Denn man darf nicht vergessen, daß Banffy die Söhne Kolomans Tisza in den Grafenstand erheben ließ und daß die fettesten Pfründen bei Banken und industriellen Etablissements der sogenannten Tisza-Clique zufielen. Daß sie es zu Mitgliedern gebracht hat, deren jährliches Einkommen aus Aktiengesellschaften hunderttausend Mark übersteigt, ist für ein armes Land wie Ungarn wahrhaftig schon eine ansehnliche Leistung. Daß sich Banffy aber mit einer solchen Partei über alle prinzipiellen Bedenken und Skrupel Jahre lang hinwegsetzen konnte und noch Jahre lang hinweggesetzt haben würde, wenn nicht höhere Mächte in Aktion getreten wären, ist klar.

Heute besitzt Ungarn ein Ministerium Szell und trotzdem ihm, wie schon erwähnt, überall Hymnen erklingen, dürfte es nicht überflüssig sein, seine Thaten abzuwarten, ehe man ein definitives Urtheil fällt. Bisher brachte es Koloman Szell allerdings zu Stande, nicht nur die aus der Regirungpartei ausgetretenen politischen Koryphäen wieder zur Majorität zurückzuführen, sondern die Mehrheit auch noch durch den Anschluß einer oppositionellen Partei, der angesehenen Nationalpartei, zu verstärken. Niemals besaß Ungarn eine annähernd so große Regirungpartei wie jetzt, doch es ist nicht gewiß, ja es ist entschieden fraglich, ob es leicht sein wird, mit dieser riesigen Partei zu regiren. Zwar giebt es seit dem Beginn der neuen Aera viele Männer von großem Talent und von lauterem Charakter in der Regirungpartei; doch man darf nicht vergessen, daß auch Politiker von hervorragenden Qualitäten in der Majorität nur . . .grollen. Niemand in Ungarn hätte beispielsweise gehofft, den alten Koloman Tisza und den Grafen Albert Apponyi in einer Partei und dazu noch in einer Regirungpartei zu sehen. Seit zwanzig Jahren bekämpfte Apponyi als oppositio-

Digitized by Google

neller Führer Tisza; er stürzte das offizielle Tisza-Regime, und als der Tisza-Klüngel eine in jeder Hinsicht unverantwortliche Nebenregirung schuf, da kämpfte Apponyi gegen diese Gruppe, die noch in der allerletzten Zeit mit der berüchtigten lex Tisza die Parteiherrschaft über Parlamentarismus und Verfassung, über Recht und Gesetz stellen wollte. Man durfte füglich erwarten, daß die Tisza-Clique in dem Moment aus der Regirungpartei ausscheiden werde, in dem die Szilagyi, Csaky, Apponyi, Andrassy, Horansky, Hodossy und Andere als Sieger mit dem von ihnen gewünschten, ja gegen den Willen der Tisza-Clique erzwungenen Ministerpräsidenten Szell an der Spitze einziehen würden. Aber Tisza und seine Leute blieben, zur Ueberraschung Ungarns, in der Partei, obwohl ihr „Führer" Baron Banffy, der Noth gehorchend, aus der Partei schied. Man fand sich schließlich darein, daß die Tisza-Clique ihre Drohung, eine neue Oppositionpartei zu bilden, nicht ausführte, sondern im Klub der Majorität verharrte . . . „Wohin sollten sie auch gehen, da es noch kein Asyl für obdachlose Politiker giebt?" fragte ein boshafter Publizist und ein Anderer fügte das französische Wort hinzu: „Ihre Gesichter durften nicht einmal verrathen, welche Fußtritte sie in den . . . Rücken bekamen". Wie Dem auch sei, die „Fusion" in Ungarn ist nicht das Ideal der politischen Reinheit, daher auch nicht das Symptom politischer Gesundheit. Wenn das Ministerium Szell mit starker Hand das wilde Fleisch vom Körper der Majorität geschnitten hätte, dann wäre die Heilung der Majorität durch eine oppositionelle Bluttransfusion vielleicht möglich gewesen. Doch Szell ist ein eifriger Verehrer von Kompromissen; er ist eben so sehr Mittelsmann wie Staatsmann, ja vielleicht noch mehr, und deshalb bemühte er sich, die Gegensätze in der Regirungpartei auszugleichen und aus den Gegnern von gestern eine kompakte und einige Regirungpartei für morgen zu bilden. Wenige ungarische Politiker dürfte es geben, die von dem Gelingen dieses Planes überzeugt sind. Wenn dieses Wunder aber dennoch gelingt, so besteht die Gefahr, daß die kranken Theile den ganzen Organismus angreifen und zerstören, ohne daß die sogenannte Fusion, die in Wahrheit eine Transfusion ist, den geringsten praktischen oder moralischen Erfolg erzielt hätte. Und wenn erst der Tag kommen sollte — und es ist möglich, daß er bald kommt —, an dem sich Szell oder ein Anderer entschließen muß, die sicherlich höchst unangenehme, schwere Operation durchzuführen: wer weiß, ob es dann nicht spät, sehr spät, vielleicht zu spät sein wird und ob die sogenannte liberale Partei, die oft konservativ, von Zeit zu Zeit reaktionär, hin und wieder selbst radikal und nur sehr selten liberal war, ob dann nicht diese seit fünfundzwanzig Jahren bestehende Regirungpartei Ungarns bereits unrettbar verloren sein wird?

Budapest, im März 1899. Michael Arpad.

Digitized by Google

Schwester Agathe.

Es hat in der banalsten Weise angefangen, sagte mein Freund Maxime Berthier. Ich war im vorigen September ungefähr vierzehn Tage bei meiner Familie, unweit von Orléans. Unsere Gutsnachbarin, Frau Aubray, eine ausgezeichnete und fromme alte Dame, hatte über die Ferien eine sechzehnjährige Waise aus dem Dominikanerkloster bei Tours zu sich genommen. Die Schwestern hatten ihr den kleinen Klosterzögling anvertraut, damit er sich ein Wenig zerstreue und, wie die anderen Kinder, auch „auf Ferien“ ginge.

Meine Eltern besuchten Frau Aubray oft und waren häufig den ganzen Abend drüben. Ich kümmerte mich wenig um die Kleine: sie war so unbedeutend, so bescheiden und still. Aber eines Tages nannte man mir ihren Namen, Lydie de Frégeneuilles, und der Name gefiel mir sehr. Von da an sah ich mir sie näher an und sah, daß sie niedlich, rosig und blond war und große schwarze Augen hatte, in denen Etwas wie ein beständiges Erschrecktsein lag. Sie trug ein schwarzes Pensionkleid mit eben solcher Pelerine und, wenn sie ausging, einen weißen Strohhut mit blauen Bändern.

Ich versuchte, sie zum Sprechen zu bringen. Sie war schüchtern und brachte ihre Sätze kaum zu Ende. Redselig wurde sie nur, wenn sie von Schwester Agathe sprach, die sie als ganz kleines Kind unter ihre Obhut genommen und seitdem mütterlich geliebt, gepflegt und gehätschelt hatte. Schwester Agathe war die Oberin des Pensionats. „Schwester Agathe war aus sehr guter Familie“, „Schwester Agathe war klüger als alle Anderen“, „Schwester Agathe konnte musiziren, zeichnen, Prozessionen und dramatische Aufführungen arrangiren“, „Schwester Agathe hätte Priorin des Ordens werden können, wenn sie gewollt hätte.“ Kurz und gut: es ging nichts über Schwester Agathe. Ich bekam einen gewaltigen Respekt vor dieser Klosterschwester.

Manchmal las ich abends vor. Ich bemerkte wohl, daß Fräulein von Frégeneuilles mich immer ansah und verlegen wurde, wenn unsere Augen einander begegneten. Es machte mir Vergnügen, ohne mich weiter zu beunruhigen.

Am Abend vor meiner Abreise gab ich ihr die Hand. Sie legte muthig ihr Patschhändchen hinein, und da wir ein Wenig abseits von den „Alten“ standen, erkühnte sie sich sogar, zu fragen: „Werden wir uns wiedersehen, Herr Berthier?“ „Aber Fräulein, ich hoffe bestimmt.“

„Ach,“ sagte sie traurig, „es wird schwer sein. Uebers Jahr vielleicht . . .“

Als ich nach Paris zurückgekehrt war, dachte ich an nichts weiter als an das kleine Klostermädchen. Ein junges Mädchen, das unter mütterlichem Schutz in einem Provinzwinkelchen groß geworden ist, hat schon viele Vorzüge: nun gar ein Pensionatskind, das nie ein anderes Haus gekannt hat als ein weißes, freundliches Kloster in der Touraine! Eine ganz unberührt kindliche, naive Seele, die man zärtlich umfangen und formen könnte: welch ein Traum! Und dann erfaßte mich ein Mitleid mit dieser elternlosen, heimathlosen Kleinen, die nie etwas Anderes gekannt hat als die altjüngferliche Mütterlichkeit der guten Schwestern, die immer verschüchtert sind und mit großen Augen um sich blicken. Wäre es nicht ein gutes Werk, sich ihrer anzunehmen, sie zu wärmen und ihr

Digitized by Google

eine Familie zu geben, — und noch dazu ein seltsam angenehmes „gutes Werk“ für Den, der es unternähme? Und wie sie ihren Gatten lieben würde! Er würde ihr über Alles in der Welt gehen, da er ihr Alles erst gegeben hätte.

Und darum trat ich eines schönen Tages vor meine Eltern hin: „Ich bin jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, ich will heirathen und habe gewählt!“ . . . „So, und wen?“ „Fräulein de Frégeneuilles.“ . . . „Aber . . . aber . . .“ Ich widerlegte jeden Einwand und gab nicht eher nach, als bis man Erkundigungen einzog. Lydia hatte eine mehr als annehmbare Mitgift. Ihr Vormund überließ Alles den Schwestern. Ich setzte meine Mutter in den Eilzug, ließ sie in Tours aussteigen, brachte sie ins Kloster, wo sie „den Antrag stellen“ sollte, und wartete draußen im Garten, indessen sie in das Sprechzimmer geführt wurde.

Der Garten war weitläufig angelegt und so sauber wie eine Kapelle. Ein Gang von Linden, gerade gewachsen wie Altarkerzen, führte aufwärts zu einer Terrasse, von der aus man in die lieblichste Landschaft blickte; unter den sanft ansteigenden, mit zitternden Pappeln bepflanzten Ufern lag die Loire wie ein Silberspiegel, hier und da helle Inselchen und bläuliche Weidenbüsche, am Horizont eine sehr lange Brücke mit geschwungenen Bögen in grauer Farbe und jenseits zart violette Baumreihen: Alles sehr duftig, in verschwimmenden Umrissen und in Tönen, wie aquarellirt; darüber ein leicht blaßblauer Himmel.

So beobachtete ich die Landschaft, um mir die Zeit zu verkürzen. Aber ich blieb nicht lange auf meinem Aussichtplatz; ich ging den Lindengang zurück und entdeckte eine künstliche Felsgrotte, die an Lourdes erinnerte. Der Sand war sorgfältig gefegt und in einer Nische sah man zwischen Geraniumtöpfchen eine Muttergottes, ziemlich trivial aufgefaßt, aber so nett abgestäubt! Ich setzte mich auf eine Gartenbank und beschwor die bemalte Statue inbrünstig, die keusche Seele der ehrwürdigen Schwester Agathe zu meinen Gunsten zu stimmen. Da knirschte der Sand hinter mir, — und ich sah meine Mutter in Begleitung einer Nonne herankommen. Ich stürzte ihnen entgegen: „Nun?“ „Frag die Schwester Agathe“, sagte meine Mutter in einem Ton, der mich sofort beruhigte. Ich hatte mir immer — weiß Gott, weshalb — Schwester Agathe als ein vertrocknetes Mütterchen vorgestellt, mit einem müden Lächeln und einem runzligen Gesicht! So sah sie aber gar nicht aus, sie war dreißig, höchstens fünfunddreißig Jahre alt, — und wenn die Nonnen sehr heilig sind, dann werden sie mit den Jahren schöner. Ihr Teint war hell, die Züge fein, die Nase gerade und ein Wenig länglich. Sie hatte blendend weiße Zähne und ganz lichte Augen von unbestimmter Farbe. Sie kreuzte ihre Arme in den weißen, weiten Aermeln und machte in ihrem falteureichen Kleide einen Eindruck, so edel und sanft . . . beinahe wie die Himmelskönigin selbst. Ernst und doch mit einem kleinen Zug von Schalkhaftigkeit sagte sie: „Mein Herr, ich für meinen Theil bin Ihrem Antrag wohl geneigt, denn ich kenne Sie schon lange durch die Schilderung meiner Freundin, Frau Aubray. Ich werde Fräulein von Frégeneuilles befragen und ich habe guten Grund, anzunehmen, daß ihre Antwort eben so ausfallen wird.“

Als wir am nächsten Tage in das Sprechzimmer eintraten, sah ich in Lydias Gesicht die helle Freude schimmern und ich selbst fühlte einen köstlichen Ruck in meinem Herzen.

„Ihr Antrag“, sagte Schwester Agathe, „ist angenommen. Der Vormund

Digitized by Google

des Fräuleins liebt rasche Entschlüsse und hat uns telegraphisch seine Einwilligung geschickt. Sie dürfen, wenn es Ihnen angenehm ist, Ihre Braut küssen."

Ach! dieser erste, fast unkörperliche Kuß, ein Wehen, ein Hauch, ein Nichts, — und dennoch so süß! „Sind Sie einverstanden?" „Ja"... „Sind Sie zufrieden?" ... „Ja" ... „Haben Sie mich erwartet?" ... „Ja", mit zitternder, fast unhörbarer Stimme und Auge in Auge.

Schwester Agathe blickte auf uns mit der Ruhe einer engelgleichen Seele, — eine Heilige, mit allen weiblichen Reizen, die eine Heilige haben kann. Die Hochzeit sollte in zwei Monaten stattfinden: man mußte ja die Ausstattung in üblicher Weise besorgen; ich reiste nach Florenz, um eine angefangene Arbeit zu vollenden, und war weder über das Warten noch über die Trennung sonderlich betrübt. Ich hätte am Liebsten den Brautstand noch länger ausgedehnt und war entzückt, schreiben zu können. Denn wir sollten uns zweimal wöchentlich schreiben: Schwester Agathe erklärte Das für genügend. Auch sollte die Korrespondenz durch ihre Hände gehen und von ihr geprüft werden.

Niemals hat mir Florenz so gut gefallen ... Ich genoß mit einer steten Rührung im Herzen sein Licht, seine Farben, die ganze Feenpracht seiner Paläste und Kunstsammlungen. Meiner kleinen Verlobten schrieb ich gern und häufig.

Schon begann ich, die kindliche Seele zu formen; ich lehrte sie die Pflichten des Lebens und die Enttäuschungen des Daseins. Dann war ich bemüht, mich ihr zu schildern; ich beschrieb mich selbst mit übertriebener Bescheidenheit. Schließlich fragte ich nach ihrem Charakter, ihrer Vergangenheit, ihren Zukunftplänen. Ich ersann schmeichelnde Wendungen, Zärtlichkeiten und Liebkosungen; und der Gedanke, daß Schwester Agathe meinen Briefwechsel lese, spornte mich an, auf die Form zu achten. Ich glaube, die arme Lydia litt gerade darunter. Sie antwortete mir wie ein Lämmchen, so lieb und fügsam; meistens kurz. Eines Tages sagte sie in einer Nachschrift: „Schwester Agathe meint, daß ich nicht genug Wärme in meine Briefe lege. Ach, mein Freund, ich versichere Dich, ich habe viel, viel Wärme, aber ich bin gewiß noch zu klein, um es recht sagen zu können." Einmal schrieb ich Heuchler ihr, daß ich fürchtete, keinen starken religiösen Glauben zu haben, und daß meine Lauheit sie kränken würde. Ich wollte mich gar zu gern von meiner frommen Braut abkanzeln lassen. Sie antwortete mir: „Was Du mir sagst, beunruhigt mich nicht. Du bist viel zu gut, um nicht ein echter Christ zu sein." Ich übergehe die Ergüsse des Wiedersehens, als ich von Italien zurückkam. Die angenehme und lächelnde Gegenwart Schwester Agathens hielt uns in Schranken.

Die Hochzeit sollte in vierzehn Tagen — und zwar mit besonderer Erlaubniß „Seiner Ehrwürden" in der Klosterkapelle — gefeiert werden.

„Ich weiß gar nicht", sagte ich zu Lydia, „wie ich Deinen Müttern danken soll! Es ist mir, als ob sie Dich in dieser Kapelle, wo Du so viel gebetet hast, mir zum Geschenk machten. Und dann wird diese Trauung Dein neues Leben unvermerkt an Dein Mädchenleben anschließen: Du wirst von dem einen in das andere übertreten, ohne auch nur den Platz zu wechseln."

Ich wohnte in Tours in einem Hotel und kam nur jeden Tag einmal während der Schulstunden ins Kloster. Dann traf ich Lydia im „kleinen Sprechzimmer" und Schwester Agathe saß in einem Winkel und las ihre Messe oder schrieb an einem Tischchen.

Digitized by Google

Das Zimmer war von äußerster Sauberkeit und Weiße; auf dem Kamin eine Jungfrau von Delaplanche, die eine Lilie in ihren spindelförmigen Fingern hielt. Auf einer Konsole in der Ecke eine Puppe im Klostergewand. An den Wänden der Heilige Augustinus und die Heilige Monika von Ary Scheffer und die Heiligen Frauen von Paul Delaroche. Die kalten und klaren Bilder waren da wie zu Haus. An den Wänden standen in Reihe einige Sessel mit verblaßter Stickerei in Kreuzstich. Die hohen Fenster waren mit symmetrisch aufgestecktem Musselin verhängt. Schwester Agathe ergänzte in ihrer Tracht die blasse Farbensymphonie dieses weißen Salons.

Ich war glücklich und sprach viel; ich erzählte von meiner Reise oder fragte Lydia aus. Ob sie die beste Schülerin sei? Ob sie gute Censuren habe? Wie ihre Freundinnen hießen? Ich erfuhr, daß man im vergangenen Jahre am Tage des Heiligen Dominikus im Kloster „Joseph" von Méhul gegeben hatte, Lydia den Minister des Pharao mit einem großen schwarzen Bart.

Lydia schien durch die Gegenwart der Schwester befangen und antwortete mir oft: „Frage Schwester Agathe!" So kam es, daß ich mehr mit der Nonne als mit meiner Braut plauderte.

Wir verstanden uns sehr bald. Sie unterrichtete die Oberklasse in französischer Literatur. Wir besprachen Fragen des Unterrichtes, besonders die Lehrmethode. Sie war sehr intelligent und hielt nicht allzu viel von Neuerungen und von der Nothwendigkeit, Chemie zu lernen. Eines Tages erfuhr ich, daß sie in ganz jungen Jahren den Pater Lacordaire und den Grafen Montalembert gekannt habe; meine Fragen ermunterten sie; und da sie bei ihrem Lieblingskapitel angelangt war, fand sie des Erzählens kein Ende.

Lydia war manchmal traurig. Dann sagte ich: „Unsere Gespräche langweilen Dich, nicht wahr? Geh, singe mir ein Rondo vor, das ich noch nicht von Dir gehört habe."

Denn Lydia kannte alle Rondos der kleinen Mädchen. Sie ließ sich ein Wenig bitten und sang dann mit halber Stimme. Eine der hübschesten Weisen, die sie kannte, war die von den Heiligen Drei Königen.

Ohne mir darüber klar zu werden, behandelte ich Lydia wie ein Kind und jedesmal, wenn ich auf ernstere Dinge kam, wandte ich mich an Schwester Agathe. Die Gespräche mit der Schwester waren köstlich. Ich hatte damals einen Band halbphantastischer Kritik beendet und schwankte zwischen Impressionismus und pariser Skeptizismus.

Eines Tages fragte mich Schwester Agathe plötzlich: „Gehen Sie jetzt zur Messe, Herr Berthier?"

„Schwester, wenn Ihnen daran liegt, werde ich es thun."

„Ja gewiß, es würde mir Freude machen." „So werde ich also gehen, abgemacht." Ich hörte einen tiefen Seufzer. „Was hast Du, meine kleine Lydia?" „O! nichts, aber warum versprichst Du es nur der Schwester und nicht mir?" Sie lächelte bekümmert, als sie Das sagte, und ich war verlegen. Am nächsten Tage kam sie mit einer Handarbeit. „Ei, ei!" sagte ich, „wie fleißig!"

„Ach!" antwortete sie, „ich kann ja nicht reden. Das soll die Lücken ausfüllen."

Die Schwester unterschrieb gerade an ihrem Tischchen die Belobigung-

Digitized by Google

scheine für Schülerinnen, die an der „Ehrentafel" standen. Sie theilte mir mit, daß es auch ein „Ehrenheft" gebe, in das die besten „Stilarbeiten" eingetragen würden. Ich bat sie, mir das Heft zu zeigen. Sie zögerte erst, versprach es mir aber schließlich, „wenn ich sehr nachsichtig wäre". Beim Abschied sagte ich: „Also, auf Wiedersehen morgen! Und vergessen Sie ja nicht das Ehrenheft!"

Als ich meine Braut küßte, hatte sie Thränen in den Augen.

„Du weinst? Habe ich Dich gekränkt?"

Sie sah mich lange forschend an und ihr Blick war nicht mehr der eines kleinen Mädchens.

„Bist Du ganz sicher", sagte sie leise, „daß Du noch meinethalben herkommst?"

Die Frage der kleinen Lydia verfolgte mich während des ganzen Abends und während der ganzen Nacht. Sie hatte mir plötzlich die dunkelste Tiefe meines Herzens aufgehellt. Ich erkannte bestürzt und beschämt, daß ich seit einiger Zeit wirklich der Schwester Agathe wegen kam und daß der Zauber, den meine Braut auf mich ausgeübt hatte, verschwunden war.... Ja, es war aus, ganz aus.

Ich wagte weder am nächsten Tage noch an einem der folgenden, den Fuß in das Kloster zu setzen ...

Ob sie mich erwartet hat?

Ich weiß es nicht; denn ich habe sie nie wieder gesehen.

Paris. Jules Lemaître.

Ungarischer Bauernsozialismus.

Erst jetzt gelangte ein Aufsatz des Grafen Nikolaus Bethlen zu meiner Kenntniß, den die „Zukunft" am neunten April 1898 veröffentlicht hat. Und obschon die dort berührten Ereignisse sich vor beinahe einem Jahr zugetragen haben, halte ich es doch für meine Pflicht, die Darstellung des Grafen Bethlen in dem Hauptpunkte zu berichtigen.

Ich bin weit davon entfernt, dem Herrn Grafen Nikolaus Bethlen selbst eine Fälschung von Thatsachen vorzuwerfen. Aber ich behaupte, daß er durch die Lügen einer theils unwissenden, theils korrupten Presse irregeführt worden ist, und werde mich auf dokumentarische Beweise stützen.

Der Herr Graf Bethlen behauptete, daß Barkonyi, nachdem er von der sozialdemokratischen Partei ausgestoßen worden war, auch von seinen Anhängern verlassen worden sei, und fuhr dann wörtlich fort: „Da ereignete es sich, daß der idealistische Anarchist Dr. Schmidt" (statt Schmitt) „im ‚Feldarbeiter' idealistische Ideen predigte, die das Volk nicht verstehen konnte, bis auf einen Punkt: das Volk solle den Grund und Boden unter sich vertheilen. Jeder, auch der Grundbesitzer, so hieß es, erhält einen gleichen Antheil an Grund und Boden; wenn der Grundbesitzer Widerstand leistet, so solle man ihn erschlagen. Diese anarchistische

Digitized by Google

Theorie war einfach und verständlich; auch hat sie im Volk Wurzel gefaßt, so daß Barkonyi einen Landeskongreß der Feldarbeiter einberufen konnte, auf dem die Feldarbeiter den Sozialdemokraten gegenüber eine feindliche Stellung einnahmen und sich unter dem Titel ‚Unabhängige Sozialistenpartei' konstituirten." So erzählte Graf Bethlen.

Richtig ist nur, daß ich Barkonyis Lossagung von der Sozialdemokratie veranlaßte und die Richtung, die er dann nahm, wesentlich beeinflußt habe. Daß der Herr Graf allzu leichtgläubig, ohne auch nur den „Földmivelö" (Feldarbeiter) und die Richtung, die ich und Barkonyi in dem Blatt vertraten, zu kennen, Verleumdungen nachgeschrieben hat, will ich durch Citate aus dem „Földmivelö" beweisen. Sowohl ich wie auch Barkonyi haben schlechthin Gewaltlosigkeit im Sinn der Bergpredigt verkündet, nicht Haß, sondern Liebe, selbst der Feinde. Es sind die reinsten Grundsätze Christi, die von der Regirung und einer gewissen Großgrundbesitzerclique der szabolezer und der benachbarten Komitate durch ihre Organe und Agenten verleugnet und verleumdet worden sind. Ich gebe eine Anzahl Stellen wörtlich aus dem „Földmivelö".

Im Artikel „Totenrede" (10. Dezember 1897) sage ich, daß der Verstorbene „mit uns das Evangelium der Armen, die Botschaft der Gewaltlosigkeit und des unendlichen Erbarmens verkündete", und berufe mich auf „Christus, der uns lieben und nicht morden lehrte".

Im Artikel „Das Weltgericht Christi" sage ich: „Zu thierischer Gewaltthat ist unfähig Derjenige, der weiß, daß ein göttliches Leben in ihm erwacht, das Leben der Liebe, das ihn mit seinen Mitmenschen und allen Wesen des Universums verbindet." Und auf „Christus, den Verkünder unendlichen Erbarmens" mich berufend, sage ich in Bezug auf die Feinde: „Hasset sie nicht, sondern bemitleidet ihr sittliches Elend."

Im Artikel „Antisemitismus" (der nicht im ganzen Umfang aus meiner Feder stammt) sage ich: „Aber können wir so zu den Gewalthabern sprechen, wenn sie uns antworten könnten: ‚Wir üben Gewalt, aber auch Ihr mordet; wenn wir hassen, so hasset ja auch Ihr; sind wir Heuchler, so seid Ihr es auch, indem Ihr Gewalt ausübt'? Dann müßte unser Gericht verstummen und es bliebe nur der thierische Kampf der Gewalt ... Dieser kann auch im Falle des Erfolges nichts Anderes schaffen als eine andere Form thierischer Gewaltherrschaft. Denn mit der selben Gewaltthätigkeit wird man dann die Herrschaft erhalten, mit der sie errungen worden ist"... „Unser Prinzip ist die göttliche Würde des Menschen, das Leben der Liebe, das mit thierischer Gewalt und mit Haß unvereinbar ist."

In einem öffentlichen Briefe an den Vicegespan Johann Mikecz (31. Dezember 1897) betone ich, daß es sinnlos sei, von einer Vertheilung des Bodens zu reden, ferner sage ich, daß unsere Lehre sei, „daß wir Gewalt nicht mit Gewalt vergelten sollen, daß wir die andere Wange bieten, wenn man uns auf die eine geschlagen, daß wir selbst unsere Feinde nicht morden, sondern lieben sollen."

Im Artikel vom siebenten Januar 1898 „An die Landarbeiter des szaboleser Komitates" sage ich: „daß zum Heil nur das Prinzip der brüderlichen Liebe und der Gewaltlosigkeit führe, daß man dem Mitmenschen gegenüber keine Mordwaffe gebrauchen solle, daß wir selbst unsere Feinde lieben, nicht aber morden sollen,

Digitized by Google

daß Derjenige sich zum Thier erniedrige, der zur Mordwaffe greife" und „daß dem Gerichte verfallen sei, wer seinem Mitmenschen gegenüber den geringsten Haß hege."

Eben so im Artikel „An die Pharisäer und Heuchler": „Wir aber hassen Niemanden und betrachten selbst diese Menschen, die so offenbar lügen und heucheln, mit Erbarmen"... „Denn Christus hat uns gelehrt, selbst unsere Feinde zu lieben, nicht aber zu morden."

Aehnliche Stellen könnte ich aus der Feder Varkonyis anführen. Welchen Namen das Vorgehen von Ministern verdient, die im Angesicht dieser Propaganda der reinsten Christuslehre, deren einziges Verbrechen darin besteht, Haß und Gewaltthat jeder Art rückhaltlos zu verdammen, öffentlich vor dem Parlament und durch ihre Organe ähnliche „Berichte" über den „Földmivelö" erstatteten wie der irregeführte Graf Bethlen: sie, die doch im Besitz der von ihnen selbst konfiszirten Blätter des „Földmivelö" waren, — Das überlasse ich getrost jedem ehrlichen Menschen. Selbst der Bericht der budapester Oberstadthauptmannschaft vom Jahre 1897 (erschienen 1898) erkannte an, daß „Varkonyi als einzige Waffe zur Errettung des Volkes das Prinzip der Gewaltlosigkeit bekenne" und daß seine Bewegung den schmittschen Grundsätzen der Gewaltlosigkeit und Herrschaftlosigkeit am Nächsten stehe. (Vergleiche Seite 551 und 531 des amtlichen Berichtes.)

Die Verurtheilung Varkonyis im November 1898 erfolgte unter Anderem auch wegen eines Artikels, in dem er das Volk vor den teuflischen Machinationen der Machthaber gewarnt hatte, die mit Agents-Provocateurs, mit einem falschen König und falschen Ministern das Volk aufwiegelten, um den Vorwand zur Unterdrückung, zur Aufhebung aller Freiheiten, die Freizügigkeit der Landarbeiter mitinbegriffen, zu gewinnen. Die Warnung Varkonys gelangte nicht an das Volk, denn der Minister ließ das Blatt konfiszieren und Desider Perczel beschuldigte Varkonyi vor dem Parlament, daß er durch die Maskerade mit dem falschen König das Volk aufgewiegelt habe. Als ich vor Gericht die Frage stellte, warum man in Sachen dieser Maskerade nie eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet habe, begnügte sich der Gerichtspräsident damit, mir das Wort zu entziehen, und auch der Kassationshof erklärte, daß Das in keiner Weise zur Sache gehöre.

Ganz eben so tendenziös und unrichtig sind alle weiteren, aus ähnlichen Quellen geschöpften Daten über Varkonyi in der Darstellung des Grafen Bethlen.

Mir konnte man beim besten Willen nichts anhaben. Ich hatte, um den positiven Beweis zu liefern, daß die Zustände in dem „liberalen" Ungarn knechtischer sind als einst in dem verknechteten Byzanz, meinen Artikel wörtlich aus Reden des Heiligen Chrysostomus, Erzbischofs von Byzanz, zusammengestellt: Reden, die, ohne inkriminirt zu werden, vor Hofstaat und Volk in Byzanz gehalten worden waren. Und es war höchst ergötzlich, als der unglückliche Oberstaatsanwaltsfubstitut in meiner Person den großen Heiligen als ein jedes Idealismus baares Subjekt schilderte und mit dem verrückten Perückenmacher des Carlyle verglich, der mit brennender Fackel zwischen Pulverfässern herumläuft und niedergeschlagen zu werden verdient, ganz gleich, ob er ein Narr oder ein Verbrecher ist. Die Ausführung der Parallele mit Byzanz geht über den Rahmen einer Berichtigung hinaus, die sich mit der Feststellung von Thatsachen begnügen sollte.

Budapest. Dr. Eugen Heinrich Schmitt.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Mohammeds Lehre von der Offenbarung. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1898. Preis geh. Mk. 8.

Als beim Besuch des deutschen Kaiserpaares in Damaskus am achten November 1898 der Scheich Abdullah Effendi in seiner Begrüßung davon sprach, daß dreihundert Millionen Mohammedaner auf den Sultan als den „Chalifah", das geistliche Oberhaupt, blicken, wies er deutlich auf die Gemeinschaft aller Bekenner des Islams hin, die, trotz allen Verschiedenheiten von Rasse und Nation, durch das Band ihrer Religion zusammenhalten werden.

Die Einwirkung der mohammedanischen Religion auf das Leben ihrer Bekenner verleiht dem Islam eine ungeheure Macht durch den Glaubenskrieg, den Mohammed seinen Anhängern zur kanonischen Pflicht machte, nachdem der Versuch einer friedlichen Bekehrung der Gegner gescheitert war. Der Glaubenskrieg, der Kampf bis aufs Messer, ist so lange fortzusetzen, bis der Gegner zum Islam übertritt oder vernichtet ist. Unter solchen Umständen kann es in einem mohammedanischen Gemeinwesen eine Parität der verschiedenen Konfessionen, wenigstens der Theorie nach, niemals gegeben; wo dennoch Toleranz gegen Andersgläubige geübt wird, ist Das nur scheinbar, rein äußerlich, durch den Zwang der Verhältnisse bedingt. Gerade der Verbindung der Religion mit der Gewalt verdankte es der Islam, daß seine Bekenner bereits hundert Jahre nach Mohammeds Tode erobernd bis in die Mitte von Frankreich vordringen konnten.

Es hieße, Mohammed gründlich verkennen, wenn man ihn als gewiegten Politiker behandelte, der sich lediglich von politischen Motiven leiten ließ. Er war eine echte Prophetennatur und fühlte sich als Werkzeug des Höheren, in dessen Dienst er sich gestellt hatte. Daß er innerlich mit Gott in Verbindung zu stehen und durch ihn selbst Kenntniß von der rechten Art der Gottesverehrung empfangen zu haben glaubte, ermöglichte ihm, seine Lehre als Offenbarung anzusehen. Für diese Lehre forderte er gläubigen Gehorsam; der Hinweis auf Belohnungen und Strafen im Jenseits sollte zur Bekehrung bestimmen, die Vereinigung von Elementen des altarabischen Heidenthumes, des Judenthumes, des Christenthumes und vielleicht auch des Parsismus im Islam — d. h. Gottergebung — den Bekennern aller Religionen den Uebertritt erleichtern.

Form und Inhalt von Mohammeds Offenbarung bilden den Gegenstand des vorliegenden Werkes, das auf Grund arabischer Quellen, nämlich des Korans, der Kommentare, der Traditionsammlungen und Geschichtwerke, geschaffen wurde. Den citirten Stellen ist überall die deutsche Uebersetzung beigefügt, so daß das Buch Jedermann zugänglich ist. Die einschlägige Literatur habe ich mich bemüht vollständiger zu geben, als es bisher irgendwo sonst geschehen ist, und ich hoffe, dadurch nicht nur zur Orientirung auf dem Gebiete des Islams beizutragen, sondern auch zu weiteren Untersuchungen anzuregen.

Da das Verständniß der mohammedanischen Welt nur auf Grund einer genauen Kenntniß ihrer Religion möglich ist, so wird das vorliegende Werk

Digitized by Google

vielleicht gerade jetzt, wo die politischen Beziehungen des Islams durch verschiedene Ereignisse in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt worden sind, Manchem willkommen sein.

Ratzebuhr (Pommern). Dr. Otto Pautz.

❦

Unsere Schätze — Unsere Kinder. Verlag von Streisand, Berlin.

Unter diesem Titel habe ich jüngst eine Brochure veröffentlicht, in der ich mich vom praktisch-pädagogischen und hygienischen Standpunkte aus gegen die heutige Erziehung in Schule und Haus wende. Gestützt auf statistische Daten des preußischen Kultusministeriums, suche ich nachzuweisen, daß der Unterricht, besonders in den höheren Schulen, seinen Zweck nur mangelhaft erreicht. Die Gründe dafür finde ich weniger in der Quantität als in der Qualität der Schulforderungen und in unzweckmäßiger Auswahl des Lehrstoffes, die den jeweiligen geistigen Entwickelungszustand und das Fassungvermögen der Kinder nicht genügend berücksichtigt. Selbst die wohlhabende und gebildete Familie vernachlässigt in der häuslichen Erziehung vielfach Elementarvorschriften der physischen und psychischen Diätetik. Alle Verbesserungvorschläge auf diesem Gebiete lassen sich in die eine Forderung zusammenfassen: Auf der ganzen Linie zur Natur zurück!

Dr. Krisowski.

❦

Farben. J. Sassenbach, Berlin 1899.

Eine neue Technik wird sich in der Kunst, wie überall, durchsetzen, wenn sie eine intensivere Wirkung ermöglicht. Das werden gleich aber nur die Wenigen empfinden, denen die alte Technik nicht mehr genügt, deren Veranlagung und künstlerischer Bildungsgang für die neue Technik reif ist; die Mehrzahl der Künstler, die in der überlieferten Weise produziren, und das hinter ihnen ehrerbietig in der Ferne stehende Publikum werden nichts davon empfinden. Man ist an die alte Technik gewöhnt, es ist schon lange her, daß sie ihren Platz zu erobern hatte, sie hat die Autoritäten für sich, — und es ist so wohlthuend, mit Autoritäten übereinzustimmen. Man giebt sich ungern die Mühe, den noch ungewohnten Absichten einer neuen Technik nachzugehen, und jedes Andersein, Anderswollen gilt zuerst als Anmaßung. Der geistigen Anstrengung, der das Trägheitgesetz des Kunstgenießens widerstrebt, erwächst erst sehr allmählich in der langsam steigenden Anerkennung des Neuen ein Gegengewicht. Die von Arno Holz geschaffene und theoretisch begründete lyrische Technik, auf die alles Das Anwendung findet, ist mehr als etwas Persönliches. Er selbst hält sie nicht dafür und glaubt, daß schon ihre bloße erste Herausarbeitung aus dem Rohen „die natürliche Aufgabe einer ganzen Generation" ist. Diese Auffassung wird dadurch als richtig bestätigt, daß heute bereits eine ganze Anzahl junger Kräfte an dieser Ausarbeitung thätig ist. Uns Alle schreckt auch der Vorwurf der „Nachtreterei" nicht.

Robert Reß.

❦

Digitized by Google

Marschälle, Generale, Soldaten Napoleons. (Verlag von A. Schall, Verein der Bücherfreunde, Berlin.)

Mein Buch giebt ein historisches, kein dichterisch angehauchtes Gemälde der napoleonischen Kriegsaera. Besonders die Marschälle geben zu saftigen Charakterstudien Anlaß, aber auch zu kritisch-theoretischer Analyse ihres militärischen Könnens. Ich wüßte keinen intimeren Zug, sowohl in menschlicher Charakteristik als in technischen Einzelheiten der Kriegsgeschichte, der vergessen wäre. Selbst die allerneuesten Forschungen in Details sind berücksichtigt. Nur meinen Haupthelden, Marschall Soult, habe ich leider nicht so ausführlich, wie es nöthig gewesen wäre, behandeln können, theils wegen Raummangels, theils, weil ich ihn kurz vorher in einem langen Essay zergliedert hatte. Dieser große Feldherr unterscheidet sich von der Reihe seiner Kollegen, der prudente mediocrité, und ist daher nur als Corpsführer bis 1808 in meinem Buch beleuchtet, nicht als späterer Leiter der spanischen Feldzüge. Hierbei fallen mir noch ein paar Dinge ein, die ich nicht citirte und nachtragen möchte. Nämlich, daß sogar Soult, der es wahrlich nicht nöthig hatte, sich die Erfolge Lecourbes (1799) in der Schweiz zuschreibt; ferner, daß sogar der wilde Junot sich bei Bestrafung der Aufrührer in Lissabon einmal großmüthig benahm und einer seiner Unterführer allgemeine Hochachtung genoß, also selbst in solchen Fällen eine gewisse Ritterlichkeit immer wieder durchbrach. Endlich wäre noch die köstliche Antwort Soults auf die Frage anzuführen ob er bei Toulouse gesiegt habe oder nicht: „Gehöre ich zur Kammeropposition, steht fest, daß ich siegte; bin ich Kriegsminister, steht eben so das Gegentheil fest."

Karl Bleibtreu.

Bismarck in der Karikatur. 230 französische, englische, russische, italienische amerikanische, wiener, deutsche, schweizer ꝛc. Karikaturen. Gesammelt und mit erläuterndem Text versehen von K. Walther. Stuttgart, Francksche Verlagshandlung (W. Keller & Co.), geb. 4 Mark.

Fünfzig Jahre hindurch hat Bismarck den politischen Witzblättern aller Nationen Stoff geliefert; und wie ihre Spottbilder anfangs wesentlich dazu beitrugen, ihn zum „bestgehaßten" Staatsmann zu machen, so hat er doch auch, nicht zum geringsten Theile, seine ungemeine spätere Volksthümlichkeit ihnen zu danken gehabt. Er selbst wußte den politischen Humor zu schätzen und seine eigene Karikatur, wenn sie nur witzig war, ergötzte ihn kaum minder als die seiner berühmten Kollegen an der Seine, Themse, Newa oder Donau. Ich dachte mir nun, eine Sammlung von Bismarck-Karikaturen, zusammengestellt aus den namhaftesten Witzblättern der verschiedenen Länder, dürfte nach dem Tode des Altreichskanzlers als zeitgemäßes Unternehmen gelten. Ich begann, die einzelnen Blätter zusammenzutragen, und verfolgte mit Behagen, wie der verspottete preußische Junker mit riesenhaft wachsender Gestalt durch diese Welt des Humors und des Witzes hindurchgeschritten ist. Möge auch dieses Werkchen ein Baustein zum Denkmal des großen Staatsmannes und ein Verkünder seines Ruhmes, seiner politischen Weisheit und seiner Größe sein.

Stuttgart. K. Walther.

Digitized by Google

Telephonirte Verträge.

Woher kommt es wohl, daß die Judikatur in Telephonangelegenheiten in Deutschland noch so wenig entwickelt ist? Werden doch seit vielen Jahren Tag für Tag die wichtigsten Abschlüsse telephonisch gemacht und ist es doch bereits dahin gekommen, daß der Verkehr der Börsen unter einander und der reguläre Geschäftsgang der Industriebezirke an der Ruhr mit ihren Hochöfen und Zechen heute ohne Benutzung des Fernsprechnetzes kaum denkbar wären.

Das Telephon ist bei uns bekanntlich Staatsmonopol, da man im Jahre 1892 die neue Art des Verkehres ohne Weiteres unter das Telegraphengesetz fallen ließ. Bis dahin war die Regalität — wie der juristische Ausdruck lautet — zweifelhaft gewesen, wie schon aus einem in damaliger Zeit viel besprochenen Urtheil hervorging, das über die Anlage eines Privattelephons zwischen einem berliner Vorort und der Hauptstadt entschied. Der Fiskus haftet für Mißverständnisse und Störungen im Telephonverkehr eben so wenig wie für die Verstümmelung oder Verzögerung von Depeschen. Beschwert man sich über Verfehlungen von Beamten, so kann man höchstens erreichen, daß der Schuldige eine Geldstrafe erleidet; an einer solchen indirekten Bereicherung der Amtskasse dürfte der geschädigte Privatmann aber wenig Interesse haben. Und dennoch hat das Reichsgericht längst die Telegraphen — und damit auch die Fernsprecheinrichtungen — als normale Ausdrucksmittel der Willensäußerung kaufmännischer Kontrahenten anerkannt. In dem vom Reichsgericht entschiedenen Streitfall handelte es sich darum, daß durch eine irrig wiedergegebene Depesche ein Verkaufsauftrag von 2000 Pfund Sterling Dynamit Trust auf das Zehnfache erhöht worden war. Das Berufungsgericht hatte ein Verschulden des Verkäufers schon darin gesehen, daß er sich für seine Ordre eines an und für sich unzuverlässigen Mittels bedient hätte, weil er die Depesche nicht als kollationirte aufgab. Der erste Civilsenat des Reichsgerichtes aber erklärte: „Der Telegraph ist als Verkehrsmittel von der kaufmännischen, ja von aller Welt, auch von den öffentlichen Behörden, so sehr auf- und angenommen, daß sich in manchen Verhältnissen, z. B. bei dem Großhandel, bei dem Börsengeschäft, Niemand ihm ohne Nachtheil entziehen kann."

Immerhin bleibe in allen Fällen, wo in Folge einer entstellten Depesche Verluste entstehen, der Absender haftbar. Denn Dieser habe, wenn auch nicht gerade das Wagniß, so doch alle etwa denkbaren Zufälligkeiten des Depeschenweges als möglich in sein Bewußtsein aufgenommen, als er sich zur Benutzung des Telegraphen entschloß: also auch den Schaden, der durch die Wahl dieses Ausdrucksmittels den von ihm Beauftragten treffen konnte. Der Kommissionär hatte in dem hier erwähnten Falle statt der wirklich gewollten 2000 Pfund Dynamit Trust 20 000 verkauft und der Absender des verunglückten Telegrammes wurde für verpflichtet erklärt, die 20 000 Pfund zu liefern. Auch wenn er sich der Unsicherheit des von ihm gewählten Ausdrucksmittels nicht bewußt geworden war, durfte er aber immer noch aus dem Grunde als haftbar gelten, weil sein Verhalten nicht die Ursache

Digitized by Google

werden durfte, daß sein Kontrahent zu Schaden käme. Eine solche Begründung geht aber vom Standpunkte der Verkehrssicherheit aus nicht einmal so weit wie die vom früheren Obertribunal gebilligte und auch heute noch von vielen Juristen vertretene Theorie, wonach die dem Empfänger zukommende Erklärung auch dann, wenn sie dem Willen des Absenders nicht entspricht, als dessen Willenserklärung gilt, so daß durch Annahme des Angebotes, so wie es übermittelt ist, unter allen Umständen ein unanfechtbarer Vertrag zu Stande käme. Diese Theorie wird vom Reichsgericht als die Bedürfnisse des Verkehrs „weit überschießend" reprobirt.

Natürlich kommen im Einzelfalle neben den prinzipiellen Bedenken häufig auch konkrete Umstände in Betracht. Wenn z. B. der Kommissionär seinen Auftraggeber als einen Geschäftsmann gekannt hätte, dessen Verhältnisse eine Ordre von 20000 Pfund als ganz übermäßig und deshalb als unwahrscheinlich erscheinen ließen? Wäre es dann vor Ausführung der Ordre nicht seine Pflicht gewesen, sich durch eine Gegenfrage zu vergewissern, ob da nicht ein Irrthum vorliege?

Wie steht es nun in analogen Fällen mit dem Telephon? Hier scheint noch Alles schwankend. Bekämpfen sich doch zwei verschiedene Grundanschauungen der Juristen, deren keine sich bisher vollständig durchzusetzen vermocht hat. Die Einen wollen alle Vorkommnisse des Fernsprechverkehrs einfach unter die Regeln des Depeschenverkehrs bringen; die Anderen halten den Vertragsabschluß durch das Telephon für einen Abschluß unter Anwesenden, im Gegensatz zum telegraphischen Abschluß als einem solchen unter Abwesenden. Das ist ein Unterschied, der in vielen gesetzlichen Beziehungen von Wichtigkeit ist. Ein Telephongespräch wird mindestens von Zweien gehört, dem Auftraggeber und dem Auftragnehmer; entsteht aber ein Mißverständniß, so ist kein Schrifttext vorhanden, wie beim Telegramm. Deshalb bedient man sich in größeren Geschäften gern eines zweiten Zeugen am Schallrohr und bringt das Gesagte unmittelbar danach zu Papier. So lange aber der Phonograph nicht allgemein eingeführt ist, fehlt es trotzdem an bündigem Beweismaterial dafür, was gesagt worden ist. Wer die schier unzähligen Nummernverwechselungen verfolgt, die schon beim Anrufen vorkommen, wird sich nicht darüber wundern, daß Zahlenirrthümer in den Gesprächen sehr häufig sind. Deshalb ist man ja auch zu der Sitte des Kollationirens übergegangen, das viele Irrthümer sofort aufklärt.

Noch verwickelter wird die Entscheidung der Verantwortlichkeiten dadurch, daß der Angerufene weder in seinem Bureau noch an der Börse in der Regel Zeit hat, selbst am Telephon zu sein, sich also eines Vertreters bedienen muß. Es würde also zunächst einmal zu entscheiden sein, ob nicht etwa anstatt eines Lehrlings ein geschäftskundiger Mann für die Fernsprechaufnahme zur Verfügung zu halten gewesen wäre. Die Börse wird wohl am Wenigsten dazu kommen, derartige Dinge zum gerichtlichen Austrag zu bringen, denn sie liebt das zeitraubende Prozessiren nicht mehr — time is money — und ist deshalb immer zu billigen Ausgleichen bereit. Man verzichtet unter Umständen schlankweg selbst auf größere Summen und wendet sich im schlimmsten Fall an das Arbitrium von kaufmännischen Sachverständigen, die ja nicht mehr, wie in früheren Zeiten, ignorante, dafür aber um so wichtiger thuende Herren sind. Unsere Mittelfirmen im Bankwesen laufen ohnehin mit dem halbwüchsigen Theil ihrer Börsenvertreter ein ständiges Risiko, da jeder Fehler in einem Hausse- oder Baisseengagement schließlich doch

Digitized by Google

von der Firma gut gemacht werden muß. Allerdings wurde von einem bekannten Geheimen Komerzienrath in Berlin früher das geflügelte Wort kolportirt: „Meine Leute dürfen sich nie mehr als einmal irren!“ Wenn man bedenkt, daß für die untergeordnetsten Verrichtungen in so manchem anderen Berufszweige Kautionen von den Angestellten gefordert werden, so möchte man die generelle Vertrauensseligkeit unserer Bankiers ihrem häufig recht jugendlichen Personal gegenüber fast Leichtsinn nennen. Allein die Erfahrung hat bisher solchem Leichtsinn in den meisten Fällen doch Recht gegeben.

Eine Spezialfrage ist das Gebundensein bei Geschäftsofferten. Wenn der Kaufmann A. brieflich oder telegraphisch dem Kaufmann B. tausend Sack Weizen anbietet, und zwar „freibleibend“, so antwortet B. telegraphisch oder postwendend und der Offerent darf unter allen Umständen seine Mittheilung als von der Post ordnungmäßig besorgt ansehen. Nichteintreffen darf — so weit das Deutsche Reich in Betracht kommt — als Nichtabsendung gedeutet werden. Das Wort „freibleibend“ bezieht sich bekanntlich auf den Offerenten, so daß er bei Annahme des Angebotes immer noch erklären kann, er habe bereits anderweitig verfügt. Wenn nun bei einer solchen Eventualanstellung ein telephonischer Irrthum vorkommt, so kann sich leicht der eine Theil für gebunden halten, ohne es noch zu sein; oder der Offerent glaubt fälschlich, eine Antwort vernommen zu haben, die ihn nach irgend einer Richtung verkehrt disponiren läßt. In diesem Falle kann man die Folgen des Irrthumes nicht einfach auf den Frageſteller wälzen, weil er sich vor dem Fehler der Erwiderung doch gar nicht schützen konnte.

Mündliches Verhandeln ist ein Verhandeln unter Anwesenden. Briefe und Telegramme stellen ein Verhandeln unter Abwesenden dar. Nun wird von 1900 an das Bürgerliche Gesetzbuch dem Telephonverkehr die Fähigkeit eines Abschließens unter Anwesenden zuerkennen. Das ist für den direkten Geschäftsverkehr, wo eine Offerte mit einem sofortigen Ja oder Nein erledigt werden kann, sehr wichtig, weil dann eine Anrufung nicht gestattet, mit einem Briefe oder einem nachträglichen Wiederanrufen statt des sofortigen Ja oder Nein zu antworten.

Beleidigungen durchs Telephon können zu recht weitschichtigen Rechtsfragen führen; doch sind sie schwer zu beweisen. Im Privatklageverfahren giebt es keine Eideszuschiebung oder eidliche Bekräftigung und nur bei Beamtenbeleidigungen pflegt die Staatsanwaltschaft „im öffentlichen Interesse“ Offizialanklage zu erheben. Immerhin liegen die schwierigsten Fälle des Telephonrechtes auf dem Gebiete des Handels. Und wenn der Laie gern von dem Brief spricht, der die Bestätigung des mündlichen Abschlusses darstellt, so ist Das ein Irrthum. Der nachträgliche Brief dient, ganz wie bei telegraphischen Abschlüssen, nur zur größeren Sicherung, nicht zur Herstellung der Vertragsgrundlagen.

Pluto.

Digitized by Google

Narrenſtreiche.

I. Das Jüngſte Gericht.

Jüngſt ſchlief ich einen tiefen Schlaf
Und im Traume ſummten die Schellen,
Da hört' ich plötzlich vom Narrendom
Die große Glocke gellen.

Die große Glocke zu tönen beginnt
Bei jedem klugen Streiche,
Den man in hehrer Begeiſtrung begeht
Im neueſten Deutſchen Reiche.

Die große Glocke gellt und ſchrillt
In grellen Mißaccorden;
Faſt glaubt' ich, hinge ſie nicht ſo hoch,
Daß ſie ſelbſt verrückt geworden.

Die Glocke hat ihr lachendes Lied
Ueber den Reichstag geſungen,
Der da gehalten ſein Jüngſtes Gericht
Ueber Wolfgang, den ewig Jungen.

Der Reichstag hat ſein Sprüchlein gefällt
Und den Fall Goethe erledigt.
Für Tiefenbacher, Kroaten und Volk
Ein Stück Kapuzinerpredigt!

Doch wie am ſchwarzen Himmelszelt
Die Sterne ſtrahlen und funkeln,
So hat er mit ruhigem Troſt die Welt
Erleuchtet aus nächtigen Dunkeln.

Aus ſeiner Bruſt, da brach hervor
Ein Strom von ſingenden Sternen,
Kometen ſchwammen leuchtend empor
Und grüßten unendliche Fernen.

Ihm war keine Höhe ſo ſchwindelnd hoch:
Er iſt jubelnd hinaufgekommen;
Keine Tiefe ſo ſchaurig: er iſt doch
Muthig hinuntergeklommen.

Wohl hat auch ihn das Leben umgraut
Mit Schmerzen, Gefahren und Stürmen,
Doch hat er ihm leuchtend ins Auge geſchaut,
Ließ ruhig die Wogen ſich thürmen.

Es war ihm nichts zu fremd, zu gering:
Er hat es mit Liebe umſchloſſen;
Und von der Natur iſt aus jedem Ding
Ihm Liebe zurückgefloſſen.

Sein Herz hat dem Herzſchlag des Alls gelauſcht
In glühendem Gottverlangen
Und Sonnen im Auge, gottumrauſcht:
So iſt er durchs Leben gegangen.

Eine Rieſenharfe, geſchwellt vom Klang,
Von der Erde geſpannt zu den Sternen..
Und die ſüßeſten Lieder, den tiefſten Sang
Trägt die Zeit in ewige Fernen ...

Doch Ihr, in Eurer Zeitlichkeit,
In Eurer kurzjährigen Sendniß,
Ihr wißt doch, daß Euch nun einmal fehlt
Für Größe das Verſtändniß.

Drum redet leiſer und boſſelt ſtill
An Euren Splittergeſetzen
Und hütet Euch, „ohn' direkt zuchtlos zu ſein,
Das Schamgefühl grob zu verletzen!"

II. Die Inſchrift.

Was für den Menſchen die Titulatur
Und der Orden, Das iſt für Gebäude
Die Inſchrift —: die amtliche Signatur,
Der Stempel zur Daſeinsfreude.

Digitized by Google

Der Leib ist die rohe Erscheinungsform
Vom sündlich konkreten Wesen;
Doch was er bedeutet, sein Sinn, seine Norm:
Das ist auf der Inschrift zu lesen.

Der Geist, der glühend den Leib durchflammt
Und ihn zum Licht getragen,
Wohin er strebt und woher er stammt:
Das kann nur die Inschrift sagen.

Erst die Inschrift durchdringt den Mauerstein
Mit inniger Beseelung;
Und Körper und Geist und Traum und Sein
Feiern in ihr die Vermählung.

Ein Mensch ohne Titel: ein Kork, ein Tand,
Schwankend auf flüchtiger Welle,
Ein Halm im rinnenden Dünensand,
Ein ganz unsichrer Geselle.

Ihm fehlen die Wurzeln, ihm fehlt das Ziel;
Frei flattern im Wind die Ranken —
Natürlich lockt jeder Besenstiel
Die Hexensabbathsgedanken.

Die Inschrift weist den lichten Pfad
Aus Nacht und Tod und Verwesung;
Es ist der Sturm die rettende That
Und das Wort bringt die Erlösung ...

Drum setzt auch bald auf den Reichstagsbau
Die befreienden Inschriftsworte!
Der amtliche Stempel, Gold auf Grau,
Der fehlt noch über der Pforte.

Denn ohne Inschrift seid Ihr doch nichts,
Eine leblos stammelnde Masse;
Vielleicht bahnt dann ein Strahl des Lichts
Einem Gedanken die Gasse.

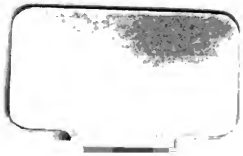
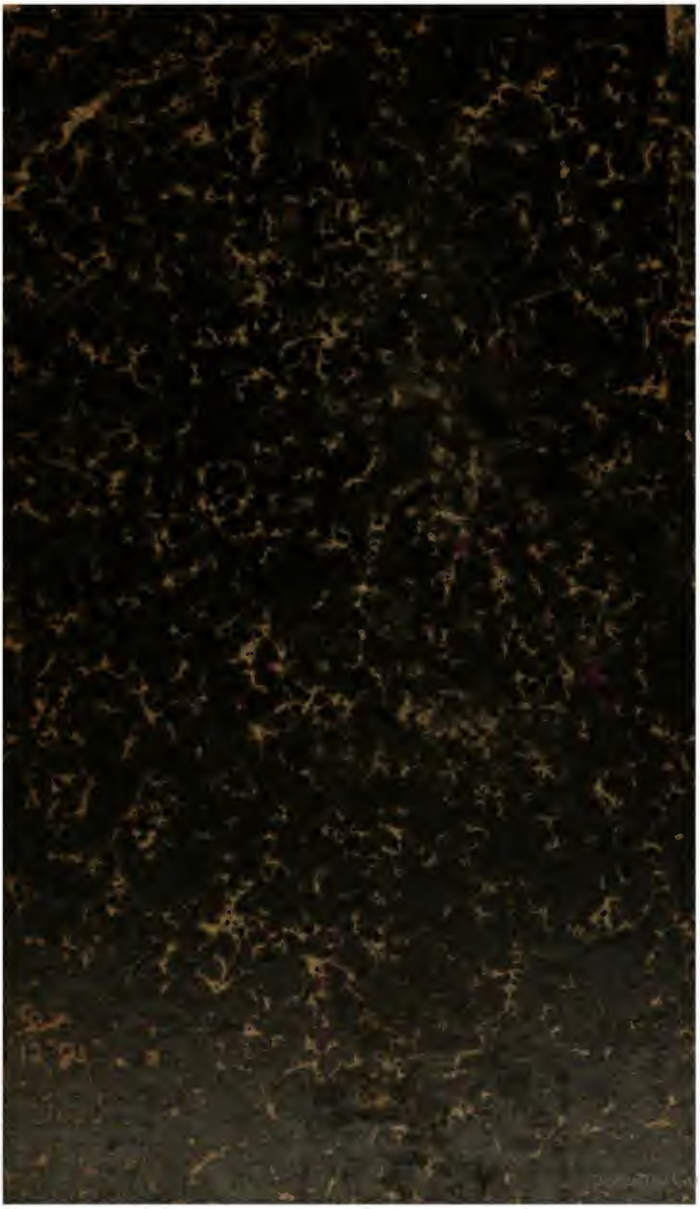
Und der ist nöthig. Müßt Ihr doch bald
Eine andere Inschrift besprechen;
Da werdet Ihr über Form und Gehalt
Euch weidlich die Köpfe zerbrechen.

Nur nehmt Euch in Acht, nicht wieder einmal
Die Wahrheit zu verletzen —:
Sie könnte Euch sonst mit glühendem Stahl
Eine ewige Inschrift setzen.

Kunz von der Rosen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Digitized by Google



Digitized by Google